Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Hundertachtunddreißigster Band
35. Jahrgang: 1911: Juli—September

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag Gm. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

Inhalt des 138. Bandes: Juli / August / September 1911

Politik, Geschichte und Volkswirtschaft:

Wissenschaft und Reisebeschreibungen:

Romane, Novellen und Skizzen:

Gedichte:

Literatur und Theater:

Bildende Kunst:

Musikbeigaben:

Kunstbeigaben:

NORD UND SÜD

Hanns Fechner:
Rita Sachetto
(Rembrandt-Gravüre)

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H.
Berlin W.30/Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 138. Heft 433. Erstes Juliheft 1911

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Privatdozent Dr. Albrecht Wirth (München): Ein japanisches Festlandreich.

Die Normannen eroberten vom europäischen Festlande aus die britischen Inseln. Später wandten sie sich, die allerdings niemals ihren Besitz in der Normandie aufgegeben hatten, nach dem Festlande zurück und eroberten mit gewaltiger Faust ein gutes Drittel von Frankreich, zeitweilig sogar die Pyrenäen überschreitend. Ganz ähnlich sind „die 10 000 Inseln" im fernen Osten, wenn anders der Sinologe Parker recht hat, um 200 n. Chr. von tungusischen Herrschern, von dem Sienti Tan shtih-kwei besetzt und seinem ungeheuren Reiche, das sich in einer Ausdehnung von beiläufig 18 Millionen Kilometer bis zum Eismeer und im Westen bis mindestens zum Balkasch-See erstreckte, zugefügt worden. Höchst wahrscheinlich ist aber dies Unternehmen nicht das einzige seiner Art gewesen. In noch früherer Zeit muß eine ganze Reihe von tungusischen und mongolischen Zügen nach Japan gegangen sein. Das ergibt sich schon aus der Sprache. Denn wie man schon seit Grunzel wußte und wie jüngst durch ein erschöpfendes wissenschaftlich grundlegendes Werk von Winkler abermals bestätigt wurde, gehört das Japanisch zur Altaischen Sprachgruppe. Ich würde allerdings nicht annehmen, daß es ohne Rest in das Altaische aufgeht, sondern würde nicht unwesentliche malajische Einflüsse und außerdem solche wenn auch geringere, der Dravida- und der Tibeto-Barmaner annehmen, von der in ihren Zusammenhängen noch immer rätselhaften Sprache der Aino ganz abgesehen: Genug, ein weitgehender linguistischer Zusammenhang zwischen Japan und dem asiatischen Festland ist vollauf bewiesen und die notwendige Folgerung daraus ist, daß in Urzeiten die japanischen Inseln vom Festlande aus besetzt worden sind. In der Gegenwart machen es nun die Japaner so, wie einst die Normannen. Sie kehren nach dem Festlande zurück und suchen, mit ihren Inseln nicht zufrieden, auch auf dem Kontinente weiträumigen Besitz zu erwerben. Die erste Stufe war die Angliederung von

tration pacific in der ganzen Südhälfte der Mandschurei und die dritte Stufe ist der Versuch, einen gewaltigen Pufferstaat, der unter dem Einflusse des Mikado stünde, zwischen Sibirien und China zu schaffen.

Die Bevölkerung Dei-Nipons ist in rascher Zunahme begriffen. Man kann bis auf mehr als eine halbe Million im Jahre schätzen. Das Kaiserreich beherbergt jetzt mehr als 51 Millionen Bewohner, davon reichlich 47¾ Millionen Japaner (die angegliederten Gebiete auf dem Festlande nicht mitgerechnet). Schon längst erscholl denn auch der Ruf: Land, neues Land! bei den geringen Löhnen und den steigenden Preisen der Lebensmittel, bei dem unerbittlichen Wettbewerb des Wirtschaftslebens in der Gegenwart haben die Berater des Mikado schon seit Jahrzehnten nach Mitteln und Wegen gesucht, um den Überschuß der Bevölkerung geeignet unterzubringen. Zunächst haben sie dabei Lücken in dem eigenen Lande auszufüllen gesucht. Eine starke Auswanderung wurde nach dem Norden der Hauptinsel Hondo und besonders nach der Insel Jesso, heute gewöhnlich Hokeido (ungefähr „Nordgebiet") gelenkt. Noch vor einem Menschenalter betrug die Bevölkerung Jessos kaum 160 000 Seelen; jetzt hat sie eine Million überschritten. Blühende Städte haben sich dort erhoben, wo noch unlängst Urwälder wuchsen und der Bär hauste; die Häfen werden von zahlreichen Schiffen angefahren und sogar eine Art Universität wurde in Sapore errichtet. Allein für die rasche Zunahme der Bevölkerung genügte Jesso allein bei weitem nicht. Nun wurde auch noch Formosa gewonnen. Es scheint jedoch seltsamer Weise, als ob den Kindern Amaterasus, der Sonnengöttin, die tropische Hitze weniger zusagt, als arktische Kälte. Auch konnte man schon bei dem Kriege von 1895 beobachten, daß auf Formosa nicht weniger als 12 000 Soldaten durch Krankheiten zugrunde gingen, während der mandschurische Feldzug nur 3000 Opfer durch Krankheiten erforderte. Vielleicht ist diese auffallende Erscheinung dadurch zu erklären, daß eben doch vielmehr Japaner aus Sibirien und Nachbarländern stammen, als aus malayischen und Dravidagegenden. In Übereinstimmung mit dieser Beobachtung steht es, daß bis zum heutigen Tage, nach einer fünfzehnjährigen Besetzung, nicht mehr als 65 bis 80 000 Japaner — es ist sehr schwer, genaue Statistiken zu erlangen — sich dauernd auf der schönen Insel niedergelassen haben. Also auch hier, auch in der tropischen Erwerbung, war nicht Raum genug

für den Geburtenüberschuß des tatkräftigen, beständig wachsenden Volkes. Seit etwa anderthalb Jahrzehnten hat man es dann weiter mit einer überseeischen Auswanderung versucht. Zehntausende von Kindern Nippons ergossen sich nach Sibirien, um dort an der großen Bahn oder sonstwo zu arbeiten, nach Siam und Australasien, nach der weitzerstreuten Inselflur der Südsee, nach der Terresstraße, wo die Auswanderer besonders in der Perlenfischerei Beschäftigung fanden, endlich nach Australien, Amerika und sogar nach Südafrika. Der Mittelpunkt dieser überseeischen Auswanderung wurde Hawaii. Die Zahl der Japaner soll heute auf 125 000 angeschwollen sein. Vor dem Jahre 1895, als die Eilandgruppen von den Vereinigten Staaten eingesteckt wurde, hatte die Zahl nur 26 000 betragen. Im Jahre 1907 kam es bereits darüber zu einem ernstlichen Streite dem jedoch nach längeren Schwankungen zuletzt die finanziell erschöpften Japaner aus dem Wege gingen.

In ganz Nordamerika, dem der Briten, der Yankees und der Mexikaner dürfte die Menge von Japanern gegenwärtig an 50 000 betragen, doch ist vorläufig keine Aussicht vorhanden, daß sie in Zukunft noch mehr anschwelle, da ja die Abneigung der Angelsachsen und infolgedessen die Ausschließungsmaßregeln hier einen Riegel vorgeschoben haben und da andererseits in Mexiko die Pflanzungskolonien japanischer Kulis, besonders in der tropischen, außerordentlich ungesunden Provinz Chiapas, eben wegen des schlechten Klimas, vollkommen scheiterten und heute so ziemlich wieder aufgegeben worden sind. Ebenso sind die Niederlassungen solcher Kulis auf Kuba und im französischen Quadelpoupe nicht von Dauer gewesen. Immerhin waren sie in der französischen Kolonie so bedeutend, daß einmal ein Aufstand des Kuli-Elementes erfolgen konnte, um allerdings mit verhältnismäßig leichter Mühe niedergeschlagen zu werden. Am meisten Erfolg versprechen bis jetzt die Anknüpfungen in Südamerika. Hier hat China vorgearbeitet. Schon im Jahre 1877 sind Tausende von chinesischen Minenarbeitern nach den Silbergruben Perus gegangen; die Mißstände waren dort aber so schrecklich, daß es zu diplomatischen Protesten kam und daß zuletzt, da die Proteste nichts fruchteten, das damalige Auswärtige Amt des himmlischen Reiches, das Tsungli-Yamen, kurzerhand die Auswanderung nach Peru verbot. Der erste, der eine japanische Auswanderung nach Südamerika ins Werk setzte, war Herr Asano, der Gründer und

Leiter der drittgrößten Rhederei des Landes, der Tojo Kissen Kaisha. Ich machte zufällig seine Bekanntschaft, als er im Jahre 1896 die ersten Schritte dazu tat, um eine Schiffahrtsverbindung mit Santiago in Südkalifornien ins Leben zu rufen. Damals waren die Augen des Herrn Assano noch ganz auf Nordamerika gerichtet. In der Folge aber, zumal durch Versprechungen von Regierungshilfe angestachelt, wandte er sich mehr den südamerikanischen Freistaaten zu. Seit 1901 wurde eine Reihe von Verträgen mit solchen Staaten, namentlich mit Brasilien und Peru, abgeschlossen, um eine Auswanderung dorthin im großen Stil zu schaffen. Die Tojo Kissen Taisha spielte dabei immer eine Hauptrolle. So recht fruchtbar sind aber die Verträge erst seit dem Jahre 1908 geworden. Besonders die brasilianische Regierung zeigte ein ungemeines Entgegenkommen. Sie ging so weit, die Einwanderer sogar mit Geld zu unterstützen. Wie viele Kulis jedoch bisher hinübergegangen und wie viele namentlich dauernd angesiedelt seien, das entzieht sich meiner Kenntnis.

Wenn man nun über alle diese vielen und weitzerstreuten Unternehmungen einen Überschlag macht, so muß man sich doch sagen, daß sie bis jetzt noch nicht recht gelohnt haben. Die Gesamtziffer des Bevölkerungsüberschusses, die derart in überseeischer Fremde versorgt wurde, kann nicht mehr als auf höchstens 250 000 veranschlagt werden. Das ist noch nicht die Hälfte der alljährlichen Bevölkerungszunahme. Auch Formosa ist, wie gesagt, in dieser Beziehung ein Fehlschlag gewesen, wenn es auch durch den Betrieb von Pflanzungen und Goldminen sowie Schiffahrt und sonstige Geschäfte nicht verächtliche Ergebnisse gebracht hat. Es ist zu verstehen, daß unter solchen Verhältnissen die Sehnsucht der Japaner anderswo Spielraum für die Ernährung seiner allzu großen Bevölkerung zu erringen, nur noch verstärkt wurde. Da blieb jedoch nur noch das asiatische Festland übrig. Werfen wir nun unsere Augen auf Korea, das seit August 1910 amtlich zu Dainipon gehört! Ich habe kürzlich eine Statistik gesehen, derzufolge die Mannen des Mikado in Korea bereits die steile Höhe von anderthalb Millionen Seelen erklommen hätten. Eine solche Menge erscheint mir völlig unglaublich. Man muß wissen, daß die ganze Halbinsel der „ewig weißen Berge" nach der letzten Zählung nur 10 Millionen Bewohner beherbergt. Daß mit einem Schlage diese Ziffer um mehr als ein Siebentel vermehrt worden wäre, ist nicht glaublich. Die übertriebene Statistik geht

auf einen britophilen Inder zurück, der in der Fortnigthly Review behauptete, daß Asien von Japan noch mehr Tyrannei zu befürchten habe, als von den Europäern. Er zielte dabei namentlich auf die Unterdrückung der Koreaner. Nur zeigte er sich recht schlecht unterrichtet. Er gab an, daß bereits anderthalb Millionen Japaner in das Land der Morgenfrische eingewandert seien. Tatsächlich beträgt nach amtlicher Angabe, der zu mißtrauen kein Grund, die Zahl nur 146 000, dergestalt, daß nicht mehr als 15 Japaner auf je 1000 Koreaner kommen. Der japanische Besitz auf der Halbinsel an Land wurde Ende 1909 auf ungefähr 270 Millionen Mark veranschlagt, wozu noch Gebäude im Werte von 12 Millionen Mark kamen. In jedem Falle ist diese Ziffer ganz bedeutend geringer als die Auswanderung, die die Russen nach dem benachbarten Sibirien ins Werk gesetzt haben. Denn allein im Jahre 1909 sind über Tscheljapinsk, die Kontrollstätte der Auswanderer, 688 000 Leute nach Sibirien gekommen; zurückgewandert sind allerdings in dem gleichen Jahre nicht weniger als 182 000. Immerhin bleibt der beträchtliche Überschuß von mehr als 400 000 für ein einziges Jahr, also mehr, als seit einem halben Menschenalter Japaner überhaupt in alle Länder der Welt ausgewandert sind. Auch sind die Aufwendungen der zarischen Regierung viel bedeutender als die der japanischen. Denn in Petersburg hat man für 1910 an 26 Millionen Rubel für die neuen Siedler bereit gestellt.

Besonders eifrig sind die japanischen Einwanderer in Korea um bergbauliche Konzessionen bemüht. Es wurden im verflossenen Jahre 474 Anträge auf Erwerbung von Minenrechten eingereicht und davon 46 genehmigt. Auch koreanische Adlige sicherten sich einige Gerechtsame, aber sie wollten gar nicht selbst Bergbau treiben, sondern nur die Kommission für die Konzessionsvermittlung ergattern. In erster Linie steht Gold. Doch hat die Jahresausbeute 10 Millionen Mark noch nicht überstiegen. Es ist Aluvial- und Quarzgold. Die deutschen Goldgräber haben jüngst eine neue Mine in der Nähe von Sönschen eröffnet. Die Amerikaner, die Hauptbesitzer, sind schon seit einer Reihe von Jahren in dem gebirg- und waldreichen Norden der Provinz Kinjang. Sie sagen, sie hätten die zweitgrößte Goldgrube der Welt; aber man weiß ja, was man von Yankee-Enthusiasmus zu halten hat. Engländer sind bei Sak-Tschu am Jaluflusse tätig; eine Gesellschaft, die inzwischen in Südafrika und Australien arbeitet, hat

auch dort am Jalu eine Option sich gesichert. Die Franzosen setzen ebenfalls ihre Hoffnung auf die Jalufelder; sie haben sich bei Tschang-söng niedergelassen. Nicht minder sind Japaner, wie eine Gesellschaft des Großkapitalisten Barons Chibusava, und Koreaner darauf aus, durch Goldminen ungefähr in derselben Gegend ihr Glück zu machen. Überhaupt ist der Strich am Jalu sehr aussichtsreich. Kupfer, Eisen und Kohle gibt es dort in größerer Menge. Kohle wird schon jetzt am Tatong-Flusse ausgebeutet, das ist nicht ohne Wert für die Schiffahrt, da die Mündung des sehr malerischen Tatong, in dem die Flut über 70 Kilometer bis fast an die Stadt Pingjang vom Meere heraufdringt, nicht weit von den großen Straßen des Weltverkehrs abliegt. Dagegen hat man mit Holz gar keine sonderlichen Gewinnste eingeheimst, obwohl doch um eine Holzkonzession der ganze Krieg von 1904 ausbrach. Die Wälder sind zu weit oben am Jalu. Das Flößen erfordert an 40 Tage. Eine japanisch-chinesische Holzgesellschaft, die dort arbeitete, erlitt zuerst ansehnliche Verluste. Erst seit 1908 sollen Gewinne eingelaufen sein. Das Holz, so hofft man, soll sogar bis Deutschland versandt werden. Die Bestände sind hauptsächlich Lärche, Kiefer und Tanne, sodann einiges Hartholz. Man sieht nicht recht ein, wie der Transport von solchen Arten bis nach Deutschland sich jemals lohnen könne. Die Holzfäller sind meist Chinesen, die am abgehärtetsten sind und daher den Winter am leichtesten überstehen.

Die Bahnen auf der Halbinsel gehören sämtlich dem japanischen Staate. Ihre Schienenlänge beträgt rund 1300 Kilometer. Es sind die Linien Fusan—Söul in der Südhälfte, Söul—Wiju in der Nordhälfte und im Westen die schon 1896 von Amerikanern gegründete, 1901 von Japanern vollendete Linie Söul—Chemulpo und die 1905 fertig gestellte, hauptsächlich strategische und denn auch von der japanischen Armee gebaute Linie Sarnrajoschin—Masampo. Technisch sind die Bahnen, im Gegensatz zu den mandschurischen und chinesischen, durchweg recht schwierig; sie erfordern zahlreiche Kunstbauten und Tunnels. Trotzdem sind die Kosten, zumal ja in der Regel Soldaten verwendet wurden, ganz bedeutend geringer gewesen, als sie in anderen überseeischen Ländern, geschweige denn in Europa zu sein pflegen. Allerdings war ja auch das Gelände billiger zu erwerben und ist die Ausrüstung der Bahnen lange nicht so gediegen, wie auf amerikanischen oder europäischen Strecken. Der Kilometer kostete unter 90 000 Mark. Um so auffallender ist es, daß keine ein-

zige Linie mit Gewinn jemals abgeschlossen hat. Im Jahre 1908 betrug der Gesamtverlust 77 000 Yen. Dabei ist nicht einmal deutlich, ob bei den Ausgaben die Kapitalzinsen mit verrechnet werden. Höchstwahrscheinlich nicht. Allerdings hat auch nach zwanzigjährigem Zeitraume die sibirische Bahn noch niemals den geringsten Überschuß erbracht, sondern hat stets mit einem Verluste, der in manchen Jahren auf 6 Millionen Rubel und mehr stieg, gearbeitet. Der Grund hierfür ist bei den Russen freilich nicht in der mangelnden Rentabilität, sondern in der mangelnden Ehrlichkeit des Betriebs zu finden. Eine jüngste amtliche Untersuchung hat allein in der Westhälfte Westsibiriens Unterschlagungen, die sich vermutlich auf mehrere Jahre erstreckten, in der Höhe von 50 Millionen Rubel aufgedeckt.

Wenn wir nun noch einen flüchtigen Blick auf das Geld- und Bankwesen in Korea werfen, so ist anzuerkennen, daß da die Japaner nützliches geleistet haben. Sie haben 1905 die Goldwährung durchgeführt und haben an Münzen fast 8 Millionen Yen geprägt, dazu auch allerdings noch Banknoten von bald 11 Millionen Xen ausgegeben, mehr als die Dai-Ichi-Dinko, die diese Transaktion durchführte, durch ihr Statut ermächtigt war. Außer dieser Bank sind noch einige kleinere mit zusammen etwa 8 Millionen Xen vorhanden und an einheimischen koreanischen ebenfalls drei mit zusammen nur 3,65 Millionen Xen und auch von diesen ist noch nicht viel angezahlt. Die Einnahmen Koreas betrugen 1909/10 über 221 Millionen Yen, die Ausgaben balanzierten so ziemlich damit. Die Schulden beliefen sich auf 30½ Millionen Yen nebst einer „außerordentlichen Anleihe" von 6,3 Millionen. Das gesamte Nationalvermögen wird auf 2,3 Milliarden Yen geschätzt. Das wäre also ungefähr ein Fünfzigstel des deutschen Nationalvermögens.

Für Bauern werden, zumal das Land der Morgenfrische durchaus nicht übermäßig fruchtbar ist, nicht allzu große Möglichkeiten eröffnet. Überhaupt sind nur an vier Stellen der Halbinsel größere Flächen vorhanden, wo sich eine dichtere Bevölkerung ansässig machen kann: im Nordosten in der Nähe von Wönsan oder Port Lazare, auch Gensan geheißen; im Nordwesten am unteren Laufe des Tatong, in dem malerischen Striche von Pingjan; in der Gegend zwischen Söul und Chemulpo; endlich zwischen Fusan im Süden und der Kreishauptstadt Heiku. Sonst erschweren überall ragende Gebirge die Niederlassung, Gebirge, die noch vielfach durch große Scharen von

Tigern unbewohnbar gemacht werden. Wenn auch durch die Gefechte der letzten vier Jahre beiläufig 50 000 Koreaner aus dem Wege geräumt wurden, so glaube ich doch nicht, daß noch für sehr viele neue Ansiedler Raum sein wird. Gleiche Erwägungen müssen den Japanern schon längst gekommen sein, die denn auch nur durch schärfste Maßregeln, gar nicht selten durch einfache Vertreibung der früheren Besitzer brauchbares Gelände in die Hand bekommen haben. Wenn also überhaupt noch ein Ausweg gebahnt werden, wenn der überheizte Kessel nicht platzen soll, so muß nach irgend einem neuen, wirklich aussichtsreichen und wirklich weiträumigen und viele neue Siedler noch zulassenden Lande der überströmende Strom geleitet werden.

Dies Land glaubte man in der Mandschurei zu finden. Die Mandschurei ist um mehr als die Hälfte größer als das Deutsche Reich. Sie hat noch viele Möglichkeiten. Sie beginnt erst jetzt erschlossen zu werden. Auch ist sie bis jetzt nur dünn bevölkert gewesen. Es ergab sich, daß reiche Kohlenlager und sonstige Mineralien in der Mandschurei sind und ergab sich ferner, daß die Landwirtschaft dort viel verspricht, geradezu berühmt ist ja in letzter Zeit die Soya-Bohne geworden, die einen Stapelartikel im Werte von etwa 20 Millionen Mark jährlich darstellt. Recht bedeutend ist die Gewinnung von Rohseide; sie beträgt über 7 Millionen Mark. Die Seide ist gut und sehr billig. Ich selbst hatte einmal einen Anzug aus mandschurischer Rohseide und hatte den Stoff dazu an Ort und Stelle gekauft; er kostete nur 6 Mark. Nicht minder ist der Anbau von Tabak lohnend, er liefert eine brauchbare Mittelsorte. Endlich ist die Viehzucht ziemlich entwickelt. So schien denn die Mandschurei den Japanern alles zu bieten, was sie nur verlangen konnten. Sehr bald aber stellte sich heraus, daß die schönsten Träume sich nie restlos verwirklichen. Die bösen anderen sind immer eben auch da. In die so schwach bevölkerte Mandschurei drangen Millionen von Chinesen ein und an dem wachsenden Lande wollten auch die Europäer teil haben. So hat denn das Geschäft in der Mandschurei zu einer Fülle von diplomatischen Verwicklungen geführt. Allein die Japaner dachten sich wohl: Jedes Geschäft ist eine Kette von Unannehmlichkeiten! und sie blieben bei der Stange. Wenn jetzt die Bevölkerung der Mandschurei auf höchstens 14 Millionen veranschlagt werden darf, so ist das eine Volksdichtigkeit, die noch immer um das zwanzigfache hinter der Japans zurückbleibt. Der diplomatischen Schwierigkeiten aber wurde man

dadurch Herr, daß man mit den Russen, namentlich mit den russischen Eisenbahninteressen, sich verbündete, während man die Chinesen, soweit es irgend angängig war, einfach ignorierte.

Gerade in der Mandschurei haben die Japaner im Grunde sich glänzend eingeführt. Sie haben auf die unzweideutigste Art bewiesen, daß sie kolonisieren, daß sie latente Schätze an die Oberfläche bringen, daß sie unerschlossene Striche entwickeln können. Zunächst haben sie mit der Eisenbahn Antung—Mukden etwas Tüchtiges und Ertragreiches geschaffen. Sodann haben sie die gewaltige Kohlenmine von Tuschung erschlossen. Hierüber sagt einer der letzten, der jene fernen Gegenden bereist hat, Fritz Wertheimer: Die Stadtanlage Fuschun ist in Wirklichkeit eine der größten kolonialen Leistungen der Japaner. Daß sie hier richtig erkannt haben, was Klima und Land verlangen, beweist, daß das Nichterkennen dieser Notwendigkeiten in anderen Kolonien nicht auf Unvermögen, sondern auf andere Dinge zurückgeht. Hier sind für die Japaner, die doch ihre luftigen Holzhäuser gewöhnt sind, feste Steinbauten mit wind- und kältesicheren Doppelfenstern gebaut, die ganze Stadtanlage wird von einer Zentrale aus mit weißem Dampf geheizt. Aber im Innern der Häuser ist alles japanisch mit Matten und Papierschiebetüren eingerichtet, so daß der Japaner sich da ganz wohl fühlt. Die Kohlenmine lohnt auch alle diese Auslagen. Sie ist eine der allerreichsten im ganzen Osten. Bis jetzt förderte sie etwa 2000 Tonnen pro Tag, ihre geringere Förderung lag aber am zeitweiligen Wagenmangel der Eisenbahn. Jetzt ist die Förderung auf 5—6000 Tonnen täglich gestiegen. Neben chinesischen und koreanischen Arbeitern sind an 3000 Japaner in der Kohlenmine beschäftigt.

Der große Sieg des Feldzuges 1904/5 ist in zweifacher Hinsicht für die Kinder des Morgen- und Sonnenlandes eine herbe Enttäuschung gewesen. Der Sieg hat ihnen weder den erwünschten Landzuwachs noch die so heiß ersehnten Entschädigungsmilliarden gebracht. Erfindungsreich jedoch, wie die Japaner sind, haben sie sich nicht verdrießen lassen und haben es wiederum mit einem neuen Mittel versuchen wollen. Sie schlossen Freundschaft mit dem soeben noch befehdeten Rußland. Sie sicherten sich dadurch gegenüber einer Bedrohung von Norden und bekamen ihre Kräfte frei gegen China.

Taten schatten besser ab als Worte. Die Praxis sieht in der Regel ganz anders aus als in der Theorie. Die Japaner begannen

damit, daß sie den Ostasiaten die Befreiung von dem europäischen Drucke versprachen, sie endeten damit, daß sie Korea unterjochten. Ganz ähnlich haben sie im Reich der Mitte damit angefangen, daß sie dem Pekinger Kabinette ein Zusammenwirken gegen die Westmächte in Aussicht stellten, und liebten es, darauf hinzuweisen, daß ja auch Deutschland und Österreich nach 1866 zu einer innigen Annäherung gelangt seien; sie enden damit, daß sie überall den Chinesen Schwierigkeiten machen, überall gegen sie Partei ergreifen und zuguterletzt sich anschicken, den chinesischen Einfluß in den Außenprovinzen des himmlischen Reiches durch japanischen zu ersetzen. Dazu hatten die Japaner eine gewisse Ermächtigung durch frühere geschichtliche Vorgänge.

Seit rund 2000 Jahren hat immer ein oder gleich eine ganze Reihe von Pufferstaaten zwischen China und nördlicheren Staatswesen bestanden. Im ersten vorchristlichen Jahrhundert bildete sich dergestalt ein Reich der Südhunnen und ein anderes, das aus Stämmen der südlichen Tungusen aufgebaut war. In der Folge entstand eine Anzahl von halbzivilisierten Herrschaften, die eine schwankende Zwitterstellung zwischen den Toba und Sung in der Südhälfte des himmlischen Reiches und den nordbarbarischen Herrschaften ihrer Rassengenossen weiter im Norden einnahmen, ungefähr in der Art, wie die Bayern und Burgunder sich zwischen das Byzanz und das Reich Theodorichs auf der einen Seite und das aufstrebende Frankenreich auf der anderen Seite legten. Die folgenden Jahrhunderte brachten mehrfache Wiederholungen von diesem Typus. Am ausgeprägtesten war die Eigenart des Pufferstaates in dem Kalmückenreich der goldenen Khane, das um 1700 eine große Bedeutung erlangt hat. Kurz zuvor hatte sich die russische Macht über ganz Nordasien ausgedehnt, während durch Kantg ti China neuerdings zu einer Großmacht erwachsen war. Zwischen den Russen und Chinesen erstreckte sich nun das neue Kalmückenreich von den Kalkhamongolen in der Mongolei bis an die Schwelle Ferganas, also bis an die Grenzen Persiens. Und zeitweilig sogar über Tibet, wo bei der Besetzung der Dalaijamas die goldenen Chane maßgebend wurden. Alle diese Pufferstaaten haben nicht allzu lange Bestand gehabt. Entweder reckten sie sich selbst zur Großmacht empor und verschluckten halb China, oder aber sie wurden von übermächtigen Nachbarn allmählig aufgerieben. Im Falle des Kalmückenreiches taten die Mandschu

dem Zaren Peter der Große den Gefallen, ihm das ärgerliche Hindernis seiner sibirischen Ausdehnung aus dem Wege zu räumen. Kanghis Heere zerstörten die Macht der Kalmücken, nachdem eine Weile ein Kondominium Rußlands und Chinas daselbst gewaltet hatte. Ganz bestimmte Anzeichen deuten nun darauf, daß Japan in der Bahn solcher früherer Pufferbildungen zu schreiten trachtet. Am bedeutsamsten ist in diesem Zusammenhange die religiöse Propaganda.

Verschiedene Fürsten bewarben sich um die Gunst des Papstes, die fränkischen und die burgundischen, später auch die burgundischen, später auch noch Knut der Große, der sich Kaiser und König nannte, sowie ein Engländer und ein Spanier, ebenfalls die Hände nach dem Kaiserthrone ausstreckend. Dazu machte der Kaiser von Byzanz noch Jahrhunderte hindurch den Anspruch, der Schutzherr des Papstes zu sein Eine ähnliche Bedeutung, wenn auch nicht ganz so gewaltige, wie der Papst, hat der Dalailama. Die buddhistische Welt hat ja noch mehr Mittelpunkte als lediglich Lhassa und hat noch mehr Spitzen als nur den Lama, der da so tief und unermeßlich ist wie das Meer; allein darüber kann doch kein Zweifel sein, daß der Herr von Potala der wichtigste unter den höchsten Geistlichen der buddhistischen Welt ist, daß er alle seine Nebenbuhler überstrahlt. Auch um die Gunst des Dalailama haben sich in buntem Wechsel verschiedene Herrscher bemüht. Zuerst die mehrfach genannten Kalmücken, die zwar äußerlich mit Gewalt vorgingen, die aber doch diplomatisch die Formen geistlicher Unterordnung wahrten; so dann verschiedene Oberhäuptlinge der Mongolei; endlich die Mandschu. Der große Kaiser Kanghi erkannte, daß die neue Dynastie trotz ihrer überragenden militärischen Erfolge doch auf die Dauer einer kirchlichen Hilfe nicht entraten könne, um auf die Chinesen einen dauernden Eindruck zu machen und sie beständig unter der Faust der Mandschu zu halten. Denn einmal war doch offenbar die Kultur der Besiegten viel höher als die der Sieger und zweitens war ihre Zahl, damals etwa eine Viertelmilliarde gegen über 430 Millionen heute — die geringeren Zahlen sind durch jüngste Forschungen endgültig beseitigt — unvergleichlich der der Mandschu, die man allerhöchstens, nebst verwandten Tungusenstämmen, auf 3 Millionen schätzen konnte, überlegen. So schloß denn der Kaiser im Jahre 1720 ein förmliches Konkordat mit dem Kirchenfürsten zu Lassa, des Inhalts, daß die kaiserliche Gewalt

überall und jederzeit die Lamaistische Kirche schützen werde, daß aber dafür der Dalailama auch der kaiserlichen Regierung immer hold und gewärtig sei und daß er seinen Einfluß dafür aufbiete, um auch alle die, so auf seinen Spruch hörten, den Geboten der Zentralregierung gefügig zu machen. Dieses Konkordat hat 170 Jahre lang bestanden. Nur einmal wurde das gute Einvernehmen zwischen Kaiser und dem lamaistischen Papste unterbrochen, im Jahre 1792, als chinesische Truppen Laß besetzten und sogar bis Nepal vordrangen, wo ihnen dann die Engländer Halt geboten. Im Jahre 1890 kam der Großfürst-Thronfolger nach Indien und wünschte eine Zusammenkunft mit dem Dalai-Lama. Die Engländer hintertrieben dies und besetzten außerdem Sikkim. Hierüber empört, wandte sich der Dalai-Lama um Schutz. Der wurde verweigert. Da kündigte der Herr von Lassa das Konkordat, da die Zentralregierung zu Peking eine der Hauptbestimmungen des Konkordats, nämlich die Verpflichtung zum Schutze der Kirche, verletzt habe. In Peking scheint man diese Kündigung ruhig hingenommen zu haben. Die Folge jedenfalls davon war, daß sofort der Dalai-Lama sich vollkommen unabhängig fühlte und als souveräner Herrscher — genau wie der Papst bis 1870 war er ja nicht nur Geistlicher, sondern auch Territorialherrscher — Verträge mit fremden Staaten abschloß. Es handelte sich um die Annäherung an Rußland, die durch den Fürsten Uchtomski und einige hochstehende Buriaten eingeleitet wurde und die in einer vorläufigen Anerkennung der russischen Oberhoheit vonseiten Tibets gipfelte. Der Vertrag, zu dem der Buriate Dorshiff am meisten beigetragen hatte und der zwei Gesandtschaften des Dalai-Lama an den Zaren zeitigte, wurde 1902 unter Beihilfe des russenfreundlichen Kanzlers Ylunglu von China bestätigt.

Fast ein halbes Jahr vorher war jedoch bereits das Bündnis zwischen England und Japan abgeschlossen worden, am 30. Januar 1902. Beide Mächte sahen es äußerst ungern, daß der Zar, in dem sie ihren gemeinsamen Feind erblickten, sich in Tibet festsetzte und zugleich sich eine Art von Schutzherrschaft über die Lama-Kirche anmaßte. England hat ungefähr 8 Millionen Buddhisten, die fleißig nach Lassa pilgern, in Assam und Barma. Japan aber gedachte die Rolle zu spielen, die der Himmelssohn aus Nachlässigkeit oder Schwäche aufgegeben hatte. Japanische Pilger, sogar ein Standesherr darunter, gingen in Verkleidung nach Lassa.

NORD UND SÜD

Hanns Fechner
Die Tochter des Meisters

Vorerst jedoch haben sie wenig ausgerichtet. Etwas mehr Förderung wird der allbuddhistische Kongreß gebracht haben, der im Jahre 1903 zu Kioto abgehalten wurde. Man hat zwar nie etwas Rechtes über das erfahren, was dort verhandelt und beschlossen wurde, doch wurde schon vor dem Zusammentritt des Kongresses in der ganzen buddhistischen Welt es freudig begrüßt, daß nach mehr als 2000 Jahren nach dem Konzile des Gupta-Herrschers Asoka jetzt wieder zum erstenmal Abgeordnete aller buddhistischen Sekten friedlich zusammenkommen sollten. So lang nämlich hatte das Schisma gedauert, das durch das ökumenische Konzil unter Chanischka um 120 nach Chr. verschärft und formell festgelegt worden war.

Der Manschurische Krieg brachte eine weitere Betätigung der Japaner auf buddhistischem Felde. Japanische Sendlinge durchstreiften die Mongolei. Wichtiger freilich als die geistlichen Agenten waren zur Zeit die militärischen. Sie wiegelten die mongolischen Horden auf, brachten ihnen Gewehre, stellten sich auch wohl selbst als Führer an die Spitze reisiger Abteilungen, die, von Räuberscharen nicht leicht zu unterscheiden, dem Kriegsschauplatze zustrebten und dort der russischen Armee in die Flanke fielen. Der Oberhäuptling Adachi hat damals nicht weniger als 15 000 Reiter mit neuzeitlichen Waffen ausgerüstet. Schon träumten die Mongolen davon, eine Wiederauferstehung der Zeiten Tschingi-tans feiern zu können. Nicht minder erzielten jene Sendboten dadurch Erfolge, daß sie die Buriatenbevölkerung diesseits und jenseits der Grenze zu einer Störung der sibirischen Bahn aufstachelten. An mehreren Stellen südöstlich vom Balkalsee wurde denn auch tatsächlich die Bahn unterbrochen, allerdings nicht für sehr lange. Selbst die christlichen Buriaten waren damals nicht gut auf Rußland zu sprechen, weil eine Abordnung von ihnen in Petersburg unfreundlich empfangen worden war. Lediglich infolge von bureaukratischem Mißgeschick, nicht etwa aus besonderen politischen Gründen. Nach dem Kriege haben die Sendlinge ihre Wühlarbeit wieder eifrig aufgenommen. Ist es ja doch für Japaner besonders leicht, unbemerkt die Mongolei zu durchreisen, da der japanische Typus dem mongolischen sehr nahe steht und z. B. von ihm viel weniger abweicht als von dem chinesischen. So manche japanischen Errungenschaften stammen aus der Mongolei, so das kleine Steppenpferd, der spitze breitrandige Hut und sonst noch das eine oder das andere in der Tracht. Der

eben erwähnte Name Adachi kommt auch in Japan nicht selten vor. Diesmal aber scheint die Propaganda überwiegend kirchlicher Art gewesen zu sein. Der Fürstabt der Wanjan-Sekte sandte eifrige Jünger aus Japan, um das Gelände vorzubereiten. Die Tätigkeit dieser Männer war so auffallend, daß trotz aller Heimlichkeit, in der ja die Japaner Meister sind, Mongolen, Chinesen und auch Russen aufmerksam wurden. Was tat nun inzwischen der Dalai-Lama? Vertrieben von den Engländern, floh er, wenige Tage bevor die britischen Truppen Lassa erreichten, aus seinem Palast zu Potala und ging zunächst nach Urga, wo ihn sein Nebenbuhler Gegen mit saurer Miene empfing und wo zum erstenmal Europäer, darunter der berühmte russische Forschungsreisende Kosloff mit ihm zusammentrafen. Von Urga ging der verbannte Kirchenfürst nach Kumbunim-Tangutenlande, wo ihn der Deutsche Tafel und verschiedene andere Reisende trafen. Nach einem Aufenthalt, der ungefähr ein Jahr dauerte, begab sich dann der Dalai-Lama nach Peking. Aus dieser Zeit ist besonders anziehend die Beschreibung, die der französische Major d'Ollone von dem Verbannten, den er in Wo-Tai-Tschan traf, gegeben hat. Tubdan-Gyatso war damals 35 Jahre alt. Sein Gesicht bekam durch den starken Schnurrbart einen gewissen kriegerischen Ausdruck, während sein Gesicht im übrigen nur von tiefer Ermüdung und Abgespanntheit sprach. Ihrem Schnitte nach weichen sie von denen eines Europäers nicht viel ab, aber merkwürdig ist die Gesichtsfarbe: sie ist nämlich geradezu orange. Stellt man sich dazu noch vor, daß der Dalai-Lama einen langen orangefarbenen Mantel, gelbe Hosen und hohe gelbe Stiefel trug, so kann man sich wohl den einigermaßen phantastischen Eindruck vergegenwärtigen, den dieser „Papst in Gelb" auf den Franzosen hervorbringen mußte. Er war barhäuptig und sein Haar kurz geschnitten. Die Unterhaltung zwischen d'Ollone und dem Dalai-Lama war etwas schwierig. Es gehörten dazu drei Dolmetscher. In Peking wurde der Verbannte zwar ehrenvoll aufgenommen, aber von dem weltlichen Arm vollkommen an die Wand gedrückt. Nur wenige Tage vor ihrem Tode unterzeichnete die Kaiserin Tsü-Hsi einen Erlaß, in dem dem Dalai-Lama sein Standpunkt gehörig klar gemacht wurde. Das Ergebnis war, daß der Dalai-Lama hinfort sich nur als einen Vasallen zu betrachten hatte, der die von Peking ausgehenden Geheiße gehorsam zu folgen hatte. Wiederum ein Jahr brachte er auf der Rückreise nach Tibet zu. Unterdessen waren die Chinesen nicht un-

tätig gewesen, der Vizekönig von Suet-schan hatte eine ansehnliche Streitmacht zusammengebracht und marschierte mit ihr nach Lassa. Nur zwei Monate weilte der Dalai-Lama in seinem Palaste zu Potaka, als er von dem Herannahen jener Streitmacht hörte. Da floh er abermals, diesmal nach Indien; jetzt ist er in Kalkutta.

Die Japaner sind auf jeden Fall mit Tubtan-Kiazso in Verbindung getreten. Auch in Indien war dies eher noch leichter als früher, da ja Scharen von Fremden, sogar von Europäern, beständig bei dem Dalai-Lama aus- und eingingen. Aber die klugen Ratgeber des Mikado hatten mehr als einen Pfeil im Köcher. Mit dem englischen Bündnis, mit den kirchlichen Treibereien in Hochasien noch nicht zufrieden, knüpften sie auch mit ihren Feinden von gestern, mit den Russen wieder an und schlossen mit ihnen Ende Juni 1910 ein Bündnis ab. Die Spitze dieses Bündnisses richtete sich gegen das Reich der Mitte. Vielleicht zielte es auch noch auf andere Möglichkeiten, aber die können wir hier außer acht lassen; in jedem Falle war es einer der seltsamsten Saltomortale, die bisher noch die Weltpolitik erlebt hat. Die Solidarität der gelben Rassen gesprengt und der Malaie-Altaier Schulter an Schulter mit dem Slaven, um gegen die „100 Familien" zu fechten. China hat denn auch schon längst die Gefahr erkannt, die ihm von beiden Gegnern droht und hat in den letzten Jahren die Auswanderung aus dem eigentlichen China nach den Außenprovinzen auf jede Weise begünstigt. Man rechnet, daß mehrere Millionen Chinesen in den letzten Jahren in der Mandschurei und Mongolei sich angesiedelt haben. So sollte ein lebendiges Bollwerk gegen die Angriffe von Norden und Osten errichtet werden.

Nun kommt aber das Inselreich mit seinem Meisterstrich. Es will sowohl den Russen als auch den Chinesen ein Paroli bieten und will eine Staatengruppe auf der Grenze zwischen Zarenreich und dem Blumenkönigreich errichten. Natürlich hofft es in jener Gruppe den maßgebenden Einfluß ausüben zu können. Damit wäre die Entwicklung auf das Kalmükenreich von 1700 und auf die Staatsbildungen im ersten nach christlichem Jahrtausend zurückgeführt.

M. Rapsilber:
Hanns Fechner.

Hanns Fechner, der regsame Sohn der Großstadt, hat seinen Pakt nicht bloß mit einer Muse abgeschlossen. Er ist ja wohl mit Leib und Seele Maler. Aber des Lebens Fügungen sind kraus und wunderlich und auch die Töchter des Zeus und der Mnemosyne gebärden sich herrisch und launenhaft. Nur gut, daß es ihrer Neune sind. Will die Kalliope an der Staffelei nicht mehr mithelfen, nun, so beeilt sich die Thaleia, ihrem Spreehans den Soccus unter die Sohlen zu schnallen und den Epheukranz auf das Lockenhaupt zu setzen, so ereifert sich sogar die Kleio, ihm den Steigbügel des Pegasus zu halten. Solches Anerbieten hat sich Fechner natürlich nicht zweimal machen lassen. Er hat zugegriffen und pendelt nun zwischen Staffelei und Schreibtisch geschäftig hin und her, jedesmal die Gunst der malerischen oder der dichterischen Stunde ausnützend. Man wird heute nicht so leicht einen Künstler finden, dem die Doppelmaske des Janus so gut auf den Schultern steht, wie dem Hanns Fechner. Überhaupt ist der alte Herr Janus, der Geist des herzhaften Beginnens und frischen Vollbringens, der auf der Stirn den Ernst und im Nacken den Schalk sitzen hat, seit jeher der Patron des Berliner Dichter-Malers gewesen. Mit seiner helltönenden Frische hat Fechner sich durch heitere und trübe Zeitläufte, niemals übermütig und niemals kleinmütig, hindurchgearbeitet, um am guten Ende auf der Sonnenseite des Lebens sich den Erfolg frisch vom Strauch zu pflücken. Nun fragt sich aber, von welcher Seite man dem doppellebigen Künstler am besten beikommt. In der Praxis löst sich die Frage sehr einfach. Der Weg zum Dichter Fechner geht die Vordertreppe hinauf in den Salon, wo man zuerst seufzenden, bald aber frohlockenden Herzens die langen Vorlesungen über sich dahinrieseln läßt, und das ist allein eine herzerquickende Brause. Fechner hat als Erzähler ohne Zweifel eine große Zukunft. Will man zum

Maler Fechner, so zeigt der Janus zur Hintertreppe, wohinaus sich die Pforten des Ateliers öffnen, und dadrinnen stehen und hängen die Bilder und sehen uns an und fragen, ob man nicht doch lieber auf den Maler schwören soll. Als Erzähler und heiterer Fabulierer hat Fechner den Reiz der Neuheit, den Zauber der eigenartigen und neuen Nummer auf dem Parnaß. Als Maler hat er zum Pantheon unserer Zeit ein erheblich Teil beigesteuert. Er hat eine lange Reihe von Bildnissen geschaffen, die bleiben werden, eine Reihe von Männern und Frauen so in ihres Lebens und Geistes Pracht hingestellt, daß sie in dieser und keiner andern Gestalt in die Zukunft eingehen und den Späteren leibhaftig vor Augen stehen werden. Das ist viel, aber gewiß nicht zu viel gesagt, denn die Bilder haben bereits im Wandel der Jahre und im Karkadensturz der Sensationen Probe bestanden und sie wirken immer noch unmittelbar und neu wie am ersten Tag, wo der frische Firniß das lachende Gesicht des Meisters wiederspiegelte. Der Firniß ist ja schon lange trocken und der Staub wird ja auch nicht alle Tage aus Respekt vor den Berühmtheiten von den Gesichtern abgewischt, aber die Bilder lachen und leuchten immer noch und blicken hell wie der Morgen, der über die hohen Berliner Dächer hinabsteigt in die Werkstatt und sich da neugierig umschaut. So hat also doch wohl der fünfzigjährige Professor und Maler einen Vorsprung vor dem blutjungen Dichter.

Auch als Maler hat Fechner ein Doppelwesen. Einen Berliner Avers und eine Münchener Kehrseite. Auf den ersten Blick mutet gerade diese Konstellation etwas verwunderlich an und man meint wohl, der junge Künstler sei nicht gut beraten gewesen, als er nach Isarathen abschwenkte und sich in der Region der Knödel aus dem ihm vorherbestimmten Kurs werfen ließ. Jedenfalls habe sich besagte Kehrseite im Laufe der weiteren Entwickelung bis zur Unkenntlichkeit blank gescheuert, so daß Fechner lediglich als Berliner ernsthaft in Erwägung kommt. Es ist etwas Wahres daran; doch man soll Münchener Lehrjahre nicht zu gering einschätzen, so viele Talente auch dort vergröbert und im Kitsch untergegangen sind. Schließlich versteht sich Sankt Lukas darauf, denen, die er lieb hat, auch einen Seitensprung zum Besten zu kehren. Und so bedeuten Fechners Lodenjahre, wenn auch keinen bestimmenden, so doch einen interessanten Einschlag in das gewebte Lebenswerk. Fechner ist Berliner, wie er im Buche steht, nicht bloß zufällig auf dem nahrhaften Kar-

toffelboden geboren, er gehört zugleich zu den wenigen echten Berlinern, die als solche überall willkommen geheißen werden wegen der ganz besonderen Eigentümlichkeiten, die sonst niemand hat in der weiten Welt. Wenn daher Fechner, wo er in seinen Büchern als handelnde und redende Person auftritt, sich selber unter dem Decknamen „Spreehanns" einführt, so gibt er da ein treffendes Selbstkonterfei. Schon die helle Klangfarbe dieses Beinamens samt der ganzen Vorstellungsreihe, die das kecke und fröhliche Wortbild auf einmal entrückt, will beachtet sein, weil sie einen Hauptwesenszug unseres Künstlers ans Licht rückt. Aber nun fragt man: Warum hat Fechner die in Berlin begonnenen akademischen Studien nicht in Paris fortgesetzt und gekrönt? Die in seinen Bildnissen später hervortretende Eigenart wäre von vornherein in Paris geweckt und vielleicht auch zu einer schärferen Silhouette gefördert worden. Aber wäre er dann imstande gewesen, uns den deutschen Fabulierer und Grübler Wilhelm Raabe in der ganzen Urwüchsigkeit vor Augen zu führen? Es muß ihn aber wohl eine innere Stimme gewarnt haben. Den großstädtischen Esprit, den sich die deutschen Maler mit Vorliebe auf den Boulevards und am Montmartre anzueignen versuchen, besaß er von Haus aus als gewecktes Berliner Kind schon in Hülle und Fülle. Er suchte, bewußt oder unbewußt, ein Gegengewicht zu dem in ihm schlummernden Fürwitz und der quecksilbernen Unruhe, er sehnte sich fort aus dem flachen Horizont der Mark und aus dem babylonischen Wirrwarr in die herzhafte Einfachheit des Landlebens, in die kernfrische Cyklopenart jenes Volksstammes, der den größten Gegensatz zu dem geschwätzigen Berlin bildet. Dem Sohn des Flachlandes hatten es die Berge angetan mit ihren springenden Forellenbächen, den kühnen Felsgeschieben und den saftstrotzenden Wäldern, die damals wenigstens noch nicht durch Stullenpapier entweiht waren wie der heimische Grunewald. In der Defregger-Schule, die vor dreißig Jahren in der höchsten Blüte stand, hat er denn auch ein recht solides Fundament gelegt, die naive und kraftvolle Malweise mit ihrer unmittelbaren Naturanschauung schätzen gelernt. Im Fluge ordnete er sich die Form und Motive seines Meisters an und setzte in den prächtigen und lachenden Studienköpfen der Burgeis, Vronis usw. lauter echte Defreggers in die Welt, wie man es von einem zwanzigjährigen Schwärmer nicht besser verlangen kann. In jener Sphäre hat er sich über die Maßen glücklich gefühlt, zumal da

bald in ihm der Spreeathener obenauf kam und er einen neuen Accent auf die Defreggerei setzte. Davon legte sein erstes größeres Genrebild „Schwere Wahl" Zeugnis ab. Er malte sich selber an der Staffelei als Gegenstand der Bewunderung der Sennerinnen und Dorfkinder, die dem freundlichen Künstler um alles gern auf der Landschaft Staffage stehen möchten. Daß dieser Herr Fechner ein echter und feiner Künstler ist, das sieht man ihm schon auf Büchsenschußweite an, schon allein an dem Kneifer mit der breiten schwarzen Schnur und an der schottischen Malermütze mit dem seidigen Pompon obenauf. Im gleichen Jahre erscheint aber auch ein Bildnis des Prinzen Arnulf von Bayern, die Tat des Fünfundzwanzigjährigen, die in den ernsthaften Künstlerkreisen von München und Berlin mit Respekt begrüßt wird. Man sieht also, Fechner begnügte sich nicht mit den Erfolgen der Genre- und Landschaftsmalerei, die ihm ziemlich leicht in den Schoß fielen, das ganze Malen und Studieren bei Defregger und in den Bergen war ihm nur Vorstoß und Sprungbrett zu der Darstellung geistiger Persönlichkeiten, die seines Lebens und Strebens Kern und Höhepunkt werden sollte. Dazu aber bedurfte er in Berlin wieder eines neuen Anlaufes und eines Einlebens in die große Welt der Geister, die sich nur dem Ebenbürtigen erschließt.

Man könnte nun über die Münchener Frühzeit und ihre Stoffkreise leicht hinweggleiten, wenn die gute alte Zeit nicht eben jetzt wieder aufgelebt, ja geradezu aktuell geworden wäre durch Fechners neues Buch „Die Angelbrüder", das bei F. Fontane u. Cie. erschienen ist. Die heiteren und ernsten Schilderungen aus dem Städtchen Mittenwald und aus den Bergen im Bannkreis der Karvendelwand werden durch eine Reihe von Kunstwerken damaliger Zeit illustriert. Daß die Jugendarbeiten nicht veraltet, in ihrer Art sogar nicht überholt sind, ist wahrhaft überraschend. Nun ja, was so in des Lebens Mai in erster Frische und Begeisterung und zugleich mit einem heiligen Arbeitsernst geschaffen wird, warum sollte das für alle Zeiten nicht erfreuen? Die Einblicke in die Mittenwalder Geigenbauerei, all diese Studienköpfe der Alten und Jungen, darunter der Nachtwächter in der alten Montur, ein berühmtes Blatt, das als Originallithographie in alle Kupferstichkabinette eingemündet ist, dann die Bergbilder und malerischen Dorfwinkel stellen auch heute noch der Fähigkeit des Künstlers ein glänzendes Zeugnis aus. Dar-

unter befindet sich auch die Landschaft „Der Angler“, die entschieden unter Fechners Hauptwerken einen guten Platz behauptet hat. Da sieht man den Forellenbach um die Felsecke schießen, mit den Glanzlichtern auf der kühlen Flut, und den routinierten Angler mit feingezielter Behutsamkeit der Strömung entgegenschreitend, während die schroffen Bergzinken gewaltig über die Abendschatten emporsteigen und des Tages letzten Sonnengruß herniedersenden. Der Ausschnitt aus der Natur ist fein berechnet, großartig in der Komposition und der Bach doch wieder so lockend naheliegend, so zum Angeln magnetisch verleitend, und das Ganze von einem ergreifenden Stimmungszauber der lauteren und einsamen Natur.

Schon Ende der achtziger Jahre hatte sich Fechner als Bildnismaler durchgesetzt, so daß sich ihm fortan alle Türen der Berühmtheiten öffnen und der berühmte Maler von Hand zu Hand bei den deutschen Bundesfürsten eingeführt wird. Er zeigte niemals höfischen Ehrgeiz, noch ließ er sich zu der blanken Mache des Modemalers breitschlagen; er malte die diversen Herrschaften, weil es ihm Spaß machte, wie es schien, und nicht, wie sie wollten, sondern wie es ihm am besten schien. Das aber gefiel gerade den hohen Herren und Damen. Sie tauten auf, stellten Krone und Szepter in die Ecke, sie gingen aus sich heraus und zeigten das wahre und menschliche Gesicht, das auch an Fürsten der bessere Teil ist. Wohl aus der Gabe, die Menschen auf den ersten Blick zu erfassen und sie so vor den Spiegel zu stellen, daß sie sich selber von einer neuen Seite entdecken, rührt die eigentümliche Lebendigkeit von Fechners Fürstenbildern her. Gerade aus dem bürgerlichen Rock schaut das faszinierende Wesen der unverkennbaren Fürstlichkeit hervor, bei dem einen schlicht, bei dem andern wieder durchgeistigt, hier soldatisch streng und dort mit weltmännischer Glätte. Und für jede neue Spielart fand Fechner den eigenartigen Ton und die überzeugende Form. Dabei stieg er nie zu dem Niveau der Thronsaal- oder Kasino-Bilder herab, die lautere Persönlichkeit mußte er unter allen Umständen herausbekommen, sonst wanderte die Leinwand unbarmherzig in den Ofen. Der beschränkte Raum verbietet hier eine Katalogisierung, aber erwähnen wollen wir wenigstens die sieben Bildnisse aus dem Hause Wittelsbach, aus dem Hause Anhalt, das sich fürstlich revanchierte und Fechner zu dem hohen Amt eines Konservators des Herzoglich Anhaltischen Kupferstich-Kabinetts begnadete und den Professortitel

dazugab, aus dem Hause Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Weimar-Eisenach, Oldenburg usw. usw. In ihrer Art unübertroffen geblieben sind die Bildnisse der Herzogs von Meiningen, dessen Persönlichkeit dem Künstler ganz außerordentlich imponiert hat, ferner des Großherzogs von Hessen und seiner damaligen Gemahlin, jetzigen Großfürstin Kyrill, ohne Zweifel wohl das interessanteste Damenbildnis Fechners, und des Großherzogs Friedrich von Baden. Vor zehn Jahren war es, als auch der Kaiser an Fechner ein großes Gefallen fand und ihn mit Aufträgen überhäufte. Seit der Zeit hat er den Kaiser häufig gemalt, aber die beste Leistung ist doch wohl die bekannte Originallithographie von 1901 geblieben, wobei der Künstler allein dem eigenen Genius folgen durfte. Die Durcharbeitung des Kopfes bis in die feinsten Einzelzüge, die Energie des Mundes und vor allem auch das individuelle Auge, das die Künstler in der Regel nicht herausbringen, und der besondere malerische Umstand, daß das Antlitz hell und klar auf den breiten schwarzen Pelzkragen gesetzt ist, der in großen Strichen und tiefsten Tönen die rechte Folie bildet zu der Darstellung des Kopfes — das alles stempelt dieses Blatt zu einem Kunstwerk von bleibendem Wert. Überhaupt hat Fechner die Künstler-Steinzeichnung, für deren Wiederbelebung er in erster Linie tätig war, sehr häufig in den Dienst der hohen Bildniskunst gestellt, aber nicht in der Art, daß er seine berühmten Fürsten- und Dichterporträts auf Stein kopiert, sondern er schuf allemal Varianten, die eigens für den Stein stilisiert und empfunden waren und ganz andere Eigentümlichkeiten ans Licht rückten als auf dem Ölbild zu finden waren. Die Pastelltechnik hinwiederum verwandte er mit Vorliebe für jene anmutigen Frauenbildnisse, die ins Symbolische hinüberspielen und die Schönheitsgalerie unserer Zeit wacker mit vermehren helfen sollen. In dieser oder jener Weise künstlerisch tätige Damen hob er besonders in die ideale Sphäre empor. Mit Damenbildnissen ohne allegorischen Accent hat er die Ausstellungen wohl reichlich beschickt, aber es ist schwer, das Einzelne nachzuweisen. Nur so im allgemeinen hat man eine Fülle von Anmut, Eleganz und koloristischem Brio im Gedächtnis. Die mit leichter und zarter Hand gemalten Frauenbilder sind übrigens auch alle individuell erfaßt und gerade hier trat die malerische Beweglichkeit Fechners augenfällig in die Erscheinung. Das berühmteste von seinen Frauenbildnissen bleibt aber entschieden die Dame in Schwarz, eine Malerei,

die allein drei goldene Medaillen nach sich gezogen hat. Das ist eine Dame, wies scheint, in Trauer und daher tief schwarz gekleidet, mit ganz hellem Antlitz, hochblondem Haar und wunderbaren und rätselhaften Nixenaugen, die den aus der hellen Tiefe dringenden Schein haben wie die versteckten Bergseen im Engadin. Die Antithese von Hell und Dunkel ist über die Maßen glänzend und so hat sich niemand dem Zauber dieser genialen Malerei entziehen können, selbst die Medaillen-Juroren nicht, die auf ein pikantes Motiv allein nicht hereinfallen.

Im übrigen hat Fechner ein ganzes Pantheon von männlichen Berühmtheiten gemalt und seine in hohem Auftrage geschaffenen Meisterwerke sind eine Zierde der Nationalgalerie und anderer Museen, und man findet sie in Rathäusern, Universitäten und sonstigen öffentlichen Gebäuden.

Man könnte nicht eigentlich sagen, daß eins oder mehrere dieser Bilder vor dem andern den Vorzug verdienen, wenn auch dieses oder jenes eine lithographische Verbreitung gefunden und somit populär geworden ist. Fechner hat seine Erfolge nicht etwa Glückstreffern zu verdanken, er arbeitete vielmehr gleichmäßig intensiv und signierte oder lieferte nur Bilder, mit denen er nach bestem Gewissen selber zufrieden war. Und so erleichterte er seinen lieben Nebenmenschen die Kritik dadurch, daß er vorerst an sich selber schärfste Selbstkritik übte und etwaige Mängel auch niemals unter den Scheffel stellte, auch darin ein echter Berliner. Ich will den Mann nicht auf Kosten der Wahrheit verherrlichen, das sei ferne! sondern nur begreiflich machen, wieso die Bildnisse Fechners eine so durchgehend gute und hohe Qualität zeigen. Für die demnächst in Erscheinung tretende deutsche Porträtgalerie, die einen gewissen Ersatz für das uns fehlende Pantheon oder Westminster bilden könnte, würden allein von Fechners Hand folgende mustergültige Bildnisse in Frage kommen: Herr v. Podbielski, Rud. Virchow, Gerhart Hauptmann, Prof. von Bergmann, Fürst von Bülow, Generaldirektor Wiegand, Herzog von Trachenberg, L. Passini, A. Wilbrandt, Ernst Curtius, Theodor Fontane, Wilhelm Raabe, aber ich sehe schon, die Reihe wird so prahlerisch lang, daß ich lieber abbreche. Fontane sowohl wie Raabe hat Fechner in vielfachen Varianten gemalt und gezeichnet und es kann behauptet werden, daß Raabe einen guten Teil seiner Förderung den frappanten Konterfeis, die förmlich in Raabischem Stil hinge-

schrieben sind, zu verdanken hat, zumal da Fechner für den großen niedersächsischen Meister mit helltönender und begeisternder Beredsamkeit auch literarisch eingetreten ist. Bei dieser Gelegenheit entdeckte Fechner sein feuilletonistisches Talent, er wurde ermutigt und förmlich gezwungen, auf dieser Bahn weiterzuschreiten, und so findet man neuerdings seinen Namen mehr und mehr in dem papiernen Blätterwald. Was wird nur der Mann, der sich mit scharfen Augen im Leben so weidlich umgeschaut und mit seinem leicht entzündbaren Herzen allüberall engagiert ist, noch alles zu erzählen haben! Er wälzt jedenfalls Riesenpläne in seinem unternehmungslustigen Gemüt. Zwischen Ostern und Pfingsten bescherte er uns als Kostprobe, als Nummer Eins aus dem Schatz seiner Erinnerungen das für den Angelsport und zugleich für den auffrischenden Verkehr mit Mutter Natur, bescheiden gesagt, klassische Buch „Die Angelbrüder". Er schildert da einen Malersommer in Mittenwald, Künstlerisches, Fischwaidliches, Landschaftliches, Volksergründendes, Anekdotisches, Lustiges und Sentimentales in kunstvoller Verschlingung der Motive, ein tiefer Ausleger der Natur wie des Menschenherzens und vor allem ein Erzähler, so frisch und natürlich, wie die Forellenbäche und Bergseen, an denen er als heller Berliner ein so klotziges Fischglück gehabt hat. Der Laie und Nichtangler möge eine etwaige Voreingenommenheit gegen das Sport-Thema überwinden und er wird von dem Buche überrascht und begeistert werden und da einen Weg finden aus dem Staube der Sommerfrischen, aus dem Stumpfsinn der Sportarena in die lautere Natur, die immer noch das Heil in sich schließt und mit vollen Händen zu spenden bereit ist.

Maria Janitschek:
Heimweh
Roman.

Es war gegen die Mitte des Monats August, als der Garten der königlichen Burg in Winchester eine erlesene Gesellschaft empfing. König Wilhelm hatte noch einmal seine Freunde bei sich bewirten wollen, bevor die großen Herbstjagden angingen. Nach dem prunkvollen Mahl waren alle hinausgeeilt, um die köstliche Sommerluft zu genießen.

Die Brokatschleppen der Damen schleiften über den Rasen hin und gaben den Kavalieren zu schaffen, denn die zwei Ellen langen Schuhschnabel der letzten Mode boten zu allerlei Verwickelungen Anlaß.

Orielde von Viant, die schöne Freundin des Königs, hatte ihm eben eine boshafte Bemerkung über jemand zugeflüstert, als Lord Haimon mit einer Verbeugung herantrat.

„Sir, eine Bitte! Wollt Ihr Graf Troarn gestatten, Euch seine Gemahlin vorzustellen? Er brennt nach dem Augenblick.“

Wilhelm wandte sich lebhaft dem Freund zu. „Was sagt Ihr? Der Wasserspeier schon zurück? Per vultum dei, auf d i e Dame bin ich neugierig.“

„Ich nicht.“ Orielde schnitt eine Grimasse. „Nur eine Ähnliche wird ihn genommen haben. Laßt mich die Flucht ergreifen . . . .“

„Bleibt zu meiner Unterstützung.“ Wilhelm lächelte und sagte dem Vertrauten einige Worte.

Etliche Minuten später beugte Graf Troarn sein Knie vor dem König. Rufus — seiner roten Haare wegen nannte man ihn so — reichte huldreich seine Hand der Gräfin und vergaß sie in der ihren. Er hatte erwartet, eine groteske Häßlichkeit zu erblicken, und begegnete einem palmenschlanken Kinde mit bräunlicher Hautfarbe und Augen, dunkel und voll Seligkeiten wie eine Frühlingsnacht im

Orient. Und diese Augen hingen in reizender Verwirrung an ihm. Auch sie hatte sich ein Bild von ihm entworfen. Sein prachtvoller Normannenschädel, der stolz und selbstbewußt auf einer reckenhaften Gestalt saß, trug indes andere Züge.

„Darf ich," flüsterte Orielde zu Rufus, „meine Fackelträger holen lassen, damit sie Euch heimleuchten aus der Nacht dieser Augen, aus der Ihr, wie's scheint, den Rückweg verloren habt."

Er hörte ihre Worte nicht. Er sagte dem Grafen und seiner Gemahlin einige Phrasen und wandte sich an einen der Hofherren, die ihn umgaben.

„Bei Lucifers Stirnfalte, das kann nicht mit rechten Dingen zugehen; wie kommt der Mensch zu dieser Frau?" Fräulein Orielde von Viant drehte sich auf der Ferse um und rauschte davon, von mehreren Kavalieren gefolgt. „Was sagt Ihr dazu, Graf Bellesme?"

Der Graf mit der Glatze und dem Doppelkinn legte die Rechte an den juwelenfunkelnden Griff seines Degens. „Sie ist, Sir, die Tochter eines sarazenischen Häuptlings, der zum Christentum übergetreten ist. Ihr Vater soll Fehde mit Herzog Roger —"

„Die Hautevilles sind Schlauköpfe. Obzwar Lehnsträger des Papstes, wollen sie lieber Ungläubige als Christen in ihrem Dienst haben, die kosten sie weniger und sind zuverlässiger; übrigens — ha, wie vergnüglich er grinst —" Rufus blitzende blaue Augen richteten sich auf Troarn, der mit seinem Freund Mortimer in ein Gespräch vertieft war.

„Wenn ich so viele Pfund Goldes hätte, als er Furchen im Gesicht hat! Seh ihn nur einer an!" Rufus fühlte die Anwandlung eines Schulbuben über sich kommen und äffte heimlich Troarns Miene nach. In der Tat war Troarn von einer ungewöhnlich stark entwickelten Häßlichkeit. Sein Gesicht glich einer Landkarte, tausend Linien durchzogen es nach allen Seiten hin, dazu lag unaufhörlich ein grinsendes Lächeln um seine dicken Lippen. Rötliche, schwach gezeichnete Augenbrauen, langes ölig glänzendes Schwarzhaar und eine kartoffelförmige Nase vervollständigten das Bild dieses sonst ehrenwerten Mannes. Freilich, manchmal, wenn er sich ungesehen wähnte, trat ein Zug tiefen Leides in seine kurzsichtigen Augen, die

für gewöhnlich das öde Lächeln des Mundes teilten. In solchen Minuten konnte man seiner Häßlichkeit vergessen, ihn selbst anziehend finden.

„Er spürt Euern Blick, Sir," scherzte Bellesme, „er hat sich soeben unterbrochen und her gesehen."

In diesem Augenblick trat Robert von Meulants ehrfurchtgebietende Gestalt an den König heran.

Sie pflegten ihn den weisesten Staatsmann zwischen „London und Jerusalem" zu nennen, und er war ohne Zweifel einer der besten Berater des Königs. Rufus warf noch einen Blick auf die Gräfin Troarn, die eben Goutier Tyrell, dem braunlockigen Apollo des englischen Hofes, ihr entzückendes Gesicht zugewendet hatte, und vergaß für eine Weile an der Seite Herrn von Meulants der galanten Neigungen.

Sie war so befangen, die junge Frau, daß Gautier Mitleid mit ihr fühlte. Seine sonnigen Augen richteten sich voll Wohlgefallen auf sie. Seinen Namen teilte er mit Adgife, einer Tochter des Herrn von Rongemont, seine Liebe besaß die blonde Gräfin von Bray.

„Ich fürchte," sagte er nach einigen galanten Redensarten, „Ihr werdet bei uns frieren, Gräfin, Ihr seid kein Geschöpf für unser Inselreich."

„Frieren? Mein Gemahl hat mir erzählt, daß die Sonne hier viel schöner scheint, als bei uns daheim. Ein leichter Schleier liege auf ihr und dämpfe ihre Glut."

„Ja, Ilbert lobt sein Vaterland und findet alles in ihm schön, selbst den rauhen Ostwind, der das Gesicht wie mit Degen zerschneidet. Ich für meinen Teil möchte gern Sizilien mit England vertauschen."

„Weshalb tut Ihr es nicht?" Ein Hauch beginnender Vertraulichkeit wehte aus ihren Worten.

„Weshalb nicht? Das ist leicht zu sagen. Ich müßte meine Besitzungen, meine Freunde, alles, was ich liebe, hier zurücklassen, eine Entbehrung, die der Aufenthalt in dem schönen Lande nicht aufwiegen würde."

Eine Gruppe verschwenderisch gekleideter Damen, von Kavalieren gefolgt, schritt vorüber.

„Welche Pracht!" rief Albereta, „wie einnehmend sind die Frauen hier!"

Er lächelte mit seinen frischen, roten Lippen. „Andere Frauen schön finden, kann nur die Schönste. Euere dunkle Herrlichkeit stellt alle in den Schatten."

„Ihr seid ja selbst dunkel."

„Meine Eltern sind Franzosen. Doch möchte ich lieber sein wie der König."

„Seid Ihr viel in seiner Nähe?"

Sie errötete bis über die kleinen Ohrmuscheln, und Gautier dachte: Wie entzückend sie ist!

„Ich hänge sehr an ihm, und meine heitere Art, das Leben hinzunehmen, mißfällt ihm nicht. Meine Scherze haben ihm oft schwere Gedanken verscheucht, er ist zum Grübeln und zur Schwermut geneigt."

„Da müßt Ihr oft um ihn sein —"

„Das bin ich auch."

„Und ihn so leicht machen, wie Ihr selbst seid."

„Das wird mir kaum gelingen. Am wohlsten ist ihm in der Freiheit, im schaukelnden Nachen auf der See oder wenn Stürme seine Stirn umbrausen. Das sind seine besten Stunden, in denen er am gütigsten ist."

„Ist er — nicht immer gütig?"

„O gewiß!" Tyrell blickte in leichter Verlegenheit vor sich hin, „er ist immer gütig. Er hat mir einmal erzählt, daß er als Knabe, bevor er einen Apfel aß, den Apefl inbrünstig geküßt habe."

„Aber — gegessen hat er ihn doch."

Der Ritter lachte. „Das ist so Knabenbrauch, gnädige Frau, man läßt nichts Schönes übrig."

„Was ist Knabenbrauch?" Albereta fuhr erschreckt zurück. Über ihre Schulter blickte Rufus Gesicht.

„Habe ich Euch erschreckt? Ich kam, um Euch Schreckliches zu melden. Graf Troarn ist soeben mit Adgife von Tyrell durchgegangen, ich sah sie in einem dämmerigen Laubengang hinschreiten.

Gautier blickte schalkhaft Albereta an, die des Königs Scherz nicht verstanden zu haben schien und wie eine scheue Taube zu ihm aufschaute.

Rufus bot ihr seinen Arm. Tyrell entfernte sich unbemerkt. Sie raffte die Schleppe ihres gelbseidenen Gewandes auf und folgte dem König. Er erblickte die Spitze ihres Füßchens, fühlte das Leben

ihrer leichten Gestalt und dachte in aufglühendem Zorn: Morgen werden seine häßlichen Lippen wieder mehr vom Blumenstaub ihrer Anmut verwischt haben. O, über alle diese höchst überflüssigen Leute, auch über die hier, die hinter den Büschen und Sträuchern nach uns spähen! ....

„Wollen wir nicht diese Richtung wählen?" Er führte Albereta in eine dämmerige Allee, die sich seitwärts von den breiten blumenumsäumten Plätzen dahinzog.

Da zuckte er zusammen.

Eine hohe Frauengestalt, wie aus dem Erdboden herausgewachsen, stand vor ihm.

Weiße Haarsträhnen quollen unter der dunklen Lammfellkappe lang über ihren Rücken herab. In den tiefliegenden Augen brannte das Feuer unauslöschlichen Hasses. Rufus ballte die Faust und wollte auf sie zustürzen, da war sie zwischen den Baumstämmen verschwunden.

„Wer war das?" flüsterte Albereta erbleicht.

„Eine Irre" — des Königs Stimme klang unsicher — „ich werde Auftrag geben, sie von meinen Hunden zerreißen zu lassen."

„Ihr werdet sie nicht in Euere Gewalt bekommen."

„Vielleicht doch. Mehr als einen schönen Augenblick hat sie mir schon durch ihr plötzliches Erscheinen zerstört. Aber was ich Euch sagen will," er schlug einen übermütigen Ton an, „glaubt auch Ihr, daß nach dem Tode der Märtyrer ihre Seelen in den Kröpfen grüner Papageien hausen? So stehts im Koran, Euer Vater las ihn doch, oder nicht?"

Er hatte sie wieder ins Helle auf die freundlichen kiesbestreuten Plätze geführt. In einiger Entfernung sah sie ihren Mann neben Adgife Threll hingehen.

„Seht, wie recht ich hatte." Rufus deutete auf die Beiden. „Übrigens, auch in der Trompete des Engels, der zum jüngsten Gericht ruft, soll sichs angenehm wohnen, wie Bevorzugte Eures Stammes behaupten," scherzte er weiter und geleitete die Gräfin mit einem Lächeln, das nicht gut war, zu ihrem Gemahl.

* * *

NORD UND SÜD

Hanns Fechner:
Großfürstin Kyrill
(Rembrandt-Gravüre)

Einige Tage später ruht Albereta daheim in ihrem Gemach in einem riesigen Sessel, der fast so tief ist wie Karls des Großen Krönungsstuhl. Man hat ihr Kissen und Felle hineingelegt, damit ihre zarten Glieder nicht mit dem uralten starren Holz in Berührung kommen. Graf Troarn sitzt auf einem Schemel zu ihren Füßen und betrachtet bewundernd die Goldstickerei auf dem Saum ihres blauen Samtkleides.

„Könnt Ihr — sticken? Ihr sagt doch immer, Ihr könntet alles."

Er sieht das schelmische Lächeln in ihrem Gesicht und ist glücklich über den kostbaren Augenblick. Bald wird er wieder vorüber sein und der Zug der Schwermut ihren Mund umlagern. „Freilich kann ich sticken, in roter Farbe, mit dem Schwert, das hält ebenso gut wie Euere goldnen Granatapfelblüten hier."

Sie schauert zusammen. „Redet nicht so Häßliches in meinem Frauengemach."

„Könnt Ihr jagen?" fragt er scherzhaft, ihren Ton nachahmend.

„Jagen? Ei, gewiß. Ihr wißt doch, was der Christ unter dem Jagdvergnügen versteht. Es ist die Bekehrung der Sünder. Ziegen bedeuten die Stolzen, die wilden Eber die Reichen, die Hirsche die weltlich Gesinnten. Diese und andere Bestien besiegen wir mit den Pfeilen der Demut, der freiwilligen Armut, der vollkommenen Liebe."

„Wie trefflich!" Troarn lacht. „Ich glaube, Ihr werdet da oft auf Hirschjagden gehen können, manche Ziege aufstören und ganze Rudel wilder Eber erlegen können."

Es pocht leise. Eine Kammerfrau sieht herein. „Ein Bote ist draußen, ob Ihr, gnädige Frau, das Fräulein von Viant und den Grafen Bray empfangen wollt?"

Troarn zieht die rötlichen Augenbrauen in die Höhe und blickt seine Gemahlin an. „Die Tochter des Baronets Viant, boshaft, schwatzhaft, launisch, in ihren Launen oft freigebig mit Haß und Gunst, je nachdem. Hütet Euch vor ihr! In Bray lernt Ihr den gefährlichsten Recken des Hofes kennen."

Ein Weilchen später empfing die Gräfin Troarn im Waffensaal ihres Gemahls die Gäste.

„Wir hatten, wir beide allein — ein Wettrennen angestellt" — Orielde von Viant brachte einen Strom frischer Waldluft mit sich —

„und plötzlich befanden wir uns auf Euerm Boden. Da wollen wir doch gleich der Herrin auf Troarn Guten Tag sagen, schlug ich vor. Hier sind wir."

Albereta blickte die stattliche Normannin mit bewundernden Blicken an. Wie schön sah sie aus! Das goldne Haar durch den schnellen Ritt verwirrt, glänzte unter dem großen Laubhut hervor. Die langen grauen Handschuhe, das dunkle enganliegende Kleid gaben ihr ein keckes und zugleich bezauberndes Aussehen. Albereta geleitete sie zu einem der hohen Sessel und wandte sich Bray zu, den ihr Gemahl ihr zuführte. Ein vornübergeneigtes Männlein mit spärlichem, kunstvoll gekräuseltem Braunhaar, langen gelben Zähnen in dem leicht geöffneten Mund, hob mit gespreizten Fingern ihre Hand an die Lippen. Vogelköpfe zierten seine Spangen, und eine goldene Kette fiel ihm bis übers Knie herab. Bei der Berührung seiner Hand fühlte Albereta, wie er zitterte. Er trippelte zu dem ihm angebotenen Sitz und fiel leicht aufseufzend darauf nieder. „Das Fräulein von Viant reitet wie Herrn Odins Tochter, es kostet einem die Lunge."

„Ihr habt ja gar keine mehr." Orielde warf ihm einen boshaften Blick zu. Dann sah sie sich um und wandte sich wieder zu Albereta. „Schön ist's bei Euch; übrigens kenne ich den Saal, mehr als einmal war ich mit andern Gästen Eures Gemahls hier, aber wißt," setzte sie leiser hinzu, „für eine Schwatzstunde ist's mir hier zu weitläufig, auch ist eine Unterhaltung zu vieren nicht mein Geschmack. Wenns Euch recht ist, wollen wir in Euer Gemach gehen."

„Wie es Euch beliebt." Albereta erhob sich, nahm die Hand ihres Gastes und schritt, den Herren flüchtig zunickend, hinauf nach dem obern Stockwerk, in dem ihre Zimmer lagen.

„O, wie ich Euch um Euere breiten Treppen beneide," seufzte Orielde im Emporsteigen, „die unsern sind schmal und steil wie eine Hühnerleiter."

Kaum hate sie sich in Alberetas lauschiger Kemenate niedergelassen, als ein Knabe erschien und heißen, mit Gewürzen durchsetzten Wein anbot. Orielde nahm einen tüchtigen Schluck davon, verließ ihren Faltenstuhl, auf dem sie geruht hatte und ließ sich in jenen andern tiefen Sessel nieder, in dem Albereta zu liegen pflegte, wenn sie allein war. „Bei allem Guten, das ist ein vornehmer Sitz!" Das schöne Weib wühlte sich in die Felle und Kissen ein.

„Um den beneide ich Euch, kleine Mohrin, vergebt, aber Ihr seid so satanisch schwarz, was Euch freilich interessant macht. Nun kommt einmal —“ sie wollte Albereta auf ihren Schoß ziehen, doch diese ließ sich, innerlich etwas abgestoßen durch die Umgangsformen ihres Besuchs, auf den Schemel nieder, den Graf Troarn vorhin eingenommen hatte.

Orieldes Augen folgten ihr, brennende Mißgunst blickte aus ihnen.

„Dunkle Frau Venus, erzählt mir nun, wie Ihr es angefangen habt, Gräfin Troarn zu werden, nachher erzähle i ch Euch, was Graf Troarn auf die Brautschau getrieben hat.“

Albereta war siebzehn Jahre alt. Nach der Eltern Tod war sie von ihrer Muhme aufgenommen und erzogen worden. Alles Bittere, Schwere, Häßliche, das das Leben auf seinem Untergrund birgt, war ihr bis jetzt nicht unbekannt geblieben.

Mit leichtem Widerwillen vernahm sie Orieldes Fragen. Sie war von der Fragestellerin so überrumpelt worden, daß sie vergaß, der Frechen die Tür zu weisen, und wirklich Rede stand.

„Vor etwa drei Monaten kam er —“ sie meinte ihren Gemahl, „und sah mich —“

„Wo sah er Euch? Bei einem Tournier, auf einer Festlichkeit, bei Euerem Grafen?“

„Nein, am Sonntag, als ich die Muhme zum Hochamt begleitete.“

„Wart Ihr denn nicht verschleiert?“

„Nein, die Christen bei uns gehen unverschleiert.“

„Ich weiß nicht, ob es nicht schöner bei euch war, b e v o r ihr Lehnsträgern des Papstes dientet; ein wilder Maurenfürst ist mir lieber als Roger Hauteville, der im Leben in Allahs Paradies schwelgt und nach dem Tode mit Christus tafeln will.“

Das versteh ich nicht, sagten die unschuldigen Augen Alberetas. Orielde streckte die Hand nach dem Becher aus und tat wieder einen tiefen Schluck.

„Und als Ihr aus dem Hochamt kamt? Wo war es? In Palermo?“

„Nicht weit davon, in Alia. Da folgte er uns und schickte einen Boten, ob er selbst kommen dürfte.“

„Und Ihr jubeltet: Ja, ja, er soll kommen, heute lieber als morgen.“

„Nicht doch.“ Stille Hoheit trat in das jugendliche Gesicht der Gräfin. „Ich blickte meine Muhme an, der ich stets gehorsam war, denn ich liebte sie am meisten von allen Menschen.“

„Und diese glückliche Muhme rief: „Laß ihn kommen! Und schmückte Euch und zog Euch ein schwarzseidnes Gewand an.“

Albereta schüttelte das Haupt. „Nicht doch. Sie legte ihre Hand auf meinen Kopf und sagte: Wenn Graf Troarn, wie er sich nennt, Dir gefällt und Dich zu seiner Gattin machen will, so nimm ihn, denn meine Tage sind gezählt. Ich bin die älteste Schwester Deiner Mutter und unsere Familie erreicht kein besonders hohes Lebensalter. Und dann saßen wir am Springbrunnen in unserm Hof, der eigentlich ein Garten ist, und Taubenvolk stand neugierig um mich herum, und meine Muhme las aus einem alten Fabelbuch, in dem sie schon gelesen hatte, bevor sie Christin geworden war. Da kam die Dienerin nd sagte: Er ist da. Und indem sie das sagte, tauchte er auch schon auf zwischen den Säulchen des Ganges, der den Hof einfaßt, ging zur Muhme und küßte ihre Hand. Und es war, als könnte er den Kopf nicht wieder von ihrer Hand erheben. Mir hat das Herz gepocht, denn ich wußte, er s p r a c h mit dieser Hand und bat sie um etwas! Ich ging zwischen den Rosenbüschen hindurch, hinauf auf meine Kammer und sah herunter. Ich hatte noch nie einen Mann so recht angeschaut. Und wie ich noch nachsann, ob ich ihn leiden könnte oder nicht, erhob meine Muhme den Kopf und winkte mir. Und bevor die Sonne versunken war, war ich Braut geworden. Zweite Wochen darauf bereitete uns Roger Hanteville das Hochzeitsmahl in seinem Palais. Und dann bin ich herüber gekommen.“

Orielde legte die Hand auf Albertas Schulter. „Euer Leben war bis jetzt ein Traum, Gräfin, gebt acht, daß kein — Traum Euch als Leben erscheine. Leicht könnte das eintreffen. Ihr reizt alle durch Euer eigenartiges Wesen, das hier neu ist. Seid Ihr erst einige Zeit hier, so wird man sich beruhigen, des seid gewiß.“

Albereta, ohne Omieldens Bosheit zu verstehen, versetzte: „Ich werde nicht viel in Gesellschaften gehen, ich finde es hier auf Irvarm sehr angenehm.“

Ein böser Zug trat in das schöne Gesicht des Fräuleins von Niant. „Also die Geheimnisrolle spielen wollt Ihr, damit Ihr länger neu bleibt. Ihr seid sehr schlau. Nun, wenn I h r nicht

kommt, so wird man zu Euch kommen; Graf Trearin ist als guter Wirt bekannt, man kommt gern zu seinen Jagden und Festlichkeiten. Auch der König pflegt ihn ab und zu zu besuchen."

Eine dunkle Purpurwelle schlug über das Gesicht der Gräfin hin. Den Augen der Normannin entging sie nicht.

„Ein einnehmender Ritter —" welche Unverschämtheit! dachte Rufus Freundin — „besonders wenn er scherzt, und er scherzt ja so oft. Ist auch seine Gemahlin so freundlich?"

„Solltet Ihr nicht wissen, daß der König unverheiratet ist? Ach, tut doch nicht so."

„Ich dachte nicht an den König, ich dachte an Gautier Tyrell."

„Ach, der! das Walterchen ist ein guter Junge. Er sieht aus, als ob er nicht bis zehn zählen könnte. Übrigens schade, daß nicht auch er den Einfall gehabt hat, Euch heute zu besuchen. Er ist sehr befreundet mit — Graf Leray."

„Ach," sagte Albereta harmlos. „Wie gefällt Euch Bray?"

„Er scheint mir krank zu sein."

„Krank?" Um Ovieldes Lippen zuckte verhaltenes Lachen. „Ja, so, so. Er hat sich in früheren Jahren durch allzu kostbare Gerichte den Magen überladen."

„Ach, die arme Gräfin!"

„Nun, die ist nicht so arm, sie weiß ihn zu behandeln. Kennt Ihr sie nicht?"

„Nein."

„Ein hageres Weib mit blutroten Lippen und langen Fingernägeln. Eine Wölfin. Aber klug. Für einen Bray die richtige Frau. Sie vermag selbst Schafe zum Girren zu bringen. Malternchen kukurut, wenn er sie sieht. Das geht immer so. Die Unfertigen und die Fertigen laufen an demselben Lenkseil. Aber was ich sagen will. Die Herren werden gleich erscheinen. Troarn erklärt ihm wohl wieder die Geschichte seiner ältesten Fahne, die Robert des Teufels Urgroßmutter gewoben haben soll. Nun möchte ich, bevor ich scheide — ihre Augen leuchteten boshaft auf — erzählen, wie Euer Gemahl dazu kam, auf die Brautschau zu gehen. Ich weiß nicht, ob Ihr, unschuldiges Lamm, schon entdeckt habt, daß Graf Troarn nicht durch allzu große Schönheit auffällt. Es gibt jedenfalls an unserm Hof viele Frauen, die er so anblickte, wie die Hand Eurer Muhme, die ihm aber eine weniger liebevolle Antwort gaben. Man hat ihm den

Spitznamen Wasserspeier gegeben, weil sein Kopf den Köpfen dieser lieblichen Ungeheuer nicht ganz unähnlich ist, die unsere Dachtraufen und Brunnen zieren. Nun, bei einem der berühmten kleinen Abendessen, die der König gibt — es werden leider nur Männer als Gäste geladen — soll die Rede davon gewesen sein, Troarn müsse sich mit einem Krähenweibchen, einer Elefantentochter oder ähnlichem verheiraten, weil eine Menschenfrau ihn wohl kaum zum Mann wünschte. Da soll er auf den Tisch geschlagen und geprotzt haben — ich habe das aus sicherer Quelle —: „Wenn ich will, so führe ich die schönste Frau der Welt als mein Ehegemahl heim." „Gut," wurde von allen Seiten gerufen, „die Wette gilt." (Was ihr Preis war, weiß ich nicht mehr.) — Ein paar Tage darauf ist Troarn abgereist, um durch Euch zu beweisen, daß kein Mann zu häßlich sei, um eine Frau zu gewinnen." Sie lachte übermütig und erhob sich. „Nun will ich aber auf die Suche nach Bray gehen, der sich aus Gefälligkeit für Euern Gatten wohl gar selbst in eine Fahne verwandelt hat."

Albereta fuhr wie aus einem Traum auf. Sie fühlte ihre Wangen brennen.

„Verzeiht, daß ich Euch nicht hinabgeleite, mir ist unwohl geworden."

„O! Soll ich Eure Frauen rufen?"

„Nicht für mich."

„Für mich nicht, ich finde mich auf Troarn zurecht." Sie warf einen Gruß hin und entfernte sich.

Als die Gräfin allein war, senkte sie das Gesicht in die Hände und weinte.

* * *

Rufus rannte wie ein gefangenes Raubtier im Käfig, in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Auf seinem schönen Gesicht, das leichte Sommersprossen bedeckten, brannten zwei rote Flecken, Zeugen innern Aufruhrs bei ihm. Ungeduldig klatschte er in die Hände und befahl dem erscheinenden Sekretär, sofort nach Flambart, dem Justiarius zu schicken. Dann begann er von neuem seine hastige Wanderung durchs Zimmmer, bis ihn eine Vorstellung stehen bleiben und die Stirne kraus ziehen ließ. Und er machte abermals den Sekretär kommen. „Boten zum Justiarius schicken."

„Sie sind abgegangen, Sir."

„Gaimon kann eintreten."

„Graf Gaimon ist nicht anwesend, Sir."

„Boten zu ihm schicken."

Der Sekretär verschwand.

Der König in seinem kurzen Leibrock aus malvefarbenem Samt raste weiter, dann warf er sich in einen der herumstehenden Sessel. Wie lange das dauerte. Wars nicht schon eine Stunde her, daß er Flambard erwartete? Konnte dieser nicht längst hier sein? Da pochte es leise: der Sekretär schob sich zaghaft herein. Er fürchtete die roten Flecken auf des Königs Wangen.

„Sir, der Herr Justiarius hat sich zur Jagd begeben und ist noch nicht zurückgekehrt. Des Königs Augen blitzten auf, doch erwiderte er kein Wort. Geräuschlos schloß sich die Tür. Voll stummen Ingrimms warf sich Rufus an seinen mächtigen Schreibtisch, vergrub die Hände in die rote Haarmähne, kritzelte einige Namen auf ein Blatt Papier, sann ein Weilchen nach, schrieb neue dazu und machte sich daneben kleine Notizen. Darüber fiel ihm verschiedenes ein; er grübelte vor sich hin und versank in Nachdenken. Die Ruhe gab seinen Zügen ihre ursprüngliche Schönheit und jene Anmut wieder, die sein großer Lehrer Lanfranc so sorgfältig gepflegt hatte. Lanfranc hatte ihn vor mehr als drei Jahren verlassen und ruhte in der Gruft der Metropolitenkirche von Canterbury. Mit jedem Jahr entwuchs Rufus mehr und mehr dem veredelnden Einfluß jenes vornehmen Geistes, der durch seine Überlegenheit ihn beherrscht und gebändigt hatte. Das Beispiel der Großen seines Hofes übte nun ungehindert seine Macht über ihn aus und trug zu seiner Verwilderung bei.

Als der Sekretär nach einer Weile anpochte nd Seine Herrlichkeit den Herrn Justiarius anmeldete, ärgerte sich Rufus, in seinen Gedanken unterbrochen worden zu sein.

Einen Augenblick später trat ein Mann herein, dessen Gesicht jeden Seelenforscher reizen mußte. Rufus verzog spöttisch die Lippen, ohne den Kopf nach dem Eintretenden umzuwenden.

„Habt Ihr — ausgejagt, edler Flambard? Seid Ihr nüchtern genug, um über Staatsgeschäfte zu sprechen, oder prickeln Euch noch die Genüsse der letzten Stunden im Blut?"

Das glatte, volle Gesicht Ranulf Flambards verriet durch keine Miene, was er dachte.

„Ich war in Rochester, Sir, um E u e r e s Vorteils, nicht um meines Vergnügens willen. Ich habe die an Herrn von Clare verpachteten Landgüter ihm wegnehmen lassen und den Leons gegeben, die um dreihundert Pfund Silber mehr Zins dafür zahlen werden. Es war kein leichtes Stück, denn der Pachtvertrag lautete auf zehn Jahre und das zweite Jahr ist noch nicht abgelaufen. Mehrere ähnliche Geschäfte, die ich abwickelte, tragen die Schuld an meiner verspäteten Zurückkunft. Ihr wißt nicht, Sir, wie hart die Schädel Euerer Untertanen sind und wie wenig sies begreifen, daß ihr Herr Geld braucht."

Bei diesem Wort warf sich Rufus mit einem jähen Ruck auf seinem Sessel herum.

„Geld! Geld! Du hast das rechte Wort ausgesprochen, aber viel Geld, meine Jackel, nicht ein paar hundert Pfund lumpiges Silber, das nützt mir nichts. Deshalb habe ich Dich zu mir beschieden, ich brauche, und zwar gleich, mindestens fünfhundert Pfund Gold. Lasse also Dein Licht in die verborgensten Winkel unseres Reiches leuchten und suche, Du wirst schon finden."

„Sir, Euere Forderung," Flambard senkte nachdenkend die verschwiegenen Augen, „setzt mich in die größte Bestürzung. Ich habe getan, was ich konnte; Silber vermochte ich Euch zu verschaffen, Gold Euch zu bieten, wird mir unmöglich sein."

„Was! E u c h etwas unmöglich?" Der König stand ärgerlich auf. „Wozu seid Ihr denn Ihr, wenns für Euch etwas Unmögliches gibt? Ich lasse Euch vollständige Freiheit in der Wahl Eurer Mittel, aber das Gold m u ß herbeigeschafft werden, m u ß, versteht mich."

Die wohlgepflegte Hand Flambards fuhr streichelnd über sein glattes Kinn.

„Muß, Sir, das ist — verzeiht, leicht gesagt, aber schwer vollbracht."

Fortsetzung im nächsten Heft.

Moritz Band:
Die Bäder und Kurorte Oesterreichs.

Wenn man von Österreichs Bädern und Kurorten spricht, muß man mit einer veritablen Reklamepauke oder mit einem ehrfurchtsvollen Dank an die gütige Mutter Natur beginnen, denn kein anders Land der Welt ist so reich mit Heilquellen und Naturschätzen für die leidende Menschheit gesegnet, als eben Österreich. Von der weltberühmten Nordwestecke Böhmens, auf dessen einst vulkanischem Boden sich in brüderlicher Nachbarschaft die Wunderquellen von Karlsbad, Marienbad und Franzensbad auftun, zu denen sich in naher Zeit noch die Radiumwässer von St. Joachimsthal als jüngste Errungenschaft gesellen werden, bis hinab an die dalmatinischen Gestade, von Westtirol bis in die Wälder der Bukowina zieht sich ein Kranz von Kurorten und Heilquellen. . . Nicht alle sind so glücklich wie etwa Karlsbad, Gastein und Abbazia, zu Weltbädern geschaffen zu sein, in deren Gemarkung sich Kurgäste aus aller Herren Ländern einfinden, aber eine gewisse provinzielle oder lokale Bedeutung besitzt selbst das Geringste unter ihnen und in diesem Sinne erfreut sich jedes Kronland Österreichs seiner mehr oder minder bedeutenden Kurorte.

Den ganzen Reichtum Österreichs auf diesem Gebiete aufzuzeigen, kann unmöglich Aufgabe dieser kurzgefaßten Zusammenstellung sein, wohl aber soll hier in möglichster Vollständigkeit ein Überblick über die Bäder und Kurorte Österreichs geboten werden. Da heißt es nun, ein gewisses System in die Sache bringen, und ein solches muß sich bedächtigerweise an die Wissenschaft — in diesem Falle an die Balneologie — halten. Wir wollen demnach die Kurorte in solche einteilen, denen durch die dort vorhandenen Quellen ein bestimmter Heilwert zukommt, und in solche, die durch ihre klimatische Lage und andere Umstände als klimatische Kurorte, Luftkurorte und Seebäder, angesprochen werden können.

Unter den Heilquellen nimmt in jeder Hinsicht Karlsbad, Österreichs Weltkurort par excellence, den ersten Rang ein, den es seinem förmlich geheiligten „Sprudel“ und seinen zahlreichen anderen Quellen verdankt, deren verschiedene Wirkung der Stadt Karlsbad geradezu den Charakter eines „Universalbades“ für alle Leiden geben. Den Karlsbader Quellen ähnlich, aber nicht ganz ebenbürtig, sind jene von Rohitsch-Sauerbrunn in Steiermark, welcher Ort einer verheißungsvollen Entwicklung entgegengeht. Nächst diesen beiden Kurorten, die sich in keine spezielle Klasse einfügen lassen, gibt es solche, die man nach den in ihren Quellen enthaltenen Salzen in verschiedene Kategorien, wie Eisenbäder, Moorbäder, Jodbäder, Soolbäder usw. einteilt. Wir wenden uns zunächst den sogenannten Akratothermen oder indifferenten Thermen zu, von denen Österreich eine recht stattliche Anzahl besitzt. Die landschaftlich reizvollste und durch ihre historischen Kurgäste, wie Kaiser Wilhelm I., König Leopold von Belgien, Fürst Bismarck u. a. berühmteste Akratotherme, ein wahrer Jungbrunnen, ist jene von Badgastein in Salzburg, die am Fuße der hohen Tauern gelegen, eine wahre Perle malerischer Schönheit. Durch den Bau der Tauernbahn ist Badgastein und sein aufstrebender Nachbarort Hofgastein dem Weltverkehr unmittelbar angeschlossen und eine neue Blütezeit ist für das herrliche Gasteiner Tal angebrochen. Ihm zunächst ist wohl Teplitz-Schönau im deutschen Böhmen zu nennen, das seine Blüte dem preußischen Königshause zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verdankte und noch heute der Sammelpunkt zumeist reichsdeutscher Kurgäste ist. Hieran reiht sich Johannisbad im Riesengebirge, in anmutiger Landschaft gelegen, und in Südsteiermark ein Kranz teils altberühmter, teils erst jüngst zu Bedeutung gelangter Kurorte wie das Wildbad Tobelbad bei Graz, Römerbad, Tüffer, Neuhaus bei Cilli und Topolschitz, deren landschaftliche Lage nicht minder reizvoll ist, als jene der früher genannten Bäder. Noch weiter im Süden liegen das kreinische Töplitz und die schon den Römern bekannt gewesene Therme von Monfalcone bei Triest, die in den letzten Jahren wieder stärker in den Vordergrund des Interesses getreten ist.

An die indifferenten Thermen reihen sich die Schwefelthermen an, deren älteste und bedeutendste Baden bei Wien ist, die seit der Römerzeit zum Heil der leidenden Menschheit wirken. Baden, in

der unmittelbarsten Nähe der Kaiserstadt gelegen, gehört zu den schönsten und wertvollsten Kurorten Österreichs und hat eben jetzt einen bedeutenden Schritt in seiner Entwicklung gemacht, indem es in seinem anfangs Mai 1910 eröffneten „Herzogshof" das modernste und vornehmste Badehotel Österreichs geschaffen hat. Ungemein wertvoll und für den Süden der Monarchie wie für die Balkanländer geradezu dominierend ist das Bad Ilidze bei Sarajewo, eine Schöpfung der bosnischen Landesregierung, die hier auf dem früheren osmanischen Boden einen vornehmen europäischen Kurort mit allen Vorzügen eines solchen geschaffen hat. Schließlich wäre noch die Schwefeltherme von Obladis in Tirol zu erwähnen, die aber kaum mehr als lokale Bedeutung hat.

Nun gelangen wir zu der Gruppe der Eisenbäder, in denen nebst anderen chemischen Bestandteilen Eisenverbindungen die dominierende Rolle spielen. Unter diesen steht das weltberühmte Franzensbad in Böhmen weitaus an der Spitze, da es nebst seinen Eisenquellen auch die lithiumhaltige Nataliequelle und einen ganz unermeßlichen Reichtum an Moorerde und Moorsalzen besitzt. Franzensbad, das in einem wahren Gartenparadiese liegt, ist das Mekka aller Frauen, die nach Mutterglück lechzen, und hat so manche schon geknickte Hoffnung glücklich erfüllen geholfen. Auch als Herzheilbad steht Franzensbad mit seinen Kohlensäure-Quellen heute in allererster Reihe. In dieselbe Kategorie gehören auch die Quellen von Levico-Vetriolo und Roncegno im Süden Tirols, wlche neben dem Eisen auch noch Arsen enthalten und sowohl als Kurorte wie als Versandstätten ihrer Wasser erhebliche Bedeutung besitzen. Prachtvoll gelegen und von herrlichen Waldungen umgeben ist Karlsbrunn in Schlesien, das leider lange nicht nach Gebühr gewürdigt wird, trotzdem es schon Tausenden blutarmer Wesen Kraft und neues Leben gespendet. In Niederösterreich ist, kaum zwei Stunden von Wien entfernt, das altberühmte Bad Pyrawarth, einst das gesegnete Heilbad der Mutter Kaiser Franz Josephs, das nach jahrelanger Vergessenheit nunmehr einer neuen Zeit des Aufschwungs entgegengeht.

Ungemein reich an eisen- und kohlensäurehaltigen Quellen ist Böhmen, dessen Quellenprodukte sich den ganzen Erdball erobert haben. Wir nennen nur die Tafel- und Heilwasser von Gießhübl bei Karlsbad, Krondorf, Bilin, Klösterle, Neudorf,

Königswart u. a., die den Namen ihrer Ursprungsorte in aller Welt bekannt gemacht haben. Gießhübl, Bilin und Königswart sind gleichzeitig auch Kurorte vornehmsten Stils und verdienen darum besonders hervorgehoben zu werden. Eine wertvolle Eisenquelle weist auch noch Pejo in Tirol auf.

Reichen Gehalt an Glaubersalz und daher heilsame Einwirkung auf die Verdauungsorgane haben die Quellen von Marienbad, an dessen beliebten Brunnen sich die beleibten Menschen aller Länder einfinden, um ihres Leibes Last möglichst zu vermindern. Auch die Moor- und Stahlbäder von Marienbad sind ganz hervorragend und haben mitgeholfen, die freundliche Stadt zu einem Weltkurort von wahrhaft internationaler Bedeutung zu machen. König Eduard von England gehörte zu den treuesten Stammgästen Marienbads. Auch Karlsbad und Rohitsch-Sauerbrunn besitzen glaubersalzhaltige Quellen und müssen daher an dieser Stelle nochmals erwähnt werden.

Eine ganz eigene Art von Quellen, die Kochsalz-Soole enthalten, sind jene von Ischl, Hallein und Aussee, Kurorte, die durch ihre entzückende landschaftliche Lage im Herzen des herrlichen Salzkammerguts allerdings mehr als Sommerfrischen betrachtet werden. Ischl, seit langen Jahren die Sommerresidenz Kaiser Franz Josephs, ist allerdings in dieser Eigenschaft einer der fashionabelsten „Kurorte" Österreichs, ohne eine eigentliche balneologische Bedeutung zu besitzen. Eine zweite Gruppe der Kochsalzwässer, die außer diesem noch Jod und Brom in erheblicher Menge aufweisen, sind Bad Hall in Oberösterreich und Darkau in Schlesien, deren Quellen ungemein wertvoll und wirksam sind. Ihnen reihen sich gleichartige, aber minder berühmte Quellen in Rabka in Galizien und Goisern in Oberösterreich an.

Die alkalisch- muriatischen Säuerlinge — Quellen, die neben kohlensaurem Natron beträchtliche Mengen von Kochsalz enthalten und darum gegen Erkrankungen der Luftwege mit Erfolg Anwendung finden — sind in Österreich reich vertreten. An erster Stelle durch seine modernen Kureinrichtungen und den Wert der Quellen steht hier Gleichenberg in Steiermark mit seiner weltbekannten Constantinquelle. Neuerlich ist das gleichartige Salzbad Luhatschowitz in Mähren erfolgreich in den Wettbewerb eingetreten und erfreut sich einer sichtlich wachsenden Beliebtheit. Die alkalischen

Säuerlinge von Bilin in Böhmen und Preblau in Kärnten sind durch ihren Gehalt an kohlensaurem Natron und freier Kohlensäure besonders ausgezeichnet und erfreuen sich einer wohlverdienten Beliebtheit.

Wir gehen nun zu der bedeutenden Gruppe jener Kurorte Österreichs über, deren Heilwert in dem Klima, der Höhenlage und der Luft liegt, die also Höhenkurorte oder Winterkurorte sind. Hier gibt es eine ganz ungeheure Zahl von Orten, umsomehr, als die Grenze zwischen Kurort und Sommerfrische schwer zu ziehen ist und der Ehrgeiz jede strebsame Gemeinde verführt, um jeden Preis Kurort zu spielen, mag es auch an Kureinrichtungen noch so sehr fehlen. An Höhenkurorten wollen wir nur die bedeutendsten hervorheben und uns auf die namentliche Aufzählung nach den Kronländern beschränken. In Niederösterreich wären dies das Alpenparadies der Wiener, der Semmering mit seiner prächtigen Hotelkolonie, der Hochschneeberg, Payerbach, Reichenau, Edlach, Mödling, Weisenbach, Grimmenstein, Vöslau usw. In Oberösterreich: Ischl, Gmunden, Kammer, Hallstadt, St. Wolfgang; in Steiermark: Frohnleiten, Admont, Aflenz, Mürzzuschlag; in Kärnten: Pörtschach, Velden, Ossiach, Millstadt, Warmbad Villach; in Krain: Veldes; in Salzburg: Parsch, Hallein, Golling, Fusch, Zell am See; in Böhmen und Schlesien: Roznau, Zuckmantel, Nieder-Lindewiese, Gräfenberg; in Galizien und der Bukowina: Zakopanc, Dorna Watra. Die Krone aller österreichischen Länder bildet Tirol und Vorarlberg, deren ganzes Gebiet eigentlich ein einziger großer Luftkurort ist; hier können wir nur die „crême de la crême" hervorheben, und zwar: Kitzbühel, Igls, Gossensaß, Niederdorf, Innichen, Cortina, Landro, Schluderbach, Brennerbad, Mendel, Prags, Madonna di Campiglio, Molveno, Trafoi, Karersee — damit haben wir die schönsten aller schönen Plätze Tirols genannt.

An Winterkurorten hat Österreich eine große Zahl, von denen wir das herrliche Meran, Gries bei Bozen, Ares, Riva, Görz, Abbazia, Lovrana, Losina und Ragusa hervorheben, deren südliches Klima und reiche Vegetation sie zu einem

buen retiro für die leidende Menschheit gestalten, die in der milden Sonne des österreichischen Südens dem herben nördlichen Winter entfliehen.

Die jüngsten Schöpfungen auf dem Gebiete des Kurortwesens in Österreich sind seine Seebäder, deren bedeutendstes — Abbazia — kaum drei Jahrzehnte alt ist. Spät hat sich das alte Habsburger Reich an seinen herrlichen „Platz an der Sonne", an sein Küstengebiet erinnert, aber mit Riesenschritten holt es heute an den Küsten der Adria das Versäumte nach. Abbazia, das heute aller Welt bekannt, machte den glücklichen Anfang, Lovrana folgte ihm und heute ziert fast die ganze österreichische und dalmatinische Küste eine Kette von Seebädern, die von Jahr zu Jahr an Bedeutung und Frequenz zunehmen. Vom Nordwesten der Adria nennen wir Grado, Sistiana, Grignano, Porte Rose, Parenzo, die Insel Brioni bei Pola, dann die Insel Lussin mit Lussinpiccolo, Lussingranda, Cigale und Sansego, die förmlich neu entdeckte dalmatinische Insel Arbe, Lesina, Gravosa, Ragusa, Zelenika und andere, die förmlich über Nacht aus dem Boden wachsen werden. Das Dornröschen Dalmatien ist am Erwachen und an seiner zauberisch schönen Küste werden zahlreiche Seebäder und Kurorte erstehen, die eine neue Riviera voll südlicher Farben- und Sonnenpracht bilden werden. Auch Österreichs Zukunft liegt auf dem Wasser, an den Gestaden seiner herrlichen Adria, welche den blühenden Kranz seiner Kurorte mit dem Allheilmittel der modernen nervösen Menschheit, Wasser, Sonne und Luft, glücklich bereichern werden. Das moderne Schlagwort von der Förderung des Fremdenverkehrs hat in Österreich an den Kurorten wohl seine stärkste Stütze und Zukunftshoffnung und mit dem Blühen und Gedeihen der Kurorte wird diese gewaltige volkswirtschaftliche Aufgabe einer glücklichen und verheißungsvollen Lösung zugeführt werden.

Hanns Fechner:
Der Fischfänger

Carl Hagemann

Kein Zweifel: unsre ganze „moderne Kunst" ist nur ein Übergangstyp, kann nur ein solcher sein, sonst wäre es übel bestellt um sie und uns. Das Vacuum verteilt sich auf alle Kunstgattungen; überall das Fehlen eines die Epoche kennzeichnenden eigen-selbstsicheren Stils, der Mangel an rechter innerer Bedeutsamkeit, an echter Vertiefung. Die Epoche i st keine Epoche.

Das gilt nicht zum mindesten für die Dichtung im allgemeinen und für die Bühnendichtung im besonderen. Nicht die Dichter, sondern die Aestheten regieren. Wortkunst nicht Wertkunst. Die Kunst der Darstellung aber steckt teils im Konventionellen, teils ringt sie direktionslos nach neuen Formen und Inhalten. Wobei es nur zu leicht zur Nüancenjägerei und Geistreichelei kommt. In solcher Zeit sind Führer nötig, Führer aus dem Chaos zur Klärung und Wiederfestigung. Führer, in denen sich Erfahrung und Intuition zur wahren Berufenheit einen. Nicht als ob es an mehr oder minder neuen Theorien über und für das Theater gebräche, — beileibe nicht: die moderne Bühne wird ungemein reichlich, von allen Seiten, aus der Vogel- und der Froschperspektive, von Fachleuten und Nichtfachleuten zum Gegenstande der Betrachtung gemacht. Aber die Quantität kann auch auf diesem Gebiet nicht die Qualität ersetzen. Alle bisher vorliegenden dramaturgischen Werke kranken an irgend einer Einseitigkeit: entweder spricht nur der Techniker, oder nur der Schauspieler, nur der Aesthet usw. Selbst die geistreiche Arbeit, die Baron Berger, mit nicht mißverständlicher Gebärde des Daumens nach hinten, seine hamburgische Dramaturgie nennt, ist allzu subjektiv gehalten, mehr eine ästhetisch-technische Anthologie, als eine organisch-umfassende, tiefgründige Direktive.

Just Bergers Hamburger Nachfolger Hagemann ist es nun, der berufen und gewillt erscheint, zur Neuorientierung der Bühne ein Durchgreifendes, Entscheidendes zu tun. Hat Berger (um auch

den rein praktischen Vergleich zu ziehen) im jetzt abgelaufenen Jahre seiner Burgtheaterleitung so gut wie völlig versagt, so hat man in dem Hamburger Jahresdebut Hagemanns entschieden die „Klaue des Löwen" verspürt. Der Diplomatie seines Vorgängers, der sich alle anderswo bereits bewährten Autoren heranholte und in deren Neuwerken seine hochkultivierte Regiekunst und Einfühlungsfähigkeit Triumphe feiern ließ, dieser konservativen Kunst Bergers hat Hagemann eine solche selbstwilligen, kühn-künstlerischen Fortschritts folgen lassen: er brachte dem Hamburger Publikum Strindberg und Eulenberg — und begann damit wieder da anzuknüpfen, wo das Deutsche Schauspielhaus zu Hamburg bei seiner Gründung vor zehn Jahren prinzipiell angefangen hat, bei der Pflege des modernen Dramas. Wenn Hagemann, treu seinen künstlerischen Ansichten und Absichten, fortfährt im strebenden Bemühn, zeitgenössischen Talenten von Eigenheit die öffentliche Anerkennung zu erobern, womöglich noch unerkannte Dichter von Innenkraft der Welt zu zeigen, so wird er sich wahrhaft dankenswerte Verdienste um die Kunst unserer Tage erwerben (die hat's wahrhaftig nötig!), wird er das Kommen der Renaissance der Bühne, die unausbleiblich ist, beschleunigen helfen.

Doch zurück zu Hagemann, dem spezifisch dramaturgischen Führer, dem Reformator der Regie. Ihm gerecht zu werden, muß weiter ausgegriffen und am besten einmal chronologisch-entwicklungsmäßig verfahren werden. Carl Hagemann ist am 22. September 1871 in Harburg an der Elbe als Sohn des Architekten Carl Hagemann geboren. Frühzeitig reifte in ihm der Entschluß, an leitender Stellung im Betriebe des modernen Theaters tätig zu sein. Da er erkannt hatte, daß technische Kenntnisse dazu unbedingt erforderlich seien, trat er nach Absolvierung des Realgymnasiums zunächst in ein mehrjähriges Studium an der Technischen Hochschule in Hannover ein, dessen Abschluß das erste technische Examen für den preußischen Staatsdienst war. Diesen technischen Studien folgten solche zur Erweiterung des allgemeinen Gesichtskreises in einer großen Auslandsreise, auf der der Wissensdurstige die Kunst- und Kulturverhältnisse der europäischen Länder von Skandinavien bis nach Italien hinab eifrig studierte. Besonders Paris, das Dorado des Theaters hat dem jungen Hagemann während eines halbjährigen Aufenthalts in der Seinestadt wichtige, wertvolle Eindrücke und Er-

kenntnisse vermittelt. Die nächste Etappe auf seinem geistigen Marsche war das Studium der deutschen Sprache und Literatur, Philosophie, Kunst und Musikgeschichte an den Universitäten Rostock, Berlin und Heidelberg. In Heidelberg promovierte er zum Dr. der Philosophie und wurde Assistent beim Geheimen Hofrat Professor Dr. Richard Schröder, dem bekannten germanistischen Rechtsgelehrten. Hagemann nahm diese Stellung indessen nur in einer sehr weitsichtigen Erwägung an: um Zeit zu gewinnen, eine entsprechende Stellung als Feuilleton-Redakteur an einer größeren Zeitung zu erlangen.

Von den beiden Wegen, die einen Nicht-Schauspieler zum modernen Theater führen können (erster Weg: als Volontär bei irgend einem Theater einzutreten und langsam die Staffel bis zum Theaterleiter zu erklimmen; zweiter Weg: über den Journalismus sofort an leitende Stelle zu gelangen), wählte er nämlich den letzten. Im Jahre 1901 wurde Hagemann denn auch Feuilleton-Redakteur an einem hochangesehenen deutschen Blatt, der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" in Essen, wodurch ihm Gelegenheit wurde, mit weiteren Kunstkreisen in Rheinland und Westfalen, im übrigen Deutschland und auch im Auslande in rege Beziehungen zu treten. Hagemann entfaltete auf diesem Posten neben seiner redaktionellen eine reiche schriftstellerische Tätigkeit auf mannigfachen Gebieten der Kunstkritik, Dramaturgie und Aesthetik und hatte Gelegenheit, in ersten literarischen und Kunstgesellschaften zahlreiche Vorträge aus den Gebieten seiner engeren Studien zu halten.

Da wir eine grundlegende Literatur über moderne Theater-Aesthetik und verwandte Fragen damals nicht besaßen, es Hagemann aber unbedingt wichtig erschien, daß über diese Probleme einmal wissenschaftlich und doch gemeinverständlich gearbeitet würde, so legte er die Vorstudien zu einem großen Werke über „Moderne Bühnenkunst" an, das inzwischen in drei Bänden vorliegt. Der erste Band (Regie, die Kunst der szenischen Darstellung, 1902), der bereits seit 1904 in zweiter und vollständig umgearbeiteter und bedeutend vermehrter Auflage erschienen ist, behandelt zum ersten Male in zusammenfassender Weise die Tätigkeit des modernen Regie- und Inszenierungskünstlers. Der zweite Band (Schauspielkunst und Schauspielkünstler, 1904) versucht eine Theorie der modernen Schauspielkunst zu geben. Der dritte Band (Oper und Szene, 1905)

bietet ergänzende Aufsätze über die Grundprobleme der modernen Opernregie. Nebenher gab Hagemann eine Sammlung von Monographien über Themen der Theatergeschichte und Theaterästhetik heraus (unter dem Titel „Das Theater"); er selbst schrieb darin die Bändchen „Wilhelmine Schröder-Devrient" und „Die Aufgaben des modernen Theaters", in dieser letzteren Arbeit Ergänzungen zu dem obengenannten Hauptwerk gebend, indem er die verwaltungstechnische und soziale Seite des Themas näher behandelte.

Da Hagemann nunmehr zunächst einmal alles gesagt zu haben glaubte, was er theoretisch für den Augenblick sagen konnte, so schien ihm der Zeitpunkt gekommen, wo er auf Grund seiner Sondervorbildung an eine leitende Stellung in die Theaterpraxis eintreten konnte. Der Zufall wollte es, daß am Hof- und Nationaltheater in Mannheim im Jahre 1906 der Posten des Intendanten frei wurde. Da diese Bühne damals zu den wenigen in Deutschland zählte, die ihren Leiter als Beamten anstellt, also nicht im üblichen Sinne Geschäfts-Theater ist, so bewarb sich Hagemann um diese Position. Obwohl er niemals in einem Theater praktisch tätig gewesen war, wählte ihn der Stadtrat in Mannheim einstimmig auf den 1. September 1906 zum Intendanten des Hoftheaters, — gewiß ein Zeichen, wie weit der künstlerische Ruf Hagemanns damals schon gedrungen, wie sehr er schon gefestigt war. Hagemann widmete sich jetzt, im ausgesprochenen Gegensatz zu seiner bisherigen theoretischen Beschäftigung mit den Problemen der modernen Bühnenkunst, neben den umfangreichen Verwaltungsgeschäften vornehmlich der Regiepraxis. Er hat während seiner vierjährigen Tätigkeit fast alle neuen Stücke und Neuinszenierungen des Schauspiels und die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Oper selbst inszeniert, wobei er außer auf eine wirksame Ausgestaltung der technischen Probleme vor allem auf die Lösung der jedesmaligen Stilfragen den allergrößten Wert legte. Da ihm sehr bald nach seinen ersten Regieerfolgen von Großindustriellen Mannheims namhafte Beträge für Neuinszenierungen großer Meisterwerke der dramatischen Literatur zur Verfügung gestellt wurden, so gelang es ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit, durch neue Klassiker-Inszenierungen des Schauspiels und durch stilvolle Inszenierungen in der klassischen und modernen Oper das bei seinem Dienstantritt recht unbedeutende Mannheimer

Hoftheater mit in die erste Linie der großen deutschen Bühnen zu rücken. Hagemanns Inszenierungen von Stücken großzügigster dramaturgischer Struktur und mit schwierigen szenischen Problemen und großen Massenentfaltungen (Ibsens „Brand" und „Kronprätendanten", Goethes „Faust", Schillers „Wallenstein", Wagners „Meistersinger" usw.) und ferner eine Reihe von modernen literarischen Experimenten erregten mit Recht das Interesse weiter Kreise der deutschen Kunstfreunde.

Und Hagemanns Stern stieg weiter. Die Folge seiner Mannheimer Musteraufführungen war, daß er im Januar 1910 als Nachfolger des Barons Berger zum künstlerischen Leiter des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg berufen wurde. Hagemann hat lange geschwankt, ob er diesen Antrag annehmen sollte, da es ihm, der auch zur Musik stets ein nahes künstlerisches Verhältnis hatte, außerordentlich schwer wurde, seine Regietätigkeit bei der Oper ganz aufzugeben, um sich künftighin nur dem Schauspiel zu widmen. Hagemann ist dem ehrenvollen Rufe schließlich doch gefolgt, einmal, weil ihm in Hamburg die besseren Schauspieler und wohl auch sonst noch größere Mittel zur Durchführung seiner künstlerischen Pläne zur Verfügung stehen, und dann reizte es ihn, seine Kräfte in den Dienst seiner Heimat zu stellen und die besten Jahre seines Lebens der Stadt zu widmen, die ihm die ersten Anregungen der Kunst gegeben hatte. —

Man sieht: Hagemann ist auf rein geistigem Wege, kraft eines bewundernswert großangelegten Lebens- und Schaffensplanes, zur Bühne gekommen und ihr Meister geworden. Seine künstlerischen Anschauungen und Pläne sind in seinen Werken niedergelegt, sie haben sich im Laufe seiner praktischen Theaterjahre in nichts geändert. Im Gegenteil: mehr denn je ist Hagemann heute davon durchdrungen, daß wir in einer kritischen Zeit der Theaterkunst stehen. Wie sich überall in der Kunst und im Kunstgewerbe ein neuer Stil zu bilden beginnt, wie sich auch sonst in der Lebensführung der Menschen überall das Bedürfnis geltend macht, von einer konventionellen, nüchternen Auffassung der Dinge und Erscheinungen loszukommen und zu einer wahrhaft menschlichen, gehobenen, im wahrsten Sinne stilvollen Auffassung des Daseins zu gelangen, so muß nach seiner Überzeugung auch das moderne Theater — als konzentriertes, verdichtetes Leben — hier jetzt energisch

vorangehen und von der zum Teil konventionellen, zum Teil niedrig-naturalistischen Darstellungsmanier des letzten Drittels des vorigen Jahrhunderts zu einem im besten Sinne wahrhaftigen, großzügigen, von rein menschlichen Werten getragenen Stil der theatralischen Aufführung kommen. Dazu erscheint es ihm gleich wichtig zu sein, daß die weitere Ausgestaltung der Theatertechnik mit der Ausbildung eines neuen Darstellungsstils gleichen Schritt hält, wobei es selbstverständlich ist, daß die technische Seite der Inszenierungen niemals zu dominieren hat, sondern stets Mittel zum Zweck bleibt. Hagemann gedenkt über alle diese Fragen in der dritten Auflage seines Buches „Regie", die er für Ende dieses Jahres vorbereitet und die wiederum bedeutend erweitert werden wird, noch eingehender wie bisher zu sprechen; hat ihm eine nunmehr fünfjährige Theaterpraxis doch einen Einblick in den weitverzweiten Theaterbetrieb geboten, den er jetzt endgültig für alle die nutzbar machen möchte, die sich der Theaterkunst in irgend einer Weise zuwenden. Hagemann wird in dieser Neuauflage vor allem den Stilfragen einen weiten Raum lassen und dann auch über die Stilisierungsmöglichkeiten der modernen Illusionsbühne und einer in den letzten Jahren neu aufgetauchten Richtung, der sogenannten Idealbühne, weitere Ausführungen bieten.

Wer Hagemanns erhaben schöne Shakespeare- und Goethe-Inszenierungen (er bot am Deutschen Schauspielhause u. a. „Viel Lärm um nichts", den Tasso und den Götz), seine lebensprühenden modernen Aufführungen (zwei eminent schwierige: Strindbergs „Totentanz" und Eulenbergs „Alles um Liebe") gesehen hat, und wer sodann seine jeder Geistreichelei abholden, norddeutsch-objektiv geschriebenen dramaturgischen Werke, deren Inhalt dem Erntesegen üppiger Ährenfelder vergleichbar ist, kennen lernte, der wird davon durchdrungen sein, daß Hagemann nach Beendigung der oben letzterwähnten Arbeit nicht die Legion von ästhetisch-spekulativen, rein-technischen, feuilletonistisch-schönrednerischen oder sonstigen derartigen mehr oder minder kurzweiligen Büchern über die Bühne um eines vermehrt haben, sondern daß er dann das fehlende Werk: die organisch-großzügige Darstellung der Gegebenheiten und Notwendigkeiten der Bühnenkunst, das Handbuch der modernen Regiekunst geschrieben haben wird.

Es war kein Leichtes für Hagemann, den Baron Berger zu ersetzen, der, über glänzende künstlerische und gesellschaftliche Eigenschaften verfügend, ein Jahrzehnt hindurch eine der ersten Hamburger Notabilitäten repräsentierte. Aber Hagemann zeigte sich bald als im Besitz eines Talismans, kraft dessen er die spröden Herzen der Hamburger sich öffnete und weiterhin öffnen wird: das ist die suggestiv wirkende — und in gewissem Sinne norddeutsche — strenge Gediegenheit, innere Wucht seiner Kunstleistung. Zwischen der Scylla der Theatralik (resp. Dekoration) und der Charybdis des Naturalismus (resp. der Stillosigkeit) steuert er mit unfehlbarer Sicherheit den Kurs der wahren Kunst, der künstlerisch geschlossenen menschlichen Offenbarung. In einem interessanten Essai, in dem insbesondere auch auf eine Wilde-Biographie Hagemanns Bezug genommen und dieser zu jenem in Gegensatz gebracht wird, hat Dr. H. Trabert Hagemanns Persönlichkeit psychologisch zu erfassen getrachtet; er weist in erster Linie auf ihn als Willensmenschen, als „Genie des Willens" hin, also eine Individualität, bei der der Wille das Primäre, das spezifisch Künstlerische, Phantastische das Sekundäre sei. Diese Gegenüberstellung ist in der Tat bei Hagemann sehr angebracht; nur möchte ich Willen und Phantasie bei ihm als gleich hoch entwickelt, als koordiniert betrachten. Wäre Hagemann nicht ein Vollblut-Künstlermensch, er könnte unmöglich Kunstleistungen von solch sinnlich-seelischer Kraft, wie er sie seinen Schauspielern suggeriert, von solch poesiebegnadeter Stil- und Stimmungsschöne, wie er sie der Szene verleiht, darbieten. Aber sicher hat Trabert recht, wenn er weiterhin sagt: „Hagemann hat schon mehr als einmal bewiesen, daß sein gewaltiger, titanischer Betätigungsdrang sich den Weg zu brechen weiß. In Mannheim hat er als künstlerischer Reformator große Erfolge erzielt. Er hat bewiesen, daß seine Begabung auf dem Gebiete der Kunst, die ihn nicht auf dem rein literarischen Boden fesseln konnte, zum Thater, zur praktisch-organisatorischen Bühnenkunst hingeführt hat. Hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft".

Diese bescheidene, knappe Studie soll nicht beendet werden, ohne den Kern des Kunstbekenntnisses Hagemanns aus seinen eigenen Worten wiederzugeben; in der Einleitung seines Buches „Schauspielkunst und Schauspielkünstler" beginnt er: „Die Kunst ist nicht Selbstzweck — nicht allein Selbstzweck. Der sogenannte Befreiungs-

akt, Selbst-Befreiungsakt des Künstlers in Ehren! Für das Publikum und seine Helfer, Berater und Förderer, für die ästhetische Kritik: für alle Kunst-Genuß-Menschen bleibt aber dieser innere Vorgang beim Schaffen und Schaffenden stets eine Nebenerscheinung. Die Kunst ist für die menschliche Gemeinschaft, für das einzelne, äußeren Sinnes- und Gefühlseindrücken gegenüber empfängliche Individuum ein sozialer Faktor, eine Daseinsbedingung. Panem et Circenses! Brot und Künste (Spiele) .... Oder will man es anders sagen: Etwas für den Hunger und etwas für die Liebe! Man fasse hier die Liebe so weit und tief wie immer denkbar: Die Liebe zu allem Jenseitigen, Jenseits-Täglichen — zu allem Schönen, Hohen, Erhabenen. Die Liebe zu dem Andern vom andern Geschlecht als eine Art von Anbetung des Menschlich-Schönen und Aesthetisch-Schönen. Und dann die Liebe zu den Kunstgegenständen der Kunstübung, die der Künstler nach dem Bilde des Menschen schuf, erschuf."

Und wie er die Kunst kultiviert wissen will, sagt er in demselben Werk: „Als eigentlicher Fundamentalsatz des künstlerischen Schaffens hat das Streben nach ungeschminkter Wahrhaftigkeit zu gelten. Nicht absolute Natürlichkeit, sondern naive Natürlichkeit wird vom Künstler in den Produkten seines künstlerischen Könnens verlangt. Keine objektive Wirklichkeitswahrheit, sondern subjektive Kunstwahrheit: das heißt künstlerische Wahrhaftigkeit, die einer steten Variierung durch die Zeit, durch die sittlichen und ästhetischen Bedürfnisse der Rassen, Völker und Stämme unterliegt. Wir wollen in der höchsten Tätigkeit des Menschentums, in der Kunst, nichts Geschraubtes, Getriebenes, Gekünsteltes. Urwüchsigkeit, Wurzelhaftigkeit, Selbstverständlichkeit: das sind die Begriffe und Bedingungen, die wir Genießenden fordern und fortan fordern müssen. ... Für niemanden im weiten Reich der Künste ist dieser kategorische Imperativ „Sei wahr — sei wahrhaftig" zwingender, bedeutungsvoller als für den Schauspieler, dessen Aufgabe eben in der Mithilfe zur Erzielung eines faktisch dargestellten Weltbildes, einer Schein-Welt besteht."

Der Mann, der der Kunst mit solch heiligem Ernst dient und der, wie aus dem Vorhergesagten ersichtlich, die volle Kraft zur Tat, zur dauernden Tat in seinem Sinne, hat, er wird Wort halten und immer mehr erfüllen seinen allen Bühnenleitern angelegentlich

ans Herz zu legenden Leitsatz, mit dem er bei Übernahme der künstlerischen Leitung des Deuschen Schauspielhauses zu Hamburg dieses hohe Haus der Kunst weiterzuführen versprach, dergestalt, daß „der regelmäßige Besucher des Theaters eine immer deutlichere, umfassendere Anschauung von den großen Perioden der dramatischen Weltliteratur gewinnt und unsere Bühne nicht nur eine Gelegenheit zu künstlerischem Genießen, sondern mit Fug und Recht eine Weihstatt der Bildung und Vertiefung von Geist und Gemüt, der durchdringenden Kenntnis und Erkenntnis aller Kulturen genannt werden kann."

Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige! hat der großgeistige Stratege Moltke, der auch den Kriegsschauplatz des Menschendaseins weithin übersah, einmal gesagt. Das Wort trifft so recht auf Hagemann zu. Wie in der Kunst so ist ihm auch im Leben das Glück, das selbsterworbene, zuteil geworden. In seiner Gattin, Frau Milli Hagemann, einer ihm geistesverwandten, mit beseelter Sangeskunst bereits mehrfach erfolgreich hervorgetretenen Künstlernatur, hat er die Gefährtin gefunden, die im Schauspiel seines Künstlerlebens die glückhafte Rolle der Harmonie spielt.

F. B.

Du und die Zukunft.

Dich ärgert mein: „Ich weiß nicht mehr,"
sprichst du von unserm frühern Glück. Wie ein Verneinen
deiner Jugend klingts dir, die du mir geschenkt . .
Sieh, meine Vergangenheit ist so leer,
als hätt ich das alles vor tausend Jahren gelebt.
Einmal ward ich gekrönt, ein andermal gehenkt,
wahrscheinlich hab ich auch verraten:
mir träumt von den verschiedensten Taten . .
Dann, wenn dein Mund so wie bei Kindern bebt,
bevor sie weinen,
möcht ich dir sagen: „Du warst gewiß das Ziel
all meiner Sehnsucht. Soviel
und noch vielmehr
streckt aus dem Dunkel — ich fühls — die Arme dir entgegen.
Du bist meine ewige Wiederkehr."
Doch blendet meine Zukunft mich mit ihren tausend Wegen!

René Schickele.

Dr. Hans Schmidtkunz:
Geschmacksverirrungen

Über Geschmack lasse sich nicht streiten, heißt es. Was den einen gefalle, mißfalle den anderen. So sei jegliches Urteil über Schönheitswerte, zumal über ein Mehr und Minder von solchen, lediglich subjektiv, also gänzlich unverläßlich. Und wer die Streitigkeiten über moderne Richtungen betrachtet, wobei die unglaublichsten Heftigkeiten einander gegenüberstehen, möchte beinahe wirklich zu einer solchen Enthaltsamkeit des Urteils gelangen.

Nun hat aber schon der Aesthetiker Gustav Theodor Fechner dem bekannten Satz „De gustibus non est disputandum“ entgegengehalten, daß trotzdem fortwährend über Geschmack gestritten werde, daß sich also doch darüber streiten lasse. Wir beobachten dies ja unsausgesetzt, und zwar meint jeder Streitende zunächst irgend einen mehr oder weniger allgemeinen Satz, deren Anwendung auf einen bestimmten Fall das beifällige oder mißfällige Urteil ergebe. Ferner soll es nur einmal der Nächstbeste wagen, ein Drama zu schreiben oder ein Gemälde zu malen und sein Werk neben die Werke von Goethe oder von Rembrandt zu stellen: ein Hohngelächter würde rasch beweisen, daß eine Würdigung künstlerischer Qualitäten ganz wohl möglich ist, und zwar auch dann, wenn die sogenannten „technischen“ Voraussetzungen beherrscht werden! Endlich zeigt sich historisch, daß über bestimmte Richtungen, um die sich früher ein kaum lösbarer Streit drehte, die Nachwelt dennoch einigermaßen entscheiden kann.

Es ergibt sich allmählich also doch wenigstens teilweise eine Übereinstimmung über ästhetisch Besseres und Schlechteres; und namentlich eine längere, zumal spezialistische Beschäftigung mit einem Kunstgebiete verleiht doch eine gewisse Verläßlichkeit des Urteils. Am verläßlichsten wird das Urteil gegenüber extremen Verirrungen. Solche kennzeichnen sich schon durch die Gefährlichkeit, mit welcher sie

schwächliche Vertreter irgend eines Gebietes in den Abgrund der Geschmacklosigkeit hineinreißen. Als höchst wünschenswert erweist sich also der Kampf gegen solche extreme oder selbst gegen weniger extreme Verirrungen unzweifelhafter Art.

In neuerer Zeit ist ein besonderes Mittel angewendet worden, zu allgemein anerkannten Urteilen über Gut und oder Schlecht zu gelangen: die Methode der Beispiele und Gegenbeispiele. Mag es sich dabei auch manchmal um Gegensätze handeln, die einer künftigen Zeit noch anders erscheinen können, so wird doch durch solche Gegenüberstellungen eine Übereinstimmung erreicht, auf der weiter gebaut werden kann. Nicht mehr neu ist auch der Gedanke, geradezu Museen menschlicher Dummheiten, Geschmacklosigkeiten usw. anzulegen; und wenn einmal ein solches Museum zustande kommt, dann wird es wohl auch dafür gern sorgen, seine gesamte „Vorgeschichte" zu sammenzustellen.

Nun ist ein Anlauf dazu genommen worden, und zwar aus berufener Hand. In Stuttgart hatte die Königliche Zentralstelle für Gewerbe und Handel sehr recht daran getan, für das dortige Königliche Landes-Gewerbe-Museum als Direktor einen Museumsmann von der Produktivkraft des früheren Direktors vom Nordböhmischen Gewerbemuseum in Reichenberg zu berufen. Professor Dr. Gustav E. Pazaurek waltet nun dort bereits seit einiger Zeit, und mit Ergebnissen, die wohl allgemein anerkannt worden sind. Namentlich waren es Spezialausstellungen, welche die Aufmerksamkeit dorthin lenkten. So eine, welche das Thema von Symmetrie und Gleichgewicht behandelte, und eine andere, welche der Studentenkunst gewidmet war. Nun ist auch auf unsern Tisch eine Broschüre gekommen, welche ein Führer für die neueste Abteilung des Stuttgarter Landes-Gewerbe-Museums sein will, unter dem Titel: „Geschmacksverirrungen im Kunstgewerbe" (Stuttgart). Die Broschüre allein ist inhaltsreich und klar genug, um ein Wörtchen für sich auch von dem zu beanspruchen, der das Objekt selbst nicht gesehen hat.

Der Verfasser beginnt mit einer Gegenüberstellung der älteren wahllosen „Musterlager" und der neueren um so wählerischeren „Kunstgewerbemuseen". Ein Gegensatz, über den wir historisch gern noch ausführlicher orientiert werden möchten; anscheinend hat der Verfasser Spezialkenntnisse darüber ebenfalls gesammelt.

Sodann wird wieder zugunsten einer mehr historischen und weniger systematischen Anordnung solcher Museen gesprochen; im ganzen doch wohl mit Recht und mit Unrecht. Kein Kunstgewerbemuseum werde sich dazu verstehen können, eine reiche Porzellanansammlung in Tellern, Vasen, Tassen, Figuren usw. aufzuteilen, werde sie vielmehr nach Fabrikationsstätten usw. anordnen. Daß dies nicht fehlen darf, liegt auf der Hand; allein geordnete Überblicke über die Kunstgattung des Tellers, über die der Vase usw. sind ebenfalls nötig, wie auf anderem Gebiet etwa solche über je eine einzelne Möbelgattung.

Ebenfalls mit Recht bezeichnet der Verfasser „die ersten alten Kunstgewerbeobjekte als den einzigen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht". Wie weit sich damit seine eigene Abneigung gegen historisches Weiterarbeiten vereinbaren läßt, mag eine andere Frage sein. Jedenfalls können wir ihm nur sehr danken, daß er auf die erzieherische Tätigkeit der Museen ein besonderes Gewicht legt. Für eine solche lasse sich durch Zettelangaben bei den Objekten, durch Ausdehnung der Kataloge usw. wenig erzielen; wogegen wir trotzdem glauben, daß in dieser Richtung doch noch mehr getan werden könne.

Der Verfasser findet den Ausweg in der Gegenüberstellung von Beispiel und Gegenbeispiel; da jedoch die „seriösen Abteilungen" nicht entweiht werden dürfen usw., empfehle sich eine Zusammenstellung der Gegenbeispiele für sich allein. Und eine solche hat nun das Stuttgarter Museum in seiner neuen Abteilung durchgeführt. Mit besonderem Interesse begrüßen wir die systematische, nicht etwa historische Anordnung des Materials. Die „Art ihrer Versündigung gegen den guten Geschmack" führt zu dem System der Aufstellung solcher negativen Muster. Natürlich mache dieses System, als ein erster Schritt überhaupt, keinen Anspruch auf Lückenlosigkeit oder gar auf unbedingte Geltung.

Pazaurek gruppiert alle „kunstgewerblichen Verbrechen und Vergehen" in drei Hauptgruppen mit jeweils zahlreichen Unterabteilungen. Es sind dies: 1. Materialfehler, 2. Konstruktionsfehler, 3. Decorfehler.

Erstens. Fünf Unterabteilungen gruppieren wieder die Materialfehler. An der Spitze steht „Schlechtes, verdorbenes Material", wie es der Verfasser in dem Spezialfalle „Kranken-Gläser" bereits

früher beschrieben hat. Weiterhin astreiches Holz u. dgl. m. — Es folgen „Wunderliche Materiale". Es tut wirklich dringend not, das weitverbreitete Entzücken an solchen Kuriositäten, Pimpeleien und dergl. bloßzustellen. Natürlich kann auch in Stroh gesündigt werden; wer aber die in Kunstgewerbemuseen zu findenden guten Beispiele von „Strohmosaik" betrachtet, wird doch vielleicht über dieses Material günstiger denken als Pazaurek. Daran schließen sich „Schlechte Kombinationen", „Material-Übergriffe" und „Material-Surrogate". Was die Übergriffe betrifft, so freut uns zwar die Einreihung der „Koepping-Gläser" in die Verirrungen, nicht aber die der sogenannten „Diatreta-Gläser" schlechtweg. Denn die ornamentale Durchbohrung eines Materials (à jour) ist ein fruchtbarer ästhetischer Faktor, daß zwar seine Leichtfertigkeit gegenüber den Materialschwächen, aber auch keine unbedingte Verurteilung eines solchen Formenwerkes kommen soll. Selbst über die „Nadelmalereien", d. i. gewebte und gestickte Gemälde mit Schattenwirkung, wird doch noch mancher etwas günstiger denken.

Über die Surrogatfrage ist schon viel gesagt worden, das die Surrogate doch einigermaßen rettet. Auch Pazaurek wünscht wenigstens ein minder strenges Urteil über Materialsurrogate in vorübergehender Verwendung und hält auch nachher bei der technischen Gruppe die Grenze der zulässigen Surrogate für schwer ziehbar, da der Großindustrie manche Erleichterung gestattet sein müsse. Endlich deutet der Verfasser im Späteren selbst ein gewisses Recht von zeitweiligen Ausnahmebestimmungen an. Und wir meinen: wenn etwa das Zinn zuerst als Surrogat für Silber gedient hat, so kann es dadurch sozusagen erzogen (freilich auch verzogen) worden sein, um später das Eigene in reichlicherer Weise finden zu können. — Besonders interessant werden noch zwei Kategorien: Surrogate zweiter Ordnung, d. h. Surrogate für Surrogate, und dann umgekehrte Surrogate, die ein schlechteres Material durch ein besseres ersetzen.

Zweitens. Die „Konstruktionsfehler sind: Schlechte, verfehlte Konstruktionen; schlechte Proportionen; Sinnwidrigkeiten; Konstruktions-Pimpeleien; Technik-Surrogate; Kitsch („Hurra-Kitsch" usw.). Auf diesen Gebieten ist vielleicht am ehesten schon in früherer Zeit energisch gegen verschiedenen Wahnwitz losgezogen worden (Thermometer als Peitsche usw.). Unter den unzweckmäßigen Kon-

struktionen werden auch „übertrieben scharfe Ecken und Kanten bei Möbelstücken" angeklagt; was uns nur wieder in einer Begünstigung des Rundlichen bestärken kann. Auch „Flächenhaftes für Körperliches und umgekehrt" wird gebrandmarkt. Anscheinend aber gehen die dort gesammelten Beispiele dafür nicht weit genug; die Flächenmanie unserer Zeit verdient wohl noch eindringlichere Kritik.

Drittens. Die „Dekorfehler" beziehen sich einerseits auf die Schmuckform, andererseits auf die Farbe. Dort gibt es die sieben Fehler der Brutalitäten, der Überladung oder des Gegenteils, der sinnwidrigen Wahl, der unrichtigen Stelle und falschen Richtung, der äußerlichen Anheftung, der Übergriffe, der Surrogate; hier werden an die schlechten Farben noch angereiht: die Übertreibungen, die unharmonischen Kombinationen, die Übergriffe, die Surrogate.

Unter den „Dekor-Brutalitäten" findet sich auch „Unfertiges, das als vollendet gelten soll", und sodann „Selbstherrliches Vorwalten einzelner Zufallskünste"; ob dabei der heute so beliebten absichtlichen und planvollen Bevorzugung des sonst Zufälligen genügend entgegengetreten wird, kann sich noch fragen. Die „äußerliche Anheftung" wird freilich vor starken Ansichtsverschiedenheiten nicht sicher sein: manchem erscheint etwas als äußerlich, nur weil es nicht nach einem Modegeschmack ist. Daß sich noch jetzt sehr große Kreise vom Barock usw. nit emanzipieren können, geht wohl zum Teil auf motiviertes Wollen und Überzeugtsein zurück.

Sowohl bei der Konstruktion wie auch beim Dekor tadelt der Verfasser mit Recht die „unverdienten Zurücksetzungen", die auf Mißkredit durch Dilettantismus u. dgl. zurückgehen. Vielleicht läßt sich dies noch weiter ausdehnen. Wie schon angedeutet, können irgend welche Werkzeuge heutzutage als Gegenbeispiele Entsetzen erregen, während eine künftige Zeit nicht nur ihnen gerechter werden, sondern auch in unseren Musterbeispielen ebensolches sehen kann, was wir heute in Gegenbeispielen sehen. — Daß endlich anhangsweise auch die „Fälscherkünste" vertreten sind, will keineswegs dem Begriffe der neuen Abteilung entsprechen, ist aber praktisch ganz wohl berechtigt; haben sich doch seit einiger Zeit zahlreiche Museumsleitungen zu einem systematischen Verteidigungskampfe gegen die Fälschungen zusammengetan.

Wir bemerkten schon, daß Pazaurek die Moderne recht sanft anfaßt, also sich z. B. auf den Tadel „gewisser Kinderkrankheiten der

Sezession" beschränkt. Vermutlich wird eine Fortsetzung des hier gegebenen Vorbildes auch darin sich noch schärfer sehen lassen. Solche Fortsetzungen dürfen wir wohl unter allen Umständen empfehlen. Wo die Mittel usw. nicht zureichen, um körperliche Objekte zu sammeln, genügen auch graphische Blätter. Und zwar können in solchen einerseits schlechte Originale reproduziert und andererseits graphische Originale selbst gebracht werden; namentlich das Illustrationswesen unserer Journalwelt dürfte bald eine verblüffende Ausbeute ergeben. (Wie sehr dem Vorgehen Pazaureks auch widersprochen werden kann, zeigt die Kritik, welche Professor Dr. Bruno Meyer unter dem Titel „Gegenbeispiele" in der „Deutschen Tapezierer-Zeitung", XXVII/9, 27. Februar 1909, veröffentlicht hat.)

Erleichtert werden solche Fortschritte noch durch Beschränkung auf Sondergebiete, also durch partielle Sammlungen von Geschamcksfehlern auf dem Gebiet etwa der Möbelkunst, des Tapezierertwesens u. dgl. m. Solche Sammlungen würden jedenfalls zu den besten der „Lerngelegenheiten und Anregungen" gehören, nach denen mehr und mehr gerufen wird. Und wie gesagt: hier ergeben sich mit voraussichtlich allgemeiner Übereinstimmung Erkenntnisse von Gut und Schlecht, an die dann doch wohl Weiteres angeknüpft werden kann.

Auch besondere Zwecke können als Thema für solche Veranstaltungen gewählt werden. So war es der Fall mit der schon erwähnten Ausstellung für Studentenkunst durch die ihr vorgeführten Gegenbeispiele. Vielleicht wird einmal an das Thema des Kinderzimmers gedacht werden. Es freut uns sehr, daß auch eine Zeitschrift wie die „Körperkultur" (Berlin SW. 47, IV, Februar 1909, Seite 53) sich dieses Themas annimmt. Unter dem Titel „Kind und Hausgestühl" weist sie darauf hin, daß unsere Erinnerungsbilder für die Worte Tisch, Stühl usw. vorwiegend der Kindheitszeit entnommen werden. „Tisch und Stuhl Deines Elternhauses, sie machen noch heute für Dich den Begriff dieser Dinge aus, und sie begleiten Dich durch die ganze Lebenszeit." Um so nötiger eine richtige und gefällige Konstruktion namentlich der Stühle! Wir möchten noch hinzufügen, daß sich in einem Kinderzimmer Sitzmöbel von verschiedenen Formen empfehlen, damit sich das Kind an keine einseitige Haltung gewöhne und damit es vergleichen lerne.

Über allem ästhetischen Streite steht die Forderung, daß ein Kunstwerk mit solidester Sorgfalt durchgearbeitet, kurz: daß es „durch“ sei. Allmählich konzentrieren sich manche gegenwärtige Bestrebungen gerade darauf. So bemüht sich eine in Österreich vor einiger Zeit eingerichtete staatliche „Gewerbeförderung“, auch vertreten durch eigene „Annalen“, um Anerkennung und Verwirklichung des Gedankens von der „Qualitätsware“, der gleichmäßig für das Handwerk und für die Kunst Geltung habe.

Von dem namentlich durch die Redaktion der Zeitschrift „Kunst und Handwerk“ wohlangesehenen Künstler und Kunstlehrer L. Gmelin werden die in jener „Gewerbeförderung“ und auch sonst ausgesprochenen Postulate zusammengefaßt in dem Begriffe der „Sachkunst“. Sachlich in jeder Beziehung, in Aufgabe und Zweck und Material und Bearbeitungsweise und Werkzeug und Überlieferung und Gewohnheitsrecht: all das müsse unter Führung der Kunst mitarbeiten am Werke, wenn etwa Gutes, Stilvolles zutage gefördert werden soll (vergl. im „Hochland“, Kempten und München, Mai 1908: „Vom Kunstgewerbe zur Sachkunst“).

Verschieden ist jene Wiener von dieser Münchner Bestrebung dadurch, daß diese die Kunst, jene die Qualität zu oberst stellt. Die Qualitätsforderung als solche mag auch darauf zurückgehen, daß ein Verzicht auf ästhetisches Urteil als solches sehr nahe liegt. Hoffentlich aber werden uns gerade die Stuttgarter Anläufe darin mutiger machen.

Rundschau

Ein unbekanntes Stück Hohenzollernscher Geschichte.*)

Der dritte Kurfürst aus der Geschichte der Nürnberger Burggrafen in der Mark Brandenburg hatte freilich durch die nach ihm benannte dispositio Achillea die Staatseinheit aller Hohenzollernscher Lande in der Mark in Franken hausgesetzlich bestimmt, aber die weiche Frauenhand der zweiten Gemahlin Albrechts hatte diesen Grundsatz, der für das Kurfürstentum auch reichsgesetzlich festgelegt war, für die Stammlande auf dem Fichtelgebirge und Frankenwald bis zur Südgrenze Frankens zum Schaden der gesamten Hausmacht wieder durchbrochen. Selbst für die Gegenwart wäre die Verbindung der Mark mit Ober- und Mittelfranken von hohem Wert nicht nur für das preußische Königtum, sondern auch für das heutige Reich geworden. Fast (von 1486 ab) drei Jahrhunderte blieben beide Zweige des brandenburgischen Hauses getrennt. Als der König von Preußen auch Markgraf von Ansbach-Bayreuth wurde, war der innerliche Zusammenhang von Fürst und Land längst gestört. Die spätere Angliederung an Bayern war landschaftlich geboten und 1866 wünschte wohl der alte Kaiser den Rückfall, aber weder die preußisch-deutsche Politik noch die Neigung des Landes unterstützten diese menschlich verständliche Absicht des Sohnes des letzten brandenburgischen Markgrafen in Franken, König Friedrich Wilhelms III. Dabei reichte Bayreuth bis an den Kamm des Franken- und Thüringer Waldes, wo der preußische Kreis Ziegenrück auf der anderen Gebirgsseite nicht fern lag. Außer Bayern hätte Preußen dann alle deutschen Stämme umfaßt, in Süddeutschland Schwaben und Franken.

Der Besitznachfolger befindet sich übrigens in gleicher Lage. Auch das Stammland der Wittelsbacher, deren Pfälzer Zweig bekanntlich die Königskrone trägt, ist in fremder Hand. Während indessen Preußen an die Rückforderung ernstlich niemals dachte, hat Bayern das schwächere Baden öfters geängstigt, ja noch 1870 einen Austausch angeregt, um Baden mit Elsaß zu entschädigen. Bismarcks Weisheit verhinderte 1866, daß der sonst für Preußen naheliegende Gedanke überhaupt politische Gestalt einnahm. Trotzdem ist im Interesse der Durchbringung unseres neuen kleindeutschen Reiches durch den Kaiserstaat Preußen der Verlauf der Geschichte zu beklagen, aber nicht mehr zu ändern. Die brandenburgischen Franken sind gutbayrische

*) Karl Heinrich Ritter v. Lang, Geschichte des Fürstentums Ansbach-Bayreuth. 2 Aufl. Herausgegeben von der Bayer. Bd. 1 1486—1597. Neudruck des einzigen Werkes über die Geschichte dieser Landschaft auf Grund der urkundlichen Quellen.

Staatsangehörige, wie die rechtsrheinischen Pfälzer getreue Untertanen der Zähringer geworden sind.

Die Entwicklung des einstigen fränkischen Kleinstaates ist aber auch jetzt noch interessant genug, um dessen Geschichte der Vergessenheit zu entreißen, zumal die Reichs- und Reformationsgeschichte eine beträchtliche Rolle darin spielt. Zwei Drittel des heutigen bayrischen Regierungsbezirks Ober- und der größte Teil Mittelfrankens bilden das einstige Fürstentum der Burggrafen von Nürnberg Hohenzollernschen Stammes, zu dem schließlich Nürnberg mit seinem Landbesitz nicht gehörte. Auch die Burg selbst war nächst dem Reichswald reichsstädtisch geworden. Ein Sechstel des heutigen Königreichs Bayern ist also althohenzollernscher Besitz gewesen. Dazu kam im Nachbarlande Böhmen das schlesische Herzogtum Jägerndorff. Die Hohenzollern waren fast stets gute Wirte. Während Habsburg durch Erbtöcher Land gewann, verkauften es die Hohenzollern durch wohlberechnete Pfandschaft, wie auch die brandenburgische Cur errungen wurde. Dazu gehörten aber geordnete Finanzen. Für die ältere Zeit hat das hohenzollernsche Stammland im letzten Archivar der Plassenburg und späteren kgl. bayrischen Regierungsdirektor in Bayreuth, dem Ritter von Lang, einen geistreichen, scharfen und überaus sachkundigen Geschichtsschreiber gefunden, der noch gegenwärtig nicht nur genießbar, sondern höchst unterhaltsam wirkt.

Der alte Adelshasser, der auf seinen neuen Ritterstand doch so stolz war, hat übrigens die auch sonst urkundlich belegte Tatsache festgestellt, daß die sog. Steuerfreiheit des Adels und auch der Geistlichkeit lediglich auf dem Papier stand. Die Reichsumlagen, wie der gemeine Pfennig und die Türkenhilfe, trafen jedermann, vom Landesherrn bis zum Bauern. Aber auch alle außerordentlichen Landesausgaben mußte der Edelmann tragen, dessen sonstige Steuerpflicht im Lehns- und Landesdienst zu Roß, beispielsweise in den Wirren der Grumbachschen Händel des Markgrafen Albrecht Alkibrades, den Landesadel geradezu wirtschaftlich ruinierten. Mit Zahlen und geprüften Rechnungen wartet der fleißige Archivar auf, die auch für unsere deutsche Geschichtswissenschaft grundsätzlich und allgemein höchst lehrreich sind und beweisen, wie vorurteilsvoll selbst unsere Gelehrten durch die parteipolitische Brille die Dinge betrachten. Kultur- und zeitgeschichtlich sind die scheinbar trockenen Schilderungen wirkliche Perlen kluger Beobachtungen. Die moralischen Betrachtungen in der Art des seligen Schlosser muß man gnädig übersehen. Selten ist eine Landesgeschichte mit mehr Freimut und Sachkunde geschrieben worden, obwohl sie noch unter preußischer Herrschaft vor der napoleonischen Zeit, also vor 120 Jahren, verfaßt ist. Ein Fürstenspiegel, der noch heute mit Nutzen gelesen wird. Die Reisläuferei der kleinen Fürsten, das Elend der Kleinstaaterei, die Sparsamkeit der überbürdeten Stände, der Vorläufer der heutigen Volksvertretung, die damals schon auch die Bauern als „gemeine Landschaft" umfaßten, die Selbstsucht des bloß dynastisch fühlenden Fürstentums und der gleiche Eigennutz des Reichsoberhauptes (Kaiser Max und Karl V.) findet ihr getreues Abbild ohne jede gefällige Schminke.

Kurd von Strantz.

Der Roman des jungen Österreichers.

Wie wenig wir Österreicher gelten, davon wissen wir erst eine erbauliche Geschichte zu erzählen, wenn wir eine Reise ins Ausland tun. Der Engländer wirft den Österreicher als Germany mit dem Deutschen in einen Topf, bezeichnet ihn als kleinlichen, unnobeln Geschäftsmann. Für den spottsüchtigen Franzosen ist alles, was aus Österreich kommt, k. k., also bureaukratisch, verzopft, verknöchert, langweilig. Der Amerikaner denkt ungefähr wie der Engländer. Kein Mensch wird ernsthaft behaupten, der Österreicher wäre in Preußen-Deutschland beliebt, und man hätte sämtliche Österreicher längst aus Preußen verbannt, wenn das nicht gar zu kraß gegen die Regeln der Gastfreundschaft verstieße, die man nun einmal von einem intimen Freund erwartet. Selbst die Balkanvölker haben, trotz der berühmten Aktion des Grafen Aehrenthal, keinen Respekt vor uns, und wenn der Österreicher blond und klug ist, gibt er sich in Konstantinopel, Sofia und Belgrad für einen Reichsdeutschen aus, sobald er seine eigenen Koffer oder andere Dinge bekommen will, auf die eigentlich auch ein Österreicher ein gutes Recht hat.

Warum wir Österreicher im Ausland nichts bedeuten? Sehr einfach: Erstens findet die österreichische Dip-
Erstens findet die österreichische Di-
plomatie in ihrer Schlafsucht keine Energie und keine Zeit, sich um die Interessen der dummen Untertanen zu kümmern, zweitens wird der höfliche Österreicher, bei dem mangelnden Vertrauen zu dem, was er sein gutes Recht nennt, immer dort bitten, wo er zu fordern hätte, drittens hat der Österreicher kein Vertrauen zu sich selbst und viertens bedeutet er in seinem eigenen Vaterlande am allerwenigsten.

Kein Land Europas ist an Talenten reicher als Österreich. Aber die Talente werden auch in keinem Land Europas niedriger eingeschätzt als in Österreich. Ein Talent hat es in Österreich schwer, und so schlimm es dem Österreicher im Ausland geht, man kann ihm keinen besseren Rat geben, als sein Ränzlein zu schnüren und der Heimat den Rücken zu kehren.

Daß der junge Österreicher zu Hause gar nicht weiter kommt, das hat so seine Gründe. Nach österreichischem bürgerlichem Recht wird der Österreicher erst mit 24 Jahren mündig. Wenn er es wagt, in diesem Alter eine Stellung bekleiden zu wollen, die nicht halb so groß ist, wie die, die sein deutscher Altersgenosse längst nicht mehr annehmen möchte, obwohl er kaum mit der halben Intelligenz bedacht ist, dann kommen die Herrschaften, die um fünfzehn oder um zwanzig Jahre älter sind, und erinnern den Ehrgeizigen, daß sie ihn, den grünen Jungen, der hinter den Ohren noch nicht ganz trocken sei, noch gekannt hätten, als er in den Windeln gelegen habe, und mit der famosen Stellung ist es für die nächsten zehn Jahre vorbei.

So lange ein Österreicher Zähne hat, gibt man ihm in Österreich nichts zu beißen, und wenn er dann endlich etwas zu beißen bekommt, ergibt sich, daß er keine Zähne mehr hat. Der Rechtsanwalt ist immer älter als dreißig Jahre, wenn er sich selbständig machen darf, und der deutsche Assessor, der bei einem Anwalt sitzt,

hat es dreimal besser als sein österreichischer Kollege, der Konzipient, der ein Jahr lang Gerichtsschreiber sein und sechs Jahre beim Anwalt fürs gesetzliche Existenzminimum und noch weniger arbeiten muß. Zum jungen Arzt hat kein österreichischer Patient Vertrauen, das Lehramt ist überfüllt, und es gibt in keinem Lande Europas ein so enormes geistiges Proletariat wie in Österreich.

An diese bildhübschen Zustände erinnert der soeben erschienene, außerordentlich begabte Roman eines jungen Österreichers, Richard A. Bermann.*) Die Fabel des Romans ist sehr einfach: Ein 25 jähriger, hyperästhetischer, hypernervöser Wiener Doktor der Philosophie, der mit sich nichts Rechtes anzufangen weiß, verdingt sich an einen italienischen jüdischen Baron, um dessen Sohn für ein mittleres Monatsgehalt zu erziehen. Der Zögling ist ein Vollidiot und ein Halbtier. Der Hofmeister vermißt selbst den erwarteten Luxus, weil man mit dem Halbidioten kaum unter Menschen gehen kann. Der Hofmeister will davonlaufen und droht damit einem Freunde in jedem Brief, den er an ihn schreibt. (Der Roman besteht nur aus den Briefen an den Freund.) Er droht mit seinem Abgang auch dem Vater des Zöglings. Aber er bleibt, weil er fühlt, daß ihn zuhause kaum etwas Besseres erwartet. Schließlich verspielt er in Monte Carlo ein paar tausend Francs, die dem Vater des Zöglings gehören, und nun läßt ihn der Baron erst recht nicht los. Denn der Baron ist mit dem begabten Erzieher sehr zufrieden und konstatiert, daß sich sein Sohn Raffael günstiger entwickle. Die Erziehungsmethode des Doktor Gärtner ist dabei zum Schreien komisch und hilflos. Reizend sind die Landschaftsschilderungen, am reizendsten aber an diesen Briefen der grimme Spott über italienische Unkultur und wienerische Bohème-Überkultur.

Ernst Friedegg.

*) Der Hofmeister. Die Geschichte eines Niedergangs. Roman von Richard A. Bermann. Verlag von Georg Müller in München.

Bad Elster. Lustspiel in 4 Akten von Rudolf Fastenrath. Verlag Ceresio, Magliaso (Tessin, Schweiz. Gebunden 2,40 M.)

Wann wäre es einem Lustspieldichter wohl wie Rudolf Fastenrath gelungen, ein Goldgespinst von solch seidenfeiner Zartheit und blütenprangender Duftigkeit zu schaffen? Und in das Gespinst hinein spielt die strahlende Sonne eines Humors, der in seiner Feinheit unnachahmlich ist, daß es glitzert und funkelt an allen Ecken und Enden. Und wie liebkosend gleitet dann wieder ein feinniger, sittlicher Ernst darüber hin, nicht Schatten gebend, aber eine köstliche Abtönung vom Funkellicht des Übermuts bis in das milde, verträumte, süß verschleierte Leuchten einer Landschaft zur Dämmerstunde.

Ernst Redlich.

Darmstädter Kunst

Die hessische Residenz hat es verstanden, die nun seit einem Jahrzehnt angebahnte Kunstbewegung festzuhalten und, nachdem die besten Kräfte der Künstlerkolonie die Stadt verlassen hatten, sie mit neuen Quellen und Zuflüssen zu speisen. Das Ausstellungsgebäude auf der Mathildenhöhe ist in seiner freund-

lichen Architektur (bei wundervoller Lage) für Jahresausstellungen gut geeignet. Im letzten Jahre war der Künstlerbund für die Saison eingezogen, in diesem Jahre hat die „Freie Vereinigung Darmstädter Künstler" die Ausstellung veranstaltet. Sie ist demgemäß auch in der Mehrzahl von Angehörigen dieser Künstlervereinigung beschickt, ohne jedoch weiteren Kreisen südwestdeutscher Künstler die Pforten zu schließen. Eine Bereicherung sollte die Ausstellung noch erfahren durch eine reiche Auswahl von Aquarellen englischer und schottischer Meister, die durch die Royal Society of Painters in Water Colours in London zusammengestellt wurde. Die Bereicherung ist indes nur quantitativ zu verstehen, denn diese süßlichen, teils mit routinierter Technik ausgeführten Aquarelle sind nicht geeignet, unser künstlerisches Interesse irgendwie zu fesseln. Und man hat füglich Grund, zu fragen, ob nicht ein Protest deutscher Künstler gegen diese gefährliche Afterkunst mehr am Platze ist als der widerspruchsvolle Feldzug gegen die französische Malerei. — So hat man denn auch in Darmstadt wieder über 600 Nummern zusammengebracht; sie bieten an sich keine wesentliche Bereicherung zu der Anschauung des Kunstschaffens unserer Zeit (wenngleich einige beachtenswerte Stücke (besonders in der plastischen Abteilung) dargeboten werden. Die Ausstellung zeigt dann im besonderen die große Mannigfaltigkeit in den künstlerischen Bestrebungen der hessischen Künstler selbst. Die in Darmstadt ansässigen Künstler machen gerade nicht den besten Eindruck und bewegen sich in konventionellen Bahnen formloses zeigen. Es sind da anspruchslose Landschaften von Bader, Gg. Altheim, süßliche Porträts von C. Kempin, frische Landschaften und Stilleben von Adolf und Anna Beyer. Ein farbenfreudiges Stilleben in zezannescher Farbenabstufung zeigt P. Thesing. Von der Künstlerkolonie hat H. Pellar zwei seiner Temperabilder ausgestellt, die durchaus in Stuck'scher Manier gehalten sind. R. Hölscher mit seinen groß und schwer empfundenen Bauernfiguren, nähert sich schon der Gruppe der Hessen, die um C. Banzer und W. Thielmann sich scharen. Banzer ist in seinen Figurenbildern weit erfreulicher als in den etwas farblosen Landschaften. Auch E. Beithans und E. Eimer können hier genannt werden. Sehr heiter und farbenfreudig ist eine Temperastudie von F. Beet (Mainz). Ein junger Mainzer, der unter Bracht gelernt hat und jetzt bei Dresden lebt, fällt besonders mit äußerst charaktervoll ausgeführten Bleistiftzeichnungen und Radierungen auf, Jakob Weinheimer. Willy Preetorius, ebenfalls Mainzer, wirkt in seinen Landschaftsbildern nicht sehr erfreulich und entbehrt noch sehr eines ausgeglichenen Stils. — Einen der besten Räume füllt wieder die Karlsruher Trübnerschule. Der Meister selbst ist mit einem breit hingestrichenen „Rosenzaun" vertreten, dessen Farben von eminenter Leuchtkraft sind. Auch der „Nachtwächter" ist ein charakteristisches Bild der letzten Jahre. Alice Trübner erfreut durch saftige Stilleben und eine Odenwaldlandlandschaft. In Trübners Art, nicht ohne persönliche Note, sind die Stilleben und Landschaften von Dahlen und Wallischek. Die jüngere Gene-

ration ist mit Artur Grimm, Hans Sprung, H. Sutter, H. Göbel, Otto Gräber, W. Coste, Oskar Hagemann wirksam vertreten. Ihr großes technisches Können und ihr festgefügter Kolorismus zeigt sich in delikaten Stilleben, flott gemalten und farbigheiteren Landschaftsbildern, sowie sehr persönlichen Porträts. Am stärksten scheinen mir Grimm, Sprung und Sutter den Trübnerschen Stil verarbeitet zu haben, um nun ihren eigenen, persönlichen zu finden. Eine weitere Überraschung bietet die reichhaltige Kollektion von Werken des (ja auch aus Darmstadt gebürtigen) L. von Hofmanns. Seine jüngsten Bilder haben eine fast grelle Farbigkeit, die trotzdem durch den eigenartigen Rhythmus von Linie und Farbe zur künstlerischen Einheit verbunden werden. Gut hätte man m. E. getan, wenn man den fünfzehn ausgestellten Bildern einen eigenen Raum gewidmet hätte, statt sie über die ganze Ausstellung hin willkürlich zu zerstreuen. Was sonst noch zu sehen ist, ist meist süddeutscher Herkunft und hat den üblichen Charakter. Thoma ist mit einigen Märchenstimmungen und einer poetisch fein empfundenen Landschaft aus dem letzten Jahre (Frühlingsfreude) vertreten, in der der ehrwürdige Meister alte Motive in herzlicher Weise wieder aufnimmt und vereint. Die übrigen Karlsruher H. v. Volkmann, Conz, Dill, Luntz, Hellwag u. a., sind mit den für sie charakteristischen Bildern vertreten. Georgi kommt mit einer ganzen Gruppe (darunter zwei dekorative Wandfriese), die ihn ganz im Fahrwasser der Scholle zeigen. Von der Scholle selbst sind Püttner mit farbig heiteren Gruppenbildern, Erler, Münzer und Weise mit Werken ihres dekorativen Stils vertreten. Von Stuttgart sind C. Grethe, Landerberger, Faure, R. v. Haug mit wenig erfreulichen Bildern gekommen. Brühlmann zeigt ein ganz im Cezannestile gemaltes Stilleben und einen interessant bewegten Akt. Von Schweizern, die ja heute zum Teil in München wirken, nenne ich Marxers duftige Stilleben, Thomanns und H. B. Wielands kräftige Landschaften, Voellmys Zypressen in Böcklinschem Stil; ein malerisch und kompositionell vorzügliches Bild von F. Widmann („Starenflug") und E. Würtenbergers „Knechtekammer" verraten Hodlers starken Einfluß. Zum Schluß verzeichne ich noch einige Werke von guten Qualitäten mit neuen Akzenten: von Nußbaum eine sprühend, ganz in violett getauchte Ansicht der Katharinenkirche in Frankfurt, von Dreydorff ein äußerst stimmungsvolles Bild „Frühlingsmorgen am Rhein", wo der feine Duft des Nebels über dem Tal glänzend charakterisiert ist, und Th. Schindlers „Diesseits", wo zwei linear streng gebundene Akte zusammengekauert sitzen (ein Bild, das von einer eminenten Formen- und Naturauffassung Zeugnis ablegt). — Die Abteilung der zeichnenden Künste bringt Radierungen, Holzschnitte und Studien bekannter Art. Reifferscheid, Ubbelohde, Banzer, P. Halm, Kalckreuth, H. Otto sind hier mit schönen Beispielen vertreten. Natürlich durften hier Preetorius charaktervolle Buchschmuckzeichnungen nicht fehlen. Besonders beachtenswert schienen mir eine vollendete Bildniszeichnung von B. Elkan und eine Landschaftsstudie des genannten Weinheimer.

Im Olbrich-Zimmer hat man eine Sammelausstellung von Zeichnungen Heinrich Kleys veranstaltet, die dessen sprühenden Geist und raffinierte Technik in ihren guten und minder guten Seiten erkennen läßt. — In der plastischen Abteilung hat man von den mannigfachen Beispielen von B. Hoetgers Kunst, die über Maillol und Burlach den Anschluß an indische Monumentalskulpturen sucht, den stärksten Eindruck. Vorzüglich durchgebildet sind auch die Büsten des Darmstädter Jobst, sowie ein Kolossalkopf Michelangelos von der Hand H. Volz'. Benno Elkan zeigt eine Auswahl seiner bekannten Plaketten, einen geistvollen Porträtkopf d'Alberts, sowie eine schon durch die Einzigartigkeit des Materials ausgezeichnete Marmorstatue der Persephone. Arbeiten von H. Binz, Cauer, Schreitmüller mögen noch angemerkt sein.

Dr. Willy F. Storck.

Antike Kultur. Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Brüdern Horneffer. I. Bd.: Platon: Der Staat. Deutsch von A. Horneffer. Leipzig, Verlag von Dr. Werner Klinkhardt.

Die Brüder Horneffer haben die Absicht, die hervorragendsten Werke der antiken Literatur durch neue sinngemäße Übersetzungen modernen Lesern zu erschließen. Ein gewisses Bedürfnis dafür ist ja stets vorhanden. Sie beginnen mit den Werken Platons. Grade Plato ist durch jene modernen Bestrebungen mannigfaltiger Art, die man die monistischen nennt, wieder aktuell geworden. Er ist der Begründer des Dualismus durch seine Lehre von den a priori existierenden Ideen, deren Zusammenfassung etwa dem berühmten „Ding an sich" entspricht. Andrerseits könnten die Theorien Platons doch in mancher Beziehung interessante Parallelen in der modernen Naturwissenschaft finden. Man vergleiche z. B. seine Lehre von den Praeexistenten der ewigen Ideen mit der modernen Anschauung von den Arten und ihrer Bedeutung. — Gerade das schwierigste, das sozial-ethische Werk Platons „Der Staat" haben die Herausgeber der neuen Übertragung sich zuerst vorgenommen. Die Übersetzung ist durchaus anzuerkennen, jede Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit ist vermieden. Der Übersetzer hat sich nicht ängstlich an das Wort geklammert, diesem aber seine Bedeutung gelassen, indem er wortgetreu übersetzte und dann sinngemäß und gut-deutsch stilisierte. Das ist anzuerkennen. So liest man sein Werk mit Vertrauen. Über Platons Staat ist viel geschrieben worden. Das Bedeutsame gleichsam für die Ewigkeit ist, daß dieser Staat ganz von der sozialen Idee beherrscht wird. Das Individuum hat sich dem Allgemeinen unterzuordnen. Dies entspricht Platons Anschauungen vom Wesen der Welt durchaus, aber es entspricht auch dem Wesen der Griechen. Platons Staat ist keine Utopie, er ist der in ein konsequentes System gebrachte griechische — besser antike — Staat. Allerdings auch für Aufhebung des Privateigentums und des Familienlebens (an deren Stelle Güter- und Werkesgemeinschaft tritt) tritt Platon ein. Im übrigen stellt das an fruchtbaren Ideen unendlich reiche Werk eine Verherrlichung der aristokratischen Demokratie dar und enthält ein bis ins kleinste gegliedertes so-

ziales und staatsrechtliches System. Die Form ist auch hier die des Dialogs, den Plato, der Künstler, überall mit unnachahmlicher Anmut und Würde handhabt.

Hans Benzmann.

Maria Schweidler: Die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters, des Pfarrers Abraham Schweidler in Coserow auf Usedom herausgegeben von Wilhelmine Meinhold. Insel-Verlag, Leipzig.

Diese Erzählung ist vielleicht eine der besten deutschen überhaupt. Als sie seiner Zeit erschien, war man vielfach der Meinung, daß ihr tatsächlich eine alte Handschrift zugrunde liege. In diesem Glauben hat Laube die Erzählung dramatisiert. Der Stil der Zeit des dreißigjährigen Krieges ist hier mit verblüffender Natürlichkeit getroffen. Ebenso bewunderungswürdig ist auch die Kunst des Dichters, die Menschen jener Zeit zu veranschaulichen und ihre Gesinnungen und Handlungen aus ihrer Seele, ihrer Art heraus zu entwickeln. Die Erzählung ist zugleich Kulturnovelle und Seelengemälde. Vor allem aber enthüllt sich in ihm aus grauenvollem dunkelm Hintergrund ein Schicksal, wie es ergreifender nicht sein kann; das Schicksal der holdseligen Pfarrerstochter. Der Neudruck der Erzählung in stilvoller würdiger Ausstatung ist daher mit besonderer Freude zu begrüßen.

Hans Benzmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Hanns Fechner:
Portrait Wilhelm Raabes.

Nord und Süd

Portrait Wilhelm Raabes.

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30/Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 138. Heft 434. Zweites Juliheft 1911

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Oberstleutnant a. D. Rogalla von Bieberstein: Agadir und seine maritime Bedeutung für Deutschland.

Selten hat ein politischer Akt des deutschen Reiches derartiges Aufsehen erregt, wie nach dem letzten Schweigen seiner Regierung gegenüber der Operation Frankreichs auf Fez und derjenigen Spaniens auf Larrasch*) und Elksar, die Entsendung des deutschen Kanonenbootes „Panther“ und nunmehr des Kreuzers „Berlin“, nach Agadir. Bereits im November des Vorjahres hatte der französische Kreuzer du Chayla den Hafen von Agadir angelaufen, um die Eingeborenen vor Uebergriffen gegen die Europäer zu warnen, und neuerdings hat Frankreich den Hafen Mehedia an der Sebumündung, etwa 4 deutsche Meilen nordöstlich Rabats, besetzt, mit einigen Hafenanlagen versehen und befestigt. Nunmehr haben die chaotische Lage in Marokko, die gänzlich erschütterte Autorität des Sultans und die vollständige Verwirrung im Norden des Landes auch große Erregung im Süden hervorgerufen, und es höchst wahrscheinlich gemacht, daß auch der Süden in Mitleidenschaft gezogen wird, und daher baten bekanntlich die im Süden Marokkos interessierten deutschen Firmen, in Anbetracht dieser Gefahr, die Regierung um Maßregeln zur Sicherung von Leben und Eigentum der Deutschen und deutschen Schutzbefohlenen in jenen Gegenden. Die dortigen wirtschaftlichen Interessen Deutschlands sind, wie wir mit Rücksicht auf unser Gesamtbild, hier besonders resumirend, zu erwähnen nicht unterlassen dürfen, bedeutende, daß bei Agadir mündende Susgebiet und die ihm anliegenden Provinzen sind die fruchtbarsten und reichsten Marokkos, auch hat der deutsche Handel im Süden Marokkos zugenommen und stieg, zum Teil von deutschen Firmen über England erfolgend, als englischer Import und Export gerechnet, besonders in letzter Zeit. Auch

*) Larrasch, ein nordwestmarokkanischer Hafen, 800 km. etwa 107 d. M., südwestlich Tangers, Elksar, ein wichtiger Straßenknotenpunkt am Luccosflusse gelegen.

ist Deutschland am Bergbau im Hinterlande Agadirs erheblich interessiert; ferner gehören dort große Landstrecken mit landwirtschaftlichem Betrieb deutschen Häusern und beschäftigen dort deutsche Firmen hunderte von Angestellten, Handelsagenten und Schutzbefohlenen. Bei dieser Sachlage ist die Forderung des Schutzes der deutschen Interessen im Sus und seiner Umgebung eine gerechtfertigte und vielleicht genügt das demonstrative Auftreten des „Panther" und nunmehr des Kreuzers „Berlin" als Warnung der Eingeborenen, um diesen Schutz zu bewirken, da ihm, wenn dies nicht der Fall ist, nicht nur das Erscheinen der beiden anderen Schiffe der westafrikanischen Station, des „Eber" und der „Möve", oder eher anderer, größerer, der Flotte, sondern vielleicht auch eine deutsche Besetzung Agadirs, mit der besten und tiefsten Rhede der Westküste Marokkos und anderer Punkte jener Küste folgen könnte, „bis in Marokko geordnete Verhältnisse zurückgekehrt sein werden". Dieser heute noch in weiter Ferne liegende Zeitpunkt aber wurde bereits offiziöserseits als der bezeichnet, in welchem der Panther, nunmehr der Kreuzer Berlin erst Agadir verlassen wird. Es sei nunmehr die noch nirgends berührte Frage hervorgehoben, inwieweit der Kreuzer „Berlin" überhaupt den Schutz der deutschen wirtschaftlichen Interessen im Susgebiet und den der dortigen Reichsangehörigen zu bewirken in der Lage ist. Zwar kann das kleine Kriegsschiff, wenn Leben und persönliche Habe derselben gefährdet sind, eine Anzahl von ihnen an Bord aufnehmen, oder aber bis sie forttransportierende Schiffe eingetroffen sind, den Schutz einer größeren Anzahl durch ein Bedeckungsdetachement, namentlich durch sein Geschütz- und Maschinengewehrfeuer bewirken, wenn sie in dem mit starken Mauern umgebenen auf 200 m hohem isolierten Gipfel am Abhang des Hahagebirges gelegenen Agadir oder im Dorfe Fonti am Strande untergebracht sind. Allein weiter wie der wirksame Bereich seiner zehn 10,4 cm Geschütze und der seiner 4 Maschinengewehre, etwa 7½ bezw. 2½ km, reicht seine taktische Wirkung nicht, jedoch vermag der Kreuzer gebotenenfalls Agadir und andere durch eine Kasbah oder anderweitig befestigte und besetzte Küstenplätze jenes Gebiets zu beschießen, und die Fischerei, heut der alleinige Betrieb Agadirs, und etwaigen Handel (Waffenschmuggel usw.), an jener Küste lahm zu legen. Die geringe Stärke der Bemannung des Panther von 286 Mann, erlaubten aber nur die Entsendung eines Detachements von etwa 230 Mann zum vorstehend erwähnten Zweck nach dem nur 300 m von der Küste entfernten Agadir oder dem Stranddorf Fonti, oder, sollte dies

überhaupt Wirkung versprechen, zur Kontributionserhebung und Festnahme von Geißeln. Ein etwaiger Streifzug ins Landesinnere ist jedoch für eine so kleine Truppe, gegenüber der Möglichkeit des feindlichen Auftretens starker, heut meist gut bewaffneter Eingeborenen-Schaaren, selbst beim Mitführen der Maschinengewehre, deshalb ausgeschlossen, weil die rückwärtige Verbindung und die Verproviantierung, Munitionsversorgung usw. von jenen Schaaren unterbrochen werden, und ihre nächtlichen Angriffe sowie Hinterhalte dem Detachement verhängnisvoll werden könnten. Zu einem Streifzuge im Landesinnern zum Schutz unserer dortigen Reichsangehörigen und unserer wirtschaftlichen Interessen würde aber auch das Heranziehen der Bemannung der kleinen beiden anderen Schiffe der westafrikanischen Station nicht ausreichen, und daher entweder große deutsche Kriegsschiffe mit ihren starken Bemannungen zu diesem Zweck vor Agadir erscheinen, oder eine vollständige Expedition, ähnlich der französischen nach Fez, im Susgebiet stattfinden müssen, die, wenn auch das Erscheinen des Panther, nunmehr des „Berlin", vor Agadir nur als die zunächst erfolgende Maaßregel bezeichnet wurde, vor der Hand als ausgeschlossen gelten muß, weil die Reichsregierung mit dem Erscheinen des Kriegsschiffs bei Agadir keine unfreundliche Absicht gegen Marokko und seine Bewohner verbindet, und da keine Ausschiffung seiner Mannschaft erfolgt, und weil schon das Erscheinen eines Kriegsschiffs des mächtigen deutschen Reiches bei Agadir und die erwähnten, von ihm eventuell durchführbaren Maßregeln an der Küste, sowie auch die Möglichkeit eines eventuellen weiteren Vorgehen Deutschlands in Südwestmarokko, die Gefährdung der dortigen deutschen Reichsangehörigen und ihrer wirtschaftlichen Interessen aufzuheben vermag, zumal jenes Gebiet unter dem Einfluß des bisherigen Großveziers el Glaui steht, der in ihm großen Besitz hat, für den er besorgt sein muß. Überdies würde sich Deutschland durch eine derartige Expedition in Widerspruch mit der Enthaltung seiner Zustimmung zu dem französischen Zuge nach Fez, dem England, Rußland und Spanien zustimmten, setzten, und eventuell, ungeachtet aller Berechtigung zu einer solchen Expedition, in Konflikt mit den Westmächten geraten können, die eifersüchtig über ihren Einfluß, ihren Interessen und ihrer Position Marokko gegenüber und am atlantischen Ozean wachen. Einen derartigen, eventuell ernsten Konflikt aber wegen eines verhältnismäßig so geringfügigen Objekts hat Deutschland um so mehr zu vermeiden, als es ohne einen großen Krieg nicht in der Lage sein würde, ihn dem Widerstande der

Westmächte, vielleicht auch anderer Mächte gegenüber, nach seinem Willen zu beendigen. Wegen Marokkos und der dortigen deutschen wirtschaftlichen Interessen aber einen derartigen Krieg führen zu wollen, würde jeder Staatsraison widersprechen und überdies England, unterstützt durch Frankreich, das deutsche Unternehmen in Marokko durch seine Flotte ganz verhindern können, wenn es auch vor der Hand durch den englisch-französischen April-Vertrag von 1904 nur zur diplomatischen Unterstützung der französischen Marokkointeressen verpflichtet ist. Allein es ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß England, Frankreich, Spanien und Rußland als Ergebnis ihres jetzigen Meinungsaustausches über das völlig korrekte Vorgehen Deutschlands bei Agadir, keinen Einspruch dagegen, wenn auch gegen eine dauernde Besetzthaltung und somit Besitzergreifung Agadirs, erheben werden, da dieses Vorgehen völkerrechtlich unanfechtbar ist, und schon die Verwendung eines so unbedeutenden Kriegsschiffs, wie ein kleiner geschützter Kreuzer und die sie begleitenden amtlichen Erklärungen der deutschen Regierung auf die angegebenen begrenzten Ziele dieser Entsendung hinweisen. Inwieweit und auf welche Weise, ob nur auf diplomatischem oder auf anderem Wege sich Deutschland im Laufe der Zeit etwa an der „Wiederherstellung geordneter Zustände in Marokko" zu beteiligen beabsichtigen könnte, muß der Zukunft und der dortigen Entwicklung der Dinge überlassen bleiben. Sollte sich diese aber wider Erwarten etwa noch derart gestalten, daß Frankreich die versprochene Zurückziehung des Gros seines Expeditionscorps aus Marokko bis auf die geringe Besatzung in Fez, nicht ausführt, sondern daß die Erweiterung seiner Interessenphäre und die derjenigen Spaniens den Charakter einer Aufteilung Marokkos und seiner offenbaren noch stärkeren Verletzung seiner Unabhängigkeit und Integrität gewinnt, so könnte sich Deutschland eventuell veranlaßt sehen, da die Algecirasakte damit vollends durchbrochen wäre, auch seinerseits einen Teil Marokkos und zwar das Susgebiet mit dem wichtigen Agadir usw. zu beanspruchen. Für diesen Fall aber dürfte sich die vorherige Uebereinstimmung mit England und die Berücksichtigung seiner Interessen kaum umgehen lassen und ein ernster Konflikt mit dem seegewaltigen, durch großen beiderseitigen Handel mit Deutschland verknüpften Lande zu vermeiden sein, zumal die Ausbeutung der Reichtümer des Susgebiets doch erst in Perspektive befindlich und der geringe deutsche Gesamt-Handel mit Marokko mit etwas über 13 Millionen Mark gegenüber dem 2 Milliardenbudget des deutschen Gesamthandels ein nur unbedeutender, erst an

dritter Stelle hinter dem englischen und französischen figurierender ist.

So lange jedoch bei Agadir keine Truppe ausgeschifft und gelandet, und Agadir nicht von ihr besetzt ist, und keine Streifzüge ins Hinterland oder etwa eine Expedition dorthin unternommen werden, behält das deutsche Erscheinen vor Agadir nur den Charakter einer Demonstration, deren materielle Wirkung an der Küste in der angedeuteten Weise zu erfolgen, und die sich im Hinterland durch ihren moralischen Effekt geltend zu machen vermag.

Die vom englischen Ministerpräsidenten angekündigte, gebührende Rücksichtsnahme der englischen Regierung auf den Schutz der britischen Interessen in Marokko, und die Vertragsverpflichtungen gegenüber Frankreich, namentlich aber der in der Presse berichtete Beschluß des englischen Ministerrats, daß England eine Festsetzung Deutschlands in Agadir nicht zugeben könne, lenken die Aufmerksamkeit auf die maritime Bedeutung Agadirs. Fast die gesamte englische Presse, namentlich die konservative, tritt dafür ein, daß ein deutscher Hafen und Flottenbasis an der marokkanischen Küste am Atlantischen Ozean nicht geduldet werden könne, wozu Agadir ausgezeichnet geeignet sei, und von einer Macht wie Deutschland leicht umgewandelt werden könne. Agadir liege an der schmalsten Stelle des Atlantischen Ozeans, und von dort könnte ein Dreadnoughtkreuzer jeden der Handelswege durchschneiden, die nach England führen. Die geschichtliche und praktische Bedeutung von Gibraltar werde dadurch vermindert. Die dauernde Besetzung von Agadir durch die zweite Seemacht der Welt könne aber von England nicht willkommen geheißen oder mit Gleichgültigkeit betrachtet werden. Für den Augenblick sei sie vielleicht nicht gefährlich. Aber man müsse in die Zukunft blicken. Ebensowenig könnten die Vereinigten Staaten von Amerika gleichgültig bleiben, deren Haupthafen weiter von Südamerika entfernt liege als Agadir. Mit der Eröffnung des Panamakanals würde eine deutsche Flottenbasis an der marokkanischen Küste die amerikanischen Interessen berühren. Deutschland habe sich zwar in den letzten Jahren Mühe gegeben, die öffentliche Meinung in der Union zu beruhigen und zu erklären, daß es keine Absichten auf irgend einen Teil von Südamerika habe. Aber ein Hafen an der schmalsten Stelle der Atlantik müsse die Union doch beunruhigen. Das mache die Frage zu einer so außerordentlich schwerwiegenden. Das Toryblatt Standard sieht in dem Vorgehen Deutschlands sogar einen lange vorhergefaßten und sorgfältig

ausgearbeiteten Plan, der einen Rückschlag auf die allgemeine Lage haben solle. Wie früher mit seiner Militärpolitik, so bezwecke Deutschland seit 1900 mit seiner Marinepolitik, sich so stark zu machen, daß seine Diplomatie unwiderstehlich werde. Mit seiner ungeheuren Militärmacht sei Deutschland in der Lage gewesen, seinen Nachbarn seine Politik aufzuzwingen, z. B. Rußland in der bosnischen Frage. Deutschlands Wünsche wolle England nicht bekämpfen, aber es könne nicht dulden, daß sie Englands wirtschaftliche und strategische Interessen schädigten.

Aus dem mannigfachen, auf den Inhalt zuverlässiger Reisewerke und Berichte gestützten Darlegungen der Presse läßt sich ein Bild von der maritimen Situation und Bedeutung Agadirs gewinnen, und daran die heute besonders interessierenden Folgerungen für den Wert knüpfen, den Agadir in deutschem Besitz für Deutschland gewinnen könnte. Alsdann nicht nur zur Kohlenstation sondern auch zu einer starken Flottenbasis mit geräumigen Hafen und stark befestigt, ausgestaltet, würde das Reich festen Fuß an einer der schmalsten, wenn auch nicht der schmalsten Stellen des atlantischen Ozeans fassen, und damit die gewaltige, so gut wie hermetische Sperre durchbrechen, die es in der Nord- und Ostsee durch die weit überlegenen englischen Geschwader, heut fast die Gesamtmacht der englischen Flotte, im Kriegsfall vom atlantischen Ozean trennt. Diese Sperre stützt sich überdies auf die stark befestigten britischen Kriegshäfen, Chatham, Sheerneß, Dover, Portsmouth und Devonport und die Flottenstationen an der Westküste im Firth of Forth, sowie demnächst Hull am Humber, 14 dort neuerdings anzulegende Sperrforts und den Flottenstützpunkt Scapa Flow. Das deutsche Reich aber würde mit der Durchbrechung jener Sperre aus den Binnenmeeren der Ost- und Nordsee an das noch wichtigste Weltmeer, den offenen Atlantischen Ozean gelangen, und eine ungemein wichtige Etappe in seiner maritimen Entwicklung zurücklegen, und, von jener Fessel befreit, als zweite Seemacht der Welt ein ganz anderes Wort auf deren Meeren mitsprechen können, wie bisher. Allerdings bedürfte es dazu der Stationierung eines starken Dreadnoughtgeschwaders und schneller Kreuzer in Agadir. Von dort beträgt der Weg nach Gibraltar nur etwa 190 d. Meilen, die nur eine 48 stündige Fahrt mit 16 Knoten erfordern,

nach den Antillen nur etwa zwei, nach New-York nur etwa 7 Tage, nach Rio de Janeiro etwa 14, und sind Madeira, die Azoren, canarischen und capverdischen Inseln zur Einnahme von Trinkwasser und Proviant leicht anzulaufen. Mit der dauernden Stationierung eines starken Dreadnoughtgeschwaders aber bei Agadir würde ein Ersatz desselben bei der heimatlichen Flotte notwendig werden, um die Hauptseemacht Deutschlands nicht zu schwächen. Ferner würden die völlig neuzuschaffenden, modernsten Hafenanlagen bei Agadir, als Ausgestaltung seiner Rhede überhaupt zum Hafen, u. a. auch die Anlage eines Wellenbrechers zum Schutz gegen westliche Winde, sowie die starken Befestigungen, die Errichtung von Reparaturwerkstätten, die Anlage eines Docks, die Anhäufung großer Kriegsvorräte und die Stationierung einer angemessenen Garnison usw. erforderlich werden, um den vollen Nutzen aus der neuen Flottenstation ziehen zu können; Anlagen, die nebst dem Bau eines Dreadnoughtgeschwaders viele Hunderte von Millionen erfordern würden. Allein schon zu einem kleinem Flottenstützpunkt und zur Kohlenstation und als Zufluchtshafen auch für die Aufnahme tiefgehender Panzerschiffe ausgestaltet und mit einigen schnellen Panzerkreuzern und den erforderlichen Reparaturwerkstätten ausgestattet, würde Agadir für unsere Flotte bei ihren in neuester Zeit mehrfach auf den Atlantic sich erstreckenden Übungen ein willkommener Reparatur- und Aprovisionierungs-Stützpunkt, namentlich aber im Kriegsfall für den Kreuzerkrieg von Wert werden können, den England für seine Handelsflotte besonders zu fürchten Anlaß hat. Selbst nur als Kohlenstation würde Agadir von Wert für unsere im Atlantic auftretenden Schiffe sein. In Anbetracht der derartigen Bedeutung, die Agadir für Deutschlands Seemacht gewinnen, und diese, ungehindert durch die Sperre der Nordsee mit einem beträchtlichen Teil im Atlantic aufzutreten in den Stand setzen könnte, und wie man englischerseits annimmt die Sicherheit des britischen Reiches herabmindern, eine Blockade kaum mehr möglich machen würde, ist der Einspruch Englands gegen ein dortiges Festsetzen Deutschlands begreiflich, da Englands Weltstellung, Handel und Industrieabsatz und Vorherrschaft auf den Meeren ausschließlich auf der Ueberlegenheit seiner Seemacht beruht und es dieselbe umsomehr intakt zu erhalten Anlaß hat, als sein früheres Uebergewicht seit Trafalgar bis in die zweite Hälfte des 19 Jahrhunderts. über die gesamten Flotten der Welt, seit geraumer Zeit nicht mehr besteht.

Was die Oertlichkeit Agadirs und seine lokale Geeignetheit zum Hafen und Flottenstützpunkt betrifft, so erscheint sein bisheriger Ruf als, der einzige gute und tiefe gegen die Nordwinde durch den hohen Atlas gegen die Südostwinde durch den Anti-Atlas geschützte Hafen der Westküste Marokkos, durch neuere Berichte erheblich gemindert. Diese Eigenschaften trafen in früherer Zeit zu, wo Agadir der Haupthafen jener Küste bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts war und den Haupthandel Marokkos vermittelte, bis Sultan Muhammed, eifersüchtig auf die reichgewordene, selbständige Stadt, dieselbe einnahm und das benachbarte M o g a d o r statt ihrer zum Hafen wählte. Der Handel Agadirs aber erfolgte damals mit nur wenig tiefgehenden Schiffen. Während hingegen frühere Reiseberichte meldeten, das Meer habe dort 30 m von der Küste 15 m Tiefe und somit die mehr wie genügende für heutige Dreadnoughts und Ueberdreadnoughts, fanden französische Blätter heute heraus, daß Agadir nichts weniger als eine gute Anlagestelle, und seine Umgebung auf 100 km ringsum eine fast trostlose Wüste bilde. Die Karte des hydrographischen Dienstes des Marineministeriums zeige, daß der Meeresgrund am felsigen Gestade erst mit Aufwendung ungeheurer Mittel vertieft werden müßte, um mittleren Fahrzeugen das Anlegen zu ermöglichen. Aus der Karte sei nicht ersichtlich, wie ein Hafenbecken angelegt werden könnte, jedenfalls würden die Kosten nicht im Verhältnis zu dem Schiffs- und Hafenverkehr stehen, der sich hier in absehbarer Zeit entwickeln könnte. —

Prof. Hanns Fechner:
Meine Erinnerungen an Wilhelm Raabe

„Raabisch."
„Hätten wir Deutschen doch viele solcher Männer, deren Name einfach als Eigenschaftswort gelten kann."

Diese Worte setzte ich einst als Motto über ein Erinnerungsblatt an Wilhelm Raabe, das im „Zeitgeist" erschien. Wenn ich sie jetzt wieder voranstelle, so tu ich das, weil ich den darin enthaltenen Wunsch noch eindringlicher wiederholen möchte. Jetzt, da unser Volk seinem kerndeutschen Dichter ein Denkmal damit zu stellen beginnt, daß es ihn in seine unsterblichen Toten einreiht. Nicht nur für das allein, was er mir in seinen Versen gab, bin ich ihm Dank schuldig, sondern auch dafür, daß ich ihn kennen lernen und malen durfte. Wohl 21 Jahre sind es her, als mir der Zufall den Abu Telfan in die Hände spielte, die Geschichte von Leonhard Hagebucher, dem Dichter, dem Künstler, dem vom Genius geküßten Menschen, den das Leben mit Sklavenfesseln bindet, dem aber dennoch die Erlebnisse zum Kunstwerk werden und ihn im Feuer des bitteren Lebenskampfes und in der Menschheit Not stählen, ohne aber dabei den Lebensmuskel dadrinnen in der Brust zu verhärten. Nicht zu seinem Glück. Sein armes Herz wird weidlich geschunden und gemartert von der blöden, kurzsichtigen Menge, die statt des geretteten und nicht zu Stein gewordenen Herzens Lorbeeren, Ruhm und Erfolg als Ausweispapiere vorgelegt haben will. Dieser Grundton im Abu Telfan, dieser Mollakkord ertönt überall in den Raabeschen Dichtungen, einmal laut und kräftig, ein andermal leise und von fernher. Für den, der hören kann, gibt er die Raabesche Tonart.

Und Raabe selber? Warum sah man ihn nicht, wo vergrub sich der Dichter? Und warum tat er es, wo man hier die Großen und die Kleinen täglich sehen kann, wenn sie sich an die Sonne rücken, oder ans Rampenlicht stellen? Meinen sehnlichen Wunsch, ihn kennen zu lernen, ihn im Bilde festzuhalten, konnte ich nach dem Abu Talfan nicht mehr bezwingen. Auf meine Anfrage schrieb

er mir aus Braunschweig ein paar rührende Zeilen: Mein Brief käme zu einem zu Tode betrübten Manne, der grade jetzt eben eine Tochter, ein blühendes, lebensfrohes Mädchen, zu Grabe getragen habe. Später aber solle ich ihm Zeit schenken. Jetzt müsse er mit seinem Kummer noch allein bleiben. Einige Monate darnach schrieb er dann: Kommen Sie jetzt, wir wollen Sie gut empfangen. Und ich fuhr hin zu ihm, und er war so, wie ich ihn mir in Gedanken ausgemalt hatte. Ein seltner Glücksfall, denn nicht immer deckt sich der Mensch mit seinen Schöpfungen. Wo aber beides sich vereint, offenbart sich höchste Vollendung des Menschentums. Mir scheint, es gibt nichts Schöneres als die Einigung voN Seelenadel mit gottbegnadeter Kunst. Es ist mir nicht gleichgültig, ob eine köstliche, herrliche Stimme aus der Kehle eines feinen, vornehmen Menschen, oder aus der eines unsympathischen,groben Kerls erklingt. Mag sein, daß wir im allgmeinen noch zu wenig Gewicht auf solches Empfinden legen. Fehlt uns doch auch noch immer im Deutschen ein gebräuchlicher Ausdruck, der sich mit der Bedeutung des Begriffs „gentleman“ deckt. Vielleicht könnte man das Wort „gentlemanlike“ mit seelenadlig übersetzen, denn gentlema like ist der, der seiner Gesinnung, seinem Fühlen nach adlig ist. Man wird es nun verstehen, was mir der seelenadlige Raabe unter den andern bedeutete. Unter denen, die ich näher kennen lernen durfte, waren ihm nur Fontane und Wildenbruch vergleichbar. Das Menschliche in der Raabegestalt fühlten seine wahren Verehrer und Freunde, auch wenn sie ihn persönlich nicht kannten, mit feinem Instinkte heraus. Nicht die Fürsten und Großen im Lande, sondern die Kleinen mit den großen Seelen und den fühlenden Herzen gehörten zu seinen Jüngern. Die nach dem Heil der Menschheit Dürstenden, die mit Krankheit und Not Ringenden, sie alle fanden ihren Tröster in ihm. Und auch die Einsamen, die abseits vom Getümmel der Großstadt still Rastenden, erblickten in ihm den willkommenen Freund in behaglicher Ruhe und beschaulichem Übersehen der menschlichen Dinge. Aus diesen Menschenkindern setzt sich die eigentliche Raabegemeinde zusammen, aus Menschen, die in Treue zum Meister halten und auf sein Wort horchen.

Über die echten und unechten Raabefreunde habe ich mich schon früher einmal geäußert:

„Wilhelm Raabe kennen Sie doch? — Raabe? Corvinus? Jawohl, freilich. Hungerpastor, Sperlingsgasse. Corvinus, so nannte er sich ja wohl früher, was?“

Diese Leute kennen ihn nicht. Die nur so eine dunkle Erinnerung von „früher Corvinus“ haben, die wissen nichts von ihm, denen schwebt nur so eine halbe Zeile aus der Literaturgeschichte vor. Von unserm deutschen Dichter wissen sie gar nichts. Die ihn wirklich kennen, aus seinen Schriften, das sind ganz andre Menschen.

Prof. Hanns Fechner

Neulich, im Trubel einer unsrer großstädtischen Gesellschaften — natürlich wurde ein „Überbrettl" gemimt — saß ich neben einem alten Herrn, der sarkastisch den Humor unsrer Tage belächelte. In welchem unmittelbaren Zusammenhange, das weiß ich nicht mehr, aber es ging mir der Name über die Lippen.

„Raabe?" sagte er mit einem ganz veränderten, lebhaft aufhorchenden Gesicht. „Kennen Sie Raabe? Meinen Wilhelm Raabe?"

„Freilich," antwortete ich. „Ich kenne ihn recht gut persönlich. Ich habe ihn gemalt, wissen Sie. Zu verschiednen Malen gezeichnet und gemalt."

„Ei, hören Sie, das interessiert mich aber kolossal! Wissen Sie was? Kommen Sie doch ein bißchen mit ins Rauchzimmer, ja? Oder — möchten Sie lieber noch das da, das Dings da, das „Überbrettl" weiter genießen? Na, also. Und erzählen Sie mir von ihm. Das wäre ja wahrhaftig so etwas wie, na, wie sag' ich denn gleich? Wie ein gesunder Luftzug in das Gewimmel da hinein. Köstlich! Ich bin ja hier in dem Treiben eigentlich ganz fremd. Gehöre gar nicht recht hin. Wäre ich nicht Abgeordneter und müßte ichnicht immer wieder hierher in die große Weltstadt — keine zehn Pferde brächten mich aus meinem alten Nest dahinten in Soest. Da sitz ich mit meiner Frau, meinen zwei Mädeln und zwei Söhnen. Die Mädel sind prächtige liebe Dinger. Die Söhne, der eine wird jetzt Landrat, der andre ist Gutsbesitzer nahe bei meiner Heimatstadt. ."

Im Umsehen hatte ich die ganze Lebensgeschichte des famosen alten Herrn weg. Das ist einer der kuriosen, aber untrüglichen gemeinsamen Züge der echten Raabefreunde. Sie werden sofort persönlich, gemütlich, mitteilsam, wenn sie irgendwo in der Fremde, wie hier vor dem Überbrettl, zusammentreffen. Und sie vertiefen sich dann unaufhaltsam in ihre Herzenfreude, als wenn es für den Augenblick kein andres Interesse mehr gäbe.

„Nun aber, nun erzählen Sie mir von ihm", fuhr denn auch mein neuer Gevatter fast im nämlichen Atemzuge aus seinem eifrigen Daheimbericht in seine erste Frage zurück. „Was wissen Sie von ihm? Ich liebe Raabe so, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr. Darum möchte ich gern mehr von ihm erfahren. Vieles, Persönliches. Als wenn ich ihm dadurch näher kommen könnte, verstehen Sie? Es geht mir mit ihm so, wie etwa mit einem lieben, guten Freund, vielmehr mit einem Verwandten, mit dem man immer in einer Art Zusammenhang gestanden hat, den man aber, weil er so weit weg wohnt, seiner Lebtage nie zu Gesichte bekommen hat."

Wie ich mich freute. Da hatte ich wieder einmal einen echten rechten Raabefreund erwischt. Alle, die ich bisher kennen gelernt habe, waren so, mehr oder minder, je nach der Stärke ihrer eigenen Persönlichkeit. Dieses dringend Intime spricht auch aus allen Briefen, die ich empfing von Leuten, die Raabe lieb haben: Leute, die von

mir die Reproduktion des Raabebildes haben wollten, nachdem sie es irgendwo gesehen hatten, und die nun auch von mir wissen wollten, „wie der Alte lebt“. Wie gut ich es schon kenne, dieses freudighastige „erzählen sie mir von ihm!“ Sein Name wirkt in seiner Gemeinde wie ein Freimaurergruß. —

Da fragte damals einer bei mir an, ob Raabe gutes Obst liebe, ich hätte ihn so schön gemalt und kenne ihn und seine Liebhabereien doch sicher. Ob er ihm wohl einen Korb Gravensteiner eigner Züchtung schicken dürfe. Ein andrer, ob Raabe wohl gern Wein tränke, und was ich dazu meine, wenn er ihm einige Flaschen Rüdesheimer Beerenauslese sende, er habe sie noch von seinem Vater her im Keller liegen. Kürzlich noch kam ein Festgruß von einem Raabeverehrer, Dr. Koeppen, zu mir aus Schreiberhau. Er mag hier einen Platz finden:

„Der Weihnachtsbaum mit seinen bunten Flittern,
Der Kerzenglanz war eben im Erlöschen . . . .
Das aufgeregte Durcheinandersprechen
der Kinder still geworden.
Ein leises Zittern
Erregte noch die Seelen.
In unsern Kindern
Erkannten sie sich still und scheu und fanden
Einander wieder, wie in fremden Landen
Verstimmte Freunde, die daheim sich hindern.

In heitrer Ruhe saß mein Weib und ich.
Es war ganz still geworden. Nur draußen hallten —
Dieweil die Kleinen schon im Schlafe lallten —
Der Schlitten helle Glocken winterlich.
Da kam ein Gast zu vorgerückter Stunde . . . .
Er kam durch Berg und Tal auf überschnellen Pfaden
Mit Körben, Kisten überreich beladen
Und brachte Deine Gabe.
In unserm Bunde,
Ein guter Freund, der ungeahnte Freude
Uns überraschend schenkte, hieltst Du stille Rast.
O diese Freude noch mit Dir, als Gast,
Zu plaudern von dem Alten in dem stillen Kleide,
Von Raabe, dem Du ewige Gestalt
Verliehn! Wie er mit klugem Auge sinnt
Und Fäden aus Wirklichkeit und Traumwelt spinnt,
Weltweise schmunzelnd ob der Menschen Einfalt.

Die Schönheit der Gestalt, das Insichruhn
Inmitten seiner kleinen . . . . großen Welt —

Ward unserm Auge jetzt wie nie erhellt. —
Mit Deiner Seele sehn wir seine nun.

Die schöne Stunde wollen wir Dir danken,
Indem wir uns ganz in Dein Werk versenken ....
Der Geist, der aus ihm spricht, heißt: schenken
Sich selbst in Taten und Gedanken."

Wilhelm Raabe meinte einmal mir gegenüber, die Leute kämen erst zu ihm, wenn sie alt geworden seien, oder läsen ihn höchstens wohl einmal, wenn ein äußerer Anlaß sie zu ungewollter Muße zwänge, wenn sie z. B. auf dem Krankenbett lägen. „Ja, dann möchten sie immer zu mir kommen und mir die Hand drücken."

Vor 18 Jahren war das. Und heute bestätigt mir eine alte Dame aus Gotha, wie recht der Weise in Braunschweig hatte. Sie schreibt:

„Erschrecken Sie nicht — nicht eigne Sorgen führen mich zu Ihnen; der tote Meister im Braunschweiger Lande heißt mich reden. Tiefernstes, schmerzliches Erinnern drängt sich mir auf, nachdem ich gelesen habe, was Sie über den „deutschen Eichbaum Wilhelm Raabe" schrieben. Vor langen Jahren habe ich lieben Menschen den Hungerpastor vorgelesen. Wir sind den Spuren des großen Einsiedlers im „Horacker" nachgegangen in Treue und Verehrung, und als ich das letzte Wort daraus vorgelesen, da endete auch ein Kapitel meines Lebensbuches in einem jener Schmerzen, die bloß noch leere Blätter lassen im Lebensbuch, weil man nichts mehr zu sagen hat vor übergroßem Weh. Und von diesem letzten Kapitel, Herr Professor, möchte ich Ihnen erzählen, Ihnen, der Sie gütig die Hand gehalten über dem Leid einer alten, einsamen Frau, und mein Erzählen sei zugleich ein Dank noch für den greisen Meister. Nicht, wie es seine Tochter getan — der großen Menge das wunderreiche Geheimnis tiefinnersten Verstehens zu übergeben —, nicht so will ich es machen. Denn ich verstehe es nicht, wie man fremde Augen hineinsehen lassen kann in das Zauberreich der Weihestunde, in der die alte Lampe den Heimkehrenden erwartete, in der Wilhelm Raabe die Weggenossin seines Lebens an sein Herz geschlossen und ihre lieben Worte in Händen hielt — das verstehe ich nicht, wie sein Kind all dies Zarte Tausenden preis geben konnte. Aber das will ich doch erzählen, wie gut der gewesen, der jetzt für Erde und Menschen verstummt ist. Da muß ich Sie in ein ernstes Haus führen, in ein Sanatorium, in eine Lungenheilstätte, an ein Krankenbett, an dem eine verzweifelte Mutter sitzt und auf ihr einzig liebes Kind sieht, das nun schon zehn lange Monate dort liegt — ihr schöner, blühender, geistvoller Junge, der mit 27 Jahren schon scheiden soll aus dem reichen, ihm, dem jungen Künstler, Schätze des Lebens verheißenden Sein. S'ist Weihnachtszeit, Herr Professor, und unser Junge ist es, der dort liegt, und ich sitze an der

Lampe, die mein Antlitz beleuchtet, ich sehe die Schatten auf diesen heißgeliebten Zügen und ich lese wieder den Hungerpastor vor. Und als ich an jenem Abend zu Ende gelesen, da erwacht die Sehnsucht in dem jungen Menschenherzen, dem Meister Corvinus das alles zu sagen, was es empfunden in tiefster Begeisterung bei all den frohen und ernsten Wahrheiten, die er den Menschen gegeben. Und so schrieb unser Junge und saß im Geist zu des Weltenklausners Füßen. Und da kam Weihnachten; Herr Professor, kann ich's je vergessen? Am Krankenbett strahlten zum letzten Mal die Christbaumkerzen, zwei schöne, dunkle, tränenfeuchte Menschenaugen sahen hinein und zwei blasse müde Hände falteten sich über sechs Raabe-Bänden — die hatte der alte Meister mit dem großen Herzen unserm Jungen gesandt. — Ich habe sie alle vorgelesen — immer mehr haben wir ihn geliebt, und als ich „Horacker" zu Ende las — da waren wir Bettler — das war am 3. März 1904 — da war unser Junge tot. — — — Wilhelm Raabe hatte ihm die letzte Lebensfreude geschaffen. Er sei gesegnet! Amen. Wenn die Heide wieder blüht und ich noch lebe, dann sende ich ihm einen Heidekranz. Es . . . .

Margarete N.

Ich antwortete ihr:

Erst jetzt komme ich dazu, mich zu Ihrem Weihnachtsbrief zu äußern. Natürlich verstehe ich, daß Sie es als ein scheinbar unzartes Rühren an heiligen Dingen empfinden, wenn von der alten Lampe im Familienwinkel des Raabeschen Hauses in dem Augenblick gesprochen wird, in dem überall Nachrufe für den großen Toten in den Zeitungen erscheinen. Es hätte vielleicht noch Zeit damit gehabt. Aber falsch wäre es doch, wenn über solche Intimitäten des häuslichen Glückes überhaupt nichts veröffentlicht würde. Sie sollten nicht vergessen, daß es keine größere Freude für das Volk gibt, als großen Leuten durch die Fenster in die Stuben zu schauen. Nicht aus Neugierde allein — seinen Lieblingen schaut es aus freundschaftlichem Mitempfinden auch bei den intimeren Dingen des Lebens gern zu. Es möchte überall dabei sein. . . . . Und wie köstlich ein solches „Dabeisein" ist, habe ich ja selbst in Raabes Familie erfahren und werde es nie vergessen. Als ob es heute geschehen wäre, so lebt alles noch in meiner Erinnerung. Er stand in seiner Tür, als ich angefahren kam, groß, hager, im langen altväterischen Rock. Ich sah zuerst dieses eigene, eigene Lächeln um Mund und Augen, das ich nie wieder vergessen werde. Corvinus! Mir schlug das Herz ziemlich jünglingshaft, als wir uns begrüßten und ich seine festen, sehnigen Hände in den meinen drückte.

„Endlich! Da sind Sie ja nun! Etwas später, als wir dachten, — der Zug ist doch schon eine ganze Weile da. — Aber das

macht ja nun nichts. Frau und Tochter haben ein Essen bereitet, dem mit Freude erwarteten Gast zu Ehren. Ein gutes Essen! Aber ich will Ihnen nicht zu viel verraten. Kommen Sie herein. Ich führe Sie in Ihr Zimmer, es ist für Sie bereit, so daß Sie gleich ein paar Wochen in Gemütsruhe dableiben können."

Da waren auch schon die Frau und die Mädchen. Was mir denn einfiele, daß ich meine Sachen nicht gleich mit hergebracht hätte. Eine unglaubliche Idee, die Nächte im Gasthaus bleiben zu wollen. Davon könne nun und nimmermehr die Rede sein. Bei ihnen sei es tausendmal netter und gemütlicher, das könne ich glauben.

Wie gern ich es glaubte. Und wie schnell ich mir zureden ließ. Und wie unbeschreiblich gemütlich ich gleich danach am Tisch bei Raabes saß, als wenn ich dazu gehört hätte von altersher.

Nie will ich die Zeit aus meiner dankbarsten Erinnerung verlieren, die jetzt für mich anhub.

Raabe faßte die Sitzungen so als eine Art Festzeit auf. Vormittags wurde fleißig gemalt. Sein Arbeitszimmer war unser Atelier. Da hatte ich ihn mitten in seinem allerpersönlichsten Um und Auf vor mir. An seinem gewöhnlichen Platz, nahe dem warmen eisernen Ofen, saß er im Lehnstuhl. Alles, was er brauchte, in Griffweite um sich her. Auch seine Bücherschätze auf den bescheidenen Gestellen. Geordnet, was man so nennt, waren sie nicht. Bescheid in ihnen wußte nur er allein. Bei seiner starken Kurzsichtigkeit konnte es ihm aufs Sehen weniger ankommen, als aufs Zufassen. Mit einem seiner langen, zielsicheren Griffe erwischte er bestimmt immer das, was er haben wollte, aus der Masse. Wie schnell, unheimlich schnell vergingen diese Vormittagsstunden. Wir malten, wir rauchten, wir „erzählten uns was". Unerschöpflich sprudelte, rauschte der köstliche Gebirgsquell in Raabischen Felsklüften. In krausem Geglitzer, unter Sonnenstrahlen funkelnd, in großen kräftigen Stößen springend übers Gestein, Dunstwolken zaubernd, dem durstig Aufhorchenden kühl und erquickend über die heiße Stirn hin. Wer ihn kennt, den Alten, gut kennt aus seinen Schriften, und ihn lieb hat, der weiß und versteht, wie mir in jenen Stunden zu Mute war, und auch, was für mich in jenen Stunden Schaffen hieß.

In der ältesten Tochter hatte ich eine Kollegin zu begrüßen gehabt, eine tüchtige, in München herangebildete Künstlerin, grade damals zum Besuch daheim. Sie machte mich mit einer mir noch ganz unbekannten Ecke aus ihres Vaters buntem Guckkasten bekannt. Die Mutter hatte „Ja" gewinkt, und so brachte sie denn Kästen und Mappen, voll von Federzeichnungen, geschleppt; Zeichnungen in ganz kuriosem, schmalem, langen Format. Es waren die Ränder seiner Manuskripte, von der Mutter sorgsam abgeschnitten

und verwahrt. Lauter Stimmungsblitze des Alten. Nicht etwa „Illustrationen" zu seinen Dichtungen; vielmehr gehört es zu Raabes Gewohnheit, nur die abirrenden Bilder seiner Phantasie mit der Feder zeichnerisch festzuhalten. In den Schaffenspausen seines Dichtens ist er Maler, und zwar einer von Bedeutung und mit einer Vielseitigkeit des Ausdrucksvermögens, um die ihn mancher unsrer großen Zunftgenossen schmerzlich beneiden würde, könnt er sehen, was ich staunend und freudig gesehen habe. Auf einer langen Fahne untereinander ein hagerer Reitersmann auf seinem Gaul, eine melancholische Silhouette am melancholischen, regentriefenden Himmel, und ein Negerhäuptling, an eine Palme gelehnt, südliche Sonne mit all ihrer Glut in jedem Federstrich. Dann ein Marktplatz, altertümliche Gebäude, Volk in mittelalterlicher Gewandung starr in die Höhe gaffend, glotzend. Droben reitet eine Hexe auf dem Besenstiel dahin.

Raabe schmunzelte still vergnügt, als ihm dies Blatt, wohl nach langer Pause, wieder unter die Augen kam.

„Ei ja, nicht wahr; die sperren die Mäuler, die gucken, daß Sie nun einmal eine wirkliche Hexe zu sehen gekriegt haben. Das glaub ich!"

„Und Sie müßten nur sehen können," sagte die Älteste, als sie mich so begeistert in den herrlichen Sachen kramen sah, „was Vater alles heimlich gezeichnet hat, und was wir nie zu sehen kriegen sollen. Es ist einfach eine tolle Geschichte."

„Es gibt Dinge," erklärte Corvinus in tiefem Ernst, „die das junge Volk nichts angehen, und die man ihm darum nicht unter die Augen bringen soll." — Als die ganze Familie in herzliches Lachen ausbrach, fuhr er ruhig fort: „Nun ja, damals wart Ihr doch eben noch ganz, ganz jung." — Er klopfte auf das Polster des Sofas, auf dem wir saßen. — „Da ist es drinnen, das Verbotene. Ich habe vor vielen Jahren einmal angefangen, die biblische Geschichte zu zeichnen, große Blätter. Na, da kommt denn wohl allerlei vor, was Kinder nichts angeht. Und darum hab' ich dazumal die ganze Geschichte hier in das Sopha hineinpolstern lassen, damit sie sicher untergebracht war. Nun sitz ich drauf, und hoffentlich noch recht lange, und passe auf. Das habt Ihr davon!"

Ein Genuß sondergleichen war es, mit Raabe abends zu seinem Stammklub im Rathaus zu gehen. Das ganze, uralte Braunschweig wurde lebendig, während er seine „Erinnerungen", hätt' ich bald gesagt, auskramte. Es klang wirklich, als wenn es alles persönliche Erlebnisse gewesen wären, was er da aus Braunschweigs Vergangenheit erzählte. Der Stammtisch selbst hatte seinen altertümlichen Namen der „Kleiderseller" noch beibehalten, obwohl die Herren keine Trödler, keine Kleiderhändler (to sell = verkaufen) mehr waren, sondern jeden Beruf, gelehrten und ungelehrten, vertraten. Aus

alten Zeiten her schreibt sich die Sitte, oder die Gepflogenheit, wie man es nennen will, die Kleiderseller um Rat zu fragen, wo der eigne Witz versagt. Sie wissen über alles Bescheid, das weiß man, und verlangte man Aufklärung und Belehrung von ihnen über Dinge, die so verschieden sind, wie eine Birke und ein Feuersalamander. So wird auch am Stammtisch alsdann gemeinsam beraten und entschieden, einerlei, ob die Sache ernsthafte Bedeutung hat oder auf eine Scherzfrage hinausläuft. Ich habe, an Raabes Seite sitzend, Stunden des humorvollsten Genusses in der vergnügten Tafelrunde verlebt.

Die Menschen um ihn schienen geistig von ihm gehoben zu sein. Gleichgestimmte Seelen, die, so verschieden sie gearbeitet sein mochten, dennoch unter seiner Einwirkung nach den höchsten Gütern des Menschtums strebten. Menschen, die man übrigens nur in der kleinen Stadt um sich sammeln kann, wo die Gemüter der Ruhe und dem Frieden zuneigen, anders als in der Metropole, deren Hauptton auf Kampf und Vorwärtsstreben, auf Ringen und Sieg gestimmt ist.

Vor allem aber war es doch eine helle Freude, auf den Spaziergängen durch die altehrwürdigen Stadtviertel seinen behaglichen Erzählungen zuzuhören.

Einmal schritten wir, der hagere, lange Mann, das Haupt von seinem großen, breitkrämpigen Hut beschützt, ich getreulich an seiner Seite, mit mächtigen Schritten gegen den Wind voran; trotz Regen und Sturm machten wir einen Umweg zum Stammtische hin. Die Ocker lag bald vor unsern Blicken. Raabe schaute nachdenklich in die trüb dahingleitenden Wellen; plötzlich hoben sich seine Mundwinkel zu einem humorvollen Schmunzeln und stillvergnügt nickte er. Hier habe vor Jahren eine Badeanstalt gestanden — mit dem Finger wies er an die Stelle —, hier habe die Jugend Flußbäder nehmen dürfen, und zu ihren größten Freuden habe es gehört, nach der Schule baden und bei genügendem Talente sogar schwimmen zu können. Wie im Leben aber oftmals freudiges Voranstreben jäh unterbrochen wird, so geschahs auch hier. Wie das kam? Nun, eines schönen Tages tauchte ein Menageriebesitzer in der Stadt auf, und die Braunschweiger Jugend benutzte ihre Badegroschen, um sich dafür Eintritt zu den Seltsamkeiten und merkwürdigen Tieren der Schaubude zu verschaffen. Man konnte dem Völklein keinen Vorwurf daraus machen, da es galt, Wissen und Kenntnisse zu bereichern. Ganz besondere und grausige Freude erregte das große Krokodil, das sich von lebenden Schafen nährte, und in seiner heißen Heimat wöchentlich einen Menschen gefressen haben sollte. Die Erinnerung an das Ungetüm spukte noch in den Köpfen der Schuljugend herum, als der Menageriebesitzer schon längst eine andre Stadt mit seiner kostbaren Habe aufgesucht hatte. Der alte Möller, der Badeanstaltsbesitzer, der sich schon weidlich über die Beeinträchtigung seines Ge-

schäfts geärgert hatte, atmete auf, als die Jugend ihr Interesse den Schwimmübungen endlich wieder zuwendete. Hierbei hatte er leider nicht mit der Tücke eines Feindes gerechnet, der schon längst sein Mütchen an ihm kühlen wollte. Diesem schien der Augenblick günstig, sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Geflissentlich verbreitete er unter der Schuljugend die Nachricht, das Krokodil sei zum Schluß noch einmal ausgebrochen, direkt in die Ocker gelaufen und fühle sich dort behaglicher als in der Menagerie. Natürlich lauere das Ungetüm auf lebendige Beute, warte nur auf einen recht fetten Bissen. Unter diesen Umständen hütete sich die Schuljugend wohlweislich, in die Ocker baden zu gehen. Nach der Schule aber sah man sie stets in hellen Haufen am Ufer neben der Badeanstalt stehen und eifrigst ins Wasser spähen. Sollte doch das Ungeheuer gerade hier in der Nähe hausen. Der alte Möller wütete, half ihm aber nichts. Daß die ganze Geschichte Unsinn sei, glaubte ihm keiner. Es ging eben wie gewöhnlich im Leben, die unglaublichsten Dinge finden die willigsten Ohren. Bald war sich der Badbesitzer klar, daß er die Jugend nur durch einen Beweis ad oculus von ihrer Meinung heilen könne. Und nun begab sich ein amüsantes Schauspiel an einem der folgenden Tage. Wieder stand das junge Volk und stierte aufmerksam und furchtsam in die Wellen. Da plötzlich schreit einer der kleinsten aus vollem Halse: „Der Krokodill, der Krokodill, da is das Krokodill!" In größter Spannung blicken alle auf die Stelle, auf die der Kleine voller Aufregung zeigte. Und, weiß Gott, unter dem Badehäuschen erscheint der Kopf des Untiers, schiebt sich ganz langsam weiter und weiter hervor, jetzt wird sogar ein Teil des riesigen Leibes sichtbar. Die Kinder toben und schreien, als seien sie vom Teufel besessen. Im richtigen Augenblick erscheint jetzt Möller, schießt — krach! — mit einer Pistole nach dem Biest und schlägt zum Überfluß noch einige zwanzig Mal mit dem Ruder auf seinen Kopf los. So kräftigem Angriffe kann es nicht standhalten. Es dreht sich auf den Rücken, so daß der helle Leib in der Sonne schillert. Der Alte zieht die Leiche von rückwärts geschwind beim Schwanze in die Badeanstalt hinein. Helles Jubelgeschrei aus all den jungen Kehlen belohnt den mutigen Drachentöter. Aber die alte Geschichte, sofort setzt auch das Kriterium ein. Sie verübeln es sehr, daß er ihnen seine Beute nicht zur genauen Besichtigung herausgibt. Aber trotz der eindringlichen Rufe nach dem toten Krokodil müssen auch die Ausdauernsten bei hereinbrechender Nacht ohne Erfolg heimziehen. Andern Tags sprach die ganze Stadt nur von Möllers mutiger Tat. Spät abends aber konnte man ihn beobachten, wie er, ein riesengroßes Paket unterm Arme, zu seinem alten Freunde, dem Apotheker „Zum König Salomo", in die Offizin trat. Als dieser ihn begrüßt und schnell ein paar herzstärkende Magentropfen zum Willkommentrunke zusammengestellt hatte, machten sich beide heran,

das Paket von den Papierhüllen zu befreien. Und was kam zum Vorschein? Das erlegte Krokodil, dem die Rolle als lebendes Ungeheuer äußerst gut bekommen war. Jetzt holte der Apotheker eine Stehleiter herbei, und gemeinsam hängten sie das Wahrzeichen der Gelehrtenstube wieder an seinen alten Platz unter der Decke.

„Man sollte gar nicht glauben," meinte Möller noch beim Fortgehen, „was solch Luder verträgt, ich habe wie auf einem Hauklotz darauf herumgeschlagen, und doch hab' ich ihm keine einzige Beule beigebracht."

Ein andermal führte uns unser Spaziergang an einen alten Stadtbrunnen vorüber. Da gedachte Raabe launig eines Ereignisses, das die Gemeinde von Krähenfelde in humorvolle Stimmung versetzt hatte. Die, die da draußen in der Vorstadt, am Rande des Krähenfeldes ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten, wollten die Vorzüge der Innenstadt mitgenießen und so petitionierten sie eines Tages gemeinsam um Errichtung einer Straßenlaterne, und demgemäß wurde die Bewilligung und Aufstellung des lichtspendenden Schmuckstückes der Gegend feierlich begossen. Nicht immer aber zeigte sich der wohlweise Rat der Stadt den Eingaben und Wünschen derer vom Krähenfelde wohlgeneigt. Ein alter Brunnen mit drei Wappen, dem Wahrzeichen der ehemaligen drei Stadtbezirke, bot die Veranlassung zu einer neuen Eingabe. Das war so gekommen. In der Zeit des Faustrechts und der Städte Hochmut war die gute alte Stadt Braunschweig in drei Stadtgemeinden geteilt. Jede von ihnen besaß verbrieftes Recht auf eigne Gerichtsbarkeit und eignen Galgen. Ihre drei Wappenschilder am Brunnen legten Zeugnis davon ab, daß sie ehrsam und unentwegt an ihren Vorrechten zu halten gedachten. Mancher Kampf mag wohl gekämpft worden sein um das Recht, einen armen Sünder zu henken. Blutige Köpfe mag's oft genug gegeben haben im Streit darum, wem das Recht auf das Halsgericht bei einem solchen armseligen Schlucker zustehe. Die Krähenfelder Gemeinde, die mit Stolz auf ihre „Erleuchtung" blicken durfte, machte nun eine Eingabe an der Stadt hohen Magistrat, um das Recht, auch ihrerseits als werdender Stadtteil ein Wappenschild an den Brunnen anbringen zu dürfen. Wurde ihnen aber ebenso abgeschlagen, wie die untertänige Bitte um eigne Gerichtsbarkeit und eignen Galgen.

Der Alte war unerschöpflich im Hervorkramen solcher Stücklein, und da ist es verständlich, wenn ich mir keine Gelegenheit entgehen ließ, die ihn zum Erzählen anregte. Leider war es mit den Spaziergängen, die an den Donnerstagen früher immer von Raabe und seinen Freunden hinaus zum „grünen Jäger" unternommen wurden, nichts mehr. Der Weg dorthin führte am Kirchhof vorbei, wo unter Blumen sein jüngstes Mädchen zur letzten Ruhe gebettet lag. Sobald konnte die tiefe Wunde, die das Schicksal ihm geschlagen hatte,

nicht vernarben. Mitten aus frohester Lebenslust — ich glaube, sie war beim Schlittschuhlaufen unter das Eis geraten und ertrunken — war sie dahingegangen. Alle um ihn vermieden aufs sorgfältigste, auch nur mit einem Worte darauf zu deuten. Was half's? In seinem Herzen lebte die schmerzliche Erinnerung weiter. — — —

Um die freundliche Waldschänke zum „Grünen Jäger" wars schade. Sie lugte so anheimelnd aus uralten Buchen hervor, die dem Hörenden von vergangenen Zeiten zuraunen, ihm zuwispern von den stolzen Zeiten des Cisterzienserklosters Riddagshausen, das seine morschen Mauern nahebei auftürmt.

Wenn ich mit dem Dichter gelegentlich einmal von der neuen Zeit und ihrer Entwicklung sprach, von den weittragenden Erfindungen und überraschenden Entdeckungen, dann nickte er wohl behaglich und meinte: „Ja, ja, es geht vorwärts in raschem Tempo, und manchmal vergessen sie darüber, daß das meiste doch schon einmal früher dagewesen ist, wenn auch in andrer Form." Ich mußte lächeln, mir fiel ein, wie ich ihm so nebenher einmal von der neuen Modekrankheit erzählt hatte, der Influenza, die in der Hauptstadt grassiere und ihre Opfer fordere, und wie er dann nach einem uralten Lexikonband „G—H" gegriffen und ihn aufgeschlagen hatte: „Influenza, eine neue Modekrankheit? O nein, die alte Grippe, hier können Sie es selber nachlesen. Ein guter Trunk soll übrigens in solcher Not auch als heilkräftiges Mittel wirken." Und in der Tat, beim Alten hat es auch wirklich einmal seine Heilkraft bewährt, als er es ernst und gewissenhaft nach seinem Lexikon gegen die Influenza anwandte. Seine Tochter Margarete hat mirs verraten. — Raabe hatte gegen die schweren Fieberanfälle die letzte Flasche guten Mavro Davne, das Geschenk eines seiner Verehrer, aus dem Keller hervorsuchen lassen. Man hatte sie ihm gebracht und ihn dann mit der alten Bouteille, seinem Wunsche gemäß, allein gelassen. In kurzen Pausen lugten Mutter oder Töchter abwechselnd vorsichtig durch die Türspalte, um sich nach der Wirkung umzusehen. Sie sahen ihn still vor sich hinbrütend im alten Lehnstuhl sitzen, das Glas in der Hand, und zu ihrer Freude konnten sie feststellen, daß die kranke, fahle Gesichtsfarbe sich zusehends besserte. Er merkte von diesen Beobachtungen nichts, und immer wieder schauten sie nach, und von einer Viertelstunde zur andern veränderte sich sein Aussehen aufs beste. Endlich überließen sie ihn auf längere Stunden der heilkräftigen Wirkung des Zaubertranks. Als es aber Mitternacht schlug, konnten sie es nicht länger aushalten und gingen zu ihm hinein. Sie erschraken sehr: krebsrot und unbeweglich saß er da, nur aus den Augenschlitzen schoß gelegentlich ein vergnüglicher Blick hervor. Die Flasche aber stand geleert vor ihm. Dann aber löste er doch das beängstigende Schweigen und sprach ganz langsam mit von weitherkommender Stimme:

„Kinder, der Wein ist sehr alt, furchtbar alt, er muß sehr schwer sein, er schmeckt schon wie jener uralte Kognak, der aus Frankreich Anno 20 herüber kam, und durch die Munifizenz unsres alten Freundes in fünf wertvollen Bouteillen in unsern Keller wanderte. Schwer ist er, sehr schwer und sehr alt, der brave Mavro Davne."

Dann aber ging der Vater schweren Schritts ins Bett, um am andern Morgen die Seinen mit einem: „Na, da bin ich wieder gesund", froh und munter zu begrüßen. Die Tochter aber war alsbald hinter das Geheimnis des Zaubertranks gekommen. Die letzte Flasche Mavro Davne stand noch ruhig unten im Keller. Sie hatte versehentlich grade jenen alten köstlichen Kognak erwischt, von dem sich das Schildchen gelöst hatte. Der Vater aber hatte sich trotz Krankheit kein X für ein U vormachen lassen; er hatte „seinen Kognak" gleich erkannt.

Das trauliche Studierstübchen Raabes ist wohl öfter einmal von seinen Freunden bis ins Kleinste beschrieben worden. Und doch, eine Schilderung habe ich immer vermißt. Als ich mich während einer Malpause prüfend umschaute, mußte der Alte wohl meinen Blicken gefolgt sein, denn ehe ich noch fragen konnte, zwinkerte er schon vergnügt mit den Augen und meinte dann behaglich:

„Ja, ja, Zahnbürsten und alte Leute wollen es gut warm haben."

Hinter dem eisernen Ofen nämlich, gehalten durch ein an die Wand genageltes Band, steckte eine Serie dieser nützlichen Instrumente, von den ältesten abgebrauchten bis zu einer funkelnagelneuen, die den Ehrenplatz einnahm. Ja, ja, gut trocken wollen sie es haben und doch luftig.

Raabe hatte, wie ich schon erwähnte, Verehrer und Freunde überall im Vaterlande. Rührend aber war es, ihn selber über die paar wirklichen Freunde, die ihm ans Herz gewachsen waren, sprechen zu hören. Es waren ihrer nur wenige. — Freundlich war er zu jedem Menschen. An die echte Freundschaft aber stellte er die größten Ansprüche. Daß er auch manchmal einen oder den andern Besucher mit mißtrauischen Augen betrachtete, beweist eine reizende Episode, die meinem Freunde Richard Schott passierte. Man wollte den alten Dichter um die Zeit seines 70. Geburtstages herum gern dazu veranlassen, hier in Berlin einen Vortrag zu halten. Der Verein Berliner Presse leitete die Angelegenheit zugunsten Raabes in die Wege und glaubte ihm mit dem Antrag eines hohen Vortragshonorars eine besondre Freude zu machen. Der Alte in Braunschweig ließ sich aber auf nichts ein. Briefe mit den wärmsten Vorschlägen gingen zu ihm hin, abschlägige Antworten kamen zurück. Vor

40 Jahren hätten sie kommen sollen, jetzt sei's dazu zu spät. Er sei ein alter Mann, der sich auf solche Sachen nicht mehr einlassen könne. Man solle ihn in Frieden lassen. Die Anfrage aber, ob Herr Sudermann und Herr Schott, die Herren vom Vorstande, persönlich zu ihm kommen dürften, um ihm alles auseinander zu setzen, beantwortete er mit einem freudigen Ja, und er erwarte die beiden am Sonntag, da es ihnen dann am besten passe. Sudermann hatte aber nachher doch keine Zeit, und mein Freund Schott machte den Besuch allein. Raabe empfing ihn, den jungen Kollegen, mit den Worten:

„Schönen guten Tag, Herr Schott, wo bleibt denn aber Herr Sudermann?"

Persönlich hatte er ihn zwar noch nicht gesehen, sich aber nach Bildern eine genaue Vorstellung von ihm gemacht. Nach entschuldigenden Erklärungen seitens des Ankömmlings, meinte der Alte:

„Schade drum, ich hätte ihm so manches zu sagen gehabt."

So kam Sudermann um eine Prüfungsnote. — Meinen Freund Richard mußte Raabe aber erst kennen lernen. Das Endresultat der langen und interessanten Unterredung war denn schließlich doch eine Absage des Alten unter den herzlichsten Dankesäußerungen. Schott war während der Unterhaltung unruhig geworden. Das Geschrei eines kleinen Kindes im verschlossenen Nebenraum machte ihn, der selbst junger Vater war, ganz nervös, und endlich, da Raabe gar nicht reagierte:

„Um Himmelswillen, was ist denn mit dem Kleinen. Lassen Sie mich doch einmal hin, ich weiß Bescheid mit so was, habe auch ein schreiendes Wurm daheim." Mit einem Schlage änderte sich das Wesen des Meisters. Vorher zwar freundlich, aber gemessen und zurückhaltend, wurde er jetzt plötzlich zum glückstrahlenden Großvater.

„Na, Ihnen darf ich also dann mein kleines Enkelkind zeigen, es scheint, Sie wissen ja Bescheid. Bei einem andern täte ich's nicht so leicht. Geht keinen sonst etwas an außer uns, der Kleine da drinn, unser Sonnenstrahl."

Und dann raffte er seinen Schlafrock zusammen und stieg mit langen Schritten hinüber, die Tür zu öffnen.

„Hier dürfen Sie ihn sehen, grade ist er mit seiner Lungenübung fertig."

Und nun „durfte" mein Freund ihn auf den Arm nehmen, was sich das Kerlchen seelenruhig gefallen ließ. Unter dem stolzen, befriedigten Schmunzeln des Großvaters wurde es Schott nicht schwer, seine Freude und Bewunderung zu zeigen. Der kleine Bursche war ja allerliebst.

„Ja, Sie sind junger Vater, das spürt man. Aber nun werden Sie mal erst junger Großvater, wie ich!"

Es war um die Zeit der Zentenarfeier, wenige Wochen vorher, als mich Wildenbruch, dessen Bild ich einmal gemalt hatte, herbeiholte, ihm zu helfen. Er wollte Zeichnungen zum „Willehalm“ haben. Bei dieser Gelegenheit kam ich Wildenbruch näher, weil auch ihn wahrhaftige Freundschaft für Raabe beseelte. Damals schon versprach er mir, gegebenenfalls dem Kaiser, den Raabe nicht kannte, Vortrag über den deutschesten Dichter zu halten. Einen ausgezeichneten Anlaß hierfür bot der herannahende 70. Geburtstag Raabes. Am liebsten hätten wir ihm eine Art Ehrensold bis zu seinem Lebensende vom Kaiser erwirkt. Ich suchte in seinen Werken nach geeigneten Stellen, die in Kürze Raabischen Geist und Raabische Feinheit offenbarten. Da zeigte sich's aber, daß, trotz der Überfülle an ernsten und humorvollen Spruchweisheiten auf fast jeder Seite, für den Lesenden, der Raabe kennen lernen sollte, doch ein umfangreicheres Eindringen unbedingt erforderlich sei. Denn eben der Genuß und die Erkenntnis Raabischer Dichtungen besteht darin, der mit Edelsteinen geschmückten Filigranarbeit seiner Werke bis in die feinsten Ornamente nachzuspüren.

Es fand sich in der Tat keine Mußestunde für einen Vortrag. — Und das deutsche Volk? — Gewiß rüttelte die bevorstehende Feier die Gemüter kräftig auf und erinnerte es an seinen Fürsten im Geiste und vom Herzen, dort im Braunschweigischen Lande. Und der Geistesadel besann sich wieder auf seinen Sprecher und vereinte sich, der Größten Einen zu feiern. Schad' drum, daß sie es nicht früher taten, nicht daß die Sonne ihm dann wärmer geschienen hätte, der Himmel ihn tiefer gegrüßt, und die Herzen ihm noch inniger entgegengeschlagen hätten, aber — des Lebens äußere Güter hätten ihn eher erfreuen können. In der Folge schaffte die rege Nachfrage nach seinen Büchern ihm aber doch eine schöne Genugtuung. Nicht nur Bittstellerbriefe häuften sich in Unmengen auf des Siebzigjährigen Arbeitstisch, nein, auch ungezählte Briefe mit treuen guten Grüßen und Wünschen wuchsen zu großmächtigen Stößen an. Und alle, alle beantwortete er, und für jedweden fand er ein gutes und frohes Dankwort. So begann für ihn ein schöner Lebensabend, den die untergehende Sonne mit den tiefsten und wärmsten Farbentönen vergoldete.

Zu den Geburtstagsgeschenken, die ihn besonders erfreuten, gehörte auch das größere Ölbild, das ich acht Jahre früher von ihm gemalt hatte. Ein kleineres Bildnis, zu gleicher Zeit entstanden, war damals schon in den Besitz der Braunschweiger Städtischen Galerie übergegangen. Wenn ich mich recht erinnere, so waren es die Verlagsbuchhändler, die das größere Bild dem Geburtstagskind als Spende brachten. Das Bild war in den Jahren vorher von Ausstellung zu Ausstellung durchs Vaterland gereist und hatte den Poeten seinen Freunden überall vorgeführt, und so half es dem Alten nichts, wenn er daheim in seiner Stadt blieb.

Prof. Hanns Fechner

Ich möchte fast glauben, daß es Corvinus mehr Freude gemacht hat, daß nun das Bildnis seiner Familie Eigentum wurde, als wenn ihm in der „Nationalgalerie" ein Platz gegönnt worden wäre. Wie groß seine persönliche Freude an dem Bilde war, weiß ich aus seinen Briefen. Ebenso würdigte er die Steinzeichnung, die als Hausblatt für seine Freunde gedacht war.

„Sie tragen immer Ihr Augenglas," sagte er gelegentlich der Sitzungen zu mir. „Ich bin auch kurzsichtig, muß aber die Waffe zu meinem Glück nicht immer vor den Augen haben."

Nur wenn ihm ein Vorgang draußen vor den Fenstern beobachtenswert erschien, dann nahm er seine altmodische Lorgnette, klappte die Gläser übereinander, um so ein schärferes Bild zu bekommen. Ja, für gewöhnlich brauchte er die Gläser lieber nicht. Es sei nützlicher, die Dinge nicht zu scharf ins Auge zu fassen. Gutes käme in der Regel da nicht zum Vorschein. Ihm gab der Blick mit unbewaffneten Augen das malerisch Großzügige der Bilder draußen in weiten, weichen Konturen. Nur dann, wenn er es brauchte, holte er sich die Dinge mit mikroskopischer Schärfe zur genauesten Beobachtung heran, als Zeichner wie als Dichter. Und darum — durch die einfachen, großen Linien und die mit schlichtesten Mitteln gegebene Stimmung — war auch manch ein Blatt seiner kleinen Randfederzeichnungen für mich von so verblüffender Wirkung. — Dennoch ist mir der Unterschied zwischen der Malerei und der Dichtkunst nie schärfer fühlbar geworden, als bei Raabischen gedichteten und gezeichneten Stimmungen: Der Maler sieht und fühlt, der Dichter sieht, fühlt und — denkt. Soviel mehr kann der Hörer als der Beschauer in den Bann einer Stimmung gezwungen werden. So wie Raabe seine Gestalten aus dem Kopf hinzeichnete — sie erfand — so zeichnete er auch die Menschen in seinen Dichtungen. Wievielen der verschiedenartigsten Menschenwesen hat er aus seinem Herzen heraus warmes Leben eingehaucht, das uns mit ihnen lachen und weinen macht. Wie ein großmächtiger Zauberer hat er seine Menschenkinder geschaffen und seinem deutschen Volke als treue Weggenossen geschenkt, damit es in allerhand Bängnissen und Nöten nach ihnen greifen und still bei ihnen gesunden könne.

Und doch, wie schwer hat es sich zu ihm hingefunden. Wieviele Jahre hat es gedauert, bis sich die Menschen seine Bücher vornahmen und ihn nicht bloß als Größe aus der Literaturgeschichte kannten. Er hatte einen schweren Kampf zu kämpfen, der deutsche Mann mit der großen Künstlerseele und dem warmen Herzen. Wie muß es ihn gekränkt haben, als sein Freund Glaser, Redaktionsleiter von Westermanns Monatsheften, ihm das Manuskript von „Pfisters Mühle" zurückschickte, ihm zurückschickte, dessen Werke er seit Jahren regelmäßig veröffentlicht hatte. Das muß ein schwerer Schlag für ihn gewesen sein, denn noch zu mir sprach er bittere Worte: Es

stänke ihnen zu sehr in dem Buche — so hätten sie die Rückgabe motiviert — und ihre Leser seien in solchen Dingen zu feinfühlig. Schmach über diese Philister! — Und dann gab er mir „Pfisters Mühle", damit ich es läse . . . Ein schönes Buch, ein gutes, und obendrein ein modernes. Mit feinem Sarkasmus findet er sich in dem köstlichen kleinen „Sommerferienheft" mit der hereindringenden Neuzeit ab. Die Neuzeit, die dem alter Müller auf Pfisters Mühle sein Idyll ausgiebig zerstört, ihm die Natur um seine Mühle herum verekelt, ihm durch die Abwässer der neumodischen Fabrik den Bach verpestet, daß er zum Himmel stinkt. Und wie der Alte dann doch endlich in kluger Resignation einsieht, daß die Deutsche Nation im Übergang sei von einem Bauernvolk in einen Industriestaat, daß „der liebe Gott für die nächsten Jahre und Zeiten es wohl fürs beste halte, und daß ein richtiger Mensch wohl am Ende nicht die reine Luft, die grünen Bäume, die Blütenbüsche und das edle klare Wasser vom Quell, Bach und Fluß nötig habe, um ein rechter Mann zu sein." Er selber aber stirbt, seiner Sippe und seiner Tradition getreu, „der letzte, hiesige Müller". Sein Sohn, dem der Vater in kluger Voraussicht die Wege zur Neuzeit gebahnt hatte, und sein Freund Adam Asche sind es nun, die als „rechte Männer" auch in der Neuzeit ihren Platz ausfüllen und ihr Glück finden. — Ein gutes Buch ist es, ein kluges.

Eben habe ich es beiseite gelegt. Nach langer Zeit hatte ich's mir wieder vorgenommen und beim Durchlesen Bilder aus den Raabetagen an mir vorbeiziehen lassen. Er hatte ganz Recht mit seinem Ausspruch, daß man nur Bücher oder Erinnerungsgegenstände vorzunehmen brauche, um Zeiten, die man wieder heraufzaubern möchte, lebendig zu machen. Wie Talismane wirken sie. Man brauche nur sein Sprüchlein zu sprechen, und flugs sei man an dem gewünschten Ort in der Vergangenheit. Darum nahm er damals für seine letzte Reise in den Harz als „Zauberbücher" Campes Robinson und den Lederstrumpf mit, denn es galt einer Fahrt zurück ins Kinderland.

Und nun habe ich alles hervorgekramt und vor mir ausgebreitet: Erinnerungen an den Kleinstadtstammtisch, Brandani, des Sellersängers Lieder, der andern Kumpanen tiefsinnige Poeme, und allerhand Gedrucktes aus der Sellergemeinde. Ach ja, da ist die Festkarte, die der Meister der Feder seinen Freunden und sich zum sechzigsten Geburtstag zeichnete. Die gab er mir damals als Ersatz für die erbetenen Federzeichnungen, mit der Erlaubnis, sie bei Gelegenheit abzudrucken. Die Federzeichnungen, die seien doch wohl nichts. Es war ihm peinlich, mit diesen Dingen vor die Öffentlichkeit zu treten. Nun, einige Jahre später haben ihn seine Freunde doch breit geschlagen, und an verschiedenen Stellen wurden die verschiedensten, leider grade nicht die interessantesten, veröffentlicht.

Prof. Hanns Fechner

All die Erinnerungen liegen vor mir. Sogar einige Stengel dürres Heidekraut sind noch nicht ganz zerfallen. Heide, von ihm selber gepflückt und von mir auf einem meiner Bilder mit abgemalt. Nicht zuletzt die Briefe Raabes an mich, meine liebsten Reliquien. Wie oft habe ich sie schon gelesen. Da, diesen hier zumal, den er mir geschrieben hat, als ich nach dem ersten, kurzen Besuch, währenddessen ich mir nur einige Skizzen von ihm hatte machen können, um die Zeit für neue Sitzungen angefragt hatte. Er kam mir in dem damals ausgebrochenen Kunststreit, der alle Gemüter über Gebühr erhitzte, wie ein erfrischendes Seelenbad. Er paßt eigentlich auch heute noch, er wird immer passen, und der Alte mit dem „sarkastisch-humoristischen Gesicht", — wie ein Kritiker den Kopf auf meinem Bilde bezeichnete —, wird immer Recht haben. Hören Sie:

Braunschweig, 19. Oktober 1892.

Lieber Herr Fechner!

Bis jetzt haben Sie noch nichts versäumt. Seit Mitte vorigen Monats war ich erkältet, litt an Fieber, Flüssen und Anschüssen. Gerade die auf Ihrer Skizze Ihnen zugewandte Gesichtsseite war zeitweise durchaus kein Vorwurf für die schöne, bildende Kunst.

Jetzt hoffe ich, aus dem herbstlichen Elend heraus zu sein, und Sie sind wie immer willkommen, so der nun auch in Berlin ausgebrochene Malerkrieg Ihr Verlassen der Wahl- und Malstadt zuläßt.

Die Herren vom Pinsel scheinen übrigens, mit Erlaubnis zu sagen, nicht viel vernünftiger zu sein, als die von der Feder. Nun, nach hundert Jahren hat sich die Menschheit die paar Dutzend (?) Meisterwerke vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts herausgesucht, und der Rest wird auch wohl seine Liebhaber oder seine Verwendung gefunden haben!

Aber wie langweilig wär's auf dieser Erde, wenn nicht immer so ein bißchen Krakehl, sei es vom Zaune, sei es vom Lorbeerbaume, abgebrochen würde? Gar nicht auszuhalten!

Also nur vorwärts mit fliegenden Fahnen und so viel „Alarmes" als möglich; Unsereiner, der, wenn nichts anderes, doch das Schäflein seines ästhetischen Gleichgewichts ins Trockene gebracht hat, will doch auch noch ein bißchen Spaß von der Welt haben. Und den kriegt er jetzt.

Mit freundlichsten Grüßen

Ihr ergebener

Wilhelm Raabe.

Maria Janitschek:
Heimweh
Roman.

„Schwer? Tu nicht so zimperlich, mein Bester. Wir zwei kennen uns, ich Dich nicht weniger, als mein Vater Dich gekannt hat. Hier" — er drängte den Justiarius nach dem Schreibtisch — „schreib auf dieses Blatt, daß Du Dich verpflichtest, mir bis übermorgen 500 Pfund Gold zu verschaffen; hältst Du nicht, was Du versprichst, so lasse ich Dich in Deinem eigenen Fett braten."

„Ihr seid in guter Laune, Sir, das beglückt mich; doch ein schriftliches Versprechen ist ebenso leicht zu brechen wie ein mündliches, das wißt Ihr so gut wie ich, was nützen Euch meine hingemalten Schriftzeichen?"

„Dann, beim heiligen Antlitz von Lucca, scher Dich zur Hölle, Unfähiger, wenn Du mich in der ärgsten Ratlosigkeit sitzen läßt."

Zwischen Flambards Augen trat eine tiefe Falte hervor.

„Wenn es Schulden sind, Sir, so könnt Ihr auch ohne Geld fertig werden. Ich habe Leute, auf deren Verschwiegenheit ich mich verlassen kann, die ganz in meiner Hand sind. Wären es indeß Wünsche, die Ihr hegt, auch diese sind ohne Geld zu erfüllen. Ihr seid Herrscher über alles in Euerm Reich, weshalb sollt Ihr nicht einen oder den andern Krämer nötigen können, Euch das, was doch Euer Eigentum ist, herauszugeben?"

Der König spie aus. „Du bist ein herrlicher Mensch, Ranulf! Nicht nur an unsern intimen Abenden, an denen Deine Geschichten alles an Würze übertreffen, was ein Landstreicher am Wege aufklauben könnte, zeigst Du dies, sondern auch hier im Angesicht der Majestät Deines Königs. Aber in einem irrst Du: in der Annahme, daß ich auf das Gold verzichten könnte. Nein, mein Freund, das kann ich nicht."

„Aber weshalb nicht, Sir?“ Flambard verzog geringschätzig den Mund.

„Weshalb nicht, weshalb nicht? Hör also! Erstens will ich ein Fest geben, wie noch keins bei uns gewesen ist. New-Forest soll Wachslichter auf seine Föhren erhalten, der Rasen mit blühenden Rosen und Veilchen bestreut werden. Von Baum zu Baum sollen sich Gewinde weißer Blumen ziehen, mein Bruder Robert mag mir Tailifer-Schüler aus Ronen schicken, die mit schmeichelnden Geigen, Zithern und Flöten die Sinne der Zuhörer ergötzen. Alle Kavalierpferde sollen mit goldenen Decken und goldenen Schellen behangen sein, die Damen hingegen in ihrem vollsten Schmuck, mit all den Juwelen ihres Hauses geschmückt, erscheinen. Über das Mahl, das im Wald bereitet wird, gebe ich noch Befehle. Was meinst Du, was der Abend kosten wird?“

„Ich schätze einen Aufstand, eine Hungersnot, Krieg . . .“

Rufus sah mit glänzenden Augen zum Fenster hinaus. Und in diesem Streit von Licht und Nacht, dachte er, beim hundertstimmigen Jubel der Geigen, will ich s i e in meine Arme nehmen und versuchen, sie glauben zu machen, sie wäre noch ungetauft, und wir wären in Mohammeds Paradies . . . . . .

„Sir, es klopft.“

Flambards Lippen umzuckte ein ironisches Lächeln, er hatte ungefähr die Richtung der Gedanken seines Herrn erraten. Hinter dem Ruf nach Geld steckte irgend eine große Torheit.

Rufus wandte sich um.

„Graf Haimon, Sir.“

„Herein.“

„Gestattet mir —“ Flambard machte eine tiefe Verbeugung.

„Halt, hört nochmals! Ihr m ü ß t das Geld schaffen. Es ist auch anderer Dinge wegen. Das Fräulein von Viant hatte eine Auseinandersetzung, deren Folgen wett gemacht werden müssen.“

„Ich weiß, Sir. Sie hat Rohais Delibre nicht übel zugerichtet.“

„Die Unholdin! Wie schade, daß ich nicht Zeuge sein konnte, wie die beiden einander geprügelt haben! Nun aber will die kleine Tanlonsevin nach Frankreich zurück und fordert eine nicht geringe Summe von mir. Auch Fräulein von Viant ließ mir ihre Rechnung vorlegen für zerrissene Gewänder, aus der Fassung gegangene und verlorene Edelsteine usw. Also Geld und immer wieder Geld! Ver-

Wilhelm Raabe:
Federzeichnung

geßt daher nicht! Ich muß das Geld haben." Rufus warf dem Vertrauten einen vielsagenden Blick zu und entließ ihn.

Haimon trat herein.

Der König ließ sich nieder und winkte ihm, Platz zu nehmen. Sie sprachen über dieses und jenes, auch über die Möglichkeit eines Krieges mit Schottland. Haimon, dessen ernstes, strenges Gesicht die Freundschaft verschönte, die ihn mit Rufus verband, eröffnete wenig erfreuliche Aussichten für die Zukunft. An Malcolms Seite stand sein junger tapferer Sohn Eduard, aber auf wen konnte Rufus sich verlassen, stützen? „Eure Brüder werden auch kaum zu Hilfe kommen," fuhr Fritz Haimon fort, „Prinz Henry ist auf Aventiaren aus, und Herzog Robert hat genug in seiner Normandie zu schaffen. Unter den Soldtruppen sind hitzige, verwahrloste Leute, wenig eingeübt, die immer zuerst auf die Beute losstürmen und sich um die Befehle ihrer Obern wenig kümmern."

Rufus runzelte die Brauen und fing an von anderem zu sprechen. Wozu sich heute mit solchen Erwägungen den Kopf schwer machen? Kam der Tag, so standen auch die Leute, die sonst träge auf ihren Schlössern der Behaglichkeit pflegen, für ihn ein. Haimon zuckte die Schultern.

„Vielleicht! Auf das Volk dürft Ihr Euch nicht allzu fest verlassen, das ist Euch wenig hold, Ihr habt es verstanden, zwischen ihm und Euch eine Kluft zu schaffen."

„Was ist mir an den Dieben und Lumpen gelegen; wenn ich sie nicht als Söldner brauch oder zu Treibern bei meinen Jagden verwenden muß, mögen sie Hafer bauen."

„Sir, verzeiht, zu Dieben und Lumpen haben Eure Ratgeber sie gemacht. Es ist ein guter Kern in den Leuten gewesen, aber wenn man Pflanzen Licht und Boden entzieht, wie sollen sie gedeihen?"

„Was heißt das?" Der König fühlte die Stirne heiß werden. „Ihr beliebt starke Worte zu wählen."

„Nicht doch, Sir. Ihr wißt, das Volk braucht seinen Glauben, seine Führer, seine Kirchen. Indes, was gebt Ihr ihm? Durch Euer Beispiel zeigt Ihr, daß Ihr nichts weniger als Glauben habt, sonst könntet Ihr nicht so leben, wie Ihr lebt. Auch ist es noch nie da-

gewesen, daß ein Bischofsstuhl drei Jahre lang auf eine Erledigung wartete."

„Laßt mich zufrieden. Ich habe nicht Lust, Lanfranc einen Nachfolger zu geben. Der Erzbischof von Canterbury bin i ch. Glaubt Ihr, daß ich reich genug bin, um auf jene Einkünfte zu verzichten? Ihr irrt."

„Sir, Ihr schädigt Eure königliche Würde durch solche Taten, doch ich, Euer Diener, muß schweigen."

„Das Beste für uns beide, denn Ihr wißt, mein Kopf ist nicht aus Wachs."

„Aber meine Klugheit sollte Euren Wünschen nicht das Szepter überlassen. Was habt Ihr — es ist erst einige Jahre her seit Herrn Lanfranc's Tod — aus Canterbury gemacht? Wie viel Klöster habt Ihr schließen lassen, wie viel Mönche mittellos auf die Straße gesetzt!"

„Ei, hätt' ich den Dickwänsten auch noch eine Aussteuer mitgeben sollen?"

„Sir, es war ihr eigener Besitz, aus dem sie ihren Lebensunterhalt bestritten. Ihr hängt den Dieb an den Galgen und mit Recht. Aber gesteht, die Klöster ihres Eigentums berauben kann kein Richter der Welt anders als Diebstahl nennen. Und wenn Ihr mich augenblicklich mit Eurem Degen durchbohrt, ich kann nicht anders sprechen, denn Recht bleibt Recht, für den König ebenso wie für sein Volk."

Rufus hatte die Beine weit ausgestreckt sich in seinen Sessel geworfen.

„Ihr nehmt Euch ja merkwürdig warm der Geschorenen an. Als ob Ihr nicht wüßtet, was Ihr da unterstützt."

„Sir, wenn die Mönche auf's tiefste sinken, begehen sie noch immer nichts ärgeres, als die Weltleute täglich begehen."

„Haimon, was Ihr da vorbringt, ist abgeschmackt. Übrigens habe ich noch allerlei zu tun."

Rufus erhob sich.

In Haimons ernstem Gesicht regte sich kein Zug. Ohne ein Wort zu erwidern, verbeugte er sich und verließ das Gemach.

* *
*

Albereta ist traurig. Sie hat plötzlich mit dem ihr nahestehendsten Menschen Zwist bekommen. Ihr reiches, schwarzes Haar hängt schlaff, wie von großer Glut mattes Gras, um ihr schmales Gesicht.

Nicht glücklich ist sie in Troarn eingezogen, aber mit einem schönen, festen Vertrauen auf den Mann, der an ihrer Seite hinritt. Nun aber ist dieses Vertrauen geschwunden und geblieben ist nichts als Weh und Sehnsucht. —

An einem Abend hat sie ihn sanft an den Händen gefaßt und gefragt, ob Orielde gelogen oder die Wahrheit gesagt habe. Ob seine Vermählung die Ursache einer Wette war, ob er den Freunden wirklich nur hat zeigen wollen, daß er jederzeit, jede Frau, die er wünschte, gewänne.

Da hat er das Kinn tief auf die Brust sinken lassen. Gelogen hat ein Troarn noch nie. „Orielde hat recht gehabt, die Unholdin, die Euer armes Herz betrüben wollte, weil Eure Schönheit die ihre in den Schatten stellt. Doch grämt Euch nicht! Was anfangs nur äußere Bewunderung Eurer Holdheit war, ist während unseres Beisammenseins zur festen, tiefen Liebe erstarkt."

Sie ging an diesem Abend still schlafen und ein Leid legte sich neben sie auf die Kissen.

Am andern Tag wandelt sie müßig im Park hin, der das Schloß umgibt. Es ist ein stolzer Bau, dieses Troarn, das nahe bei Winchester liegt. Mächtige Steintürme schließen sich wie schützend an seine Front. Viel uralter Efeu klettert über die grauen Mauern hin und blickt in die Fenster. Vor dem Eingang breitet sich ein grüner Rasenplatz aus. Hier weiden die Lieblingsrosse des Herrn, und es ist schön, von oben herab ihren flinken, lebhaften Bewegungen zu folgen. Hinter dem Rasen sind Gruppen vornehmer Ziersträuche angebracht, Blumenbeete leuchten. Weiter rückwärts folgt dichtes Nadelholz, schattige Alleen schließen sich an, verschiedene Lauben laden zu stiller Rast ein, ein Weiher glänzt dunkelgrün hervor; auf seinen Wassern wiegt sich ein einsames Boot.

Schön ist es hier wohl, doch schön zum Sterben, nicht zum Leben . . . . .

Albereta gedenkt ihres tiefblauen Himmels, der Linien der Berge, der Musik des Meeres, der Menschen mit ihrer braunen Gliederpracht. Der Lacerten, die sich am Fuße der schlanken Mina-

rets sonnten. Ihres flachen Steinhauses mit dem traumhaft schönen Säulenhofe, in dem hochstielige Rosenbüsche und Lorbeersträucher wuchsen und der Springbrunnen seine kristallhellen Wasser übermütig empor schoß. Der kleinen weißen Tauben, die immer erstaunt, immer hungrig, immer zärtlich waren. Der alten geliebten Muhme im wunderlichen, grünseidnen Rock.

Warum hab ich dich verlassen, Schwester meiner Mutter? Warum bist du mir nicht gefolgt? Hätte ich dich lieber — tot hier, als gar nicht!

Ein Rabe erhebt sich kreischend aus dunklem Tannengeäst. Albereta fährt zusammen, sieht sich ängstlich um, verläßt die dämmerigen Schatten und geht ins Licht, nach dem hellen Rasen. Augenblicklich ists leer hier, weder Roß noch Mensch zu erblicken. Am Himmel ziehen hohe weiße Wolken hin.

Das Herz schnürt sich der Gräfin zusammen. Wie einsam! Wie öde! Weshalb hat sie ihre Frauen nicht bei sich? Oder wenigstens Onix, ihr kleines Windspiel. Sie wollte ja allein sein. Ach, sie ist zu schwach, um das Gefühl des Alleinseins zu ertragen! In vertrauter Einsamkeit hinzugehen ist nicht schwer, aber Fremde erfüllt mit Bangen. Sie ist wie ein unbekannter Mensch, voll Rätsel und Geheimnisse. In der Heimat wars schön, wenn die Brunnen rauschten und die stillen Sterne das Nahen der Nacht verkündeten. Dort *sprach* die Stille. Hier ist sie stumm. Wenn sie zu reden anheben wird, was wird es sein, das sie verkündet? Böses? Gutes?

Albereta fühlt es kühl über sich hingehen. Sie eilt nach der Schloßtreppe. Sie sollen Musik machen, singen. Ein noch besserer Einfall!

Sie sandte nach den Gemächern ihres Gatten hinüber, ob er anwesend wäre. Wenn ja, ob er mit ihr Tyrells aufsuchen wollte, sie hätte Lust dazu.

Er war daheim und ließ fröhlich sein Pferd satteln.

* * *

Bei Tyrells gab's zahme Rehe, Hunde, ein Bassin mit Fischen, in den Gängen Vogelkäfige mit schreienden, zwitschernden Insassen, im Schloßhof Jongleure mit Zithern und Fiedeln, übermütige Dienstknechte und müßige Mägde, die sich scherzend nach den Klängen

der Musik drehten. Hier roch es immer nach Braten und Gebackenem und die Stallbuben hatten beständig zu tun, entweder kamen Gäste oder zogen ihrer ab. Der schöne, sonnige Ritter, der so gerne gab und alle leben ließ, wurde von fröhlichen Gästen bestürmt. Auch der König erschien ab und zu, um bei diesem vergnüglichen Toren, dem noch nie ein Zahn weh getan hatte, harmlos zu werden. Gautier besaß nicht viel Vermögen von seinen Eltern her, deshalb hatte der König ihm auch ein Gut geschenkt. Seine Gemahlin war indes wohlhabend.

Als jetzt Troarns angemeldet wurden, eilte er ihnen freundlich entgegen, um sie am Fuß der Treppe zu empfangen. Das Haus war wie immer voll von Gästen. Herrschaften aus den benachbarten Schlössern waren anwesend, und Adgise, trotz ihrer zahlreichen, gutgeschulten Dienerschaft, hatte mehr als genug zu tun. Sie sah Albereta forschend an, als sie einander begrüßten und führte sie in den Saal, in dem sich ein Teil der Anwesenden befand. Der fröhliche Lärm der schon stark angeheiterten Gesellschaft wurde gedämpfter, als Gräfin Troarn hereintrat. Man musterte sie, flüsterte sich Bemerkungen zu, schätzte ihr Alter und begriff nicht, daß sie den — guten, lieben, aber immerhin den — Wasserspeier genommen hatte. Es gab zahlreiche Vorstellungen. Albereta sah allerlei Gestalten an sich vorüberziehen, hörte verschiedene Namen nennen, von denen sie sich die wenigsten merkte. Zum Glück fehlte die eine, der sie ungern begegnet wäre. Die lag daheim im Bett und ließ sich Umschläge auf ihr zerkratztes Gesicht machen. — Nach dem kleinen Imbiß, das Mittagessen war schon vorüber und die Tische hinausgetragen, näherte sich Gautier der jüngsten seiner Gästinnen und bot ihr den Arm. Er wollte ihr die Räume des Schlosses zeigen, den Garten, die Fische, Vögel, Hunde, die abgerichteten Rehe und noch viel anderes Lustiges. Sie gingen über allerlei Wendeltreppen und Gänge, die Hunde liefen ihnen wedelnd entgegen und die hübschen Mägde, sie waren hier fast ausnahmsweis alle hübsch, guckten verstohlen und freundlich hinter ihnen her. Und jetzt sagte Gautier, sich zu Albereta beugend: „Ihr seht heute so aus, als ob Ihr ein wundersames Gesicht gehabt hättet, Eure Augen sind noch wie versonnen und gleichsam den letzten Schimmer suchend. Was ist Euch so besonderes begegnet?“

Fortsetzung im nächsten Heft.

F. Listemann:
Die militärische Bedeutung des Lastkraftwagens

Durch den im Herbst 1907 im Anschluß an die große Posener Festungsübung veranstalteten Transportversuche mit Lastkraftwagen aller möglichen Systeme, an dem so ungefähr alles, was in der damaligen Zeit Anspruch auf den Namen „Automobil" machte, teilnahm, wurde die Frage, welche der verschiedenen erprobten Typen sich in der Praxis zunächst zur Einbürgerung in Deutschland eignen würde, dahin entschieden, daß hierfür nur der durch einen Explosionsmotor angetriebene Lastkraftwagen mit einem Anhänger — der sogenannte Armee-Lastzug — in Betracht kommen könnte.

In Verfolg dieser Erkenntnis trat nun schon damals in Glatz und dann im Dezember desselben Jahres kurz vor der Eröffnung der letzten Automobil-Ausstellung in Berlin die Heeresverwaltung mit ihrem Plan, die Einbürgerung schwerer Lastkraftwagen in Deutschland durch die Gewährung nicht unbedeutender staatlicher Subventionen zu fördern, an die Öffentlichkeit. In einem unserer angesehensten Automobil-Fachblätter erschienen in dieser Zeit mehrere in den in Betracht kommenden Kreisen nicht geringes Aufsehen erregende Artikel, die diese Frage behandelten. Es wurde in diesen Aufsätzen eingehend dargelegt, daß Frankreich Vorsorge getroffen habe, im Kriegsfalle sämtliche aus Deutschland in sein Gebiet hineinführenden Eisenbahnlinien in kürzester Zeit so sperren zu können, daß längere Zeit vergehen dürfte, ehe die Bahnstrecken wiederhergestellt werden könnten oder es durch den Bau von Umgehungsbahnen möglich sei, die ungehinderte Zufuhr des Nachschubes anderweitig sicherzustellen. Für diesen Fall sei dann das deutsche Heer mehr wie je auf die größtmöglichste Verwendung von Kraftfahrzeugen angewiesen und es würde daher nötig sein, in einem zukünftigen Kriege über möglichst viele Kraftwagen für den Dienst bei den Kolonnen verfügen zu können. Daß sich die Heeresverwaltung

diese Wagen bereits im Frieden durch Ankauf sicherte, sei unmöglich, denn abgesehen von den ganz enormen Kosten, die eine derartige Bereitstellung erfordern würde, würden diese Wagen voraussichtlich auch ihrer Konstruktion nach veralten und es läge außerdem noch die Gefahr vor, daß im Mobilmachungsfalle nicht schnell genug die nötige Anzahl von geübten und mit ihren Wagen vertrauten Fahrern herangezogen werden könnte.

Aus diesen Gründen wolle die Heeresverwaltung daher den Weg der Subventionierung von schweren Lastkraftwagen einschlagen, um die finanziellen Rücksichten mit den militärischen Anforderungen in Einklang zu bringen; denn es war, wenigstens zu damaliger Zeit, eine nicht zu leugnende Tatsache, daß sich die Privatbetriebe noch vielfach ablehnend gegen die Verwendung des neuen Verkehrsmittels verhielten und daß auch die im Gebrauch befindlichen Lastautomobile für militärische Zwecke meist zu schwach waren. Ein Kraftfahrzeug, welches auf den guten Straßen einer Stadt, allenfalls auch noch auf einer Chaussee, seinen Dienst tut, ist nämlich noch lange nicht kriegsbrauchbar und befähigt, dem Heer über Berg und Tal, auf ungebahnten oder schlechten Wegen mit Sicherheit zu folgen. Es läge also die Gefahr vor, daß die vorhandenen Kraftwagen im Kriegsfalle nicht ausreichten, den Bedarf zu decken, und um hierin nach Möglichkeit Abhilfe zu schaffen, wolle sich, wie schon erwähnt, die Heeresverwaltung entschließen, einen ganz neuen Weg zu versuchen und diese Versuche auch unter allen Umständen über einen längeren Zeitraum von mehreren Jahren ausdehnen. Sie wolle sowohl einzelnen Interessenten, als auch evtl. zu diesem Zweck zu bildenden Betriebsgesellschaften, die sich verpflichteten, die von der Heeresverwaltung erprobten Typen von Kraftfahrzeugen im Frieden zu benutzen, sowohl für die Anschaffung der Wagen als auch für deren Unterhaltung Prämien zahlen und hoffe, dadurch eine größere Ausdehnung des automobilen Lastwagenbetriebes zu erreichen, so daß dann im Ernstfalle eine genügende Anzahl von Wagen und Fahrern vorhanden wäre.

Im einzelnen sei die Sache so gedacht, daß die Heeresverwaltung dem Betreffenden, der sich einen Wagen von einer der ausgeprobten Kriegstypen kauft, eine Beihilfe von ca. 25 Proz. zu den Anschaffungskosten zahlt und ihm außerdem jährlich einen bestimmten Zuschuß zu den Unterhaltungskosten bewilligt. Dafür müßte sich

der Besitzer verpflichten, den Wagen dauernd in einem kriegsbrauchbaren Zustande zu erhalten und der Heeresverwaltung ein gewisses Aufsichtsrecht einräumen, sowie ihr im Bedarfsfalle gegen eine entsprechende angemessene Vergütung den Wagen zur Verfügung stellen. Es würde sich hierbei nicht um ein bestimmtes Fabrikat handeln, sondern der Wagen in jedem einzelnen Falle auf seine Brauchbarkeit geprüft werden. Was die Stärke anbeträfe, so stände die Heeresverwaltung auf dem Standpunkte, daß zu schwache Wagen keinen Zweck für sie hätten; es habe sich nicht bewährt, unter 24/32 PS. herunterzugehen, doch würde es sich andererseits auch nicht empfehlen, stärkere Wagen wie höchstens 45 PS. zu wählen, weil sonst die Betriebskosten zu groß würden. Die in Aussicht genommenen Stärken gestatteten, auf guten Wegen einen oder mehrere Anhängewagen mitzuführen, die man bei eintretenden Hindernissen abkuppeln und evtl. später nachholen könnte, wodurch sich der Betrieb für die Praxis bedeutend verbilligen würde. Selbstverständlich würde die Heeresverwaltung in diesem Falle auch für die privaten Betriebe im Frieden die Erlaubnis für das Mitführen von Anhängern, was im allgemeinen ja noch polizeilich verboten wäre, erwirken. Als Triebmittel würde Benzol die meiste Sympathie finden, da es als heimisches Produkt uns vom Auslande unabhängig machte, was für den Ernstfall von enormer Wichtigkeit wäre. Auf diese Weise hoffe die Heeresverwaltung, am besten und mit den geringsten Kosten die Bereitstellung eines ausreichenden Automobil-Fuhrparks für den Mobilmachungsfall zu erreichen; die weitere Ausrüstung der höheren Kommandobehörden und Stäbe mit Personen-Automobilen, die dauernd in der Benutzung der Truppe blieben und von Mannschaften der Verkehrstruppen geführt würden, wurde dadurch selbstverständlich in keiner Weise beeinflußt werden.

Man sieht, es ist ein ganzes, vollständig fertiges Programm, was damals bereits den interessierten Kreisen unterbreitet wurde, und wer Augen hatte, um zu sehen, und Ohren, um zu hören, der konnte sich schon im Dezember 1907 ein ziemlich zutreffendes Bild machen von der künftigen Bedeutung des Lastkraftwagens in militärischer Beziehung. Aber es waren nur wenige, die die Sache gleich in ihrer vollen Bedeutung erfaßten, beinahe der größere Teil der Fabriken stand der Idee sehr skeptisch gegenüber und der Direktor einer unserer bedeutendsten Automobilfabriken — der übrigens in-

zwischen auch aus dem wütendsten Saulus zum sanftesten Paulus geworden ist und nicht genug von den sogenannten Subventionswagen bekommen kann — antwortete mir in der Ausstellung, als ich ihn fragte, was er denn von der seitens der Heeresverwaltung beabsichtigten Subventionierung halte, kurzweg: „Ja, glauben Sie denn an diese Verrücktheit?"

C'est le ton, qui fait, la musique, und dieser Ton drückte eine so ungeheure Geringschätzung meiner geistigen Fähigkeiten aus, daß ich tief beschämt und gänzlich geknickt den Entschluß faßte, nie wieder, wenigstens vorläufig nicht, mit irgend jemand über die von der Heeresverwaltung beabsichtigten Maßnahmen zu reden; denn im tiefsten Innern meines törichten Gemüts glaubte ich an die Sache, glaubte an den Nutzen der staatlichen Subventionen und den fördernden Einfluß derselben auf den langsamen, aber sichern Siegeszug des mechanischen Zuges gegenüber dem Pferdebetriebe. Hätte ich damals schon gewußt, was ich heute weiß, hätte ich den riesigen Aufschwung unserer Lastkraftwagen-Industrie und die in erster Linie mit durch die Gewährung der staatlichen Beihilfen sich immer mehr und mehr entwickelnde Ausbreitung des mechanischen Zuges auf alle möglichen industriellen Betriebe vorausahnen können, so würde ich wahrscheinlich nicht so bedrückt gewesen sein, sondern ich hätte mit Wilhelm Busch gesagt:

„Dummheit, die man bei andern sieht,
Wirkt meist erhebend auf's Gemüt!"

und ich wäre an dem Abend sehr erhoben in meinem Gemüt gewesen.

Denn, was jene Artikel als beabsichtigt und in Aussicht genommen angedeutet hatten, wurde wenige Monate darauf Tatsache. Der Etat für 1908/09 enthielt zum ersten Mal die Forderung von 800 000 Mk. für die Gewährung von Staatssubventionen an die Unternehmer von Betrieben mit kriegsbrauchbaren Lastkraftwagen und diese Forderung wurde von allen Parteien des Reichstags ohne weiteres anerkannt und bewilligt.

Damit war der Weg für die Heeresverwaltung geebnet und es wurden für die Gewährung dieser Subventionen besondere „Grundzüge" aufgestellt, deren hauptsächlichste Bestimmungen wir hier, so wie sie jetzt nach mehrfachen kleineren Abänderungen gegen die zuerst erlassenen, in Geltung sind, folgen lassen.

1. Prämien werden nur gewährt für Armeelastzüge die in ihrer Bauart den vom Kriegsministerium aufgestellten Bedingungen entsprechen.
2. Unternehmer, die Armeelastzüge kaufen und in Betrieb nehmen, können, wenn sie sich verpflichten, die Züge während der auf fünf Jahre bemessenen Lebensdauer in einem solchen Zustand zu erhalten, daß ihre Verwendung für militärische Zwecke gewährleistet ist, soweit die Mittel durch den Etat zur Verfügung gestellt werden, folgende Prämien erhalten:
   a) eine einmalige Beschaffungsprämie — für jeden Zug 4000 Mk.;
   b) Betriebsprämien — für jeden Zug auf die Dauer von 5 Jahren je 1000 Mk.
3. Besondere Prämien können an Personen oder Gesellschaften gewährt werden in folgenden Fällen:
   a) für die erfolgreiche Schaffung eines größeren Absatzgebietes für Armeelastzüge;
   b) für Erfindungen, die den Bau von dem Pferdebetriebe wirtschaftlich überlegenen Fahrzeugen ermöglichen;
   c) für die Organisation von Hilfs- oder Nebenbetrieben, die in hervorragendem Maße geeignet sind, die mit dem Zwecke der Einbürgerung verfolgten militärischen Absichten zu fördern;
   d) für erhebliche Verbesserungen an einzelnen Konstruktionsteilen.
4. Als Unternehmer im Sinne von 2 sind auch anzusehen:
   a) Lastzug-Betriebsgesellschaften, die selbständig oder in Anlehnung an eine Lastkraftwagenfabrik ein wirtschaftliches Unternehmen mittelst Lastzügen betreiben, wenn ihre Kapitalkraft und Organisation die Gewähr für einen dauernden Bestand und für die Einbürgerung der Lastzüge bieten. Dagegen gelten Personen oder Gesellschaften, die sich mit der gewerbsmäßigen Herstellung von Lastzügen befassen, nicht zu den Unternehmen im Sinne von Ziffer 2;
   b) Gesellschaften oder Personen, die von Fabriken Armeelastzüge kaufen und an Interessenten weiter vermieten.

5. Grundsätzlich bevorzugt werden Lastzugs-Betriebsgesellschaften und Unternehmer, die eine größere Anzahl von Lastzügen unter Leitung eines sachverständigen Technikers in Betrieb nehmen und die Bestrebungen der Heeresverwaltung unterstützen durch Anlage geeigneter Unterbringungsräume, von Reparaturwerkstätten und Materialiendepots, durch Heranbildung eines tüchtigen Bedienungs- und Revisionspersonals, sowie durch sachgemäße Verbreitung der Einbürgerungsgrundsätze.
6. Unternehmer, die Armeelastzüge kaufen wollen, haben sich an die subventionsberechtigten Firmen zu wenden, die öffentlich bekannt gegeben sind. Etwa erforderliche Anfragen hierüber sind an die Versuchs-Abteilung der Verkehrstruppen in Schöneberg bei Berlin, Siegfriedstr. 2, zu richten.
7. Die Heeresverwaltung behält sich das Recht vor, sich durch ihre Organe jederzeit von dem kriegsbrauchbaren Zustande aller Züge zu überzeugen und die Tagebücher einzusehen.
8. Zu der Heranziehung der Armeelastzüge bei Friedensübungen ist die Heeresverwaltung gegen Zahlung einer zu vereinbarenden Entschädigung berechtigt.

Von den technischen Bedingungen ist folgendes hervorzuheben:

Der Armeelastzug besteht aus einem Lastkraftwagen mit einem Anhänger, muß im Inlande gebaut und von der Heeresverwaltung auf Grund eigener Erfahrung als kriegsbrauchbar anerkannt sein. Der Lastkraftwagen, dessen Motor bei höchstens 850 Umdrehungen in der Minute mindestens 35 PS leisten muß, soll imstande sein, mit voller Ausrüstung mindestens 4000 kg Nutzlast und einen Anhänger mit mindestens 2000 kg Nutzlast, mithin eine Gesamtnutzlast von mindestens 6000 kg auf Straßen mit fester Decke zu befördern. Das betriebsfertige Eigengewicht des Wagens (gefüllte Benzin- und Ölbehälter, Werkzeug, Winden, gefüllte Sandkästen usw.) darf 4500 Kilogramm, das Gesamtgewicht einschl. Bedienungspersonal 9000 Kilogramm unter keinen Umständen überschreiten. Die Höchstgeschwindigkeit soll in der Ebene bei Eisenbereifung 12 km, bei Gummibereifung 16 km pro Stunde nicht überschreiten. Durchschnittliche Leistung: bei Eisenbereifung 9 km/Std., bei Gummibereifung 12 km/Std. Bei Eisenbereifung ist die Räderantriebsvor-

richtung (Kettenrad, Ritzel) oder der Raddurchmesser derart zu wählen, daß die Höchstgeschwindigkeit 12 km/Std. nicht übersteigt. Auf festen Straßen muß der Lastzug alle vorkommenden Steigungen unter mittelgünstigen Verhältnissen bis 1 : 7 mit voller Last und beladenem Anhänger befahren können; der Vorrat an Betriebsstoff in den am Kraftwagen eingebauten Behältern muß auch unter ungünstigen Umständen für 250 km ausreichen. An Rauminhalt muß der Wagenkasten des Kraftwagens mindestens 4 cbm besitzen; seine Breite darf höchstens 2 m betragen, von Außenwand zu Außenwand gemessen, bei annähernd 4 m Länge. Die Möglichkeit dauernder Verwendung inländischer Betriebsstoffe ist Bedingung.

Nach Maßgabe dieser Grundsätze wurden nun im Jahre 1908 zunächst die Fabrikate von Büssing, Daimler, Gaggenau und der N. A. G. als subventionsberechtigt anerkannt; im Laufe desselben Jahres kamen dann noch Scheibler und Stoewer hinzu. Von den 158 Lastkraftwagen, die im Etatsjahr 1908/09 subventioniert werden konnten, erhielten Büssing 44, Daimler 59, Gaggenau 20, die N. A. G. 25, Scheibler 6 und Stoewer 4 zugewiesen.

Der Herbst 1908 brachte zum ersten Male in großem Maßstabe einen praktischen Versuch mit der Verwendung von Lastkraftwagen zur Heranschaffung der Heeresbedürfnisse bei den Kaisermanövern im Elsaß und daran anschließend bei den Manövern des XVIII. Armeekorps in der Dillenburger Gegend. Für das Kaisermanöver waren drei Kolonnen formiert, zu denen sämtliche der Heeresverwaltung gehörenden Lastkraftwagen herangezogen wurden. Es nahmen teil:

Der Siemens-Schuckert-Lastzug (mit fünf Anhängern);
2 Stolz-Dampfwagen (20 und 30 PS);
1 Büssing-Lastwagen 1906;
1 Gaggenau-Lastwagen 1907;
1 Ducummun-Lastwagen 1906;
1 N. A. G.-Lastwagen 1905 (mit 1 Anhänger);
1 leichter Argus-Lieferungswagen;
5 Daimler-Lastwagen 1907 (mit je 2 Anhängern);
2 Daimler-Lastwagen 1907 mit Vierräderantrieb (mit je drei Anhängern);
1 Daimler-Lastwagen 1905 (mit 1 Anhänger);
1 Daimler-Schnell-Lastwagen 1907;

6 Büssing-Lastwagen 1908 (mit je 1 Anhänger);
2 Daimler-Lastwagen 1908 (mit je 1 Anhänger);
1 Büssing-Omnibus;
6 Personenkraftwagen und
3 Krafträder.

Wenngleich also die Kolonnen ganz verschieden zusammengesetzt waren und sich das älteste Material, welches der Heeresverwaltung seit Jahren zu Versuchszwecken gedient hatte, mit den neuesten Typen des Jahres 1908, den schon beschriebenen und für die Folgezeit allein zur Verwendung im Heeresdienst in Aussicht genommenen Armeelastzügen (6 Büssing und 2 Daimler 08) zusammenfand, so bedeutete dieser im großen Maßstabe durchgeführte Versuch doch einen vollen Erfolg und es war der unwiderlegliche Beweis erbracht für die Möglichkeit, auch in recht schwierigem Gelände mit den Armeelastzügen sicher operieren zu können.

In demselben Jahre fand denn auch in der Zeit vom 9. bis 26. November über eine Strecke von 1214,9 km eine neue militärische Prüfungsfahrt statt; dieselbe führte von Berlin über Dresden—Chemnitz—Gera—Saalfeld—Koburg—Oberhof — Bebra — Kassel—Göttingen—Halberstadt—Magdeburg—Brandenburg wieder zurück nach Berlin und brachte auch den Firmen Dürkopp, Eisenach, Lloyd, Nacke und Podens die Subventionsberechtigung.

Durch die mit den Subventionswagen gemachten Erfahrungen des ersten Jahres veranlaßt, wurde die zur Gewährung der Subventionen in den Etat für 1909/10 eingestellte Summe auf 1 000 000 Mark erhöht und gleichzeitig unter die dauernden Ausgaben aufgenommen, so daß in diesem Jahre eine größere Anzahl von Wagen bezw. Lastzügen und zwar im ganzen 185 neu subventioniert werden konnten.

An dem im April/Mai 1909 veranstalteten internationalen Lastkraftwagen-Wettbewerb beteiligte sich die Heeresverwaltung insofern, als sie gleichzeitig über dieselbe Strecke — allerdings von Stuttgart aus noch wieder nach Berlin zurück — eine neue militärische Prüfungsfahrt, an der 12 Firmen mit zusammen 17 Armee-Lastzügen teilnahmen, stattfinden ließ. Von den schon subventionsberechtigten Fabriken waren Büssing, Daimler, Dürkopp, Eisenach, Gaggenau, Lloyd, Nacke, N. A. G. und Scheibler (Mulag) vertreten, während die Subvention neu

erwerben wollten: Argus, Ehrhardt und Soest. Die letztere Firma zog ihren Lastzug schon am ersten Tage zurück, während den beiden andern nach Schluß der Fahrt ebenfalls die Subventionsberechtigung verliehen werden konnte, so daß jetzt 13 Fabriken solche von der Heeresverwaltung errpobten kriegsbrauchbaren Lastkraftwagen bauen.

Die bayrische Heeresverwaltung, die über einen eigenen Etat für diese Zwecke verfügt, subventioniert ihrerseits die Fabrikate der Fahrzeugfabrik Ansbach und neuerdings auch noch diejenigen der Firma H. Büssing-Braunschweig und der Süddeutschen Automobilfabrik Gaggenau.

Am Kaisermanöver 1909 nahmen Personen- und Lastkraftwagen bezw. Lastkraftzüge wieder in großer Anzahl teil und leisteten auch hier wieder ausgezeichnete Dienste. Bei dieser Gelegenheit sowohl als auch bei der im Februar 1910 abgehaltenen großen Winterübung der Verkehrstruppen im Harz wurden umfangreiche Versuche gemacht, für militärische Zwecke anstelle der Motorräder Kleinautos zu verwenden. Zwar sind diese Versuche noch nicht endgültig abgeschlossen, doch dürfte die Entscheidung voraussichtlich zugunsten der kleinen zweisitzigen Wagen ausfallen, da sich dieselben auch bei schlechtem Wetter und bei schwierigem Gelände sehr gut bewährt haben.

Haben wir so gesehen, auf welche Weise die Heeresverwaltung die Einbürgerung schwerer Lastkraftwagen in Deutschland unterstützt hat, und festgestellt, daß es ihr durch die angeführten Maßnahmen auch gelungen ist, bereits in den beiden ersten Jahren seit Bestehen der Subvention ungefähr 350 solcher Armee-Lastzüge für den Mobilmachungsfall bereitzustellen, so fragt es sich nun, für welche Zwecke überhaupt Lastkraftfahrzeuge für den Heeresdienst in Betracht kommen und an welchen Stellen sie mit Vorteil als Ersatz für die bisherigen Pferdefuhrwerke verwendet werden können.

Da muß zunächst darauf hingewiesen werden, daß die deutsche Heeresverwaltung für jetzt und überhaupt für absehbare Zeit nicht daran denkt, die fechtende Truppe in irgend einer Form, z. B. die Maschinengewehr-Abteilungen, mit Automobilen auszurüsten. Die bereits im Frieden im Gebrauch von Privaten oder Betriebsgesellschaften befindlichen, von der Heeresverwaltung subventionierten Lastkraftwagen sollen vielmehr nur in den Etappen-Formationen Verwendung finden. Allerdings ist es nicht ausgeschlossen,

und wohl nur eine Frage der Zeit, daß später auch die Munitions- und Fuhrparks-Kolonnen mit automobilen Fahrzeugen ausgerüstet werden, was ja an und für sich keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten würde.

Um diese mehr militärischen Betrachtungen indessen dem Verständnis des Laien etwas näher zu bringen, müssen wir zunächst einmal die Frage erörtern: Wie regelt sich überhaupt im Kriege der ganze Munitions- und Verpflegungsersatz bei einer Armee?

Der erforderliche Bedarf an Verpflegung und Munition wird mit der Eisenbahn bis zu den Magazinen des Etappen-Hauptorts gebracht, der naturgemäß, um die größere Leistungsfähigkeit der Bahn auszunutzen, soweit als möglich nach vorn vorgeschoben wird. Von diesem Etappen-Hauptort aus werden nun die Feldmagazine gespeist, die, wenn möglich, mit dem ersteren durch Feldbahnen verbunden werden. Läßt sich dies nicht einrichten, so muß diese Verbindung durch die Etappen-Fuhrpark-Kolonnen hergestellt werden und dies ist die Stelle, an der die Lastkraftwagen in erster Linie verwendet werden sollen.

In den Feldmagazinen werden dann die Proviant- und Fuhrparks-Kolonnen der Armeekorps gefüllt und fahren die Bedürfnisse vor zur fechtenden Truppe, die diese in ihre Lebensmittel- und Futterwagen übernimmt. Die Proviant- und Fuhrparks-Kolonnen pendeln also dauernd zwischen den Feldmagazinen und der fechtenden Truppe hin und her, und es ist Sache des Etappen-Kommandanten, die Feldmagazine rechtzeitig vorzuschieben, um diese Entfernungen nach Möglichkeit zu verkürzen.

Für diesen dauernden Pendeltransport verfügt nun jedes Armeekorps über 6 Proviant-Kolonnen zu je 29 vierspännigen oder 38 zweispännigen Proviantwagen und über 7 Fuhrparks-Kolonnen zu je 60 zweispännigen Planwagen. Hierzu kommen ferner noch 2 Feldbäckerei-Kolonnen mit 50 vierspännigen Wagen, so daß im ganzen für die Verpflegung eines Armee-Korps 644 bezw. 698 Wagen mit beinahe 2000 Köpfen und über 2000 Pferden nötig sind. Diese Wagen befördern rund 550 t Nutzlast und nehmen in der Marschkolonne beinahe 9 km ein. Ähnlich ist es mit dem Munitionsersatz. Die Munition wird mit der Eisenbahn bis in die Feld-Munitionsparks befördert,

die in der Regel am Etappen-Hauptort liegen; hier werden die beiden Munitionskolonnen-Abteilungen, über die jedes Armeekorps verfügt, beladen, und zwar so, daß sich die erste Staffel mit der zweiten und diese mit dem Feld-Munitionspark ergänzt. Es findet also auch hier ein Pendeln zwischen der fechtenden Truppe, den Munitions-Kolonnen und den Feld-Munitionsparks statt, wozu jedes Armeekorps 2 Munitionskolonnen-Abteilungen, bestehend aus 4 Infanterie- und 8 Artillerie-Munitionskolonnen, zur Verfügung stehen. Diese 12 Kolonnen beanspruchen zusammen rund 2300 Köpfe und beinahe 2400 Pferde; sie befördern bei jeder Fahrt eine Last von rund 225 t und nehmen in der Marschkolonne eine Strecke von ungefähr 7½ km ein.

Ein einziges Armeekorps, ohne Sanitätseinrichtungen und Pferdedepots, hat also einen Troß von rund 4000 Köpfen, 4500 Pferden und 1000 Wagen nötig, die rund 16 km Marschlänge beanspruchen und 775 t Nutzlast mit sich führen. Einschließlich der Sanitätseinrichtungen würde sich die Marschkolonne sogar auf rund 20 Kilometer verlängern und man kann, wenn man noch annimmt, daß die erste Staffel dieser Kolonne mindestens 10 km oder einen halben Tagesmarsch hinter der fechtenden Truppe marschiert, hieraus ersehen, welche enormen Marschleistungen von den Kolonnen gefordert werden, um Munition und Verpflegung rechtzeitig heranzuschaffen. Die Proviant- und Fuhrparks-Kolonnen haben hierbei die größte Arbeit zu leisten, denn Verpflegung wird alle Tage gebraucht, während ein größerer Munitionsersatz doch nur nach Schlachttagen oder Gefechten erforderlich ist. Um daher unter allen Umständen die Verpflegung sicher zu stellen, ist die Sache so berechnet, daß die 13 Proviant- und Fuhrparks-Kolonnen zusammen immer den viertägigen Bedarf eines Armeekorps decken.

Nimmt man nun die Marschleistung einer Kolonne in der Ebene bei sehr günstigen Verhältnissen sogar auf 50 km an — eine Zahl, die im allgemeinen entschieden bei weitem zu hoch gegriffen sein dürfte — so ergibt sich, daß die Feldmagazine nicht weiter als höchstens 100 km hinter der fechtenden Truppe liegen dürfen. Aus diesen Zahlen ergeben sich die Nachteile der heutigen Einrichtungen von selbst. Die reine Nutzlast und Marschleistung des einzelnen Fahrzeuges ist verhältnismäßig gering, also wird die Zahl der Wagen sehr groß und damit die Marschkolonne sehr lang.

Nehmen wir dagegen die Vorteile, die durch die Verwendung von Lastkraftwagen geboten werden. Die Ladefähigkeit des einzelnen Wagens ist bedeutend größer, man kann eine größere Geschwindigkeit und damit eine größere Marschleistung von ihm verlangen. Oder, wenn wir die Verhältnisse im einzelnen betrachten, so erhalten wir folgende Ergebnisse. Selbst wenn mit Rücksicht auf die Straßen sowie auf die Tragfähigkeit leichterer Brücken nicht über eine Nutzlast von drei Tonnen für den einzelnen Wagen hinausgegangen wird — in Wirklichkeit ist bekanntlich die Ladefähigkeit des Armeelastzuges doppelt so groß, 6 Tonnen (4 auf dem Kraftwagen und 2 auf dem Anhänger), und die Heeresverwaltung ist sogar bemüht, allmählich eine durchschnittliche Tragfähigkeit von 10 Tonnen für den Zug zu erreichen — so würden zur Fortschaffung des für ein Armeekorps berechneten Gesamtbedarfs von 775 t nur rund 260 Wagen, das ist ein Viertel des Bedarfs an Pferdewagen, erforderlich sein. Dadurch würde sich auch die Marschkolonne auf ein Viertel verkürzen, wobei als Durchschnitt für den Kraftwagen mit rückwärtigem Abstand immer noch die Länge eines sechsspännigen Fuhrwerks, also 16 m, angenommen ist, so daß für das Armeekorps anstatt 16 nur 4 km zu berechnen wären. Aber nicht nur die Zahl der Wagen und dadurch die Tiefe der Marschkolonne wird verringert, auch die Marschleistung wird eine größere. Die von den Verkehrstruppen angestellten Versuche haben als Durchschnitt für die Lastkraftwagen **eine tägliche Marschleistung von 100 Kilometer in der Ebene, von 80 km in hügeligem Gelände und von 60 km im Gebirge ergeben,** das sind doppelt so große Wege, wie sie ein mit Pferden bespanntes Fahrzeug zurücklegen kann. Infolgedessen braucht man sich auch nicht mehr an die als größte zulässige Entfernung festgestellten 100 km für die Feldmagazine zu halten, sondern kann die Entfernung verdoppeln auf 200 km oder, wenn man das nicht will, kann man die Zahl der notwendigen Lastkraftwagen noch weiter vermindern.

Ein weiterer großer und durchaus nicht zu unterschätzender Vorteil würde aber auch darin liegen, daß auf diese Weise bei jedem Armeekorps 4500 Pferde überflüssig würden, das würde, ungerechnet die Etappen-Fuhrparks und die Reserveformationen für unsere 23 deutschen Armeekorps einen Minderbedarf von rund 100 000 Pferden bedeuten. Was das ausmacht, ist klar. Besonders wenn man

berücksichtigt, daß durch die Zunahme und größere Ausdehnung des automobilen Zuges an und für sich schon die Beschaffung des notwendigen Pferdematerials im Mobilmachungsfalle für unsere Kavallerie, Artillerie und die Truppenfahrzeuge von Jahr zu Jahr schwerer werden dürfte.

Der Einwand, daß die Kraftfahrzeuge im allgemeinen auf gute, harte Straßen angewiesen seien, ist nicht stichhaltig, denn er gilt auch von den Kolonnenfahrzeugen mit Pferdebespannung, auch diese bleiben in aufgeweichtem Boden oder tiefem Schnee stecken und bei solchen Witterungsverhältnissen wird auch die marschierende Truppe bedeutend geringere Tagesmarschleistungen aufzuweisen haben. Wir kommen aber damit auf die Frage zurück, für welche Fahrzeuge unseres Heeres sich die Einführung des automobilen Betriebes eignen würde und für welche unter allen Umständen an der Bespannung festzuhalten wäre. Da ergibt sich von selbst, daß alle Fahrzeuge, die mit der fechtenden Truppe marschieren und diese eventuell auch querfeldein begleiten müssen, also die Pack-, Patronen-, Lebensmittel-, Futter- und Munitionswagen, auf den tierischen Zug angewiesen sind und vorläufig auch wohl angewiesen bleiben werden. Dagegen werden schon heute sämtliche Etappen-Formationen vorteilhaft mit Lastkraftwagen auszurüsten sein und von den Kolonnen des Armeekorps würden in erster Linie die Proviant- und Fuhrparks-Kolonnen in Frage kommen. Von den Munitionskolonnen könnte die zweite Staffel ohne weiteres automobilen Betrieb erhalten, da sie unter keinen Umständen zur fechtenden Truppe vorgezogen wird, während dies für die erste Staffel in besonderen Fällen gestattet ist. Auch die 84 Wagen der 12 Feldlazarette des Armeekorps, die mit dem Korps-Train marschieren, außerhalb des Feuerbereichs bleiben sollen und feste Wege im allgemeinen nicht zu verlassen brauchen, können vorteilhaft in Kraftfahrzeuge umgewandelt werden.

Es sind also eine ganze Menge von Verwendungsarten, die dem Lastkraftwagen in militärischer Beziehung offen stehen und die rund 500 Armeelastzüge, über die am Ende dieses Jahres die Heeresverwaltung für den Mobilmachungsfall verfügen dürfte, — denn zu den schon vorhandenen 351 treten nach Maßgabe der vorhandenen Mittel im Laufe des Sommers noch ungefähr 140 hinzu —, bilden nur den Anfang, gewissermaßen den Stamm für einen großen Park von Lastkraftfahrzeugen, den sich die Heeresverwaltung mit Hilfe der evtl.

später etwas zu modifizierenden Subventionen schaffen will, um den Pferdebetrieb teilweise durch den mechanischen Zug zu ersetzen.

Interessant ist ein kurzer Überblick über die Art und Weise, in welcher die bisher subventionierten Lastkraftwagen bezw. Lastkraftzüge im Frieden Verwendung finden. Da haben sich den bei weitem bedeutendsten Anteil die Brauereien gesichert, die nicht weniger als 146 der sogenannten Subventionswagen in ihren Betrieben verwenden. In weitem Abstande folgt dann das Mühlengewerbe mit 20. Fast ebenso viel solcher Wagen benutzt die Landwirtschaft, nämlich 19, und die Ziegeleien und Tonwerke haben ebenfalls 18 in Betrieb genommen. Auch Speditionsgeschäfte, Buchdruckereien und Verlagsanstalten, Konsumvereine, Chemische und Papierfabriken, Spinnereien und Färbereien, sowie alle möglichen anderen industriellen Unternehmungen haben sich durch die staatliche Subvention bestimmen lassen, einen Versuch mit dem mechanischen Zug zu machen, und sind durchweg sehr zufrieden mit der Einführung des schweren Lastkraftwagens in ihren Betrieb gewesen. Sogar in einer Sprengstofffabrik und von einer großen Eier-Import-Gesellschaft wird der sogenannte Subventionswagen mit Erfolg verwendet; es eröffnen sich also ungeahnte Ausblicke für die Zukunft, und wer weiß, was alles für weitere Betriebe sich noch im Laufe der Jahre für den Lastkraftwagen entscheiden werden.

Jedenfalls steht das eine fest, daß sich der von der Heeresverwaltung gewählte Typ des Subventionswagens in jeder Beziehung und beinahe für alle überhaupt nur denkbaren Betriebe bestens bewährt hat, und daß wir durch die Einführung der staatlichen Subventionen für die Einbürgerung schwerer Lastkraftwagen allen anderen Völkern in dieser Beziehung weit voran gekommen sind. Der bekannte General Langlois hat dies im französischen Senat am 31. März d. J. in einer sehr eingehenden Rede mit einem gewissen Gefühle des Neides rückhaltlos anerkannt. Sache unserer deutschen Industrie muß es nun sein, den augenblicklichen hohen Stand nicht nur beizubehalten, sondern das Erreichte immer weiter zu vervollkommnen und auszubauen, zum eigenen Nutzen und zum Besten des Vaterlandes.

Ernst Schur:
Die moderne Kunstphotographie

Ausstellungen photographischer Werke sind heute nichts Seltenes mehr. Doch ist es noch nicht lange her, da wären sie unmöglich gewesen, einfach deshalb, weil es an Material gefehlt hätte. Es wäre nichts da gewesen, was man hätte ausstellen sollen. Nachdem aber überhaupt erst der Sinn für solche Bestrebungen geweckt war, zeigte es sich, daß im Geheimen überall diese neuen Ideen schon Wurzel geschlagen hatten. Allenthalben entstanden Wortführer und Vorkämpfer, und die Entwicklung ging so rapid vor sich, daß in kurzem Ausstellung auf Ausstellung folgte, in den verschiedensten Städten. Die Bewegung wurde organisiert. Zeitschriften nahmen sich ihrer an. Die Kritik sonderte die Tüchtigen, die die Bewegung vorwärts brachten, von den Mitläufern und Nachahmern. Und der Direktor eines Kupferstichkabinetts ließ sich dazu herbei, eine Sammlung solcher neuen Bilder zusammenzubringen. Wenn man durch die Straßen einer Großstadt geht, kann man jetzt leicht konstatieren, daß diese neuen Bestrebungen, die dahin gehen, aus der geschmacklosen, leblosen, starren Photographie, die ohne Licht und Luft ist und vom Charakter nichts offenbart, ein geschmackvolles, lebendignatürliches Bild zu machen, fruchtbaren Boden gewinnen. Man spürt, daß der Sinn für feine Licht- und Schattenwirkung geweckt ist und der besondere Charakter eines Porträts berücksichtigt wird und versucht wird, etwas von diesem eigentümlichen Wesen des Betreffenden, der photographiert werden soll, mit Hilfe der verschiedensten technischen Mittel, mit Hilfe von eigenartig hergestellter Beleuchtung auf das empfindliche Papier zu bringen. So stellt man fest, daß diese Bestrebungen, die anfangs nur Liebhaber zu interessieren schienen, schon günstigen Boden bei den Fachphotographen gefunden haben, die zuerst dieses Neue recht mißtrauisch und unliebenswürdig betrachtet haben. Wo das Bessere war, war zu offensichtlich. Und wenn das Publikum, das doch ein Recht darauf hat, sich geschmackvoll und nicht geschmacklos photographiert zu sehen, erst gehörig unterrichtet sein wird, werden sich diese Bestrebungen, die ja im praktischen Leben Boden finden wollen, immer mehr und immer dauernder festigen.

Die moderne Kunstphotographie

An der Verwirklichung der neuen Anschauungen in der Photographie haben die Frauen einen wesentlichen Anteil. Die Ateliers, die sich sichtbar bemühen, künstlerischen Anforderungen zu entsprechen werden von Damen geleitet. Aber selbst die Warenhäuser beginnen schon, diesen neuen Tendenzen Rechnung zu tragen.

In München, in Dresden und in manchen kleineren Residenzen hat sich die künstlerische Photographie unter den Fachphotographen schon viele Anhänger erworben. Man sieht das an den Auslagen der Schaukästen. Am geschmacklosesten sind seltsamerweise die Auslagen der Photographen in Berlin, wo man über die angehäufte Unsumme von rohem Geschmack, Pose und Aufgeblasenheit noch immer staunen muß, die jedes feinere Empfinden verletzen müssen. Doch beginnt auch hier allmählich ein Wandel sich bemerkbar zu machen, nachdem Künstler wie Parscheid, Dührkoop hier ansässig geworden sind.

Diese neuen Ideen gingen also nicht von den Berufsphotographen aus, sondern von den Amateuren, die sich vielfach in heftigem Kampf gegen die Leute von Fach durchsetzten und behaupteten. Dies glich sich dann aus, indem Amateure Berufsphotographen wurden, oder indem die Fachleute das Gute, Neue übernahmen und nutzbar machten. Blättert man die photographische Literatur durch, so staunt man über die Fülle von Material, das hier angehäuft ist und das geeignet ist, manche künstlerische und kulturgeschichtliche Fragen anzuregen.

Es sind namentlich die Amerikaner, die sich schon lange auf diesem Gebiet praktisch versuchten. Sie stellten eine ganze Reihe tüchtiger Namen. Gerade sie mußte es reizen, aus diesem mechanischen, von Menschen ersonnenen Apparat wieder etwas herauszulocken, was eine Spur von Geist und Geschmack zeigte; es mußte sie locken, dieses Technische geistig zu beherrschen.

So zeigen die Porträtstudien von A. Coburn außerordentlich sanfte Töne, die den Konturen ihre Härte nehmen. Die kompakte Festigkeit des Körperlichen scheint aufgelöst. Die feine und weiche Art Gertrude Käsebiers kommt gut in einem Familienbild „Harmony" betitelt, zum Ausdruck. Das kleine Kind sitzt am Boden, Mann und Frau stehen am Fenster, im Schatten. Die dunkle Beleuchtung, aus der die Formen doch plastisch hervortreten, sich beinahe lebendig herauslösen, hüllt alles in eine eigene lauschige Atmosphäre Ed. Steichen verfügt über ein hohes malerisches Gefühl. Für ihn ist die Aufnahme, das Bild ein Mittel, ein Stück Persönlichkeit zu offenbaren. Er gibt ein Porträt der „Duse" und es ist mehr als ein Porträt. Es ist Innerlichkeit darin. Die verschwimmenden Töne, die er liebt, dämpfen die Luft. Dann wieder gibt er einen Akt, der sich so fest und doch leicht aus dem Dunkel, das ihn rauh umfließt, abhebt, daß man meint, die plastischen Formen von Leben erfüllt zu sehen. Wie

fein läßt er in das Fleisch rauhe, schwarze Töne hineinspielen, so daß das Ganze nicht als platte Fläche, sondern als lebenswahre Wiedergabe, die beinahe farbig wirkt, erscheint; so leicht ist das Licht verteilt. In dem Bild, das Rodin in seinem Atelier zeigt, beweist Steichen in der Art, wie er den Bildhauer im Profil gibt, an einer Statue, die nur halb sichtbar ist, wie er dann den weiten Hintergrund des Ateliers abgetönt als Raum mitbenutzt, den sicheren Blick für räumliche Wirkung. Durch seine zarte Handhabung, die nie zu deutlich den Sinn und die Absicht betont, erreicht er oft einen seltsam zaudernden Eindruck in seinen Bildern, der beinahe etwas Mystisches enthält. Dann wieder gibt er in einer kräftig aus dem Dunkel sich lösenden Porträtstudie einen Gegensatz von Licht und Schatten, der an Rembrandt erinnert. Ein Eisenbahnbild von Alfr. Stieglitz hat feine Momente in der abendlichen Luftstimmung über den ab und zu huschend beleuchteten Schienensträngen. Ein anderes Mal strebt er danach, das Dämmerlicht der Nacht, das träumend alle Dinge einhüllt, in der Wiedergabe zu erzielen. In mehreren farbigen Bildern erreicht er beinahe vollkommen den Eindruck eines farbigen Holzschnitts. Ausgezeichnete Kinderbilder in lebendiger Beleuchtung gibt Mathilde Weil.

Die Engländer haben einen tüchtigen Landschafter in Hinton. Er ist sehr einfach und wirkt in dieser Ruhe wohltuend. Ein Stück Wiesenland, das ein Bach durchfließt, weiter nichts. Gerade, daß die Photographen es lernen, so anspruchslose Motive zu wählen, und es doch verstehen, diese mit einem Reiz zu umkleiden, das zeigt das gute Niveau ihres Geschmacks.

Die Wiener haben in den drei Namen Henneberg, Kühn, Watzek Landschafter, die von den Amateuren selbst einstimmig als die besten bezeichnet werden. „Weiße Segel" von Watzek ist ein duftiges Bild. Fein spielt das Sonnenlicht auf dem Wasser, auf den breiten Segeln; es ist überall Bewegung und Leben im Licht, nirgends ein toter Punkt. Bis ins kleinste ist alles beobachtet und mit Leben ausgefüllt. Das Absichtliche, der Ausschnitt der Natur, ist vollkommen in Komposition eingesetzt, ohne willkürlich zu werden. Hennebergs „Platz in Kempten" erfreut durch den starken Gegensatz der weißen kleinen Häuser und der breiten Massen der großen dunklen Bäume, die auf dem Platz stehen, in der perspektivisch alles richtig steht und räumlich weit wirkt. Kühn's „Pappeln am Wasser" geben gut gelungene, anspruchslose Landschaften, die gerade durch ihre Einfachheit wieder wirken und beweisen, wie sehr Kühn auf das Malerische hinarbeitet. Ein Studienkopf ist so fein und erlesen komponiert, als hätte ein Lenbach die Anordnung geleitet oder beeinflußt. Außer diesen ist noch Jul. Hofmann zu nennen, der in einem Bilde „Großstadtluft" seinen speziellen Sinn für das Duftige der Erscheinung bekundet. Spitzer gibt überaus kräftige Bildnisse von Malern, die

hervorragend sind durch präzise Erfassung des Charakteristischen und durch die treffliche Wiedergabe dieses Seelischen. Für Spitzer ist ein Mensch eine Machtäußerung. Und dementsprechend haben seine Bildnisse etwas Elementares. Er strebt eine Wucht der Erscheinung an, die keine kleinlichen Noten duldet.

In Deutschland sind es die Städte München, Dresden und Hamburg, die eine ganze Reihe tüchtiger Kräfte stellen, und es fällt auf, wie geschmackvoll ab und zu schon die Auslagen der Photographen sich repräsentieren. In Hamburg hat der frischere Wind, der hier dank Lichtwark in der Kunst weht, auch die Photographie beeinflußt. Hat doch dieser intelligente Direktor nach und nach alles in den Bereich seiner Erörterungen gezogen, was zu einem guten Dasein gehört, nach dem Vorbild von Ruskin und Morris. Er hat auch die Lichtbildkraft gepflegt. Speziell hat er immer darauf hingewirkt, in Dilettantenkreisen den Sinn für künstlerische Wirkung zu heben, und er hat damit viel Anregung gegeben, da in diesen Kreisen noch viel ungebrochene Frische und Freudigkeit für die Sache lebt.

Dührkoop ist einfach, klar, sachlich, packt sein Problem sicher an und löst es. Fein ist das anspruchslose Porträt eines alten Mannes, der in einer charakteristischen Haltung, etwas vornüber gebeugt, die Hände in den Taschen, dasteht. Der Kopf ist lebendig modelliert. Ebenso tüchtig ist das Bild „Kind am Tisch“. Es ist überaus erfreulich, wie fein diese Künstler mit dem Licht operieren. Durch eine besonders gewählte Stellung, die ganz unauffällig bleibt, wissen sie die Vorstellung von Raum und Luft im Raum zu geben. Farbige Wirkungen strebt G. Trinks in seinen „Farbigen Schatten“ an, die in ihrer violetten Farbengebung wie ein Bild wirken. Wie fein benutzt er die natürlichen Töne des Papiers! Erfurths Bildnisse sind breit und weich zugleich. Er hat sein Augenmerk darauf gerichtet, durch feine Momente — z. B. wie er eine Hand legt und wiedergibt — das Porträt zu heben. Er schafft Lichtgegensätze. Er setzt ein Bild in die Landschaft hinein, ins Freie. Er weiß das Momentane, das den Charakter offenbart, seinem Modell abzulauschen, in Bewegung und Blick. So bei dem Bildnis: „Gotthard Kuehl“ und einem überaus feinen weiblichen Porträt, bei dem die dunkle Gestalt mit dem heller beleuchteten Kopf in so sprechend lebendiger Weise sich plastisch von dem Hintergrund abhebt; neben ihr steht ein zartes Bäumchen, das Rosen trägt. Es sind auf diesem Bilde so fein die Massen abgewogen und verteilt, die sich reizvoll steigern und ablösen. Dem Natürlichen einer momentanen Bewegung ist hier etwas Bleibendes abgelauscht.

Dieser kurze Überblick will nur andeuten, um in die Materie einzuführen. Der Anhänger, die selbst tatkräftig mitarbeiten, werden immer mehr. Es kommt nun nur darauf an, daß das Publikum sich nicht nur theoretisch von diesem Neuen in der Photographie un-

terrichten läßt, sondern auch praktisch mit eingreift. Gerade dem Publikum ist hier eine einflußreiche Rolle zugewiesen. Wenn es darauf besteht, geschmackvoll und nicht geschmacklos aufgenommen zu werden, wird viel gewonnen sein; nicht nur für die Praxis, sondern für das Leben, für die Kultur überhaupt.

Daß diese Bestrebungen nicht vom Himmel fielen, dafür kann man auch Beweise anführen. Es existieren Bilder des Engländers David Hill †, die so kräftig eine malerische Wirkung bewußt anstreben, die so sicher dem Charakteristischen sich unterordnen, die so plastisch in der Modellierung sind, daß sie noch jetzt mit Ehren bestehen. Sie stammen aus dem Jahre 1843 und sind zudem noch, wie natürlich, mit ganz primitiven Hilfsmitteln hergestellt, ein Zeichen, daß Photographie nicht allein nur Technik ist.

Das, was sie mehr ist als Technik, hat man in der Gegenwart immer mehr herausgebracht. Die Vervollkommnung der Technik hat diesem Ziel dienen müssen. Wir sprechen darum jetzt von einer künstlerischen Photographie. Damit ist viel Verwirrung angerichtet worden. Es soll damit aber weiter nichts gesagt sein, als daß man bestrebt war, sich von der künstlerischen Allgemeinkultur der Gegenwart so beeinflussen zu lassen, daß die Technik, die erst nur gehandhabt wurde, sich nun differenzierte, künstlerischer gehandhabt wurde. Damit greift die Photographie nicht über die ihr gezogenen Grenzen hinaus. Sie macht sich nur die künstlerischen Tendenzen zu Nutzen, um ihr eigenes Wesen daran auszubilden und nicht zurückzustehn im Kulturbild der Gegenwart.

G. von Koldemanz:
Bornholmer Eindrücke

Erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde die dänische Insel Bornholm für die deutschen Sommerfrischler und Touristen entdeckt. Wie so oft waren es Maler und Literaten, die auf der Flucht vor dem lärmenden Getriebe der Großstadt auf dem stillen Eiland mitten im Meere eine grandiose Naturszenerie von typisch skandinavischem Gepräge fanden. Damals herrschten noch recht primitive Zustände auf Bornholm. Wer in den kleinen Hotels der Hafenstädte kein Unterkommen fand, quartierte sich in einer Fischerhütte ein und lebte hier fern vom Großstadtlärm ein idyllisches Dasein bei Fischgerichten, roter Grütze und Aquavit. Hermann Hendrich fand damals in den Klippen der altersgrauen Ruine Hammershus das Motiv zu seinem besten Bild, der „Traurigen Weise", Ernst von Wolzogen und zahlreiche andere Schriftsteller und Maler haben auf Bornholm tiefe Natureindrücke empfangen. Die Reise nach der klippenreichen Insel war zu jenen Zeiten ziemlich beschwerlich. Man mußte die dänischen Postdampfer von Kopenhagen aus benutzen, die meist recht altersschwache Nußschalen waren und bei stürmischem Wetter die Überfahrt zu einem Schrecknis machten. Ein Postdampfer ging damals mit Mann und Maus unter und die deutsche Künstlerkolonie brachte für die Hinterbliebenen eine namhafte Summe auf. Die beschwerliche Überfahrt ist wohl auch der Hauptgrund für die Vernachlässigung, die das dänische Mutterland der Insel zuteil werden läßt.

Heute haben sich die Verhältnisse schon merklich verschoben, seit dem vorigen Jahre fährt die Stettiner Bräunlichlinie viermal in der Woche zahlreiche Touristen und Badegäste nach Bornholm. Wer den morgens in Berlin abgehenden Schnellzug nach Saßnitz benutzt, kann die Reise in einem Tage machen. Die Postdampfer fahren von Saßnitz bis zur Nordspitze der Insel, wo umgekehrt wird, nur 4½ Stunden. Der Reisende, dem am Morgen noch die letzten heimkehrenden Nachtschwärmer der Weltstadt begegneten, ist am Abend dem tosenden Weltstadttrubel entrückt und kann in der idyllischen Ruhe des von der Ostsee umspülten Eilandes schwelgen. Auf den sauberen, grell mit Ölfarbe gestrichenen Häuschen mit ihren anheimelnden Ziegeldächern flattert der Danebrog im frischen Seewind.

Schöngewachsene, blonde Menschenkinder mit blauen Augen stehen am Hafen, auf den Weiden ergeht sich das Vieh im Freien. Eine üppige Vegetation bekränzt die Straßen, in der Ferne erheben sich in hoheitsvoller Majestät die kahlen Granitfelsen, in der Heide aber leuchtet mit köstlichem Violett die Erika.

Die Insel Bornholm besteht zu zwei Dritteln aus Granit und hat durchaus den geologischen Charakter der skandinavischen Halbinsel, von der sie nur durch einen 37 Kilometer breiten Meeresarm geschieden ist. Von der Nordspitze Bornholms kann man die gegenüberliegende Küste Südschwedens erkennen, und allabendlich leuchten die Blinkfeuer der schwedischen Leuchttürme herüber. Die Meereshöhe des kristallinischen Gebirges übersteigt durchschnittlich nicht 95 bis 125 Meter, aber der große Reiz der Felsformationen Bornholms liegt in den imposanten jäh in das Meer abfallenden Steilrändern mit ihren wildromantisch zerklüfteten Felsschluchten und den zahllosen vorgelagerten Klippen, an denen die Brandung der Ostsee seit Jahrtausenden nagt. Ein prächtiger Heiderücken erstreckt sich über die Mitte der Insel, die sich gegen Süden in Sandformationen abflacht. Die beiden malerischsten Punkte Bornholms sind die gewaltigen steilen Felsklippen von Hilligdommen und die Ruinen der alten Feste Hammershus mit ihren romantischen Waldpartien und den vorgelagerten phantastischen Klippen.

Während der südliche Teil der Westküste ziemlich flach zum Meere verläuft, beginnen gegen Norden die Klippen mächtig emporzusteigen. Bei dem sagenumsponnenen Johns Kapell fällt die Klippenwand 150 Fuß hoch steil in das Meer hinab. Einsam ragt hier ein gewaltiger, der Küste vorgelagerter Felsblock empor, zu dessen Fuß eine Holztreppe herab führt. Bei Westwind kann man hier ein Brandungsschauspiel genießen, das seines gleichen sucht. Häuserhoch lecken die riesigen Wogenkämme an der steilen Felswand empor und der Gischt fegt in feinstem Sprühregen über die Klippenwand. Hier ist ein Schiffsfriedhof, wie die Ostsee wohl keinen zweiten besitzt. Zahllose Schiffe sind hier im Laufe der Jahrhunderte gescheitert. In der Weihnachtsnacht des letzten Jahres zerschellte der schwedische Dampfer Erik an den Klippen bei Johns Kapell. Das Rettungsboot mit vier Mann der Besatzung wurde sofort an der Felswand zertrümmert, der Kapitän und fünf Matrosen retteten sich, indem sie auf einen schmalen Felsvorsprung hinübersprangen. Zwei Matrosen kletterten die steile Felswand empor und holten aus einem nahe liegenden Gehöft Hilfe für die Kameraden, die mit Seilen emporgezogen wurden. Wer die glatte Felswand im Sonnenlicht gesehen hat, kann nur mit Schaudern an diese grausige Kletterpartie in stürmischer Dezembernacht denken. Leider enden die Schiffbrüche nicht immer so gut, meist ist das hier auf die Klippen laufende Schiff mit Mann und Maus verloren. Hoch oben am Ufer führt an dem Fischerdorf Vang vor-

bei und dem herrlichen Waldtal Finnedalen der Weg zur Ruine Hammershus, die sich auf einem mächtigen Granitplateau erhebt. Zerfallen sind heute die gewaltigen granitnen Ringmauern und die Reste imposanter Backsteinbauten künden, von malerischer Vegetation umwuchert, von den erbitterten Kämpfen, die einst um dieses feste Schloß geführt wurden. Im zwölften Jahrhundert von dem Erzbischof Eschild in Sund erbaut, war die Feste Hammershus ein dauerndes Streitobjekt zwischen Dänen, Schweden und Lübeckern. Im Schatten des pittoresken Burghofes läßt sich gut träumen. Weit schweift der Blick übers Meer bis zum schwedischen Festland hin, stolze Schiffe ziehen mit vollen Segeln vorüber und aus den Schornsteinen der Frachtdampfer kräuselt sich der Qualm am Horizont zu phantastischen Gebilden. Die Sonnenuntergänge sind hier von leuchtendem Farbenzauber, vom schwefligen Gelb bis zum etwas süßlichen Himbeerrot sind sie in allen Varianten zu schauen. Lieber sind mir die trüben Tage, wenn der Himmel finster blickt und die Wolken wild zerrissen erscheinen, dann leuchtet am Abend das Meer oft in dunkler, unheimlicher Bläue. Zum Osten fällt der Burgberg in starren Felsschroffen hinab, ein paar schwindelnde Pfade führen hinunter in die Klippen. Hier hat das unablässig nagende Meer die Felswand zerklüftet und ausgehöhlt. Ein phantastisches Gebilde, die sogenannten Löwenköpfe, in Wirklichkeit mehr Kameelköpfen ähnlich, haben dem tausendjährigen Ansturm getrotzt und an Sturmtagen bietet die Brandung hier tausendfältige Reize. Die Ostsee spielt aber oft den auf den höheren Klippen dem Meeresschauspiel Zuschauenden einen Streich und durchnäßt sie mit einer Riesenwelle bis auf die Haut. Von hier ziehen sich die schroffen zerklüfteten Klippenbildungen bis zu dem nahen Hammerhafen, wo der Bornholmer Granit in flinke Segler verladen wird, um in Deutschland als Straßenpflaster Verwendung zu finden. Auf dem nahen Oerneberg erhebt sich ein vierzig Fuß hoher Leuchtturm und auf der Nordspitze der Insel ist ebenfalls ein Leuchtturm mit Nebelhornstation errichtet. Der eisenhaltige Granit bewirkt hier starke Abweichungen der Magnetnadel und die Schiffer dürfen sich bei Passage der Nordspitze nicht zu sehr auf ihren Kompaß verlassen.

An der Nordküste ist das Fischerdorf Sandwig, der Hauptbadeplatz der Insel, gelegen, wo sich im letzten Jahrzehnt ein lebhaftes Treiben entwickelt hat. Zahlreiche Hotelbauten, teilweise auch mit deutschen Wirten, sind entstanden und an dem einzigen Badestrand der Aasandbucht hat sich in ungenierter Fröhlichkeit ein Familienbad etabliert wo sich gertenschlanke Däninnen neben feisten Berlinerinnen im Trikot tummeln. Die gemeinschaftliche Badezeit beginnt zwar erst gegen Mittag, aber auch vorher wird die Sache nicht so streng genommen und besonders während der Badezeit des schönen Geschlechts betätigt sich die Herrenwelt sehr eifrig als interessiertes

Publikum. Es scheint, als ob die gesunde Harmlosigkeit der Däninnen erfreulich auf die deutschen Besucherinnen abfärbt. Eine ältere Dame, die dies nach ihren Begriffen sittenlose Treiben an der Mittagstafel scharf verurteilte, konnte ich wenige Tage später mit Vergnügen dabei überraschen, wie sie während der Herrenbadezeit durch ein Opernglas eingehende anatomische Studien trieb.

Dicht an die Schwesterstadt Sandwig schließt sich Allinge mit seinem Hafen. Hier wird bei Westwind ausgebootet, während bei Ostwind die Dampfer vor Hammershafen liegen. Das klippenreiche Fahrwasser gestattet den großen Schiffen keine Einfahrt in die Häfen und so mancher totenblasse Passagier, der sich während der Überfahrt tapfer gehalten hat, verfällt im Angesicht der rettenden Küste noch den Schrecken der Seekrankheit. Allinge ist der Ausgangspunkt für die Bornholm besuchenden Touristen.

An der klippenreichen Küste führt ein dreistündiger Weg von Allinge nach Helligdommen, der imposantesten Felsszenerie der Nordostküste, dem vergleichswütige Leute den schönen Namen „Das nordische Capri" aufoktroyieren möchten. Helligdommen mit seinen phantastischen starren Felsbildungen ist wohl der landschaftlich reizvollste Punkt Bornholms. Dort feierten in altersgrauer Vorzeit die Ostseewikinger ihre heidnischen Opferfeste. Ein „heiliger Quell" entspringt dicht unter dem Meeresspiegel der Felswand. Herrlich ist es, hier an stürmischen Tagen auf hoher Felsklippe zu liegen und auf die tosende Brandung mit ihren Schaumkämmen, die sich tausendfach brechen, hinabzuschauen, herrlich ist es aber auch bei ruhiger See an den Klippen und Felswänden im Boot entlang zu fahren. Tiefe Höhlen und Spalten hat der unablässige Wogenprall der Ostsee hier in die starren Granitwände gerissen, in die man hineinklettern kann. Der erst vor dreißig Jahren entdeckte „schwarze Topf" ist achtzig Meter tief. Phantastisch und bizarr ragen steile Felsnadeln und Granittürme aus dem Meer empor. Auf jedem Felsvorsprung, in jedem malerischen Winkel sitzen fleißige Maler und bannen die Reize der Natur auf ihre Leinwand. Im Vorjahre weilte Professor Kallmorgen von der Berliner Kunstakademie wochenlang mit seinen Schülern auf Bornholm. Besonders aber die Malweiber haben sich Bornholm zu ihrem Eldorado erkoren und treten an besonders schönen Punkten in Massen auf.

Südlich von Allinge ist die Küste sehr klippenreich, doch erreichen die bizarren Felsgebilde hier keine sonderliche Höhe. Am Strande führen ein paar reizvolle Pfade durch das Gewirr der Klippen und bieten zum Teil prächtige Ausblicke auf das Meer. Teilweise ist die Küste mit losem Steingeröll bedeckt, das die Meereswogen glatt geschliffen haben in unermüdlicher Arbeit. An einer Stelle hat jemand diese zahllosen Steine zur Bildung eines Steingartens verwendet, der mit seinen seltsamen Gebilden die Monotonie der Klippen unter-

bricht. Etwa zwanzig Minuten südlich der Klippe wird das phantastische Felsgewirr plötzlich von einem Stück köstlichen Badestrandes unterbrochen. An beiden Seiten dieser „Sandkas“ genannten Strandstrecke bilden zerklüftete Felswände natürliche Badekabinen zum Auskleiden. In malerischem Durcheinander liegen im heißen Sand Männlein und Weiblein und lassen sich von der Sonne die Glieder bräunen. Nach erfrischendem Bade in der Ostsee pflegt man der holden Ruhe. Ganz ungefährlich ist das Baden allerdings nicht, und nur der geübte Schwimmer darf sich weiter hinaus wagen. Alljährlich fordert hier die Ostsee ihre Opfer. Vor ein paar Jahren war es in der Sandkas noch still und einsam, jetzt ist die Zahl der Besucher schon zu groß und der intime Reiz dieses Freibades leider dahin geschwunden. Schöngewachsene schlanke Däninnen tummeln sich in den Fluten, skandinavische, deutsche und russische Laute dringen an das Ohr. Am Strande liegen bronzefarbene Männergestalten, denen Meerwasser und Sonnenbrand das Aussehen von Singhalesen gegeben hat, und zu all dem fröhlichen Treiben schlagen die schaumgekrönten stahlblauen Wogen der Ostsee ihren monotonen Takt. Leider hat ein dänischer Schriftsteller durch sein Sommerhäuschen den bequemen Strandweg zur Sandkas verbaut, so daß man entweder mühsam über die Klippen klettern oder den Umweg auf der Landstraße wählen muß.

Abgesehen von den sieben kleinen Stadtgemeinden — die Hauptstadt Rönne zählt nur 10 000 Einwohner — besteht die Einwohnerschaft Bornholms aus Fischern und Bauern. Letztere wohnen nicht in Dörfern sondern auf der Insel verstreut, und jeder Bauer sitzt in der Mitte seines Grund und Bodens. Um die Wirtschaftsgebäude breiten sich nach alter germanischer Sitte die Felder und können so leicht und mühelos bestellt werden. Reich ist die Insel an Erinnerungen aus vorhistorischer Zeit und tausende von Grabstätten hat man aufgedeckt. Zahlreiche Runensteine sind erhalten und auf den flachen Klippen sind vielfach bildliche Darstellungen aus alter Zeit, sogenannte Helleristninge, gefunden worden. Leider wurden die meisten Funde dem Museum nordischer Altertümer in Kopenhagen überwiesen, aber das Museum in Rönne enthält immer noch genug des Interessanten.

Eigenartig sind die aus der frühesten christlichen Zeit stammenden vier Rundkirchen mit ihren starken Ringmauern und den in späteren Jahrhunderten aufgesetzten zuckerhutähnlichen Spitzdächern. Sie wurden in dem zwölften Jahrhundert vom Erzbischof Egino von Sund als Wehrkirchen erbaut, da dieser geistliche Herr viel Streit mit dem Dänenkönig Sven Grashe hatte. Die starken Mauern der Rundkirchen enthalten bis 70 Zentimeter breite Treppen, die zu den

oberen Stockwerken führen. Das letzte Stockwerk bildete eine zinnengekrönte Brustwehr zu Verteidigungszwecken. Alle vier Kirchen enthalten einen steinernen Mittelpfeiler.

Bei den Einwohnern Bornholms kursieren phantastische Spuk- und Koboldgeschichten. Heidnische Überlieferungen, die geheimnisvollen Meeresstimmungen, die gespenstischen Nebel haben bei den Fischern den Glauben an die „Pulstinge" entstehen lassen, eine bösartige Sorte tückischer Kobolde, die den armen Inselbewohnern gern allerhand Schabernack spielen. Auch den sommerlichen Besucher ergreifen leicht solche romantischen Stimmungen, und wenn der Abend kommt, wird die Phantasie lebendig und bevölkert die starren Felsbilde mit Gestalten aus alten Zeiten. Wir modernen Menschen passen gar nicht so recht zu diesem wildzerrissenen Küstengebilde, als dessen natürliche Staffage man sich nur alte Wikinger- und Strandräubergestalten denken kann.

Doch zurück zu realeren Dingen! Ich will noch schnell einige Reize der nordischen Küste enthüllen. Der frische Seewind zehrt und die Dänen schlagen bei Tisch eine gute Klinge. Schon am frühen Morgen wird man vor eine schwerbeladene Tafel geführt. Lachs und andere Räucherwaren, allerhand kalter Aufschnitt und Braten, köstliche Gemüse- und Fischsalate, Eier und Käse, dreierlei frisches Brot und delikate Butter locken zum stärkenden Morgenimbiß. Die Mittagstafel zeichnet sich durch ihre famosen Fischgerichte und die bekannte dänische rote Grütze aus, die in mannigfachen Varianten auftritt. In der Erdbeerzeit gibt es mittags einen gehäuften Teller dieser würzigen Früchte mit Sahne. Allabendlich erwartet den Gast wieder die gehäufte Tafel, verstärkt durch ein warmes Vorgericht und zahlreiche pikante Einlagen. Ein Aquavit befördert die Verdauung dieser etwas ungewohnten Genüsse und an rauhen Tagen krönt ein steifer Grog, hier Toddy genannt, das schwere Tagwerk mit heiterem Glanz. Auch Whisky mit Soda ist bei dem Klima Bornholms ganz bekömmlich. Der Verbrauch an Körperwärme durch die Seeluft ist so stark, daß ein weiser Mann beizeiten vorbeugt. Ganz kluge Leute aber setzen sich abends in eine stille Ecke und mischen sich dort Rotwein mit schwedischem Punsch. Der Trunk sorgt für ruhigen Schlummer, wenn die Ostseewinde noch so wild um die oft etwas luftigen Bornholmer Dächer pfeifen.

Rundschau

Schellings Werke. Auswahl in 3 Bänden, mit 3 Porträts Schellings und Geleitwort von Prof. Arthur Drews, herausgegeben und eingeleitet von Otto Weiß. Leipzig, Verlag von Fritz Eckardt.

Die Naturphilosophie Schellings war Jahrzehnte hindurch der Vergessenheit anheimgefallen. Nur wer die deutsche Romantik näher studierte, der fand in den Literaturgeschichten in diesem Abschnitt auch einen Hinweis auf Schelling und seine „romantische“ Philosophie oder gar ein Kapitel, das sich ausschließlich mit diesem Denker der Ästhetiker beschäftigte. Nur einige erlauchte Geister wiesen von neuem nachdrücklich auf ihn hin. Kuno Fischer schrieb ein stets bedeutsam bleibendes Werk über ihn, auch Eduard v. Hartmann verdanken wir eine tiefgründige Darstellung seines Wirkens. Im letzteren Falle hatte wohl eine Wesensverwandtschaft mit dazu beigetragen, daß diese Darstellung in so vollendeter Weise geglückt ist. Und wiederum hat jetzt ein Schüler Eduard von Hartmanns — Professor Arthur Drews in Karlsruhe — eine äußerst sublime Einleitung zu der oben genannten neuen Schelling-Ausgabe, die Otto Weiß in sorgfältigster Liebe redigiert hat, verfaßt. Die moderne monistische Bewegung, deren eigentlicher Genius und Prophet wie grundlegender Philosoph wiederum Eduard von Hartmann ist mit seiner Lehre vom Unbewußten, hat das Feld für Schelling und seine Ideen und Ideale wieder einigermaßen vorbereitet. Auch sind neuerdings einige andere Arbeiten über Schelling erschienen. Fechner ging seine eigenen seltsamen Wege; aber auch er war in mancher Beziehung ein Nachfahre Schellings. Beider „Identitäts-Philosophie“ geht schließlich auf Spinoza zurück und, wenn man will, auf noch viel ältere Denker, auf altdeutsche und endlich altgriechische Mystiker und Naturphilosophen. Gerade der moderne Monismus hat auch Beziehungen zur alten noch nicht dualistischen Philosophie der Vorsokratiker und zur Weltauffassung der Renaissance, der Giordano Bruno, Pico von Mirandola u. a. Kein Wunder, daß in diesem Kreise auch das leuchtende Gestirn des Romantikers Schelling wiederkehrt. Charakteristisch für unsere Zeit und ihre Denker — sie ist wie der Romantiker eine an Zukunftsideen überreiche, ja geradezu von geistiger Elektrizität geladene Übergangszeit, die auf ihren Messias mit tausend Sehnsüchten wartet — ist die fluktuierende Unbestimmtheit ihres philosophischen Wesens. Dasselbe Symptom charakterisiert Schelling. Seine Anschauungen sind in ewiger Entwicklung. Vom absoluten Ich Fichtes ausgehend, kommt er zum absoluten Objekt, — der Natur, deren geistige Wesenheit und Subjektivität, ja Souveränität er jedoch bald anerkennen muß, — in seiner „Identitätslehre“, in der Seele und Natur, Denken und Sein als identisch gedacht werden und somit

der alte Gegensatz, der „Dualismus", überbrückt erscheint. Ich kann hier nicht des näheren darauf eingehen, zumal gerade in der Identitätslehre der objektive Gipfelpunkt der Philosophie Schellings erreicht ist; nur das möchte ich wenigstens noch andeuten, daß dieser geistvolle Denker sich selbstverständlich mit diesen Ergebnissen beruhigen konnte, weil dabei der Mensch, das Ich, das alte Ideal, zu kurz wegkam. Notwendigerweise gelangte Schelling weiter zu einer ästhetischen und ethischen Weltanschauung in seinen Ideen über die Bedeutung des Menschen als höchste Offenbarung Gottes, über die künstlerische und ethische Betätigung des Menschen (vgl. „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit", 1809).

Die neue Ausgabe — drei stattliche Bände in außerordentlich vornehmer und würdiger Ausstattung — enthält auf zirka 2300 Seiten alle wichtigen und für die Gegenwart bedeutungsvollen Schriften unverkürzt und zwar:

Band I: Die Schriften zur Naturphilosophie.

„ II: Die Schriften zum Identitätssystem.

„ III: Die Philosophie der Kunst, die Schriften zur Freiheitslehre und eine Auswahl aus der positiven Philosophie.

Die ausführliche Einleitung des Herausgebers geht auf das Leben, die geschichtliche Stellung und Bedeutung Schellings ein und entwickelt seine Philosophie im Hinblick auf die Schriften in ihrer chronologischen Reihenfolge. Die Einleitung soll das Eindringen in die Werke Schellings an jedem Punkte in gleicher Weise ermöglichen. Ausführliche Personen- und Sachregister erhöhen den wissenschaftlichen Wert der Ausgabe noch besonders. Seiteneinteilung stimmt mit der Originalausgabe (1856—61) überein.

Hans Benzmann.

Richard Wagners Portrait, das wir als Titelbild im vorigen Heft brachten, stammt aus dem Atelier Franz Hanfstaengl, München, wo außer dieser Reproduktion noch eine ganze Anzahl weiterer Bilder entstanden und auch im Kunsthandel in den verschiedensten Formaten erhältlich sind.

1.

Elegie.

Allegretto molto moderato.

Rudolph Bergh, Op. 22.

Piano.

p

p

p

rit.

a tempo

p

pp

Als ich Dich kaum geseh'n.

(Th. Storm.)

Rudolph Bergh, Op. 25, № 2.

Im Volkston.

Gesang.

Piano.

p

Als ich Dich kaum ge-seh'n, Musst' es mein Herz ge-steh'n,

Ich könnt' Dir nim - mer-mehr Vor - ü - ber - - geh'n.

Fällt nun der Ster - nen-schein Nachts in mein Käm - mer - lein,

Lieg' ich und schla - fe nicht und den - ke Dein.

p p

Ist doch die See - le mein so ganz ge - wor - den Dein Zit - tert in Dei - ner Hand, Thu' ihr kein Leid kein Leid!

poco rit. a tempo

Stich und Druck von C. G. Röder G.m.b.H., Leipzig

Zu unsrer Musikbeigabe

Dr. Rudolph Bergh

In den letzten Jahren ist die Aufmerksamkeit der Musikfreunde erfreulicherweise in immer steigendem Maße auf einen still für sich schaffenden, jedes Mittel der Reklame in vornehmer Bescheidenheit verschmähenden, ernsten Tonkünstler gelenkt worden, der mit ganz besonderer Hingabe sich der Liederkomposition widmet, ich meine Rudolph Bergh. Seine Schöpfungen haben ganz besonders in den sangesfreudigen Rheinlanden Eingang gefunden, besonders seit seine Gattin Franziska geb. Tiecke, die glückliche Besitzerin einer der machtvollsten Altstimmen und zugleich die denkbar geeignetste Interpretin seiner Lieder sich dort die Konzertsäle und die Herzen der Zuhörer erobert hat. Unter diesen befanden sich auch die Besitzer des neugegründeten, keineswegs bloß nach kaufmännischen, in erster Linie durchaus nach rein künstlerischen Grundsätzen geleiteten Verlags Tischer & Jagenberg in Köln, die nunmehr für die Verbreitung der neuen Werke Rudolph Berghs sorgen wollen.

Er hat erst verhältnismäßig spät die Musik zu seinem ausschließlichen Beruf erwählt. Geboren 22. September 1859, betrieb er sie zunächst nur nebenbei, wenngleich er gründlichste musikalische Studien in seinen Universitätsferien bei Heinrich von Herzogenberg und Heinrich van Eyken in Berlin getrieben hatte. Er war nämlich bis 1903, in welchem Jahre der Erfolg seines Streichquartetts op. 10 ihn für immer der Musik ausschließlich in die Arme warf, besoldeter Dozent für vergleichende Entwicklungsgeschichte und Histologie an der Universität in Kopenhagen, die ihm, da er Ausgezeichnetes in seinem Fache geleistet hatte, das für ihn eigens geschaffene Laboratorium und den Lehrauftrag noch drei Jahre nach seinem Weggang nach Berlin und völligem Übergang zur Musik offen hielt, in der Hoffnung, daß er zur Wissenschaft wieder zurückkehren würde. Er war nämlich in der Zoologie von Jugend auf heimisch, da sein Vater, ein sehr bekannter Arzt, dem zu Ehren das Bergh-Hospital in Kopenhagen gegründet worden ist, durch seine zoologischen Forschungen berühmt war, während andererseits in der Familie der Mutter musikalische Begabung mehrfach vertreten war.

Bis jetzt hat Rudolph Bergh einige dreißig Werke veröffentlicht. Das größte davon ist vorläufig sein eben erschienenes „Requiem für Werther" (op. 32, Text von Ricarda Huch) für Altsolo, gemischten Chor und großes Orchester. Die meisten anderen Werke, unter denen ich außer dem schon erwähnten, durch einen Variationssatz besonders bemerkenswerten „Streichquartett" noch auf die groß angelegte, inhaltsreiche, aber nicht gleich umgängliche „Sonate für

Musikbeigabe

Klavier und Violine" und ein demnächst herauskommendes „Klaviertrio" in c-moll nachdrücklich hinweisen möchte, bestehen aus Liedern für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Sie sind sämtlich auf deutsche, sorgsam ausgewählte Texte komponiert und zeugen von einer wahrhaften Innerlichkeit und Gemütstiefe. Dem seichten Geschmack des großen Publikums sind darin niemals Konzessionen gemacht. Bergh unterstreicht nicht, wie z. B. Hugo Wolf, jedes Wort des Textes, sondern sucht diesen ähnlich wie Brahms nur in der allgemeinen, breiten Erfassung des Stimmungsgehaltes dem Hörer zugänglich zu machen. Die Deklamation ist sorgfältig, mitunter aber absichtlich einer musikalischen Phrase untergeordnet. Die Klavierstimme ist reich bedacht, aber dabei immer nur als Begleitung behandelt. Lieder, die eigentlich Klavierstücke sind, zu denen die Gesangsstimme etwas ziemlich Belangloses deklamiert, perhorresziert Bergh — m. E. durchaus mit Recht. In der Harmonik ist er keineswegs unmodern, geht aber allen gesuchten Kakophonien aus dem Wege. Er will in erster Linie Melodiker sein und gibt darum auch der Singstimme, über deren Bereich und natürliche Aufgabe er nie hinausgeht, durchaus ihr Recht. Seine Lyrik verdient sich das musikalische Haus zu erobern, wenngleich gerade die o :- artigsten seiner Lieder so recht nur im Konzertsaal zur Geltung kommen werden.

Um den Komponisten näher kennen zu lernen, möchte ich raten, zunächst einmal folgende seiner Lieder sich anzusehen: „Der Tod hat keine Schauer mehr" und „Schlaf" aus op. 8, „Kirchhof im Frühling" und „Stumme Stürme" aus op. 12, „Columbus" aus op. 21, „Eilende Wolken aus op. 25 und vor allem „Lethe" aus op. 35. Mit Bewilligung des Verlags Dreililien in Halensee-Berlin bieten wir hier unserm Leserkreis eines der einfachsten, jedermann zugänglichen Lieder Berghs „Als ich Dich kaum gesehen" und zur Ergänzung die hochpoetische, ihren Namen mit Recht tragende „Elegie" aus dem Klavierwerk „Stimmungen in Moll", op. 22, deren nähere Bekanntschaft sehr lohnt. Die „Kinderstücke" für Klavier, op. 27, sowie „Walzer" für Klavier zu 4 Händen (2 Hefte), die noch aus seiner Zoologenzeit stammen, sind mir bisher nicht bekannt geworden.

Des Komponisten Pult soll auch eine Symphonie für großes Orchester bergen, die sich durch streng logischen Aufbau und vollendete Verarbeitung der großzügigen und gedankenreichen Themen auszeichnen soll. Hoffentlich wird sie schon in nächster Saison aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt, gewiß eher in einer rheinischen Stadt als in Berlin, trotzdem Bergh hier ja seit Jahren — freilich in völliger Zurückgezogenheit — lebt.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. Curt Radlauer, Berlin W., Traunsteinerstraße 3. — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

NORD UND SÜD

Hermann Hendrich:
Felsschlucht am Meer
(Im Besitze des Herausgebers)

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30/Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 138. Heft 435. Erstes Augustheft 1911

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Kurd von Strantz, Berlin-Wilmersdorf: Revanche

Frankreichs Jahrhundertelang überlieferte erfolgreiche Politik besteht darin, sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern. Wir haben leider den politischen und völkischen Begriff unseres Vaterlandes gänzlich vergessen. Zum alten Deutschen Reiche gehörten als reindeutscher Bestandteil die fränkisch-friesischen Küstenlandschaften vom Dollart bis zur Anthie, deren südliches Stück von Ludwig XIV. ab dem ohnmächtigen Mutterlande bissenweise entrissen wurde, sowie Lothringen, die Freigrafschaft und das Elsaß, deren Entfremdung teilweise (Verrat der drei Bischofsstädte) schon mit Heinrich II. von Frankreich begann. Nur ⅓ Lothringens und nicht einmal das ganze Elsaß — der Südgau Beffert (Belfort) blieb grundlos bei dem welschen Räuber — kam wieder zum Deutschen Reiche. Es sind bei Frankreich die nunmehrigen volk- und industriereichsten Departements Calais und Nord nebst Teilen der beiden Nachbardepartements im Norden, Meuse, der nordwestliche Zipfel von Moselle mit Lorzwy (Limyswick), der größte Teil von Meurthe und ganz Vosges, sowie Doebs, also ungefähr 7 große Departements geblieben, deren Volksboden rein deutsch und wo im sog. französischen Flandern die Verkehrssprache noch heute vlämisch ist. Ich habe für diese alte deutsche Westmark den geschichtlich-sprachlichen Beweis in einem Büchlein*) geliefert, das hoffentlich bald zum dritten Male aufgelegt wird, da die zweite Ausgabe vergriffen ist. In Deutschland sind wohl noch

*) Kurd von Strantz: Das verwelschte Deutschtum jenseits der Westmarken des Reichs. Eine Antwort auf das französische Rachegeschrei. Leipzig, 1903. Burkhardt. 2. ergänzte Auflage.

die alten Ortsnamen Moselbrück (Pont-à-Mousson), Penzig, Tull (niederdeutsch Leuk), Wirten (Verdun) u. a. m. bekannt, dagegen die niederländischen, wie Boonen (Boulogne), Ardern (Ardres), Gingen (Guines), zugleich Gaugrafschaftsnamen, schon weniger. Auch Kales (Calais) gehört hierher, dessen englisch-niederdeutsches Gepräge noch gegenwärtig jedem Besucher auffällt. Selbst im angeblich melloni-schen Hennegau französischen Anteils finden sich folgende rein deutsche Ortsnamen, die sich beliebig vermehren lassen: Bachant, Edichem (Enghien), Engelbrunnen (Englefonteine), Haspern (Haspres), Hochberg (Hautmont), Lessel (Lecelles), Malbod, später Monsosche (Menbeuye), Marken (Marchines), Onningen (Onnaing). Das reichsdeutsche Erzstift Kammerich kennen wir nur als Cambray

Bei dieser nationalgeschichtlichen Sachlage müßte man annehmen, daß das deutsche Volk mit Fug und Recht nach Rache schreit und die Herausgabe des jahrhundertlangen französischen Raubes tagtäglich verlangt, wie in Frankreich die Revanche und der Ruf nach dem linken Rheinufer von Basel bis Rotterdam Monarchisten und Sozialisten eint.*) Nirgends finden wir, sehr zum Schaden unserer nationalpolitischen Entwicklung, nur das leiseste Rachegefühl. Dem Deutschen kommt es gar nicht zum Bewußtsein, daß er als Volk noch heute in Europa in zwei Großstaaten und vier Kleinstaaten gespalten ist und reichlich 2 Millionen Volksgenossen in Rußland leben, wovon nur etwas mehr als 200 000 Balten eine unter Wort- und Rechtsbruch arg verstümmelte, im alten Ordens- und Reichsland erhalten gebliebene Selbstverwaltung besitzen. Wie würde Frankreich rasen, wenn ihm dieses grausame Geschick widerfahren wäre, das noch nicht gesühnt ist. Ja, im kleindeutschen Reiche besteht noch eine Kleinstaaterei, die leider Treitschkes Seherwort vom

*) Reichenbach, Revanche. Leipzig, 1911. Weicher. Die literarisch erweisbare französische Volkserziehung in Schule und Heer wird als eine zielbewußte, verleumderische Verhetzung der Volksseele wider Deutschland urkundlich festgestellt, was die Reichsregierung beherzigen möge.

werdenden Einheitsstaat Deutschlands zu Schanden macht. Trotzdem ist dieser Bundesstaat der einzige Hort des in den andern deutschen Staaten bedrohten Deutschlands, die sich sogar als alte kerndeutsche Reichsländer gegen ein ausschließlich deutsches Gepräge mit Entrüstung wehren. Österreich ist eine deutsche Siedlung, wo man in nationaler Empfindungslosigkeit leider vergessen hat, die Tschechen und Slowenen rechtzeitig einzudeutschen. Ungarn ist eine reichsdeutsche Eroberung zugunsten seines Kaiserhauses und noch der Reaktionsminister Bach wollte und konnte es deutsch regieren. Triest wurde selbst von den deutschen Demokraten 1848 im Frankfurter Parlament mit Recht als die süddeutsche Hafenstadt angesprochen und ihm in der Volksvertretung Sitz und Stimme gewährt.

Wie sieht es heute in dem uns doch verbündeten österreichischen Kaiserreiche mit der Deutschgesinnung aus? Eine Wiener Hofratsgattin erklärte mir auf der Tiroler Mendel, wo schon der Rhönberg als Monte Roën amtlich bezeichnet wird, daß die Österreicher doch keine Deutschen seien, sondern nur deutsch sprächen, obwohl sie selbst einen guten deutschen Namen führte und nur deutsch sprechen konnte. Die gute Frau hat leider die lässige volkliche Empfindung der Mehrzahl unserer Stammesgenossen des Habsburgerreiches nur allzu deutlich verraten. Fast noch schlimmer steht es in den vier Kleinstaaten.

Luxemburg ist selbst nach französischem Zugeständnis sprachlich rein deutsch. Trotzdem wird dort französisch regiert. Selbst die Geldwährung ist französisch. Belgien gebärdet sich amtlich als französisches Gemeinwesen, obwohl fast ¾ der Bevölkerung Vlamen und der Rest Wellonen, d. h. bereits im Mittelalter französierte Vlamen. Aber leider ist ein Viertel der Vlamen bereits doppelsprachig. Seit der französischen Gründung des Königreiches wird geflissentlich das niederdeutsche Volksgepräge unterdrückt und die geistige Oberschicht verparisert, so daß an der Seine ein erheblicher Bruchteil der Literaten — Vlamen sind. Erst 1870 setzte die vlämische Gegenströmung

ein, um wenigstens die sprachliche Gleichberechtigung der vlämischen Mehrheit zu erzwingen. Die vlämische Hauptstadt äfft Paris nach, wie die Regierung das Nachbarland, den Erbfeind gerade der deutschen Niederlande, da mit deren Süden die Siege Ludwigs XIV. über das kaiserliche Mutterland bezahlt sind. Es besteht eine eigene Gesellschaft unter führender Mitwirkung der französischen Gesandtschaft, um die französische Sprache in Belgien auszubreiten, also die vlämische zu unterdrücken. Die belgische Regierung duldet dieses hoch- und landesverräterische Treiben, das auch geldlich von Frankreich unterstützt wird, obwohl es der landesgesetzlichen Gleichstellung der angestammten niederdeutschen Mundart widerspricht.

Französisch ist ein staatsfeindlicher Eindringling. Die lange burgundische Herrschaft verschafft ihm erst den Eintritt in den Adel und die Geistlichkeit, so besonders das reichsfreie Stift, obwohl es niemals der Landeshoheit unterstand, mit echt römisch-undeutscher Gesinnung sündigte. Das Volk ist noch heute rein deutsch, der sog. wallonische Volksteil keineswegs französisch. Das fürchterliche Petris verrät den Nichtfranzosen, wie das gleiche beim französisch redenden Westschweizer der Fall ist. Wallonisch hat keine Schriftsprache, und diesen Mangel haben die Französlinge benutzt, die romanische Mundart zufranzösieren. Die Verhältnisse ähneln den elsässischen und schweizerischen. Der wohlhabende, aber nicht besonders gebildete Elsasser oder Schweizer spricht bloß die allemannische Mundart und schämt sich dieser dem Fremden gegenüber, weil er Hochdeutsch bloß schreibt. Daher redet er lieber ein schlechtes Französisch. Niederdeutsch ist aber keine bloße Mundart, sondern der andere Sprachast des Deutschen, der einst ganz Norddeutschland beherrschte. Noch jetzt versteht jeder märkische und pommersche Bauer den Holländer und Vlamen, wie auch jeder gebildete Deutsche dank des Quickborns und Reuters die niederdeutschen Sprachgenossen versteht und Vlämisch mit Leichtigkeit liest. Nur sollten wir im deutschen Interesse unsererseits auch hübsch vlämisch antworten, was zur deutschen Bildung gehört. Wir sind ja sonst so sprachenkundig.

In Holland, das Napoleon I. für eine Anschwemmung französischer Flüsse erklärte, worunter er den Rhein und die Maas begriff, und daher seinem Reiche einverleibte, feierte die Franzosenvorliebe anläßlich des Besuches des Präsidenten der französischen Republik gradezu entwürdigende Orgien. Die Mehrzahl der Blätter brachte französische Begrüßungen. Die widerdeutsche und widermonarchische Spitze war allzu deutlich. Dabei lebt Holland lediglich von der deutschen Gnade. Ohne das alte Mutterland wäre es ein englischer Vasallenstaat oder eine französische Provinz. Auch wirtschaftlich ist es auf den deutschen Zwischenhandel angewiesen. Leiten wir unsere Durchfuhr von Rotterdam und Amsterdam ab, so ist der holländische Handel tot, was man den echt niederdeutschen Eigenbrödlern gelegentlich zu Gemüte führen sollte. Von Deutschland leben, dessen Blut man in den Adern trägt, und Frankreich lobhudeln, läßt sich nicht vereinigen. Wir müssen verlangen, daß der Bewohner der Mündungslande unserer Flüsse Farbe bekennt und werden ihn danach behandeln. Im Notfall muß dem Deutschen sein Volkstum mit sanfter Gewalt eingebläut werden. Preußen hat Holland vom französischen Joche befreit. Holländisches Blut fließt in den Adern zahlreicher Märker, Pommern und Westpreußen. Der Holländer ist trotz teilweise radikaler Gesinnung ziemlich rückständig. Er lebt noch im 18. Jahrhundert, wo die Bildung französisch war. Mit einer holländischen Base mußte ich französische Briefe wechseln, weil sie ihre deutsche Muttersprache dank des langen holländischen Aufenthalts nur noch sprechen konnte, was nicht nur für die Adels- und Hofkreise bezeichnend ist.

Der Schweizer lebt auch hauptsächlich vom deutschen Bruder aus dem Reiche als Fremden und Geschäftsmann. Die Eidgenossenschaft ist bis zum Jura und Genfer See das alte Oberschwaben. Trotzdem herrscht eine entschiedene Vorliebe für die Nachbarrepublik, die in der Revolution und den napoleonischen Wirren die schwache Schweiz grausam vergewaltigt hat. Die Frankfurter Zeitung, die keine Freundin volksbewußter Überzeugung ist, veröffentlichte in einem

zeitgenössischen Bericht über die Gefangennahme Ludwigs XVI. folgende Stelle über die königstreue Schweizergarde: „Die Schweizer, die von der Nationalgarde im Stiche gelassen, vergebens dem wütenden Volkshaufen Widerstand leisteten, wurden die ersten Opfer der entfesselten Grausamkeit. Die Leichname, die im Tuileriengarten und in den Gassen umherlagen, waren bald völlig nackt ausgezogen. . . . . . Die Weiber umtanzten sie und beschimpften sie mit scheußlichen Obszönitäten . . . . . Vollmann (ein Revolutionsfreund) erzählte noch, wie erbarmungslos man Schweizer, die man versteckt fand, lebendig ins Feuer warf, wie man die nackten Körper verstümmelte und einzelne Leichenteile im Triumphe davontrug, wie die Weiber das Blut der Leichen tranken . . . . . Dieser kannibalische Geist entmenschter Wut hielt noch mehrere Tage an. Der Löwe von Luzern, Thorwaldsens edles Werk, verherrlicht die Treue der deutschen Rausläufer, die seit Jahrhunderten die Schlachten der französischen Könige schlugen und die Größe Frankreichs begründeten. Das war der Dank der ritterlichen Franzosen. Noch jetzt streckt die Schwesterrepublik begehrlich die Hand über die Grenze, wie vor mehr als hundert Jahren, aus und fördert amtlich die Französierung der Westschweiz, ohne daß dieser schwäbische Bauernstaat Widerstand leistet. Nur das als Tyrannenland verlästerte alte Reich, dessen Glied er einst war, schützt ihn vor der französischen Zerstückelung oder gänzlichen Auffaugung.

Auf die Dauer sind aber die gedachten vier Kleinstaaten der friedlichen französischen Durchdringung nicht gewachsen. Auch wir können aus unserm Selbsterhaltungstriebe heraus diese deutschen Außenlande mit 15 Millionen, wovon 12½ rein deutschen Blutes und der Zunge nach dem Franzosentum zur Blutauffrischung und staatlichen Stärkung nicht überlassen. Es bleibt ihnen nur die Wahl der französischen Einverleibung und volklichen Vergewaltigung oder der Rückkehr zum Mutterland als selbständige Bundesstaaten bei Schonung ihrer Eigenart. Die Wahl könnte ihnen bei dieser Alternative nicht schwer werden. Wir dürfen jedoch das weitere Liebäugeln

mit Frankreich nicht dulden, noch weniger aber dessen dreisten Französierungsbestrebungen untätig zuschauen. Wir müssen die deutschgesinnten Schweizer und vlämischen Belgier endlich auch amtlich unterstützen und Frankreichs Anmaßung mit Festigkeit entgegentreten.

So sieht also unsere bisherige Revanche aus, daß wir gelassen ertragen, daß man uns nicht nur die Westmarken entrissen hat, sondern sogar unsere Außenlande mit dem Ziele der Aneignung geflissentlich mit harmloser Offenheit verwälscht, weil man unsere nationale Empfindungslosigkeit und Kriegsscheu kennt und uns, die wir noch Bismarck erlebt haben, nicht mehr fürchtet. Schon achtet man uns nicht mehr im Ausland. Dem Auswärtigen Amt ist aus Marokko berichtet worden, daß sich unsere Reichsangehörigen schämten, Deutsche zu sein. Ich hoffe, unsere auswärtige Vertretung wird jetzt hieraus die erforderliche nationale Folgerung ziehen. Vergleichen wir mit unserer Schwäche die erfolgreichen Anstrengungen des Erbfeindes, dem noch jetzt und gerade gegenwärtig die endlich wieder befreiten Elsässer in würdeloser, fast ekelhafter Weise huldigen. Sie küssen die Hand, die sie geschlagen hat, woran freilich die deutsche Reichs- und Landesregierung erheblich mitschuldig ist.

Der Franzose, Staat, Kirche, Heer, Schule, selbst die Sozialdemokratie, leben und weben seit 1871 nur noch in dem Gedanken der Wiedervergeltung, der sich nicht bloß auf Elsaß-Lothringen, sondern auf das ganze linke Rheinufer erstreckt, was sich Belgien und Holland merken mögen. In Schule und Heer wird eine so grobe und dichte Saat des Volkshasses wider Deutschland gesät, dessen Zerrissenheit Frankreich allein seine frühere Größe dankt, daß man sich durch die staatlich unterstützten und verbreiteten zahlreichen Lehr- und Dienstbücher erst überzeugen muß, daß eine solche geschichtsfälschende Verleumdung überhaupt möglich ist. Es liegt nahe, daß unsere Diplomatie, die überhaupt das Land selbst nicht kennt, sondern nur Paris, von diesem geschickten und zielbewußten Treiben

nur eine schwache Ahnung hat. Es ist aber durchaus falsch, in nationalen Dingen tugendhafte Erörterungen über die Schlechtigkeit solchen Gebahrens anzustellen, wo sonst die Welt von Friedensseligkeit trieft. Der Friedensapostel Carnegie opfert alljährlich viele Tausende armer Arbeiter den Gefahren seines Stahltrusts, wo es keinen Arbeiterschutz gibt, um sich in Europa als Friedensfürst aufzuspielen und die erwucherten Millionen um kleine Brosamen für scheinbar gemeinnützige Zwecke zu kürzen. Solche Scherze verlacht der Amerikaner, der über das schwache Spanien mitten im Frieden herfiel.

Ernst wird diese Schwärmerei nur vom dummen deutschen Michel genommen, der leider bloß zum Schwerte greift, wenn er schon stark verprügelt worden ist. Selbst das gewaltige französische Kolonialreich, das Bismarcks Duldung seine Entstehung verdankt, dient dem Rachegedanken. Ein schwarzes Heer auf dem deutschen Kriegsschauplatz ist der Zweck dieses nordafrikanischen Reichs, dem der marokkanische Schlußstein noch fehlt, was die Wilhelmstraße doch endlich begreifen möge. Wird in Schrift und Wort auch dem leichtgläubigen und heißblütigen Franzosen, dessen hervorstechenden Charakterzug zugleich eine starke Eitelkeit bildet, vorgeredet, daß er aus eigener Kraft den bösen Erbfeind besiegen könnte, so sind die verantwortlichen Kreise doch vorsichtiger und rechnen nur auf die fremde Hilfe.*) Bismarcks venchemez des evolutions war daher wohl berechtigt. Die Stärke Frankreichs ist jetzt England, dessen Demokratisierung die überlieferte Deutschfeindlichkeit im Inselreich unterstützt. Auch England ist durch Deutschlands Niedergang groß geworden. Hollands Kolonien sind heute sein Hauptbesitz.

In Frankreich schlagen wir auch England, deshalb fiel Delcassë, der beste Freund Englands, den das treulose Albion trotzdem rücksichtslos im Stiche ließ. Frankreich rechnet tatsächlich nicht mit seiner

*) Steffen, Die Demokratie in England, Jena 1911, Diederichs. Eine treffliche Kennzeichnung der englischen Plutokratie seitens eines sozialistisch angehauchten Schweden, der als scharfer Beobachter Englands längst gewürdigt ist.

kriegerischen Gleichheit, da wir leider 50 Proz. unserer waffenfähigen Mannschaft leichtherziger Weise unausgebildet lassen, sondern mit der unwürdigen Friedensseligkeit Deutschlands. Das Gegenteil ist jetzt zu erweisen, da schon der auch fälschliche Glaube das größte Unheil anstiften kann und schließlich zum Kriege führen muß. Die Mehrheit unseres Volkes kennt die oben kurz ausgeführte Rechnung nicht, die wir Frankreich im Kriegsfall als unseren Siegespreis vorzulegen haben. Der Einsatz lohnt einen doch unvermeidlichen Krieg, den wir wahrlich nicht vom Zaun gebrochen haben, dessen Zeitpunkt wir uns aber nicht vom Gegner bestimmen lassen dürfen. Darin bestand Bismarcks meisterhafte Staatskunst, die wir bisher bei uns vermissen, ohne an der Zukunft verzweifeln zu wollen. Es handelt sich nicht um die Erhaltung unseres Besitzstandes, sondern um die Sicherung der deutschen Außenlande, deren nationalen Grund Frankreich bedroht, und um die Herstellung der alten Westmark, des angestammten deutschen Volksbodens, den wir wieder eindeutschen müssen. Ein auf seine wirklichen nationalen Grenzen beschränktes Frankreich ist auch als zweitstärkste Kolonialmacht für uns ungefährlich und findet keine Bundesgenossen. Wir müssen uns aber unsere alte mitteleuropäische Stellung vom Baltenland bis zur alten Grenze von Artrecht und Lothringen und von der Königsaue bis zum südlichen Alpenfuß der in den Langen und Gartensee (Lago maggiore und Lago de Garda) taucht und die urdeutschen setti und tredeci Gemeinden der Wisentainer Alpen umschließt, endlich wiedererobern, sollen wir nicht dauernd ein zerrissenes Volk bleiben. In diesem Sinne lebt der großdeutsche Gedanke fort, der keine überwundene mittelalterliche Erinnerung, sondern ein praktisches Ziel ist. Das ist unsere Revanche. Die Geschichte wird das Urteil sprechen. Lernen wir aber aus ihr und befolgen ihre Lehren. Die Ausdehnungslust der Franzosen auf fremdem Boden ist bewunderungswert, folgen wir dem Beispiel auf unserm angestammten Volksboden und dulden nicht, daß Frankreich mit unsrer Nachsicht spielt.

Victor Klemperer:
Selma Lagerlöf

Ein Stück schwedischer Geographie will nicht in die Köpfe der Jungen. Erst macht der Lehrer ein finsteres Gesicht, doch dann sieht er ein Weilchen zum Fenster hinaus, und seine gute Laune kehrt wieder. Er wolle den Kindern etwas erzählen, sagte er; „aber wenn ihr jetzt nicht gut aufmerkt, schlage ich euch windelweich." Der Lehrer darf sich die grausame Drohung als Scherz erlauben, er weiß ja ganz genau, daß jedes seiner Worte im Gedächtnis der kleinen Schüler haften wird. Erzählt er doch ein Märchen so recht nach dem Herzen der Kinder. „Smaland ist ein hohes Haus mit Tannen auf dem Dache, vor dem Hause ist eine breite Treppe mit drei Stufen, und diese Treppe wird Bleking genannt." Zug um Zug in aller Realität wird nun das greifbare Bild ausgemalt, und zum Schluß gibt es noch eine völlige Mädchenhandlung. Ein Riese wohnt oben im Smalandhaus, und im Alter fällt es ihm beschwerlich, zum Lachsfang die hohe Treppe bis ans Meer hinunterzugehen. Da wirft er mächtige Steinblöcke ins Wasser, und der Lachs bekommt einen solchen Schrecken, daß er mit großen Sprüngen durch die Ströme landeinwärts flieht, gerade zu dem alten Riesen in Smaland hinauf, und heute noch liegen die Steine als Inseln und Schären vor jener Küste, und heute noch wird der Lachs in jenen Strömen gefangen . . .

Der treffliche Lehrer stammt aus Selma Lagerlöfs erstem Werke, das die Bezeichnung „Ein Kinderbuch" trägt aus der „Wunderbaren Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen". Der treffliche Lehrer ist ein allerengster Verwandter der

Dichterin selber, ja man kann ihm wohl ohne weiteres deren Schicksale unterschieben. Also ist er in einem ganz stillen schwedischen Winkel, in Warmland geboren und hat einen großen Teil seiner Jugend in dieser Einsamkeit verlebt, die in den sechziger Jahren noch eine viel vollständigere war, als das heute der Fall ist. Dort hat zu dem Kinde und dem heranreifenden Menschen wieder und wieder die Natur und die Lage des Landes gesprochen, und wenn auch die Lust am Träumen vor allem im Wesen des Kindes vorhanden sein mußte, so wurde sie doch eben durch die Umgebung aufs beste genährt und zu Riesenkräften gebracht. Aber diesen reichlich ausgedehnten Traumzeiten folgen ernste und strenge Jahre, traumloses, höchst reales Lernen im Stockholmer Seminar, sachliches Unterrichten in Landskrona.

Freilich, Sachlichkeit? Wenn ich den Märchen-erzählenden Lehrer mit Selma Lagerlöf, der Verfasserin des dreibändigen aller Realität hohnsprechenden Märchenbuches, identifiziere — kann ich da noch von Sachlichkeit reden? Spricht in diesem Werke nicht vielmehr ein ganz unsachliches, in seinen Phantasien befangenes Kind zu Kindern? Nein, eben das ist durchaus nicht der Fall. Wohl kann nur ein Kindergemüt, eine Kinderphantasie solche Märchen ersinnen, aber nur ein höchst bewußt und sachlich über den Träumen stehender Geist vermag sie derart zu erzählen. Die Bewußtheit dieser scheinbar so naiven Kunst geht bis zum Raffinement. Zwei Züge vor allem sind es, an denen das ohne weiteres kenntlich wird. Der kleine Nils ist zur Strafe für seine Unart und Bosheit in ein Wichtelmännchen verwandelt worden und begleitet in dieser Däumlingsgestalt eine Schar Wildgänse durch Schweden. Das ist doch märchenhaft wunderbar genug, und wie nun der kleine Held mit den verschiedenen Tieren zu sprechen vermag und lange Zeit ihr Leben teilt, auch das ist völlig das Gegenteil einer realen Geschichte: Aber bei einzelnen Erlebnissen des Jungen, die um nichts wunderbarer sind als viele andere, zum Beispiel bei seinem Gang durch Vineta, bei seinem Zusammentreffen mit den Bildwerken von Karlskrona,

stellt es die Dichterin so hin, als handle es sich hier wahrscheinlich um Träume. Dadurch, indem sie also die Realität einiger Stellen halb und halb preisgibt, erhöht sie raffiniert die Illusion, die ganze Erzählung sei ein Stück wahrhaftigen Lebens. Und nicht minder trägt es zur Erhöhung dieser Illusion bei, wenn alle Augenblick die tatsächliche Gegenwart in den märchenhaften Stoff hineingezogen wird. Wer wird denn in einem Märchen von „Antialkoholikern" sprechen, wer modernste Kriegsschiffe und Fabriken in ein Märchen hineinzerren?

Gewiß, eine Kinderseele und -Phantasie spricht in der „Wunderbaren Reise" zu den Kindern, aber doch auch ein aller Wirkungen bewußter reichster Künstler, ein völlig geschulter Lehrer. Das Morallehren allerdings ist nicht seine stärkste Seite. Wohl wird der kleine Nils bei den Tieren aus einem bösartigen zu einem guten, hilfsbereiten Jungen, wohl lernt er Uneigennützigkeit und Liebe zu aller Kreatur schätzen, wohl wird zwischen guten und bösen Tieren in köstlicher Naivität derart unterschieden, daß die guten nur so viele Lebewesen töten, als sie zu ihrem eigenen Unterhalt gebrauchen, während die bösen gelegentlich auch zum Zeitvertreib auf Jagd gehen — aber im Grunde werden auch die bösen Tiere den Kindern in gar nicht üblem Lichte dargestellt. Smirre, der Fuchs, erregt sicherlich einiges Mitleiden, der Groll des kannibalischen Bärenvaters gegen alles Menschenwerk zeigt sich in seiner tiefen Berechtigung, nun erst Gorgo, der Adler, dem es nicht gelingen will, sanftmütig wie die Wildgänse zu werden! Das ist bestimmt ein rechter Liebling aller kindlichen Leser, und an ihm muß es schon dem Jüngsten klar werden, was Trieb und Naturanlage bedeutet, und wie mühselig die Moralbegriffe diesen gewaltigen Schnelläufern nachhumpeln.

Nein, mit dem Moralunterricht ist es trotz allerlei rührender Szenen bei dieser Lehrerin nicht weit her. Aber etwas anderes lernen die Kinder: Sehen und Freude empfinden über alles Bunte und Bewegte, alles Lebenswarme. Und weil solche Freude un-

Bildnis Hermann Hendrichs

weigerlich zur Ehrfurcht vor allem Leben führt, so kommt die Moral schließlich doch zu ihrem Rechte. Nils Holgersson fliegt auf dem Rücken des Gänserichs Martin kreuz und quer über sein Vaterland, das ihm bald als „gewürfeltes Tuch", bald als ein durchlöcherter Teppich erscheint, unter dem das Wasser wie ein Spiegel hervorleuchtet, alle Schönheit und Eigenart Schwedens offenbart sich ihm, Vorzeit und Gegenwart, Sage und jüngstes Schaffen treten ihm als buntes, warmes Leben entgegen. Einmal fliegt er mit dem Storch nach Pommern hinüber und darf für eine Stunde die mittelalterlich farbenprächtige Herrlichkeit Vinetas bewundern. Als dann die wundervolle Stadt wieder auf hundert Jahre versinkt, da weint der Däumling um die hohe Schönheit und meint, er werde die Sehnsucht danach niemals überwinden. Aber die Wildgänse tragen ihn nach Gotland über das lebendig tote Visby hin. Da beschließt er, nicht länger um die in Schönheit gestorbene Schwesterstadt zu trauern. Vielleicht, „wenn sie nicht ins Meer versunken wäre, hätte sie nach einiger Zeit ebenso arm und verfallen ausgesehen wie diese hier . . . Ich glaube, selbst wenn ich die Macht hätte, die Stadt zu retten, würde ich es jetzt nicht mehr tun." Hieran knüpft Selma Lagerlöf diese Betrachtung: „Es gibt sehr viele, die so denken, weil sie noch jung sind. Aber wenn die Menschen alt werden und sich daran gewöhnt haben, sich mit wenigem zu begnügen, dann freuen sie sich mehr über das Visby, das da ist, als über ein schönes Vineta auf dem Meeresgrund." Die Dichterin selber gehört zu keiner dieser beiden Menschenklassen, steht über beiden: sie freut sich des versunkenen Vineta, das sie in märchenhafter Schönheit auferstehen läßt, sie freut sich auch dessen, was da ist, weil sie auch das manchem nüchtern Erscheinende, eine Fabrik, ein Kriegsschiff, in gleiche Märchenschönheit zu tauchen weiß . . .

Ich handelte so ausführlich von Selma Lagerlöfs „Kinderbuch", weil es den vollkommensten Ausdruck ihrer Kunst bedeutet. Es zeigt die lebensfrohe, farbenschwelgende Gestaltungskraft ihrer Phantasie, zeigt auch die immer eigentümliche Technik des Inein-

anderschmelzens von kühn Erdichtetem und real Erschautem — und es läßt nicht das vermissen, was man einzig hin und wieder in ihren andern Werken doch wohl vermissen dürfte. Ein Kinderbuch, wie gesagt, ist die „Wunderbare Reise", und die handelnden Personen sind außer einem Knaben nur Tiere, deren seelische und geistige Fähigkeiten sich durchaus einfach und triebmäßig darstellen. Es handelt sich hier also durchweg um die Psychologie des Kindes. Dies aber ist das einzige psychologische Gebiet, auf dem sich die in allen andern Beziehungen so reiche Dichterin bewegt, über das sie auch dann nicht hinausgeht, wenn sie dem Alter nach reifere Menschen zu schildern unternimmt. Ob das ein Manko ihrer Begabung ist, ob bewußte Einschränkung? In dem ersten Werk, mit dem sie auf der Höhe ihres Lebens vor die Öffentlichkeit trat, im „Gösta Berling", der nicht für Kinder geschrieben ist, aber einzig von großen Kindern handelt, dort findet sich ein sehr merkwürdiges Bekenntnis. Es ist da die Rede von dem leidenschaftlich naiven Erleben der „Alten", die ihre Schmerzen und Freuden so wild bis zur Neige auskosten durften. „Dachten denn die Menschen jener Zeit niemals über das nach, was sie leben?" fragen die „Jungen". „Freilich dachten sie, Kinder, erwiderten die Alten. Aber nicht so, wie wir denken, behaupteten wir. Und dann verstanden die Alten nicht, was wir meinten. Wir aber dachten an den wunderlichen Geist der Selbstkritik, der seinen Einzug schon in unsere Herzen gehalten hatte. Wir dachten an ihn mit den Eisaugen und den langen knöcherigen Fingern, an ihn, der im finstersten Winkel unserer Seele sitzt und unser Wesen in Fasern zerpflückt, so wie alte Frauen Flicken aus Wolle oder Seide zerzupfen. Stück für Stück hatten die langen knöcherigen Finger zerpflückt, bis unser ganzes Ich wie ein Haufen alter Lumpen dalag, und dann waren unsere besten Gefühle, unsere unmittelbarsten Gedanken, alles was wir getan und versagt hatten, gründlich untersucht, durchforscht, zerpflückt, und die Eisaugen hatten zugeschaut, und der zahnlose Mund hatte gelacht und geflüstert: Seht, es sind Lumpen, nichts als Lumpen." In der bohrenden modernen

Psychologie, in den kritischen Zerfaserungen modernen Denkens sieht Selma Lagerlöf den Feind starken, bunten Lebens, dies reflektierende und verneinende Wesen ist ihr im Innersten zuwider, ihm steht sie schaudernd gegenüber wie das Gretchen dem Mephisto. Aber dieser Vergleich paßt nur zum kleinsten Teil, denn das schwedische Gretchen ist eben nicht nur ein Kind, sondern zugleich auch eine geschulte und wahrhafte Kämpferin für seine Ideale, und höchst merkwürdigerweise sind die Waffen dieser Kämpferin gegen den modernen Geist eben der Moderne entlehnt: ist es doch die Kunst des Sehens und im Bilde Festhaltens, wie sie erst von der Gegenwart zur Höhe geführt wurde, wodurch Selma Lagerlöf ihre Werke mit den kindlichen zeitfremden Menschen so hoch emporhebt.

Ganz leidenschaftliches, ganz von Empfindung durchtränktes, von keinem kritischen Grübeln gehemmtes Leben in märchenhafter Schönheit darzustellen, scheint Selma Lagerlöfs einziges Bestreben. In welcher Richtung sich dies Leben bewegt, macht ihr wenig aus. Sie erzählt einmal („Ein entthronter König") von einem Handwerker, den sein eheliches Unglück tief verbittert. Der Mann wohnt einem Bekehrungsabend der Heilsarmee bei, wendet sich wütend gegen ihre Lehre, findet dabei tönende Worte für das ungerechte Leid, das ihn quält, und fühlt sich erhoben und erquickt. Einige Zeit darauf wird er doch bekehrt und gilt nun bald für den besten Redner der Heilsarmee. Wieder darf er in heißen Worten seine Qualen gewissermaßen zum Kunstwerk gestalten, nur daß der gleiche Lebensweg, der vordem gegen die göttliche Weltordnung zeugte, nunmehr für sie Beweise erbringen muß. Die Erquickung des Redners bleibt die gleiche wie zuvor. Das ist für eine Lagerlöfsche Gestalt vollkommen begreiflich; die Gefühlswoge, die den bis dahin Unglücklichen aus seinem engen Leben emporhob, so daß er sich als ein König fühlt, ist ja dieselbe geblieben, sie rollt nur jetzt in entgegengesetzter Richtung, und das ist dem von ihr Getragenen höchst nebensächlich.

So ist es kein Wunder, wenn man bei Selma Lagerlöf wieder und wieder auf Dinge stößt, die man jedem andern Dichter als

Widersprüche und Überzeugungs-Verräterinnen arg verübeln würde, und wenn diese Dinge hier nicht die entfernteste Verstimmung hinterlassen. Die Tendenz des Handelns und Empfindens ist bei den kindlichen Gestalten dieser Dichterin vollkommen unwichtig, die Intensität des Fühlens und Tuns, die Stärke des eigentlichen Lebens also, hat allein Bedeutung. Selma Lagerlöf schwelgt in der Vergangenheit und macht kein Hehl aus ihrer Mißachtung der Gegenwart, um gleich darauf dem Treiben des Heute eine Hymne anzustimmen. Sie weiß den beglückenden Frieden zu preisen und besitzt mächtige Worte für die Schönheit der Gewalt und des Krieges; sie hat heidnische Schönheitsideale und findet sich in den Beschränkungen des Christenglaubens völlig zurecht, weil ja auch ihm ein starkes ungebrochenes Empfinden — Kindlichkeit eben, zugrunde liegt.

Das Kindlichste und Bunteste des Christentums, sein Legendenschatz, lockt sie zumeist. Mit vollster Märchenkunst erzählt sie all dies Wunderbare nach. Das Christuskind zwingt eine Dattelpalme der Wüste, sich hinabzuneigen und Maria und Joseph, die Verschmachtenden, zu laben, es schreitet auf schmaler Degenklinge über den breiten Spalt im Tempelhofe zu Jerusalem, es formt Vögel aus Ton und haucht ihnen Leben ein. Daß sich eine Charakterentwicklung, ein psychologisches Fortführen in den Erzählungen finde wie etwa in der „Lichtflamme", wo in schöner Symbolik die Läuterung eines Kreuzfahrers dargestellt wird, das gehört zu den allerseltensten Ausnahmen. Wohl aber kommt es mancheinmal vor, daß in den christlichen Legenden die Heldenrolle dem gegnerischen Heidentum zufällt. So prägt sich vor allem das grandiose Bild des römischen Legionärs ein, der am Tor von Bethlehem in der glühenden Sonne Wache hält und zornig den staunenden Jesusknaben betrachtet, in dem er den künftigen Friedensfürsten ahnt. So jubeln alle heidnischen Naturgeister der schönen Sigrid Storräder zu, die ausgezogen ist, den christlichen Olef zum alten starken Heidentum zurückzuzwingen, und wenn auch am Schluß der Erzählung die milde Mutter Gottes den

Sieg davonträgt über die leidenschaftliche Heidin, so gelten doch die hinreißendsten Farben des Gemäldes dem unterliegenden Teil.

Und ganz so wie in diesen Nichts-als-Märchen verhält sich die Dichterin auch in ihren realeren Erzählungen, mit welch vorsichtigem Komparativ zum Ausdruck gebracht werden soll, daß eine völlige Realität, eine Wirklichkeit, die nicht wieder und wieder in den magisch leuchtenden Märchenmantel gehüllt würde, bei Selma Lagerhöf überhaupt nicht anzutreffen ist. Auch da handelt es sich um leidenschaftliches unkompliziertes Empfinden, auch da steht die Sympathie und Farbenkunst der Dichterin jedem zur Seite, der seinen Weg mit Kraft hinschreitet, mag er nun Smirre dem Fuchs oder Gorgo dem Adler oder Martin dem sanftmütigen Gänserich gleichen. Wie charakteristisch hierfür ist ihr Verhalten in ihrem novellistischen Meisterwerk, in „Herrn Arnes Schatz". Ein Meisterwerk scheint mir die knappe Erzählung, weil hier jene Ineinanderschmelzung des Realen und Wunderbaren, dazu ein Zusammenleiten christlicher und heidnischer Märchenquellen mit unübertrefflicher Kunst durchgeführt sind. Wilde Söldner haben Herrn Arne und seine Hausgenossen ermordet, nur Elsalill ist entkommen. Sie wird von ihrer toten Milchschwester zur Rache angespornt und angeleitet, sie darf nicht ruhen, bis sie den Mörder der Gerechtigkeit überliefert hat. Aber Selma Lagerlöf weiß die Erzählung mit völliger Glaubhaftigkeit so zu führen, daß Elisalill von großer Liebe zu dem Mörder all ihrer Angehörigen erfaßt wird. Es ist eben nicht viel von der Boshaftigkeit des Söldnerführers Sir Archie die Rede; ein starker und wilder Mann, der sich auf der Flucht in Not befand, hat mit einiger Selbstverständlichkeit Totschlag verübt. Man denkt unwillkürlich an die Tiere, die soviel töten dürfen, als sie zum Lebensunterhalt gebrauchen — und denen man schließlich auch nicht alle Sympathie entziehen kann, wenn sie, ihrer Natur folgend, ein oder das andere Wild über den Hunger hinaus erlegen. Nur daß sie eben ihrer Natur folgen und es mit Kraft und Schönheit tun, dies ist für das Mitgefühl der Dichterin maßgebend. Übrigens wird in „Herrn Arnes Schatz", wo, wie gesagt, heidnische und christ-

liche Elemente meisterhaft gemischt sind, der aufrechte Mordgeselle von Gewissensbissen und Bußgedanken gequält. Aber von einer moralischen Konzession kann doch wohl nicht die Rede sein; denn einmal stellt die Märchendichterin Sir Archies Gewissensnot als hervorgerufen durch das ganze unchristliche Racheverlangen der Ermordeten dar, sodann hat auch der Mörder nicht etwa die Absicht, gerechte Strafe zu erleiden, vielmehr, er will mit Elsalill ein friedliches Leben in seiner schottischen Heimat beginnen.

Einigen breiter ausgeführten Geschichten, richtiger: Geschichtenbündeln der Dichterin ist die Bezeichnung „Roman" verliehen worden. Damit geschieht ihnen nichts Gutes, denn mancher Leser, dessen Hoffnung nun eben auf einen Roman eingestellt ist, wird sich enttäuscht von diesen sehr anders gearteten Kunstwerken abwenden. Mag sich auch im einzelnen über den Begriff des Romans, besonders über seine Abgrenzung gegen die Novelle hin streiten lassen, so wird man doch allgemein hierin sein eigentliches Wesen erkennen, daß er im Rahmen eines Kunstgemäldes seelische Entwicklungen Punkt um Punkt auf ihrem Wege zeige. Ist es nun schon um die Kulturgemälde Selma Lagerlöfs merkwürdig bestellt, indem das Märchen der Wirklichkeit wieder und wieder den Rang streitig macht, so kann man von einer seelischen Entwicklung keineswegs reden, vielmehr werden immer nur die bunten Erlebnisse großer Kinder erzählt, die im Wandel aller Ereignisse unabänderlich große Kinder bleiben. Man betrachte daraufhin das Buch, dem Selma Lagerlöf ihren Ruhm verdankt, das vielleicht schon ein Volksbuch der schwedischen Nation ist, wie die „Wunderbare Reise" ein Volksbuch der schwedischen Kinder werden dürfte. Die stärkste Ähnlichkeit besteht zwischen diesen beiden anscheinend so verschiedenen Werken. Schwedisches Land und Volk, schwedische Sage und Gegenwart bilden den gleichen bedeutenden Stoff, aus dem mit gleicher Märchenkunst die wundervollen Einzelszenen beider Bücher geschöpft sind. Aber wie kann von einer Ähnlichkeit die Rede sein, wenn dort Tiere, hier wirkliche Menschen

handeln? Nun, diese scheinbaren Tiere, scheinbaren großen Menschen sind eben ihren Seelen nach das gleiche, sind beide Kinder. Nichts anders als ein Kind ist dieser geniale, zügellose Pfarrer Gösta Berling, der sich um Amt und Ehre trinkt, zwischen Verzweiflung und Frohsinn schwankt, tausenderlei Wunderbares erlebt. Und ist das gleiche Kind auf der letzten Seite des Romans wie auf der ersten. Zwar soll ihn der Leser am Ende wohl für einen geläuterten und gefestigten Mann nehmen, weil er einmal männlich gehandelt und die Hand einer edlen Frau gewonnen hat; aber der Leser kennt Gösta Berling besser, als ihn seine Dichterin zu kennen scheint, und er glaubt nicht an die dauernde Festigkeit und Ruhe dieses Kindes, kann unmöglich daran glauben. Und um Gösta Berling scharen sich in diesem „Roman", wie die Räuber um Karl Moor, die Kavaliere von Ekebby, lauter lebensfreudige, warmherzige, sonnige, merkwürdige Geschöpfe, lauter Menschen, die im realen Leben Schiffbruch erlitten haben, weil sie so gar nicht hineinpaßten — lauter, lauter Kinder. Und so kann denn von einer wirklichen Romanhandlung nicht entfernt die Rede sein. Aber in einem freilich unterscheidet sich dies Märchenbuch der Erwachsenen von dem der Kinder ganz wesentlich: im Kinderbuche regieren nur Hunger und Durst, höchstens die Liebe, wie sie zwischen Kind und Eltern herrscht, und so geht es dort bei aller Bewegtheit, bei allem Aufgefressen- und Totgeschossenwerden dennoch verhältnismäßig milde her. In dem Märchenbuch der Erwachsenen ist der Sehnsucht der jungen Menschen, der Liebe zwischen den Geschlechtern breitester Raum gewährt, und da stehen denn dieser begnadeten Dichterin überschwenglich schöne Hymnen zu Gebot, Hymnen auf wildes Genießen, auf heißesten Schmerzen und tiefstes Sehnen.

Eher, doch auch nur mit großen Einschränkungen, könnte man vielleicht der „Jerusalem"-Dichtung (die ich übrigens wegen ihrer größeren Einheitlichkeit und Schlichtheit bei nicht geringerer Farbenkunst über den allzu chaotischen „Gösta Berling" stelle) den Roman-

titel lassen. Ist doch hier wirklich ohne allzu starkes Beherrschen des Märchenelements ein Kulturbild geboten. Der schwedische Bauer wird in manchem Typus gezeichnet, sein Gemütsleben, das von der Liebe zur Heimat und zu der ganz persönlich gedachten Gottheit ausgefüllt wird, farbenreich ausgemalt. Im zweiten Teil der Dichtung allerdings, der in Jerusalem unter einer schwedischen Sekte spielt, sitzt das Märchen bereits wieder auf dem Thron. Und von seelischer Weiterführung ist auch hier nichts zu verspüren. Diese Bauern sind in Dalurne wie in Jerusalem die gleichen schwerfälligen, tüchtigen, gemütstiefen und weltfremden Kinder.

Ein völliges Bilder- und Märchenbuch dagegen, fast noch mehr allerEigenart des Romans entbehrend als „Gösta Berling", sind die „Wunder des Antichrist". Die legendarische Rahmenhandlung von dem wundertätigen falschen Christusbild, das die anbetenden Sizilianer der Kirche entfremdet und zum Sozialismus hinüberführt, ist einigermaßen erkünstelt, die Schlußweisheit, Katholizismus und Sozialismus sollten zusammengehen, weder ernstlich durchdacht noch unanfechtbar. Aber in dieses geringere Gefäß ist so viel Schönheit und Originalität des einzelnen geschöpft, daß auf seine Kosten kommt, wer eben bewußt nach einem Bilderbuch (und nicht nach einem Roman) greift. Im Anfang ist man wohl erstaunt über das ganz neue Stoffgebiet, das die Dichterin hier ergreift; sie, die immer nur die schwere, ein wenig düstere nordische Landschaft und Seele gemalt hat, wagt sich an den lichteren, heißeren Süden. Aber bald merkt man, daß diese Gebietserweiterung im Grunde doch nur äußerlicher Natur ist: das Land und das Kostüm der dargestellten Menschen hat gewechselt; sie selber gleichen im wesentlichsten ihren schwedischen Geschwistern, sind Kinder wie diese . . .

Es ist sehr wohl möglich, daß die Dichterin, die eben erst die Fünfzig überschritten hat, ihre Leser noch mit den mannigfaltigsten Märchen überrascht. Seelische Überraschungen aber wird sie ihnen

nicht bieten. An Selma Lagerlöfs Händen haftet etwas von der Kunst und dem Verhängnis des Midas: was sie berühren, wird zu Gold, zu lauterem Märchengolde; aber freilich, eine gewisse Erstarrung bleibt auch nicht aus, indem die goldumkleideten Seelen entwickelungslos auf der Stufe der Kindheit verharren.

Frauen.

Es war alles so traumhaft in uns.
Nun sind wir erwacht.
Es war alles so still und verweht
Und doch fröhlich, wenn wir gelacht.

Wir warfen das Tändelgewand
Längst achtlos bei Seit.
Wir streben und lernen und leben
Bewußt und stolz. Doch von Zeit

Zu Zeit — ganz selten und still —
Wird unser Auge umsäumt —
Wir gestatten die Klage nicht
Um den Traum, den wir verträumt.

Miriam Eck.

Hermann Hendrich

Die bildende Kunst der letzten Jahre hat sich viel mit dem Schaffen neuer Techniken beschäftigt, mit Problemen, die den Ästheten wohl äußerst zu reizen vermögen, aber dem großen Publikum, auch dem sogenannten „gebildeten" Laien nur ein Lächeln entlocken oder, falls er verständiger ist, ein nicht begreifendes Achselzucken und Kopfschütteln. Zweifellos hat der Künstler als die prägnantere Persönlichkeit das Recht, dem Publikum seinen Willen zu oktroyieren, und mögen die „Modernen" wirklich über die Technik zum Teil den Inhalt vergessen, was ja bedenklich ist, gewiß, so ist damit doch immer noch nicht gesagt, daß die Wahrheit sich auf seiten der Masse befindet. Sie kann aber anderseits verlangen, daß man ihren Kunsthunger achtet, wie man alles Aufwärtsstrebende achtet, und fordern, daß man ihr verständliche Nahrung bietet. Die „Genremalerei" hat in der Zeit der Stillosigkeit und bis hinein in unsre Tage, jedem Fühlenden ein Greuel, diesem Bedürfnis entsprochen, den Markt mit unwahren, sentimentalen Bildern überschwemmt und die urteilslose Menge des gesunden Geschmacks beraubt, indem sie sich mit Hartnäckigkeit als Volkskunst breitmachte.

Nur wenn man bedenkt, daß unsre führenden, zukunftsfrohen Künstler der Masse wenig oder nichts sein können, und sie somit in ihrem ungestillten Drange leicht der Unkunst und Unkultur verfällt, kann man die Arbeit Hermann Hendrichs richtig würdigen. Neben dem größeren Thoma ist er einer der wenigen Lebenden, die zur Volksseele zu sprechen vermögen. Kein Stimmgewaltiger ist er, wie z. B. Max Klinger, er schafft keine neuen Manieren und löst nicht ihre Probleme, aber so leicht verständlich er auch ist, er bleibt immer Künstler und macht keine Konzessionen an den schlechten Geschmack. Selbst aus dem Volke hervorgegangen, verträumte er in einer Harzmühle seine Kinderzeit und unternahm als Jüngling,

obgleich mittellos, seines lithographischen Berufes überdrüssig, eine Reise nach Norwegen. Die Eindrücke aus seiner sagenumwobenen Heimat und der schwermütig nordischen Natur griff seine leicht erregbare und für alles Märchenhafte und Geheimnisvolle überaus empfängliche Phantasie begierig auf, die ihn auch bald den für sein gesamtes Schaffen markanten mystisch-romantischen Zug finden ließ.

Über alten, trotzigen Mauern, die Geheimnisse langer Jahrhunderte bergen, über dem Schweigen des uralten Hains, in dessen Dunkel mächtige Baumriesen schlafen und flüstern, hängt verschleiert die Sichel des Mondes am schwerblauen, nächtlichen Himmel. Ihnen vorgelagert ist eine Wiese mit steiniger kleiner Quelle. Ein Mädchen mit schimmerndem, langgoldigem Haar berührt mit den Fingerspitzen einen grünen Halm, der an dem Wasser aufgewachsen ist, und der Halm scheint sich ihm entgegenzustrecken, öffnet sich, weitet den Kelch und erschließt sich langsam: „Die blaue Blume". Und sie sendet ihren süßen, berückenden Atem aus, die blaue Blume, weit in die Lande. Die Menschen, die ihren Duft vernehmen, sind in ihren Bann geschlagen und müssen sie suchen ihr Leben lang. Von den einen werden sie Künstler genannt, von den andern Narren.

Dies und mehr vermag ein Hendrich-Werk zu erzählen. Noch tiefer verlor er sich in dieser träumerischen Weichheit bei seinem Münchener Aufenthalt durch das Studium der Werke Böcklins, der einen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübte. Einige Frühlingslandschaften (vgl. S. 177) erinnern in Stoff und Komposition in Technik und Farbe an das größere Vorbild. Selbständiger, aber durchaus nicht ohne Unabhänigkeit, strenger und größer ist die Felsschlucht am Meer (S. 146). Das lockende Meer malt er in den sinnlich-zarten, leuchtenden Leibern der Nixen, in der nur zu ahnenden, brustweitenden Unendlichkeit des Wassers, das verderbenbringende Meer mit dem Kranz von ausgebleichten Totenschädeln im Vordergrunde und der finstern Wolkenwand, die bleiern-schwer im Horizonte steht und zusammen mit den schroffen, seitlichen Felswänden einen scharfen Kontrast gibt zu den lichten Stellen des Bildes, die in fahlen, gelblichen bis rosa Tönen gehalten sind.

Fast gleichzeitig mit Böcklin wirkte Richard Wagner auf den jungen Hendrich ein, und zwar so stark, daß er bis heute immer wieder von dessen Genius inspiriert worden ist. Freilich ist es Un-

sinn, zu behaupten, er hätte nur Illustrationen zu Wagners Werken geliefert. Aber wenn man Hendrichs „Fliegenden Holländer" betrachtet, der durch die aufgepeitschten Wogen fährt mit hellaufspritzendem Schaum am Bug, die bleichen und brennenden Farben des Himmels, und dunkel, groß, in unheimliche Nähe gerückt das Gespensterschiff selbst, das in den tosenden Elementen zu ruhen scheint, das Schiff des Gezeichneten, Verfluchten, des unselig ewig Lebenden, so tönt einem trotz der eigenen dramatischen, packenden Wirkung des Werkes die Wagnersche Holländermusik fortgesetzt in den Ohren. Oder „Die traurige Weise", ein Tristan-Motiv. Scharf gegen den am Horizonte aufgehellten Himmel zeichnet sich die Gestalt des flötenden Hirten ab, der auf felsigem Steilufer sitzt. Seine eintönig-wehmütige Melodie klingt hinein in den gleichförmigen, rythmischen Gesang der Wellen. Kein Vogel fliegt über das große Meer, kein Segel, so sehnsüchtig erwartet, zeigt leuchtend sich auf seinen Fluten; nur immer die zerschellende Woge, nur immer das Rauschen des schäumenden Gischtes tönt hinauf zu dem einsamen Bläser. Und ganz ähnlich ist die Stimmung in „Kareol", Tristans Burg (S. 201). Der letzte Abendschein will entfliehen; selbst der Schmerz ist müde geworden. Ein Sehnen nach der alles verhüllenden, auch das Weh verhüllenden Nacht, in der nur die Wellen ihre Klagen ruhelos ans Ufer werfen, spricht aus diesem Bilde. Die Nacht wird ihren Schleier fallen lassen über Kareol, die Wunden zu kühlen, die der grause Tag geschlagen. — Wer hört da nicht Wagner, Wagner und immer wieder Wagner in jedem Strich, jeder Farbe, jeder Stimmung, trotz der durchaus selbständigen Komposition der Hendrichschen Bilder?

Seine Vorliebe für die deutschen Sagen, für Wagner, für die Romantik konnte Hendrich durch die Ausschmückung der Walpurgishalle auf dem Hexentanzplatz, der Sagenhalle im Riesengebirge und der Nibelungenhalle in Mainz betätigen, Bildern, die verschiedenwertig, aber in ihrer Art den bisher charakterisierten gleich sind.

Nur zeitweilig ringt sich unser Meister von dem überragenden Musiker los und findet eine eigene Symbolik. So in der „Sireneninsel". Nackte, schöne Mädchenkörper sonnen sich am weißen Strande, dessen Leuchten von dunkelgehaltenem, hartfelsigen Gestein unterbrochen wird. Am Horizont des lichtgetränkten Meeres ein braunes Segel. Die Stimmung des Bildes ist so intensiv, daß man den lockenden

Sirenenschrei zu hören glaubt, der weithin über die Wellen bis zu dem einsamen Schiffe hallt und es magnetisch hinzieht zu Verderben und Untergang. Zwar ist Hendrich in dieser Art seiner Darstellung am selbständigsten, aber es finden sich hier auch die meisten Entgleisungen: „Das zweite Gesicht". Eine Witwe steht am Ufer des Meeres, sehnsüchtig des Gatten gedenkend, den ihr das unbarmherzige Meer genommen. Und plötzlich fühlt sie ihre Hand berührt und sieht den Geliebten geisterhaft vor sich stehen. Nicht nur, daß die Idee ziemlich grob ist, auch die Technik des Bildes ist viel platter als die meisten übrigen Hendrichs, und gar mit der Wucht seines „Holländers" ist es überhaupt nicht zu vergleichen. Die Figuren (die übrigens nie des Meisters Stärke gewesen sind) sind ungeschickt und unglaubwürdig. Ein anderes Werk der eigenen Symbolik, die wunderbare Schöpfung „An die Nacht", die man Novalis Hymnen gleichsetzen könnte, zeigt ihn dagegen auf der Höhe seines Könnens. Vor einem heiligen Hain in weitem Felde ruht ein altheidnischer Opferfels, auf ihm von zwei goldenen Schalen steigen schlanke Opferflammen zum bestirnten Himmel empor, und aus dem Stein springt eine murmelnde Quelle, die orakelhaft Rätsel dem Menschen löst und Rätsel ihm gibt, beredt durch die unsichtbare Göttin der Nacht. Pr—l.

Maria Janitschek:
Heimweh
Roman.

Da lächelte sie. Ein wundersames Gesicht? In der Tat! „Ein krächzender Rabe hat mich im Garten erschreckt, dann hab ich die stillen weißen Schäferwolken angesehen. Dann packte mich etwas wie Heimweh, ich sehnte mich nach Menschen und bin zu Euch gekommen."

„Nie werde ich es Euch vergessen, daß Ihr in solcher Stimmung unserer gedacht habt." Er zog ihre Hand an die Lippen. „Ich wollte, ich könnte Euer Heimweh lindern. Glaubt mir, nicht die hohen Lorbeersträuche in Eurem Elternhause sind's, nach denen Euer Herz begehrt. So kenn ich jemand, es ist kein geringerer als der König selbst, der an ähnlichen Zuständen leidet. Die Sehnsucht nach Freiheit, wie er meint, ist's nicht allein, die ihn quält. *Es muß etwas anderes sein.* Oft jagt er durch seine Wälder hin, um der Last ledig zu werden, oder sucht sie in schweren Weinen zu ertränken, es nützt nichts."

„Er", sagte Albereta befangen, „er sieht doch so glücklich aus. Und — helft Ihr ihm nicht in solchen Stunden?"

„Wenn ich in seiner Nähe bin, soviel ich kann, ich bin es aber nicht immer."

„Ihr seid ihm sehr ergeben."

„Er verdient es auch. Wäre er in meiner Heimat, man würde ihn vergöttern."

„Hat er hier — Feinde?"

„Das könnt Ihr Euch denken. Feinde und Neider. Die schlimmsten aber sind seine bösen Ratgeber, Leute, die auf sein Verderben ausgehen."

„Wo sind die?"

„Wo? Überall. In jeder größeren Gesellschaft findet sich einer von ihnen."

„Auch bei — Euch?"

Er nickte leicht verlegen.

„Aber wie könnt Ihr solche Leute empfangen?"

„Erst recht. Nicht nur um sie auszuholen, auch um zu versuchen, sie auf unsere Seite zu bringen."

„Ach, zeigt mir doch einen von ihnen, den, der bei Euch weilt." Sie schmiegte sich bittend an seinen Arm. Über mancherlei anderes, den König betreffendes erging sich noch ihr Gespräch, dann mußten die Rehe ihre Kunststücke machen, die Fischlein erhielten Brotkrümchen, ein struppiger kleiner Star wurde aus seiner Haft entlassen, flog auf Alberetas Schulter und kreischte ihr in's Ohr: Oh, que je l'aime!

Mit leisem Lächeln auf den Lippen und einem warmen Glanz in den schönen Augen, kehrte sie an Thrells Arm wieder zu den übrigen zurück.

Troarn saß in einer Ecke des Saales ohne zu trinken neben Adgife und erzählte ihr etwas. Sie sah bleich und nicht gut aus. Ihr fahles Gesicht mit den unregelmäßigen Zügen, dem stark hervorstehenden Kinn, der flachen Nase, reizte wenig. Nur die Augen versöhnten, wie bei ihm, der neben ihr saß. Albereta wollte zu ihr hineilen, doch Gautier hielt sie zurück und führte sie vor einen einsam dastehenden Mann, den er in diesem Augenblick erspäht hatte.

„Das ist einer von jenen, die Ihr kennen lernen möchtet."

Dann wandte er sich verbindlich an den Ritter. „Begrüßt meinen Gast, Herr von Aquis, die Gräfin Troarn möchte Euch kennen lernen."

Die durchdringenden Augen des seltsamen Menschen richteten sich auf Albereta. Er sagte keine der gebräuchlichen Höflichkeiten, sondern neigte nur stumm das Haupt vor ihr.

„Als ob er nicht hierher gehörte, dünkt es einen, findet Ihr nicht auch?"

Gautier lachte. „Habt Ihr vernommen, Aquis? Die Gräfin findet, Ihr wäret so, als ob Ihr nicht hierher gehörtet."

Nun blitzten die schweigsamen Augen auf und das blasse Gesicht färbte sich höher.

„Was meint Ihr, Gautier? Hat die Gräfin mir eine Schmeichelei oder eine Grobheit sagen wollen?"

„Ich hoffe, eine Grobheit", lachte Tyrell.

„Dann geb' ich sie zurück", Aquis verbeugte sich mit scherzhafter Ironie, „noch nie hat jemand weniger — nicht in das gastfreundliche Schloß Tyrell, — an diesen Hof, getaugt als Ihr, Frau von Troarn. Ich sehe Euch übrigens heute nicht zum erstenmal, schon neulich habe ich Euch gesehen, damals, als jemand geruht hat, Euch im Park zu erschrecken."

„Mich zu erschrecken?" Sie fühlte eine Blutwelle über ihr Gesicht gehen und tat, als sänne sie nach. „Der Park ist nicht überall freundlich."

„Nein, doch zu Zweien überall sicher, das heißt, wenn ein Mann die Dame begleitet."

Ihre sonst so sanften Blicke flackerten auf und kreuzten sich mit den seinen.

Wir verstehen einander, sagten diese Blicke.

Ich hasse dich!

Ich dich nicht, dazu bist du mir zu wertlos. Ich werde dich beobachten, besonders aber die, mit denen du verkehrst.

„Ich wiederhol's, Ihr paßt nicht hierher," sagte Albereta wie ein Schulmädchen, das kratzen möchte, aber artig sein muß.

Er sah Gautier an und lächelte.

NORD UND SÜD

Hermann Hendrich:
Johannisnacht

„Weshalb nicht, Gräfin?"

„Weil alle hier froh und glücklich zu sein scheinen, nur Ihr nicht."

„Ich bin es nicht weniger als die andern, nur auf meine Weise. Nicht jeder kann seine Froheit zeigen und durch seine Mienen ausdrücken."

„Verderbt mir die Gräfin durch Euern Ernst nicht." Gautier zog sie vertraulich weiter.

„Laßt den dunklen Propheten, er soll weiter orakeln. Wir aber wollen uns freuen und heiter sein. Seht hier diesen Wandteppich an. Die schöne Berta, Karls des Großen Tochter, soll ihn gewebt haben."

„Berta?"

„Kennt Ihr sie nicht? Sie war ein holdes Fräulein, das aber nicht heiraten durfte, weil le père eifersüchtig auf jeden Freier war."

„Die Arme!"

„O bedauert sie nicht. Sie hat sich schadlos gehalten."

„Wie? Schadlos?"

„Aquis hat recht, Ihr taugt nicht zu uns. Doch stößt Euch nicht an unsern Sitten, wir sind ruchlos, aber gutherzig. Wir wollen glücklich sein, ohne andern das Leben zu verderben."

Wie lieb er lächeln kann, dachte Albereta, zwischen Abscheu und Wohlgefallen ihn anblickend.

Da zwang sie etwas, auf die beiden zu sehen, die drüben in der Ecke saßen. Und sie bemerkte, wie Adgife herüber sah.

„Laßt uns zu Eurer Gemahlin gehen."

Gautier gesellte sich zu Troarn, indes Albereta sich neben Adgife niederließ.

„Verzeiht, ich habe mich lange verzögert, es ist so vergnüglich bei Euch."

„Das machen unsere lieben Gäste."

„Habt Ihr keine Kinder?"

„Kinder? Nein."

„Aber dafür einen Gemahl, der Euch das Leben durch seine Zärtlichkeit verschönert."

„Ja, Gautier ist sehr gütig zu mir. Ich wollte, ich könnte es ihm vergelten."

„Das tut Ihr doch aufs beste. Was kann ein Mann mehr von seiner Frau verlangen, als Ihr ihm gebt?"

Adgise blickte ihrem Gatten nach, der sich mit Troarn entfernte. Dann richtete sie ihre Augen zärtlich auf Albereta.

„Ihr seid nicht nur schön, Ihr seid auch gut. Es muß langweilig für Euch sein, das zu vernehmen, denn Ihr hört es ja von jeder Lippe."

„Es gibt Schmeicheleien, die man nie oft genug hören kann; übrigens irrt Ihr in Eurer Voraussetzung. Mein Gemahl ist sehr zurückhaltend."

„Nun, aus meines Gautiers Augen müßt Ihr das lesen, was ich Euch gesagt habe. Er ist bezaubert von Euch. Er sagt, in Euch wohnte alles vereint, um einen Mann glücklich zu machen. Er wird Euch fast ähnlich, wenn er neben Euch hergeht."

Ja, das hatte Albereta auch schon dunkel gefühlt. Der Glanz, den das Bewußtsein, schön zu sein, verleiht, leuchtete auch aus seinen Zügen.

„Ich wünschte, wir sähen einander recht oft —" Adgise reichte Albereta die leichte Hand hin — „um meinetwillen, die ich die Schönheit verehre, und um Gautiers willen, der am glücklichsten ist, wenn die Sonne in seine Augen scheint."

„Ihr seid viel zu gütig zu mir, ich bin durchaus nicht so, wie Ihr Euch vorstellt. Oft fehlt mir jede Freudigkeit und schmerzliches Heimweh quält mich."

„Heimweh? Das ist kein Heimweh, das ist die Sehnsucht des Hellen nach dem Hellen. Wen könnte es wundernehmen?"

Als Albereta Gautiers Frau später verließ, nahm sie die Überzeugung mit, in ihr eine Freundin gewonnen zu haben.

* * *

Der Winter kam. Wie ein ungeberdiger Junge kam er über die Felder gejagt, schnob in die letzten gelben Blätter, daß sie erschreckt aufstoben und streute seinen weißen Plunder aus. Die Besuche von Schloß zu Schloß wurden seltener, die Wege waren über die Maßen schlecht, Pferde und Maultiere versanken in dem knietiefen Morast, der unter der Schneehülle heimtückisch sich verbarg. Sogar in den Sänften wars nicht geheuer, denn wenn die Menschen, die sie trugen, hinfielen, so fielen auch die Insassen ins weiche, glitschige Naß. Um so freudiger begrüßt wurde jeder kühne Gast, der das Unternehmen wagte, seine nahen oder entfernteren Nachbarn zu besuchen.

Zu denjenigen, die, in ihren Zobel gehüllt, fluchend hinterm Ofen saßen, gehörte Herr von Croy. Er fror beständig, der arme Graf, besonders dann, wenn seine Frau nicht bei ihm weilte.

Und Giffiu war so schlecht, diese Abwesenheit öfters eintreten zu lassen. Ihr schadete kein Winter, ihre Sehnen waren wie aus Eisen, ihr Blut rot. Unerschöpflich war ihre Lust, alle verzärtelten Herren des Hofes durch ihre kühnen Ausflüge neidrot zu machen.

„Wenn sie nicht eine solche Megäre wäre," soll Rufus einst ausgerufen haben, „sie wäre das bewundernswerteste Weib meines Reiches. Aber wenn ich glaube, eine zarte Frauenhand in der meinen zu halten, fühle ich plötzlich den zermalmenden Druck eines Löwenbändigers meine Finger sich biegen machen und möchte ihr einen Hieb versetzen. Beim Glanz Gottes! Kraft habe ich selbst, was brauch ich sie vom Weibe!"

Diese holde Dame mit den blutroten Lippen hatte merkwürdigerweise einen Schwarm der widersprechendsten Anbeter um sich, die sie wie eine geheimnisvolle Seleda verehrten. Ähnliche Leute wie ihren Gemahl, nackengebogene Männlein, junge Herrchen, die das „Fürchten lernen wollen", es aber nicht einmal zu einer richtigen Gänsehaut brachten.

Hei, wohin stiebt sie heute, die blonde Giffiu? Ihr Renner ist so zäh wie sie selbst, er wird nicht stürzen, sondern mit ihr dorthin fliegen, wohin sie fliegen will. Die bedauernswerten drei Hofknechte hinter ihr verfluchen sie untern Rasen, was bekanntlich dem Verfluchten zu einem um so längeren Leben verhilft. Ihre schmalen Wangen brennen im Ostwind, ihr Mund lächelt verständnisinnig die versteckten Erdlöcher und Buckel des Bodens an. Sie jagt darüber hinaus.

Endlich tauchen hinter den verschneiten Bäumen zwei finstere Türme und zwischen ihnen die Fenster von Troarn auf.

Nach einigen Minuten umringt sie ein Schwarm Knechte, Mägde, Frauen, die ihr und ihren Dienern Hilfe leisten. Ilbert kommt höflich herabgeeilt und gibt in lebhaften Worten seiner Bewunderung für ihre Amazonentat Ausdruck. Und allein!! Er sitzt daheim, hat Angst um Nase und Ohren. Doch seine Grüße schickt er. Die konnten unterwegs nicht erfrieren, denn s i e bringt sie. Albereta wäre doch anwesend?

Gewiß, und sie wird sich sehr freuen.

Sie gehen über die Treppe hinauf. Oben kommt ihnen die Gräfin entgegen und führt Giffiu in eine geheizte Kemenate, wo Frauen sie der Pelzhülle entkleiden, ihr laues Rosenwasser reichen, um Gesicht und Hände zu erfrischen. Dann geht sie in Alberetens Gemach. Nach dem ersten Besuch, den die beiden Herrschaften einander gemacht haben, scheint Giffiu eine Neigung für Albereta gefaßt zu haben. Sie hat sie schon mehr als einmal besucht, indes Frau von Troarn eigentlich ohne den Grund davon zu kennen, diese Anhänglichkeit sehr zurückhaltend erwidert.

„Ah, was seh ich! Ihr seid nicht allein?" — Tyrell hat sich bei ihrem Eintritt erhoben — „ich habe wohl Euer Gespräch unterbrochen?"

Indem sich alle niederlassen, entgegnet Gautier: „Wir redeten über den König. Ich habe Frau Albereta von seinem Vater erzählt, der so groß und schwer war, daß ihn kaum ein Pferd tragen konnte,

weshalb er viel zu Fuß lief und den Namen „der Gänger“ erhielt. Doch was habt Ihr auf Eurer linken Wange?“ Wer hat Euch gekratzt, seit — gestern?“

Sie wirft ihm einen verweisenden Blick zu. „Kleine Kinder sehen doch alles. Also von Rufus Vater! Wenns nicht der König ist, ists wenigstens sein Vater. O Gräfin, welche eifrige Anhängerin besitzt unser Königshaus an Euch. Wahrhaft rührend! Danke, Troarn, ich nehme nicht süßen Wein, er geht mir zu sehr auf die Nieren. Bringt mir später ein Stück Fleisch.“

Sie wendet sich an den bedienenden Knaben. Der Glanz, der auf Alberetas Gesicht gelegen hatte, verfliegt. Ihre Nüstern gehen unruhig. Sie sieht von Gautier auf Giffiu und von ihr auf ihn. Zum drittenmal in verhältnismäßig kurzer Zeit sind sie einander begegnet. Es ist wahr, Gautier ist viel hier, viel. Kommt er nicht von selbst, so schickt ihn Adgife mit Grüßen und irgend einer kleinen, höchst wichtigen Botschaft, die in Wahrheit nur ein Vorwand ist. Sie fühlt ja instinktiv in ihrer hellseherischen Liebe, daß er heimlich nach etwas bangt, dann fällt ihr die wichtige Botschaft ein, die sie Albereta senden muß. Der Gefällige übernimmt es, hinüber zu reiten. Er tut es nicht ungern. Es wäre unwahr zu behaupten, daß er Albereta nicht gut sei. Er hat sie lieb wie eine Schwester und er ist ihr — dankbar, denn ihre Unschuld scheint es nicht zu merken, daß er um einer Andern willen kommt. Ohne es zu beabsichtigen, berührt er in seinen Gesprächen oft seinen Herrn und Alberetas aufglänzende Augen bewegen ihn, diesem Stoff Unerschöpflichkeit abzugewinnen.

Troarn sitzt dabei und schweigt, spielt mit den Elfenbeinfiguren seines kostbaren Schachbretts und läßt ab und zu seine Blicke über die beiden schönen Menschen gleiten.

„Wie geht es Adgife, der besten aller Frauen?“ Die blonde Gräfin kneift die Augen zusammen und lächelt impertinent. „Backt sie wieder Kuchen? Findet Ihr nicht auch, Albereta, daß Gautier

zu dick wird? Er sieht schon fast unförmig aus. Seine Frau füttert ihn zu gut."

Albereta wirft einen befangenen Blick auf Threll. „Er scheint mir nicht anders als sonst auszusehen."

„Sogar besser als sonst," wirft Troarn hin, „es ist ein Licht in seinen Augen entbrannt, das ich vorher nie gesehen habe."

„Ihr macht mich noch verlegen mit Euern Bemerkungen," Threll runzelt die Brauen, „redet doch lieber von meinen guten Eigenschaften."

„Wie soll man von etwas reden, das nicht vorhanden ist —" Giffiu schlingt die Hände um ihre Knie und beugt sich zu Threll hinüber, „Euere hübsche Fratze ist aber da, ich sehe sie, auch Dame Albereta sieht sie, selbst unser tugendhafter Troarn spricht vom „Licht" Eurer Augen. Fünfzig Mägde auf Euerm Schloß gehen erleuchtet von diesem Licht hin und Eure Frau badet ihr Herz darin."

„Nun hört aber auf, selbst Ihr sollt nicht so törichtes Zeug schwatzen."

„Törichtes Zeug? Sagt, Albereta, glaubt Ihr, daß die Jungfrauen, die sein Bad bereiten, die sein Lager zurecht machen, ihm die Haut mit duftenden Essenzen einreiben, um seiner Frau willen so holdselig lächeln?"

„Ach, Frau Giffiu, wißt Ihr denn nicht, daß —"

„Bitte, lügt nicht!"

„Daß meine Frau es sich in den Kopf gesetzt hat, nur Menschen, die sie schön findet, unter das Gesinde zu nehmen? Ich kann wahrhaftig nicht dafür, mir wirds sogar oft langweilig, wenn meine Gäste, anstatt sich mit mir zu unterhalten, den Mägdlein nachsehen, die meine Tafel bedienen."

Elbereta erhebt sich und verschwindet, um ihren beiden Gästen ein kleines Mahl vorsetzen zu lassen. Die drinnen streiten und zanken noch eine Weile scherzhaft weiter, dann folgen sie dem Knaben, der sie in einen kleinen durchwärmten Saal führt.

Threll kommt neben Giffiu zu sitzen, seine Hände beben leise, wenn sie ihr etwas hinreichen oder sie zufällig berühren.

Albereta wirft ab und zu einen langen Blick auf ihn. Wie bang sie nach ihm ausschaut, denkt Troarn und verbirgt den silbernen Löffel in der Faust. Das ist die Strafe dafür, mein Ilbert, daß du glaubtest, ein Weib, und dieses Weib, könnte dich lieben . . .

Später sagte Giffiu: „Ich mache einen Vorschlag. Aus Rom ist eine Schar Musikanten angekommen. Sie haben Harfen und Flöten, Fiedeln und Zithern bei sich. Einstweilen sind sie in London und ergötzen das Arbeitsvolk, das an der neuen Brücke baut. Wollen wir sie kommen lassen; eine Woche zu mir, eine Woche hierher nach Troarn, eine Woche zu Euch, Gautier. Einer von uns soll den König dazu einladen."

Ein neues Band, dachte Albereta, wie fein sie spinnt, ich scheine doch nicht zu irren . . .

Gautier schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, ob der Vorschlag gut ist. Der König —" er überlegte, ob er darüber sprechen sollte oder nicht und entschied sich zu einigen harmlosen Andeutungen, „der König ist augenblicklich nichts weniger als in einer fröhlichen Stimmung und zu derlei Scherzen aufgelegt."

„Ists — Schottland, das ihn beschäftigt?" Troarn blickte Threll fragend an.

Gautier bemerkte flüchtig: „Es gehen allerlei Gerüchte herum. König Malcolm soll insgeheim Zurüstungen machen, die Truppen an der Grenze wurden verstärkt."

„Welches Heiligen Knochenreste wird die fromme Frau Margaretha ihrem Gemahl vorantragen lassen, damit der Sieg sein wird?"

Albereta warf Giffiu einen vorwurfsvollen Blick zu und beruhigte Onix, der zu knurren begann. Diese Handvoll Hund erriet die Gedanken seiner Herrin und haßte, wen sie nicht mochte. Er rieb sein winziges Windspiel an dem Saum ihres Kleides und

begnügte sich, heimlich die weißen Zähne zu fletschen, die gar gern vermeintlichen Feinden ein Andenken gaben.

„Deshalb also die Absage zu dem geplanten Herbstfest im Wald! Und das erfahre ich heute erst," warf Frau von Bray verletzt hin.

„Es gab sich die Gelegenheit nicht früher, auch will ich gar nichts gesagt haben," verteidigte sich Threll.

„Es ist höchste Zeit, daß eine Schlacht oder sonst eine große Begebenheit die Lebensgeister unseres Herrn wieder auffrischt. Er erschlafft in der Gesellschaft, die jetzt um ihn ist."

„Glaubt Ihr, Troarn?"

„Kann er denn Rohais Verlust überwinden?" Giffiu lächelte höhnisch.

„Ich meine, sogar leicht. Wenigstens läßt er sich nichts anmerken. Ich glaube überhaupt, daß die Damen keine allzu wichtige Rolle in seinem Leben spielen. Er ist so veranlagt wie sein Vater."

„Sagt lieber, neben Fräulein von Viant kann sich keine andere behaupten. Sie mordet mit ihrer Zunge jede, die sich in sein Bereich wagt."

„Orielde? Ich denke fast, es sei Flambard, der hinter dem Fräulein steckt."

„O Gautier, jetzt werdet Ihr nett. Erzählt noch ein bißchen!" Giffiu legte leicht ihre Hand auf die seine, und er spürte der feinen Fingernägel Berührung. Ein flüchtiges Rot flog über sein Gesicht.

„Ich weiß von nichts. Man sagt, nicht ich, die andern, Flambard bediene sich ihrer, um den König von jeder ernsteren Neigung abzuhalten, die Flambards einflußreiche Stellung gefährden könnte."

„Flambard und Orielde! Ist es wahr, daß jemand, den ich nicht nennen will, der schönen Rohais nach Frankreich gefolgt ist?"

„Ich weiß es nicht." Gautier zuckte die Schultern. „Verführt mich nicht dazu, schwatzhaft zu werden."

Albereta fühlte die Unterhaltung wie eine Qual. Sie atmete erleichtert auf, als die Gäste sie verließen.

*

* *

Indessen jagte Rufus von Torheit zu Torheit. Er hatte Anwandlungen sich in die Ewigkeit zu verlieben; in solchen Stimmungen ließ er Türme und Kastelle bauen, so wuchtig und fest, daß es schien, als ob kein Mauernbrecher und keine Pechpfanne ihnen etwas anhaben könnte.

Daneben aber flatterten seine Blicke unruhig hinaus in die Ferne.

Wer das Ohr auf den Boden legte, konnte ein dumpfes Grollen vernehmen. Das waren die Hufe der Schlachtrosse, die aus Schottland herabsausten zum Kampf.

Nicht umsonst reizte Rufus den Schotten fortwährend durch Eindringen in seine Gebiete, endlich mußte er Antwort geben.

Übrigens war es gleich, ob e r kam, oder Louis Philipp, der der Küsse der schönen Bertrada müde geworden, ihm Fehde anbot. Ob Frankreich u n d Schottland zu einem Waffengang einluden, freudig nimmt er die Herausforderung an.

Nur nicht hier sitzen und verfaulen! Es ist heiter, mit den „Großen" im abgeschlossenen Saal zu tafeln und zwischen Becher Dinge zu verhandeln, über die der Teufel erröten könnte. Kein Weiberohr darf an diesen Abenden zuhören, denn wie stark auch die Fräulein im Anhören hübscher Historien sind, diese Geschichten, die gestern oder heute geschehen sind, und morgen vielleicht wieder geschehen werden, könnten doch ihr Gehirn verwirren. Es ist heiter, Leute, vor denen der Plebs auf der Nase liegt, sich betrunken auf der Erde wälzen zu sehen, ärger als das schäumende Vieh im Stall, wenn es durch allerlei vertrackte Getränke toll gemacht wird. Es ist heiter, Personen, die als Wohltäter beim Volk gelten, niedrige Mordanschläge machen zu hören, um zu mehr Mammon zu kommen — die Fräulein kosten gar viel in diesen harten Zeitläuften — es ist heiter,

das Heiligste der Menschheit behandelt zu hören, als wär es der Einfall eines Schulbuben, aber — es ist auch heiter, mit einem Fußtritt alle diese mit dem Erzschmuck uralter Abstammung prunkenden Helden beiseite zu stoßen und hinaus zu eilen in die Freiheit, in den schönen, männlichen Kampf. Ha, wenn die Hörner schmettern und die vom Blutgeruch wildgewordenen Rosse die Erde stampfen, da mitten drin im dichtesten Pfeilregen hinzustürmen, das knatternde Abprallen der Geschosse auf dem ehernen Panzer als Liebkosung des Todes. Oder hinaus im Wintersturm in die aufbrüllende See, von ein paar Brettern getragen über dem Nichts schaukeln. Rufus lächelte so verliebt, wie er noch nie ein Weib angelächelt hatte.

Es war auf einem Spazierrit in New-Forest, dem unheimlichsten, sagenreichsten seiner Wälder. Er war allein ohne jede Begleitung. Und er öffnete die Lippen und saugte begierig die kühle Schneeluft ein. Der Teufel soll den König spielen. Viel Geld haben und frei sein, das ist das Richtigste. Das niedergezwungene Wikingerblut schäumt in ihm auf. Die Vorfahren: Seeräuber, die an zerklüfteten Küsten Weiber und Gut gestohlen haben! Und er soll ein braver König sein, der zahmen Pöbel regiert!

O Hrolf, was warst du für ein Esel, dich von dem einfältigen Karl belehnen zu lassen! O Robert le Diable! So schöne Erinnerungen für eine — Kette hinzugeben! . . . Der Hengst, den Rufus reitet, steigt kerzengerade auf.

Der Normane fühlt es kälter als Schneeluft über sich hinwehen. Ein riesenhaftes, finsteres Weib, eine Lammfellmütze auf dem Kopf, unter der weiße Haarsträhnen im Winde flattern, steht plötzlich am Weg und richtet drohend die Blicke auf ihn.

Der König reißt knirschend sein Schwert heraus, doch das Roß tut keinen Schritt weiter.

Beim Qualm der Hölle, nimms schon, finsteres Gespenst, ich geb dir dies Leben, dies Narrenspiel voll Erbärmlichkeit, nur — erschrecke mich nicht . . . .

Die Fideln girren und locken und schöne Frauen und Herren drehen sich bei ihren Klängen, dann drängt sich eine Schar schlanker Teufel zu den Saaltüren herein, verstreut rote Nelken und gießt aus versteckten Gefäßen Wohlgerüche aus, die sich wie Rausch um die Sinne der Anwesenden legen.

Der König hat eine kleine Gesellschaft zu sich entbieten lassen. Im weißen Saal, einem der Prunkräume der Burg in Winchester hat er sie empfangen. Es ist ein vornehmer Raum mit kostbaren Wandteppichen, prachtvollen Waffen, silbernen und goldenen Schüsseln ausgeschmückt.

Unter den Anwesenden ragt Robert Bellesmes riesige Gestalt hervor, ehrwürdig gemacht durch die große Glatze und das Doppelkinn. Seine Gattin, ein winziges rundes Frauchen, nennt ihn: mon enfant und mon petit! Auch Roberts Bruder Arnulf von Montgomery weilt hier, der Arme, dem neulich bei einem galanten Abenteuer zwei Vorderzähne eingeschlagen worden sind, weshalb sein Lächeln heut so verschämt erscheint.

Ralph Mortimer, der catonisch ernste, steht bei Troarn und seiner Gattin und entrüstet sich innerlich über Prinz Henry, der Herrn von Sais junger Gemahlin mächtige Lügengeschichten auftischt. Er stellt sich als Gönner der Klöster hin, und schildert die wundervollen Glasfenster, die er der Kirche in Wilton gestiftet hat. Allain von Clary erscheint natürlich in der Farbe seiner Dame: pflaumenblau, weil Adgife, die sich übrigens nicht das mindeste aus seiner Huldigung macht, ein Kleid in dieser Farbe trägt. Meulant — sein goldstarrender kurzer Leibrock kleidet ihn gut — spricht mit dem ritterlich schönen Bischof von Thetford, hört aber zerstreut zu, denn seine Augen suchen den König. Da taucht er auf, unruhig, bleich. Glut, Eis, Zartheit, Grobheit, Vornehmheit und niedrige Gemeinheit, Großherzigkeit und Rachsucht, königlichen Stolz und berechnete Schlauheit in einer Person vereint. Er wechselt bald mit diesem, bald mit jenem ein Wort, wirft einen scharfen Blick auf

Aquis, der mit Robert Mowbray, dem hochmütigen und verschlossnen Grafen von Northumberland, leise eine Sache verhandelt und bleibt endlich bei Wilhelm von Warelwast stehen. Wilhelm von Warelwast beginnen Schweißtropfen die Stirn zu netzen. Er, der sonst alles weiß, über alle Auskunft geben kann, ist nicht imstande, Rufus' Fragen zu beantworten. Sie gelten Duncan, des Schottenkönigs Malcolms natürlichem Sohn, dem Rufus sehr zugetan ist. Er liebt ihn geradezu, diesen unstäten Raben, der nicht Horst noch Heim hat und überall, wo er hinkommt, den Brand der Rebellion entzündet. Plötzlich hat Rufus Albereta erblickt. Ein geringschätziges Lächeln umzuckt seinen Mund. Gautier steht bei ihr und ihre Blicke hängen an seinen Lippen.

„Welch fürchterliche Schickung!" Der arme Warelwast hört zu schwitzen auf, innerlich hocherfreut über das kleine Geschehnis, das die Aufmerksamkeit seines Examinators von ihm ablenken wird. Er deutet nach links. „Das Fräulein von Viant ist ohnmächtig geworden, ein niederfallender Wachstropfen hat ihm den weißen Hals verbrannt."

„Ei! Lassen wir dem Fräulein die anmutige Stellung."

„Malcolms andere Söhne, Sir —"

Rufus läßt Warelwast weiter reden, er hat sich zerstreut von ihm abgewandt. Wie kann dieser Elephant von Troarn nur mit ansehen, wie seine Frau mit dem braunlockigen Burschen liebäugelt!

Losange, der Erzbischof von Thedfort im Gespräch mit Meulant, tritt heran.

„Die Kirche einträchtig mit ihrem Bekämpfer, ein artiger Anblick."

„Sir, wir geben uns gegenseitig nach."

„Hier sind wir nichts anderes als Eure ergebenen Untertanen, Sir."

„Du hast leicht reden, triumphierende Kirche, das Streiten und Leiden überlässest Du Deinem Beschützer."

Losange blickt auf Meulant. Beschützer ist eine höchst passende Bezeichnung für Rufus!

„Sir, wir wollen mitstreiten mit Euch — leiden ist ein Wort, das in Euerer Gegenwart nicht ausgesprochen werden darf. Gebt uns Gelegenheit, unsere Kampflust für Euch zu betätigen. Wie heißt der Feind? Wo ist er?"

„Er heißt Mangel und sitzt in unsern Schatzkammern."

Losange senkt die Augen sinnend. „Wie wärs mit einer Hundesteuer?"

Der König und Meulant brechen in Lachen aus.

„In London stolpern die Pferde über das herrenlose Viehzeug, das rudelweise in den Straßen herumläuft."

Meulant schüttelt den Kopf. „Die Edelhunde können wir nicht besteuern und die Besitzer der gemeinen Köter haben nichts. Aber etwas anderes." Meulant geht auf Losanges Scherz ein. „Jeder, der einen Edelhund totschießt, was alle Tage ein dutzendmal geschieht, muß soundsoviel Strafe bezahlen."

„Das ist kein schlechter Witz, Meulant."

„Ich hab etwas anderes." Herbert Losange deutet auf Aquis, dessen bleiches Gesicht eben hinübergeblickt hat. „Pfändet diesen Rappen dort, der immer unsichtbare Leichen zu führen scheint. Einen Grund dazu werdet Ihr gewiß finden. Man sagt, Aquis sei überaus wohlhabend, er hätte Schätze in Frankreich ruhen."

Rufus macht eine abwehrende Handbewegung. „Ich mag mit diesem verknöcherten Angelsachsen — wenigstens von mütterlicher Seite her ist er's — nichts zu tun haben. Ich wollte, ich müßte ihn nicht mehr erblicken, doch hat er mächtige Freunde, die für ihn eintreten."

„Ich glaube, der Ritter ist so verbissen und finster, weil das Glück Eurer Huld ihm abgeht. Zögt Ihr ihn in Eure Nähe, er würde so strahlend sein, wie Euer Liebling dort, der braunlockige Hermes."

„Die Angelsachsen eignen sich schlecht zu Lieblingen." Die ganze Abneigung Rufus gegen die Nation, die noch vor kurzem die herr-

schende im Reich war, spricht aus seinen Worten. „Sie sind von Heimtücken und Haß erfüllt. Sie sind alle Aquis mit bleichen, hohlen Wangen und versteckten Anschlägen im Blick. Keinem einzigen unter ihnen trau ich."

„Sir, macht die Probe," der Bischof von Thetford richtet die sprechenden Augen auf Rufus, „überwindet Euren Widerwillen gegen sie, schließt sie nicht aus von allen wichtigen Ehrenämtern in Eurer Nähe, zeigt Ihnen Vertrauen und Ihr werdet die hingebendsten Untertanen in ihnen finden."

„Seit wann redet Ihr den Besiegten das Wort, Bischof? Ihr müßt Anwartschaft auf hohe Vergünstigungen bei ihnen haben."

„Nein, Sir, ich versichere Euch, ich habe mit keinem der bei Euch so Unbeliebten auch nur die geringste Gemeinschaft, doch ich kann es nicht ertragen, daß mein weiser und gütiger Herr Menschen in seinen Grenzen beherbergt, die nicht mit Leib und Seele ihm gehören."

Lo — sange, sing weiter Lob — Aquis blickt finster lächelnd auf die Gruppe herüber — eines Tages wirst du doch stürzen, denn sein Magen kann für die Dauer eher Kieselsteine als Süßigkeiten vertragen. Aquis kehrt sich ab und gewahrt Albereta, die von Titus, dem jungen Byzantinerprinzlein geleitet, herankommt.

„So einsam, mein Feind?"

„Nicht einsamer als die Feindin."

„Woher wißt Ihr das?"

„Ich habe Euch beobachtet."

„Ihr seid unheimlich mit Euern Beobachtungen. Ich wollte, Ihr beobachtet falsch."

„Das geschieht nur, wenn das — Herz beobachtet, sonst nicht. Mit ihm beobachte ich nicht."

„Das wird Euch jeder glauben."

„Weshalb seid Ihr so wenig Ihr selbst und redet den anderen nach. Denn Ihr selbst könnt unmöglich über mich urteilen, Ihr kennt mich ja nicht."

NORD UND SÜD

Hermann Hendrich:
Kleiner Teich im Riesengebirge
(Im Besitze des Herausgebers)

„Ihr habt recht.“ Ein reuevoller Blick aus ihren schönen Augen trifft ihn. „Übrigens nach anderer Meinung urteile ich nicht. Ich glaube nur meinem Gefühl. Ihr seht immer so verschlossen, so blaß aus.“

„Blaß, gnädige Frau? Wißt Ihr nicht, daß auch eine große Liebe blaß machen kann?“

„Lieben? Ihr?!“

„Ach muß es denn immer ein Mensch sein, den man liebt?“

„Was denn sonst?“

„Wie — jung seid Ihr doch!“ Er läßt die dunklen Wimpern wie gelangweilt über die Augen gleiten.

„Ihr wolltet sagen: einfältig. Wieder habt Ihr nicht unrecht. Ich glaube, es ist nur noch einer anwesend, der ähnlich wie ich denkt. Aber vielleicht verbirgt sein herbes Gesicht auch andere Gedanken. Wer kann das hier wissen?“

„Wen meint Ihr?“

„Den Cleviker, der dort mit Haimon spricht.“ Aquis wendet sich lässig um.

„Es ist einer der Capellane des Königs, Robert Bloet, der echte Normanne.“

„Weshalb haßt Ihr nun die Normannen so?“

„Reizt es Euch, das zu wissen?“

Aquis sieht sich flüchtig um. „Euer Begleiter hat Euch verlassen, dort ist ein leerer Sitz. Nehmt Platz, ich will Euch sagen, weshalb ich die Normannen hasse.“

Er führt sie zu einem hochlehnigen Sessel, den die stolze Mutter Fitz Haimons eben verlassen hat, um Meulant nach der Stimmung des Königs zu fragen.

„Vor vielen hundert Jahren kam unter Mühen und Anstrengungen eine Schar tapferer Männer übers Wasser herüber, um einem König zu helfen, der sich im eignen Land nicht zu schützen wußte. Sie schlugen die Aufrührer nieder, gewannen für sich Boden und Rechte und wurden Herren des Landes. Sie hattens nicht leicht.

Aus den Gebirgen Schottlands kamen unter wildem Kriegsgeheul die verwegenen Picten herabgebraust, um sie zu blutiger Schlacht zu reizen, Irland sandte Feinde, in Wales hatten sie Streittürme, doch die mutigen Kämpen hielten allem Stand und fügten Sieg zu Sieg, bis sie endlich nach zähen Kämpfen und Anstrengungen die Alleinherrschaft ertrotzt hatten.

Große Könige voll Kraft und Klugheit gingen aus ihnen hervor, das Reich nahm zu an Wohlstand und Ansehen in der Welt. Nun wollte es die Fügung, daß einer der Herrscher kinderlos blieb. Er nahm einen, den er lieb hatte, anstelle des Leibeserben an. Dieser voll hochfliegender Pläne, aber unklug, ging nach der Normandie, um dort ein Geschäft mit einem Sprößling fremder Abenteurer abzuschließen, der seit kurzem zu Ansehen gekommen war. Da starb der König, der Leibeserbe ward Herrscher und zog eilig in sein Reich. Aber hinter ihm drein jagte der andere. Sechzigtausend Nachkommen von Küstenplünderern und Seeräubern zogen mit ihm, sie wollten jenem das Erbe streitig machen und für ihren Herrn gewinnen. Der neue König warb in Eile Truppen und führte sie in den Kampf um sein Recht. Doch der andern Heer, aus wildem, beutegierigem Gesindel bestehend, fuhr wie ein rasender Sturm über sie los und schlug sie zusammen mit ihrem König. Der Abenteurer hatte gewonnen. Man tötete die Vornehmsten des Landes, die nicht im Kampf blieben oder beraubte sie mindestens und zwang sie, Lehnsträger des neuen Herrn zu werden, der ihre Burgen und Schlösser unter seine Kreaturen verteilte, ihre Reichtümer seinen Schatzkammern einverleibte. Fragt Ihr noch, weshalb Alfrieds Söhne die Normannen hassen, die sie nicht nur von ihren heimischen Herden, sondern auch aus Amt und Würden verdrängt haben? Seht Ihr auch nur e i n e n von ihnen einen wichtigen Posten im Reich einnehmen? Gleich Krüppeln und Lahmen sind sie in die Ecke gestellt und zu stummen Zuschauern verurteilt. . . . ."

Fortsetzung im nächsten Heft.

Otto Flake:
Nancy

Nancy hat vor anderen französischen Provinzstädten, die, wie man weiß, im allgemeinen nicht im Rufe großer Eigenart stehen, zwei Vorteile voraus, die ihm zu der den deutschen Städten so geläufigen Individualität verholfen haben. Es ist Grenzstadt und alte Residenz.

Die Grenzstadt liegt freilich nicht unmittelbar an der Grenze, so daß sich etwa ein malerisches und aufgeregtes Hinüber und Herüber von Zollbeamten, Reisenden, Gendarmen und Automobilen ergäbe, sie liegt sogar fast sechzig Kilometer von dieser Grenze, daher man ihr mehr als eine Stunde durch das melancholische und mit allen zarten Reizen der gewellten Campagne geschmückte lothringische Hügelland entgegenfährt. Nancy ist auch nicht Grenzort, wie Straßburg Grenzort zu heißen verdient: eine Mischung deutscher und französischer Architektur, Sitten, Jahrhunderte, sondern eine rein französische Stadt. Aber auch so darf es Grenzstadt genannt werden, denn es ist ein vorgeschobenes Bollwerk eines großen Landes, eine Bastion des Ostens, wie Maurice Barrès, der Sohn dieses französischen Lothringens, sagen würde. Es ist der erste Ort, an dem der reisende Fremde aussteigt, um den ersten und starken Hauch einer neuen Nation auf sich wirken zu lassen. Kurz, Nancy ist, was Posen für den deutschen Osten sein soll, für den französischen in der Tat: ein Symbol. Das fühlt auch der Deutsche seit langem und verzichtet darauf, den Namen ferner Vergangenheit, Nanzig, zu gebrauchen.

Als Elsaß und Lothringen noch französisch waren, als Kehl, heute nichts als ein badensisches Städtchen, fast der erste französische

Brückenkopf heißen konnte, spielte Straßburg, wenn auch bei weitem nicht so restlos, diese Rolle des vorgeschobenen Postens, und Nancy war französisches Hinterland. Seither gewann es nicht nur an Stelle Straßburgs die Universität und die Behörden, sondern ward als Begriff drüben allen nationalistischen und patriotischen Herzen teuer. Entschieden, Nancy gewann durch den Krieg und den Verlust der beiden Provinzen, denn die Option brachte auch eine beträchtliche Menge Kapital und Intelligenz, und vielleicht hat man einiges Recht, seinen Aufschwung in Industrie und Verkehr dem rührigen elsässischen Blute, dessen Verlust das heutige Elsaß noch nicht verwunden hat, zuzuschreiben: das lothringische ist ein wenig schwer und zaghaft.

Den zweiten Glücksfall in der Geschichte dieser Stadt bedeutet der Umstand, daß Nancy in einem Jahrhundert, das leicht und sicher über alle Kräfte der Stilbildung verfügte — im achtzehnten — Residenz, Sitz eines Hofes, wurde, vielmehr noch immer war, denn Herzöge besaß es von jeher. Der letzte aber, Stanislaus Leszinsky, Exkönig von Polen und Schwiegervater Ludwigs XV., konnte ihm noch rechtzeitig, bevor es zum Rang einer französischen Provinzstadt herabsank (1766), einen unvergeßlichen und unvergänglichen Stempel aufdrücken. Bezeugen wir unsere Achtung vor dem Fürsten, der wußte, daß er keine Dynastie begründete und gleichwohl die Losung seines Jahrhunderts, jenes „après nous le déluge“ anzunehmen verschmähte. Ein eingeborener Herzog, der sich im Zusammenhang der Ahnen und der Enkel fühlt, hätte nicht sorgfältiger und liebevoller zu Werke gehen können, und, fügen wir hinzu, nicht selbstloser und bescheidener. Keine persönlich revidierten und verdorbenen Baupläne, sondern der einheitliche Wille des Architekten, für den der Fürst nichts sein wollte als der Auftraggeber. So konnte Hérés Place Stanislas entstehen, dieser Platz, der es wert ist, daß man ihn in den wechselnden Jahreszeiten und in den wechselnden Tagesstunden wieder und wieder besucht, um alle Effekte des Lichtes, der Farben, der menschlichen Staffage zu überraschen.

Die Place Stanislas ist ein wirklicher Platz, was man nicht von allen französischen Plätzen, am wenigsten von denen der Hauptstadt, sagen kann, in der sie meist weiter nichts als ein Stern sind, in dem von allen Seiten die Straßen aufeinander treffen, daher die Place de la Concorde abends den Eindruck eines ungeheuren Areales macht, daß der Bebauung harrt und auf dem die künftigen Straßen an den schon aufgestellten Gaslaternen ungefähr zu erkennen sind. Es soll damit nicht gesagt sein, daß ein anderer, ein nichtpariserischer Geist hier geschaffen habe.

Die ganze Nancyer Anlage atmet durchaus den rationellen und rationalistischen Geist der französischen Architektur; vermutlich hat man die Kleinheit der Stadt, in der eine Monstreanlage wie der Konkordienplatz lächerlich gewesen wäre, die Geschlossenheit dieser Stelle veranlaßt; aber jedenfalls ist sie da und ein glückliches Geschenk.

Ein Quadrat, auf drei Seiten von je zwei Bauten eingefaßt, zwischen denen sich eine Straße öffnet, auf der vierten, vor einem längeren, einzigen Hotel, dem Stadthaus. Von welcher der drei Durchbruchsstraßen man sich auch nähert, in allen sieht man von fern die Statue Stanislas', und sie ist der gedachte und verdeutlichte Mittelpunkt des Platzes. Auf diesem kein Baum, kein Kiosk, kein Häuschen, keines dieser Mätzchen, die unsere alten Plätze neuerdings so entstellen; nein, in greller Sonne, weit und rein liegt die Fläche da und nur an ihren Rändern wirft vormittags die eine, nachmittags die andere Reihe der Prunkgebäude einen schwarzen, kühlen Schatten, der wie ein gerader Strich, wie eine Tapetenborde abschlösse, wenn ihm nicht die Gesimsornamente eine durchbrochene Balustrade und die Silhouetten von Vasen und Statuetten ansetzte; auch die zierlichen Kaminprofile, die zugleich grotesken und koketten Röhren aus Blech und gebrannter Erde wollen wir nicht vergessen, sie sind uns aus Paris gut bekannt.

Der Platz weist keinen Baum, keinen Strauch, kein Beet auf, und wenn man uns zu Hause oder drüben im Elsaß, wo man Nancy so bevorzugt, von dem Reiz der sommerlichen Konzerte erzählte, dann

sah man die Offiziere, die Damen, die Studenten, die Fremden, das ganze farbige Gedränge wohl im Schatten von Kastanien, die ihre roten und weißen Kerzen aufgesteckt hatten, und hörte im Geiste das Rauschen von sprühenden Fontänen. Aber kein Bedauern, es geht uns nichts verloren, Baumkronen und Wasserkaskaden, die schönsten Ornamente eines öffentlichen Platzes, sind auch hier nicht vergessen worden. Die Ecken und Winkel des Platzes sind es, in denen man sie suchen muß, und sie laufen nicht Gefahr, übersehen zu werden. Es ist keine Fülle, aber die Bäume sind hoch und buschig genug, die Wasser singen hell genug, und es ist gerade das richtige Maß: nicht zuviel Natur, aber auch kein anmaßender Verzicht auf ihre Mitwirkung.

Wie nahe uns die Bauten des 18. Jahrhunderts doch noch stehen, wie intim sie wirken. Zieht man zum Vergleich diejenigen des sechzehnten heran, sei es die noch halb gotischen, sei es die Renaissancereinen, ja, denkt man selbst an die schweren pomphaften des siebzehnten so entdeckt man die Kluft, die das achtzehnte von ihnen scheidet. Nicht, daß ein ganz neuer, äußerer Stil aufgekommen wäre, aber es ist plötzlich alles um ein paar Grad feingliedriger, wärmer, vermenschlichter geworden, und auch hier in Nancy haben die Franzosen, deren Straßen, Bäume und Villen etwas so unvergleichlich Vertrauliches atmen, die Pathetik von Rundbogen und Säulen zu mildern verstanden. Das niedere Geschoß über dem großen bekam Holzläden, die hohen Fenster Marquisen, die Rahmen zerfallen in kleine weiße Quadrate: man denke sich Holzläden, Marquisen und Gitterwerk zu einem Renaissancepalast! Und durch Marquisen und Holzläden ist die Verbindung mit den simpeln Bürgerhäusern der gewöhnlichen Gassen glücklich hergestellt. Die größere Förmlichkeit, die sich für öffentliche Gebäude geziemt, ist gewahrt, und zugleich ist doch ein organischer und ganz unauffälliger Zusammenhang und Zusammenklang da, während doch meist Gerichte, Theater, Universitäten, Ministerien in einem kalten, abstrakten Stil sich hochmütig gegen ihre bürgerliche Umgebung ab-

heben. Statt solche Monumentalgebäude in der ewigen Renaissance aufzuführen, sollte man sich enger an das 18. Jahrhundert anschließen, wohlgemerkt aber an das französische, das ja das sogenannte Rokoko nicht als Architektur, sondern nur als Innendekoration und Handwerk kennt.

* *
*

Das also ist der Stanislausplatz. Er ist der Ruhm der Stadt und die Anerkennung ist ihm nie versagt worden. Aber warum hört man so wenig von der Place de la Carrière, die sich, durch eine jener Durchbruchsstellen verbunden, an ihn anschließt? Wie es mit Urteilen geht: der erste hat diesen stillen Platz vergessen und die andern haben es ihm nachgemacht. In Wahrheit ist er etwas ganz Köstliches, ja ganz Einzigartiges.

Es gibt in Paris einen Ort, der einstmals zu Ludwigs XIV. Zeit die eleganteste Wohnstätte war, an dem sich der Hofadel ganz unter sich befand, die Place des Vosges. Heute eine Oase in einem gewöhnlich gewordenen Viertel, durch lärmende Scharen schmutziger Kinder entstellt, hat er doch noch, aller Vernachlässigung zum Trotz, seinen vollständig abgeschlossenen Charakter ein wenig gewahrt. Er ist weiter nichts als der viereckige Stammhof einer Häuseranlage, die keine Straße durchschneidet, in die nur Torbogen führen. Die Place de la Carrière ist die Place des Vosges Nancys. Zwei lange Zeilen dichtaneinander gestellter Häuser säumen sie ein, das Palais du Gouvernement schließt sie wie ein Querriegel ab. Still, verträumt, beruhigt wie alle Dinge, die alle Stürme überstanden haben, stehen die Häuser da, und geborgen und friedvoll geht man in der gestreckten Promenade, die diesen Innenhof ein wenig belebt, auf und ab. Es ist gut, daß es in der Welt noch solche Stellen gibt, an denen man sich hundertundfünfzig Jahre zurückversetzt glauben kann, und diese da wäre wert, daß man, hat das Leben draußen die Sehnsucht nach Zurückgezogenheit geweckt, seinen Koffer packt und hier eine Wohnung sucht. Wer hätte gedacht, daß eine französische Provinz-

stadt solchen Trostes fähig wäre, denn man soll nicht an eine öde Stelle flüchten, sondern an eine intime, die einst voll Leben war. Wie melancholisch ist dies Pflaster vor den Häusern: in seinen großen Platten wuchert das Gras. Die Häuser sind nicht so aristokratisch wie die auf dem pariser Platz, es sind die einfachen, ein wenig schmalen lothringischen Häuser ohne eigentliches Dach und ohne Balkon, aber sie haben doch ihre Vornehmheit, sie haben die hohen, die überhohen, bis zum Boden gehenden Fenster, und gewiß schlüpften aus ihren Türen, nach denen ich so forschend sehe, adlige Frauen und junge Fräuleins in die Kutsche, um zu Hof zu fahren. Welch ein wundervoller Platz!

* * *

Was nun noch von Nancy übrigbleibt, muß man sich einzeln zusammensuchen, denn es ist wie in anderen Städten durch alle Straßen zerstreut — es ist bald hier eine Kirche, bald dort ein Tor, hier ein Denkmal, dort ein Palast.

Eine Kirche: die der Bettelmönche, in der Karls des Kühnen Eingeweide aufbewahrt wurden (seltsame Sitte!), nachdem er vor Nancy Leben und Schlacht verloren; durch die ein Küster führt, wie ihn die Phantasie des Romantikers erfand, klein, bleich und mit irgend einem sichtbaren Gebrechen; weiß getüncht niedrig, uralt und so schmucklos und dürftig, daß die beiden berühmten Grabmäler Renès und Ligier Richiers, die in allen Kunstgeschichten figurieren, jede Wirkung verlieren; aber zuletzt mit einer Überraschung aufwartend, einer Rotonde mit Kassettendecke, die sich verjüngt und in einer Lichtlaterne endet — ringsum aber stehen gewaltige ebenholzschwarze Marmorsärge: wir sind im Mausoleum der lothringischen Herzöge und der Vorfahren des heutigen Hauses Habsburg.

Ein Tor: die Porte de la Craffe, das Trutztor, das zwei dicke Rundtürme zusammenpressen, durch dessen finsteren Schlund einst Karl der Kühne in die eroberte Stadt zog und auf dem noch heute das alte Lothringerkreuz mit den zwei Querbalken prangt.

Ein Denkmal: nichts Altes aber doch recht Hübsches, die Statuette Renès, mehr eine Statuette als eine Statue, zierlich, klein und den bescheidenen Markt zu seinen Füßen, den paar schirmüberdachten Blumen- und Obstständen niedlich angepaßt.

Ein Palast: der Herzogspalast, ein bekanntes Musterbeispiel der frischen Unbefangenheit, mit der das Frankreich Franz I. den Übergang vom gotischen Mittelalter, seiner eigensten Schöpfung, zur neuen Renaissance der Italiener vollzog. Die alten Kästen mit dem unregelmäßigen Grundriß, den ganz fehlenden Proportionen wurden nicht eingerissen und im neuen Stil wiederaufgebaut; sie bekamen einfach eine neumodische Ornamentik nach Italienerart, wie unser Hotel z. B. ein neues Portal. Aber da das alte Dach so ungeheuer hoch war, blieb dem Portal nichts übrig, als ihm nachzuklettern und, Renaissance hin, Renaissance her, das gotische Streben nach oben triumphierte immer noch. Es triumphierte noch viel mehr: italienisch ist die Ornamentik der Pfosten mit ihrem Helm- und Waffenmuster, der Türbogen, die krönende Muschel, die Putten, die das Wappen halten, aber nordisch alles andere, die tausend Kleinigkeiten bis auf die Krabben und Speier, das Balkongelände und die witzigen Figuren der Konsolen, nordisch ist die ganze quellende Überfülle. Man fühlt alles andre als reinen Stil, aber man fühlt so viel Phantasie, Phantastik, Jugend und Wagemut, der doch zugleich Feinheit und voll jener wuchernden Überreife der spätern, der sterbenden Gotik ist.

* * *

Um nicht in den Ton eines Fremdenführers zu verfallen, will ich weder die Kirchen, die man noch besuchen kann, noch die lothringische Stammburg im Herzogspalast, noch das Museum im Stadthaus beschreiben, gehen wir lieber noch der Stimmung der Stadt ein wenig nach.

Sie hat große, weite Plätze, wie die Place Carnot bei der Universität, einen ausgedehnten Park wie die Pepiniere, und sie hat enge Gassen, die seltsam mit jenen kontrastieren. Und wie es mit

den Gassen einer Provinzstadt geht: es hängt viel von der Art oder auch nur der Stimmung dessen ab, der sie besucht. Ich hab sie an einem kalten Morgen im Vorfrühling gesehen, als das Fieber des Mittags noch fern war, sie zu beleben, und die Caféhäuser noch nicht den Schmutz der letzten Nacht zusammengekehrt hatten; und ich sah sie an Sommerabenden, wenn hinter Mauern, die noch die Wärme des Tages ausatmeten, der Flieder blühte und die Kronen der Kastanien im Nachtwind rauschten. Das einemal war diese erstorbene Häuserzeile unerträglich, häßlich und jedes Zaubers bar, aber das andere Mal drang aus einer geöffneten Tür Singen, manche Fenster waren dunkel und geheimnisvoll, manche stark erleuchtet und lockend, Menschen saßen vor den Türen und plauderten, und das Bild dieser einfachen Häuser war nicht mehr eintönig und nüchtern, sondern eine sommerliche Farbe, zu der die Marquisen, die grauen Holzläden paßten.

Nur eine Straße ist wirklich häßlich und das ist diejenige, die sich am meisten modernisiert hat, die die großen Geschäfte enthält. Sie mutet sehr — heimatlich an; jedes Haus hat seinen willkürlichen Experimentierstil, den wir aus unseren deutschen Städten so gut kennen, keines ordnet sich in Reih und Glied ein. Es ist etwas in dieser Straße, das nicht aus dem französischen Westen, sondern aus dem deutschen Osten gekommen ist.

Dr. jur. Leon Rothkugel:
Warum ich meine Stellung als Referendar aufgab

„Herr Kollege," sagte der Amtsrichter zu mir, — er nannte mich Kollege, um sich bei mir beliebt zu machen, aber ich biß nicht darauf an, — „machen Sie das Urteil nicht zu kurz, gehen Sie auf alle wesentlichen Umstände, Tat, Persönlichkeit, Vorstrafen des Angeklagten, Angemessenheit der Strafhöhe und Unterbringung ins Arbeitshaus ein und vergessen Sie nicht, die Kostenentscheidung zu erwähnen."

Es war das erste Urteil, das ich zu begründen hatte. Ein Landstreicher war wegen Diebstahls und Bettelns verurteilt worden. Ich ging sofort mit Feuereifer an mein Werk. Die ganze Nacht hindurch arbeitete ich daran, und stolz brachte ich es ihm am nächsten Morgen.

Er las: „Die Tat, die der Angeklagte am 6. Januar d. Js. hier verübt hat, ist so recht geeignet, den Wert der privaten Mildtätigkeit in eine höchst fragwürdige Beleuchtung zu rücken. Kommt da zu dem Kaufmann Müller ein total abgerissener Vagabund ohne Mantel — bei 10 Grad minus! — und fängt an zu jammern, er hätte seit zwei Tagen nichts gegessen. Und Müller, dessen Gutmütigkeit wirklich nicht mehr schön ist, fällt auf den Schwindel rein. Er geht in die Küche, um ein Stück Brot zu holen und begeht dabei die unglaublche Unvorsichtigkeit, die Korridortür offen stehen zu lassen! Man darf das nie tun, besonders nicht bei verdächtigen Individuen; die Unterlassungssünde sollte sich auch schwer rächen. Auf dem Korridor hängt der Wintermantel Müllers, zwar schon ziemlich schäbig, Mode 1895 mit Pellerine — Müller geht überhaupt immer sehr schlumpig —, aber für diese Bassermannsche Gestalt ein gefundenes Fressen. Wie Müller zurückkommt, hört er gerade die Schlange, die er an seinem Busen nähren wollte, mit dem Mantel überm Arm die Treppe hinunterpoltern. Er tost hinterher auf die Straße, ohne Hut und Mantel, aber wer den dicken Müller neben dem langen Stromer gesehen hat, kann sich die Chancen des Wettlaufs leicht vorstellen. Wenn nicht zufällig der berittene Gendarm vorbeigekommen wäre — unsere hochlöbliche Stadtpolizei hätte den

Hallunken sicher laufen lassen. Seitdem der Herr Bürgermeister dem Dilirium verfallen ist, zählt sie gar nicht mehr mit. Aber auf den Gendarmen, der übrigens auch einen tüchtigen Stiefel vertragen kann, kann man sich verlassen. Er nahm den Dieb sofort beim Kragen, der erst gar nicht zu leugnen versuchte, was ja auch heller Blödsinn gewesen wäre.

So steht er nun vor dem Schöffengericht, ein übler Mensch mit dem ausgesprochenen Verbrechergesicht, besonders den typischen, abstehenden Lombroso-Ohren, dabei eine Hünengestalt, ein wahrer Klein-Machnow."

Weiter kam der Amtsrichter nicht. Der Eindruck, den das Urteil auf ihn machte, übertraf alle Erwartungen. Ich hatte ihn als ernsten, korrekten Menschen kennen gelernt, nie hätte ich die Szene für möglich gehalten, die sich jetzt abspielte. Erst ging ein Lächln — der Anerkennung, wie ich mir einbildete — über seine Züge, dann biß er sich auf die Lippen und schnitt ein Gesicht, als ob er Leibweh hätte, schließlich platzte er heraus, je weiter er las, desto mehr begann er zu lachen, dröhnende Lachsalven begleiteten jeden Kraftausdruck, er brüllte, daß ihm die Tränen hervorschossen, er schrie, er stammelte zuletzt: „Herr Kollege, bitte, lesen Sie weiter vor, ich kann nicht mehr, mir schwimmt alles vor den Augen." Ich machte mir meine eigenen Gedanken über seinen Geisteszustand, äußerte sie aber vorsichtshalber nicht, sondern las weiter:

„Geradezu verblüffend wirkt die Vorlesung der Vorstrafen des Angeklagten:

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle,
Bewahrt die kindlich reine Seele,

er braucht sich dann, wenn er einmal angeklagt ist, nicht so zu blamieren, wie dieser mit allen Hunden gehetzte Strolch. Herrgott, was für ein Sündenregister wurde da aufgerollt. Das ganze Strafgesetzbuch hatte der unverbesserliche Schuft schon durchprobiert. Dabei nennt er sich Arbeiter! Schöner Arbeiter!! Lucus a non lucendo: Ein Mensch, der nie in seinem Leben gearbeitet hat. Das unverschämte Subjekt will seine niederträchtige Bosheit, mit der er Leute, die sich ihm wohltätig zeigen, beschwindelt und bestiehlt, mit sinnloser Trunkenheit entschuldigen. Natürlich, die bekannte Ausrede. Es ist doch einfach lachhaft, erfahrenen Leuten mit solchen Mätzchen zu kommen. Wenn man sinnlos betrunken ist, kann man keinen Dauerlauf mit einem Mantel überm Arm unternehmen, da dankt man seinem Schöpfer, wenn man die Treppen runterfindet, wie jeder aus Erfahrung weiß.

Milde wäre ganz verkehrt bei diesem abgefeimten Bösewicht. Er kann sich noch freuen, wenn er mit 3 Monaten für den Diebstahl und 1 Monat für das Betteln wegkommt. Aber dann muß dieser sittlich total verrohte Strolch für seine bodenlose Gemeinheit, die

tatsächlich jeder Beschreibung spottet, ins Arbeitshaus. Da muß er wirklich arbeiten! Gefängnis ist ja gar keine Strafe für solchen Lumpen, bei dem jeder Funke Ehrgefühl längst erloschen ist. Sobald er rauskommt, geht er doch wieder auf die Walze. Nach § 497 StPO hat er die Kosten des Verfahrens zu tragen. Das ist nun schon der reine Hohn! Als ob von so einem Kerl schon jemals etwas zu holen wäre. Ganze 3 (!) Pfennig wurden bei der Einlieferung bei ihm vorgefunden. Dafür müssen wir Steuern zahlen, damit solch Gesindel auf Staatskosten verpflegt wird!"

Nie hat wohl jemand unter erschwerenderen Umständen vorgelesen. Bei jedem Satze unterbrach mich ein idiotisch klingendes Gewieher, heulend wälzte sich mein Vorgesetzter vor mir hin und her, er schien vollkommen die Sprache verloren zu haben und schluchzte nur noch ganz matt. Ich goß ihm eine Karaffe Wasser über den Kopf und fragte ihn, während er sich abtrocknete, was denn an meinem Urteil so lächerlich wäre? Entspricht es nicht genau seinen Anweisungen? Schildert es nicht genau die Tat, Persönlichkeit des Angeklagten, seine Vorrstafen? Geht es nicht auf die Strafhöhe, Unterbringung ins Arbeitshaus, und die Kostenentscheidung ein?

Das gab er mir zu, aber wieder in einer recht unpassenden Form. „Ja, ja," wimmerte er, „aber jetzt hören Sie um Gotteswillen auf, sonst passiert mir etwas, haben Sie Mitleid, ich bin Familienvater."

Damit hatte er mich nun an meiner schwächsten Seite gepackt. Bei einem Appell an mein gutes Herz kann ich meinen ärgsten Feinden nicht wiederstehen. Er hatte mich zwar schwer gekränkt und mich heiser schreien lassen, aber schließlich — was kann seine Familie dafür? Ist sie nicht schon genug gestraft, wenn sie solchen pater familias hat? Ich empfahl mich also, indem ich ihm gute Besserung wünschte.

Am Nachmittag zeigte er er mir dann das Urteil, wie ich es hätte machen sollen. Ich muß gestehen, daß ich in den letzten 22 Jahren selten eine solche Enttäuschung erlebt habe. Ich hatte geglaubt, er würde vielleicht die Pointe etwas schärfer herausarbeiten oder ein paar bedenkliche Stellen streichen, z. B. die von dem Delirium des Bürgermeisters, aber nie in meinem Leben hätte ich eine solche intellektuelle Mißgeburt erwartet, ein so sprachlich wie stilistisch vollkommen verunglücktes Machwerk, das als Quartaneraufsatz höchstens die Zensur „ungenügend z. T. völlig ungenügend" verdient hätte. Es fing so an:

„Durch die eidlichen und glaubwürdigen Aussagen der Zeugen Kaufmann Müller und Gendarm Pieske sowie die eigenen Angaben des in der Hauptsache geständigen Angeklagten ist als erwiesen anzusehen und wird demnach tatsächlich festgestellt:

daß der Angeklagte am 6. 1. 1906 in K. durch 2 selbständige Handlungen:

a) bei Kaufmann Müller gebettelt hat,

b) einem anderen, dem Kaufmann Müller, einem diesem gehörigen Wintermantel, eine fremde bewegliche Sache im Werte von unter 150 Mk. (allerhöchstens bekam er 3 Mk. dafür! D. V.) in der Absicht weggenommen hat, dieselbe sich rechtswidrig anzueignen — Übertretung gegen § 361 bezw. Vergehen gegen § 242 StGB. —."

Diese Probe dürfte wohl genügen. Muß da nicht jeder unparteiisch Urteilende zugeben:

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben?"

Und dieses Satzungeheuer wollte mir der eingebildete Mensch als Muster hinstellen! Das war mir denn doch zu stark. Ich sagte: „Herr Amtsrichter, halten Sie Ihre Bearbeitung wirklich für besser als meine? Meine Darstellung ist doch interessant und packend geschrieben und erhält das Interesse des Lesers bis zum letzten Ausrufungszeichen. Für den Angeklagten selber muß es ein erhebendes Gefühl sein, sich das durchzulesen. Aber Ihr Werk verstößt ja gegen die elementarsten Grundsätze der Darstellungskunst; für jeden Menschen, der auch nur etwas Geschmack hat, ist dieser lederne Stil einfach unverdaulich. Für das leise komische Motiv, das durch die an sich fürchterliche Tragik dieser sozialen Pestbeule durchklingt, scheinen Sie auch nicht die geringste Empfindung zu haben. Da ist auch nicht eine witzige Wendung, nicht ein kühnes Bild, das Ihr ödes Satzgefüge erträglich macht. Mit solchen Schriften wollen Sie dem Angeklagten seine Gemeinheit zum Bewußtsein bringen? Der schläft ja dabei ein, ehe er mit dem ersten Satz fertig ist. Wenn Sie immer in diesem Stile schreiben, werden Sie nie ein Leserpublikum bekommen. Ich garantiere Ihnen, Sie finden überhaupt keinen Verleger für Ihre vollkommen druckunreifen Werke, und wenn Sie zehnmal Amtsgerichtsrat sind."

Das nahm er mir nun höllisch übel. Er wurde saugrob, nannte mich arrogant und unbescheiden, sagte, ich wäre hier zum Lernen und nicht, um ihn zu belehren, und hätte von dem Zweck der Übung gar keine Ahnung; und wenn ich solche ungehörigen Redensarten nicht unterließe, könnte ich mal ganz plötzlich pensioniert werden.

So etwas lasse ich mir nun nicht zweimal sagen. Ich erwiderte äußerst höflich aber kühl: „Sie scheinen zu den Menschen zu gehören, die man nicht auf Ihre Fehler aufmerksam machen darf. Ich meinte es gut mit Ihnen, und Sie haben mich zum Dank dafür beleidigt. Unter diesen Umständen kann ich nicht mehr mit Ihnen zusammenarbeiten. Ich habe keine Lust, mich immer wieder über Ihre abgeschmackten, stillosen Produkte zu ärgern. Ich lege daher meine Stellung als Referendar nieder und verzichte auf alle Gehalts- und Pensionsansprüche."

NORD UND SÜD

Hermann Hendrich
Die Burg Tristan
(Große Berliner Kunstausstellung)

Rundschau

Vom dekorativen Begas!

Ich plaudere über einen Toten. Und wenn ich das Wort „dekorativ" zum Teil der Ueberschrift wähle, so geschieht es nicht in böswilliger Art. Das wäre nicht nur pietätlos, es wäre auch arg daneben gehauen. Denn auch das Dekorative ist von bleibendem Wert, wenn es von einem Künstler, wie dem verstorbenen Reinhold Begas, verarbeitet worden ist. Fragt sich bloß, wie und wo!

Von vornherein scheiden seine Denkmäler aus. Es wäre ungerecht, den Bildhauer hiernach zu beurteilen. Das war nicht sein Element. Ließ er sich trotzdem darauf ein, so sprachen hierbei tausend Aeußerlichkeiten ein gewichtig Wörtlein. Möglich, daß man dem Künstler deshalb gram sein konnte. Und ich weiß, man ist ihm gram gewesen. Aber er entschädigte uns durch manch andere feine Formgebung.

Das Verzierende, das Ausschmückende — das konnte er bilden und schaffen. Darin ließ er den ganzen Zauber der Barockzeit wach werden, darin spielte er mit einem Ringelreihn lebender Linien, die schlängelnd und tänzelnd das Auge umgarnten und liebkosten.

Alles Konstruktive, alles Monumentale ging ihm wider den Strich. Er verstand es mit raffinierter Kunst Simse, Konsolen, Verdachungen, Lisenen, Strebepfeiler zu einer einzigen organischen aufjauchzenden Wirkung zusammenzuschweißen. Tier- und Menschengestalten, Reliefs, Figuren, Karyatiden — alles verwebte er zu dem bunten Teppich eines Effekts, der lange und nachhaltend die Stimmung des Beschauers in seine Macht zwang. Launische und neckische Weisen, traurige und lustige Melodien konnte er so aus dem Steine wachrufen. Alles klang in architektonischen, ornamentalen, plastischen Reizen, alles floß vor Bewegung und Vielseitigkeit über, alles symbolisierte, deutelte und erklärte. Derart stand der Betrachtende vor einem Schwall von Formen und Deutungen, der ihn manchmal bezaubert, manchmal aber auch — wir wollens gerade bei Denkmälern nicht leugnen — wegen seiner Aufdringlichkeit abstieß. Es fehlte das Wuchtige, Dauernde und dabei still und bescheiden Zurücktretende. Der großartige Stil war Begas fremd. Ernst und Gediegenheit der Darstellung passen nicht in den Rahmen seiner Kunst. Er kannte nicht die Beredsamkeit des großen Schweigens.

Das leichte und spielende Moment überwog bei ihm. Und deshalb litt er unter der Tragik, sein Leben lang von denen, an deren Meinung ihm wirklich lag, nicht ernst genommen zu werden, trotzdem Ehre, Ruhm und Hofgunst ihm niemals fehlten.

Dr. C. R.

Rundschau

Liebermanns barmherziger Samariter.

Nachdem der Impressionismus die Malerei aus den Fesseln einer phrasenvollen, konventionellen Akademie befreit und durch ein subtiles Studium der Natur die malerischen Darstellungsmittel bis zur virtuosenhaften Selbstherrlichkeit vervollkommnet hat, stellt eine neue, gegenwärtige Künstlergeneration ein neues Ziel auf: das Bild. Die Impressionisten haben den Vorwurf, daß ihre Bilder nur Skizzen seien, durch den überaus billigen Vergleich mit Meissonier zurückgewiesen, woraus natürlich die Überlegenheit ihres illusionistischen, andeutenden Verfahrens hervorging. Ich aber meine nicht die Mittel, sondern das Ziel, wenn ich sage, daß ihre Tafeln nicht Bilder, sondern nur Bildfragmente sind.

Ich glaube, daß bereits die Konzeption eines Bildes wesentlich von dem Entstehen einer Arbeit verschieden ist, die ihre (Modell-) Beziehungen zur Natur oder zum Schöpfer nicht abzubrechen vermochte. Das Bild wird durch ein Ausgehen vom Ganzen gestaltet. Bevor der Künstler an die Niederschrift seiner Sensation gehen kann, muß diese sich in ihm solange gestaltet und geformt haben, bis aus der Fülle und Mannigfaltigkeit des Natureindruckes und der visuellen Vorstellung ein Ganzes geworden ist, ein Bild, das nun von sich aus, von seinem Leben und Dasein jede einzelne Form bestimmt. Man muß sowohl die Natur wie sich selbst überwunden haben, man muß aus dem Zusammenspiel der beiden ein Drittes, ein Neues, noch nicht Vorhandenes gestaltet haben: das Bild, die klare, visuelle Gesamtvorstellung; man muß dieser Gesamtvorstellung nunmehr jede Naturform und jeden persönlichen Erlebniszusammenhang unterwerfen, um von ihr aus die motivische Berechtigung, Umformung oder Verwerfung zu ziehen. Darum, glaube ich, ist jeder Naturalismus unfähig, zur Bildgestaltung zu kommen. Denn er hält sich in seinem Schaffen an die einzelnen Naturformen, er zieht ihre Darstellungsberechtigung aus einer Naturwahrheit persönlicher Auffassung; er kann sie nicht einer Gesamtvorstellung unterwerfen, da das Ganze für ihn erst das herauskommende Produkt ist, die Lösung, die sich aus der Summierung der selbständig nebeneinander stehenden Teile und Einzelheiten ergibt.

Indem aber der Künstler von einer Gesamtvorstellung bei seiner Bildgestaltung ausgeht, ist er von einem bestimmten Augenblick des Schaffensprozesses an ein freier Schöpfer. Sobald er die Sensation bis zu einer Gesamtvorstellung verdichtet hat, sobald sich in seinem Intellekt die Hauptmassen, Linien, Farben und Lichter geordnet haben, kann er mit freier Bewußtheit daran arbeiten, diesen Hauptträgern den stärkstmöglichsten Ausdruck zu geben. Als Könner wird er nun, nachdem sich das Erlebnis zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein geformt hat, die klarste, nachdrücklichste und doch einfachste Wirkung gleichsam ausrechnen können. Weiß er, auf welche Hauptlinien es ihm ankommt, so wird er sie durch Parallele oder Konträre stärken können; er kann dasselbe Thema durch eine andere Kurvigkeit variieren. Dasselbe gilt von der Farbe und vom Licht. Der Künstler kann ohne Naturrücksichten und Gebundenheiten verstärken und abschwächen, wie es ihm für die Harmonie und das Leben des Ganzen notwendig erscheint. Denn nicht

mehr aus der Natur holt er sich seine Gesetze, sondern aus dem Bilde. Das Bild aber ist etwas Stabiles, gleichsam eine Situation — ein konträrer Gegensatz zu allen Bewegungs- und Zeittendenzen der Impressionisten. Und hier scheint mir die tiefste ästhetische Begründung einer Tatsache zu liegen, deren Realität Liebermanns Barmherziger Samariter von neuem beweist.

Liebermann kämpft seit Jahren hartnäckig um die Bildgestaltung. Sein Mißlingen hat man auf das stoffliche Element zurückgeführt, das er sich an Legenden hielt, zu denen unsere Zeit keine Beziehungen haben soll. Aber sowohl die Simson-Delila-Historie wie das Samariter-Gleichnis sind von einer so weiten, universellen Fassung, daß sie auch das moderne Empfinden aufnehmen und ausdrücken können. Ihre Form ist so groß, daß sie eine jede auch noch so neue Version des Themas aufnehmen kann. Wenn ich diese Lukasstelle lese:

„Wer ist dein Nächster?

Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halbtot liegen.

Es begab sich aber ongefähr, daß ein Priester dieselbige Straße hinabzog; und da er ihn sah, ging er vorüber.

Desselbigengleichen auch der Levit, da er kam zu der Stätte, und sah ihn, ging er vorüber.

Ein Samariter aber reiste und kam dahin, und da er ihn sah, jammerte ihn sein, ging zu ihm, verband seine Wunden und goß drein Öl und Wein und hub ihn auf sein Tier, und führte ihn in die Herberge und pflegte sein!

Des andern Tages reiste er und zog heraus zween Groschen und gab sie dem Wirte und sprach zu ihm: Pflege sein; und so du was mehr wirst dartun, will ich dirs bezahlen, wenn ich wiederkomme.

Welcher dünkt dich, der unter den Dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war?"

„Er sprach: der die Barmherzigkeit an ihm tat."

An der Hand dieses Gleichnisses haben das so gottlose XVI Jhrh. (Veronese und das pantheistische XVII Jhrh. (Rembrandt) ihre Bilder gestaltet und ich sehe nichts in ihm, was einen Künstler des 19. Jahrhunderts hindern könnte, an ihm die Darstellung des sozialen Mitleids seines Jahrhunderts zu geben. Es ist nicht der Stoff, sondern die impressionistische Tendenz, das Eigenleben der Dinge zu zerstören zugunsten der variierenden Momente der Atmosphäre; oder, auf die Historie übertragen: man muß das Geistige zum Stilleben machen. Und so gibt uns Liebermann nicht den Gestus des sozialen Empfindens seines Jahrhunderts, sondern nur ein schlichtes, aber auch langweiliges Stilleben, geistlos und unoriginell, denn es erinnert an die — noch vor wenigen Jahren hätte man gesagt: akademischen — Pietà-Kompositionen.

Aber lassen wir das Literarische und nehmen wir das Bild. Es ist nicht zu leugnen, daß der Künstler — namentlich gegenüber der zweiten Fassung des Dalila-Bildes — Fortschritte zum Bilde gemacht hat. Man sieht deutlich den Konzeptions-Zusammenhang mit mit der märkischen Landschaft und bewundert das resolute Vereinfachen und Zusammenstreichen zu großen Flächen. Man sieht, wie einzelne Baumstämme

durchaus mit Berechnung auf die Figuren gesetzt sind. Aber das hindert nicht, daß die Gruppe des Vordergrundes in ihrer italienischen Flächenhaftigkeit aus dem Bilde herausfällt, daß Figurengruppe und Landschaft zwei getrennte, unverbundene Teile sind; hindert nicht; daß die lichte Gesamthaltung des Bildes viel zu hell gegriffen ist für den Sinn des Dargestellten; hindert nicht, daß der rechte Teil des Hintergrundes mit dem fortschreitenden Manne als Erzählung kleinlich und genrehaft, als Valeur durchaus widersinnig expressiv ist; hindert nicht, daß die zusammengestrichenen Farbflächen armselig und langweilig wirken. Es bleibt nicht mehr als gewisse Pikanterien des rein Artistischen, die man weit stärker in seinem Selbstporträt genießt und deren glänzenden Vertreter auf dieser Ausstellung Slevogt ist. Seine Bilder sind Zeugnisse einer feinen Malerkultur. Sie beweisen, was ein Könner bei Beherrschung seiner Mittel aus der Malerei entlocken kann. Wer sich willig diesem virtuosen Können hingibt, vergißt selbst die geistlose Art (wirklich so geistlose Menschen?) zu porträtieren. Diese Kultur des Könnens ist der sicherste und eigenste Fundus der impressionistischen Kunst, von dem die jungen Künstler soviel in ihre Werke hinübernehmen sollten, als es ihr Bildideal zuläßt. Ihre Farbenfreudigkeit scheint mir neben der Intensität des Ausdruckes den Reichtum des Tons zu unterdrücken. Die französischen Künstler scheinen durch Anknüpfung an die Covot-Tradition hierin den unseren voraus zu sein. Aber wie sich der Weg Pechsteins auch immer gestalten mag, neben seiner eigenen Begabung hat das Mißlingen Liebermanns den deutlichsten Beweis geliefert, daß seine Tendenzen und seine Persönlichkeit volle Berechtigung haben.

Wenn man durch die Räume der alten Sezession geht, staunt man, wie schnell und mit welcher Berechtigung man sich an das Epitheton „alt“ gewöhnt hat. Man wird nicht jünger, wenn man sich eine Reihe fader so genannter Expressionisten aus Paris verschreibt, einen Kitscher wie Manguin, der in den Lehrter Bahnhof gehört, einen Othon Frieß, den man nur als einen Verwässerer Cézannes für die geistig Armen charakterisieren kann, schwächliche Arbeiten von Puy und Marquet. Bleibt nur de Vlauriuck und die Jugendarbeiten Picassos ... man wird nicht jünger, wenn man von einer nationaldeutschen Künstlerjugend schreibt und nicht mehr als hoffnungslose Realität zeigen kann (außer Bondy und Pascin). Herr Corinth sollte das nicht schreiben, überhaupt nicht schreiben, er verrät, daß sein Geist akademisch geworden ist oder es immer war und ruft mir Worte ins Gedächtnis, die aus der satirischen Feder Apollinaires stammen:

„C'ignorance et la trénesie, voilà bien les caracté istipues de l'Impressionisme.

M. R. Schönlank.

Die Vorgeschichte der britischen Reichskonferenz.

Die gegenwärtig in London tagende Reichskonferenz ist für die Zukunft des britischen Imperiums von so großer Bedeutung, daß sie auch das Interesse der anderen Nationen in hohem Maße beansprucht. Voraussichtlich wird sie die Entscheidung bringen, ob ein engeres Zusammenschweißen des Reiches auf neuen Grundlagen möglich ist oder ob die nach Selbständigkeit drängenden Elemente in den Kolonien die

Oberhand behalten werden, nachdem es ihnen bereits gelungen ist, daß Kanada und Australien sich eigene Kriegsmarinen schaffen und Kanada im Begriff steht, mit den Vereinigten Staaten ein Handelsabkommen zu treffen, das einer späteren wirtschaftlichen Vereinigung beider Länder Tür und Tor öffnet. — Die auf der Konferenz zu behandelnden Fragen stehen nun mit den Ergebnissen der früheren Konferenzen in so enger Verbindung, daß ohne deren Kenntnis eine Beurteilung der Verhandlungen kaum möglich ist. Es sei daher ein kurzer Überblick über die Vorgeschichte der Konferenz gegeben.

Der Gedanke, stärkere Bindemittel zwischen Mutterland und den fünf Siedelungskolonien mit Selbstverwaltung: Kanada, Australien, Union von Südafrika, Neuseeland und Neufundland zu schaffen, entstand in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit der Erkenntnis, daß die Siedlungskolonien in wenigen Jahrzehnten an Einwohnerzahl, Reichtum und Macht derart zunehmen werden, daß sie mit Naturnotwendigkeit das Bestreben haben müssen, sich völlig selbständig zu machen. — Nachdem ihnen aber Selbstverwaltung und das Recht, mit fremden Staaten selbständig Handelsabkommen abzuschließen, gewährt wurden, war dem Mutterlande eigentlich nur noch die Pflicht geblieben, die Kolonien gegen fremde Angriffe zu schützen. Aus dieser Verpflichtung heraus hatte es sich auch das einzige Recht vorbehalten können: die alleinige Leitung der auswärtigen Politik. An der Schutzlosigkeit der Kolonien konnte auch allein angeknüpft werden, sie enger an das Mutterland zu ketten; im Zusammenhang damit sollte versucht werden, die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen zu fördern.

Der Staatsmann, der diese Aufgabe mit großer Energie und Geschicklichkeit in Angriff nahm, war Chamberlain. — 1897 wurde die erste Kolonialkonferenz zusammenberufen, an der die Premierminister der fünf Kolonien mit Selbstverwaltung teilnahmen. Chamberlains Forderung, die Kolonien möchten ebenfalls zur gemeinsamen Verteidigung des Reiches beitragen, wurde von dreien abgelehnt mit der Begründung, daß die Beziehungen zwischen dem Mutterlande und den Kolonien unter den bestehenden Verhältnissen genügten. — Da kam der Burenkrieg, der das Gefühl der Zusammengehörigkeit der britischen Rasse mächtig stärkte, patriotische Empfindungen hervorrief, an die niemand mehr gedacht, und die Kolonien zu freiwilligen Beihilfen veranlaßte. Kanada und Australien schickten sogar auf eigene Kosten Freiwilligenkorps nach Südafrika.

Was auf der ersten Konferenz vergeblich angestrebt worden, wurde 1902 auf der zweiten infolge des Burenkrieges mit leichter Mühe erreicht. Chamberlain stellte den Kolonien ihre Beihilfe zur Reichsverteidigung anheim. Alle bis auf Kanada verpflichteten sich zu jährlichen Geldbeiträgen: Australien bewilligte 4, Neuseeland 0,8, Südafrika 1,7 Millionen Mark. Die Summen waren zwar lächerlich gering, aber das Prinzip, daß die Kolonien zur Reichsverteidigung direkt beisteuern wollten, war damit wenigstens anerkannt. Kanada lehnte einen direkten Zuschuß ab, erkannte aber seine Verpflichtung an, seine Streitkräfte entsprechend seiner Einwohnerzahl und Mittel zu vermehren. Noch wichtiger

als diese Zusagen war das Zustandekommen einer Resolution, nach der das Zusammentreten weiterer Konferenzen in Zwischenräumen von vier Jahren sichergestellt wurde, und einer weiteren Resolution, in der das Prinzip der Vorzugszölle von den Kolonien gegen das Mutterland als die Entwicklung der einzelnen Teile des Reiches fördernd anerkant wurde. Diese Zollerleichterungen sind zum Teil recht bedeutend, in Kanada sind es 33 Proz. Ihrer Zustimmung zu Vorzugszöllen fügten die Kolonien aber den Wunsch hinzu, daß auch das Mutterland den Kolonien eine Vorzugsbehandlung zuteil werden lassen möge. — Dieser Antrag der Kolonien hat viel dazu beigetragen, daß die Schutzzollbewegung in England zugunsten der Kolonien, deren Hauptvertreter Chamberlain war, so weite Kreise ergreifen konnte.

Auf der Konferenz von 1907 kam der föderative Gedanke voll zum Ausdruck. Die fünf Kolonien mit Selbstverwaltung gelten seitdem nicht mehr als Kolonien, sondern als selbständige Teile des Reiches, sie sind Dominions. Der Name Colonial conference wurde mit dem Imperial conference vertauscht. Zu einer größeren Annäherung führten die neuen Gesichtspunkte allerdings nicht. Das wichtigste Ergebnis war, daß die Zusammensetzung der künftigen Konferenzen genauer festgelegt wurde und Spezialkonferenzen festgesetzt wurden für Sonderfragen zwischen Mutterland und den einzelnen Kolonien, sowie für solche Fragen, die einer detaillierten Behandlung bedürfen. — Auf Grund dieser Bestimmung war es der Regierung möglich, ihre vergeblichen Versuche, die Kolonien zu weiterem Entgegenkommen inbezug auf die Reichsverteidigung zu bewegen, auf einen geeigneteren Zeitpunkt zu verschieben. Das einzige, was erreicht werden konnte, war die Schaffung einer Art Reichsgeneralstab, dessen Machtbefugnisse sich darauf beschränken, den Regierungen auf ihren Antrag Informationen über militärische Angelegenheiten zu geben und Verteidigungspläne auszuarbeiten. In die Kommandogewalt oder Verwaltung der Streitmittel der Kolonien darf er sich nicht mischen.

In einer Spezialkonferenz, der Imperial defence conference, um 1909, die in die Zeit der Panik vor unseren angeblich beschleunigten Schiffsbauten fiel, wurde zwar die Gestellung größerer Machtmittel von den Kolonien erreicht, aber unter Bedingungen, die von einer engeren Verbindung mit dem Mutterlande nichts erkennen lassen, eher das Gegenteil. — Das Resultat war, daß Kanada und Australien eigene Kriegsmarinen gründen. Der Antrag, daß diese im Kriegsfalle automatisch dem Mutterlande zur Verfügung gestellt werden, wurde von Kanada abgelehnt. Es will an Kriegen Englands nur teilnehmen, wenn das kanadische Parlament dies in jedem einzelnen Falle beschließt. — Australien stellt seine Streitmittel unter dem Vorbehalt zur Verfügung, daß sie zu seiner eigenen Verteidigung verwendet werden. Neuseeland verpflichtet sich zu einem jährlichen Beitrag von zwei Millionen Mark und dem Bau eines Panzerkreuzers.

In der jetzt tagenden Konferenz werden die Fragen der Reichsverteidigung, allerdings unter Ausschluß der Oeffentlichkeit von neuem behandelt, ferner ein Antrag Kanadas, der dessen auswärtige Politik betrifft und vermuten läßt, daß Ka-

nada auch auf diesem Gebiet eine größere Selbständigkeit zu erlangen suchen wird. Gegen diese wichtigen Fragen treten die anderen, wie die Schaffung einer ausschließlich englischen Verbindung über Kanada nach Australien, Erleichterung des Post- und Telegraphenwesens, Vertretung der Kolonien in England und Reorganisation des Kolonialamts an Wichtigkeit weit zurück.

P. Walther,
Fregattenkapitän z. D.

Robert Saudek, Der entfesselte Riese
Berlin, Schuster & Löffler 1911.

Dieser Roman Saudeks ist wie sein „Dämon Berlin" ein Phantasieroman, ein Zukunftsroman. Es ist unstreitig, daß der Verfasser seit jenem Erstlingswerk, das ihm zugleich den ersten Erfolg brachte, vieles gelernt hat. Auf weit sicherem, realerem Grund stehen Voraussetzungen in diesem Buche gegenüber dem früheren. In den Mittelpunkt des Werkes stellt er einen genialen Ingenieur, der den „Buggerowstein" entdeckt hat, durch den sich Licht und Wärme in viel billigerem, ausgiebigerem, vielfacheren Maße gewinnen läßt, als durch alle bisher bekannten Licht- und Wärmeerzeuger. Den gewaltigen Einfluß, den diese Erfindung nicht nur auf Industrie und Handel, sondern auch auf die weitaus meisten anderen Arbeitsgebiete ausübt, versucht der Verfasser zu schildern. Solange er in großem Rahmen dieses Bild entwirft, z. B. die Entstehung einer Revolution durch die plötzliche Umwertung vieler Materialien schildert oder Berlin im Belagerungszustande oder das Leben auf der Börse, gelingt es ihm vortrefflich. Wo er aber weitergeht, um die Ursachen des gewaltigen Geschehens aufzudecken, um zu zeigen, wie Räder und Rädchen dieses Werkes ineinander greifen, um sich als explosive Wirkung nach außen hin zu zeigen, verliert er die Proportionen, namentlich wenn er die Schicksale einzelner im Verhältnis zu der ungeheuren Gesamtbewegung darstellen will. Sie heben sich nicht genügend von dem Hintergrunde großer Ereignisse ab, es ist so, als wenn im Orchester die melodieführenden Instrumente übertönt werden, wodurch das künstlerische Gleichgewicht gestört wird.

Trotzdem ist dieses Werk kraft seiner glücklichen Idee und Anlage, kraft seiner farbenfrohen und frischen Ausführung, die von der ersten bis zur letzten Zeile kein Ermüden des Verfassers zeigt und den Leser unbedingt mit sich zwingt, eines der besten Werke Saudeks, meinem Empfinden nach besser, als sein viel überschätztes Buch „Dämon Berlin", um so mehr, als er vielfach doch nur einfachste Unterhaltungslektüre schreibt. Freilich kann man ihm nicht zugeben, daß er sein stark anzweifelhaftes „Motto" unbedingt erfüllt und die „Poesie der Technik" geschaffen hätte. Wo immer hier die Kraft seines dichterischen Schaffens wirkt, handelt es sich weder um Neuland der Poesie, noch ist notwendigerweise moderne Technik ausschlaggebend für die poetische Wirkung des Buches. Pr-l.

Liebe und Leben der Lady Hamilton. Roman von Heinrich Vollrat Schumacher. Mit 41 historischen Illustrationen und Dokumenten. Verlag von Rich. Bong, Berlin W.

Ein Werk von ganz besonderer Eigenart bietet hier der durch eine Reihe trefflicher Romane rühmlichst bekannte Autor. Auf dem zeitlichen Hintergrunde der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts behandelt es eine Frauengestalt von so fesselndem Zauber und so prickelndem Reiz, wie sie sich nur ganz selten in der Geschichte findet. Lady Hamiltons Leben und Charakter, verdunkelt durch Gunst und Haß ihrer Zeitgenossen, ist durch die neueste Forschung in das rechte Licht gerückt worden. Auf dieser Grundlage baut Schumacher seinen Roman auf. In glänzenden Farben malt er das tolle Treiben der durch den Reichtum Indiens entsittlichten englischen Aristokratie, in dem Emma Lyon-Hart, die spätere Lady Hamilton, ihre abenteuerliche Karriere beginnt. Als kaum vierzehnjähriges Dienstmädchen opfert sie sich aus edlen Motiven einem hohen Offizier. Von einem ärztlichen Charlatan aus tiefstem Elend in den Straßen Londons gerettet, wird sie als „Hebe Vestina" in dem berüchtigten „Tempel der Ehe" zu London öffentlich ausgestellt, erregt durch ihre wundervolle Schönheit allgemeines Aufsehen und wird das gefeierte Modell der berühmtesten Maler, in deren Meisterwerken sie noch heute fortlebt. Ihre weitere Laufbahn macht sie in buntem Wechsel zur Geliebten englischer Aristokraten in einer an seltsamen Momenten reichen, oft an moderne Sensationen erinnernden Liebesverwickelung zur Gemahlin des hervorragenden Staatsmannes und Gelehrten Sir Hamilton, der sie in die hohe Politik einführt. Wegen ihrer Schönheit und Grazie von Männern wie Goethe als Meisterwerk der Natur gepriesen, nimmt sie als intime Freundin der Königin Maria Carolina von Neapel, einer Schwester Marie Antoinettes, an den großen Kämpfen gegen die erste französische Revolution teil, indem sie als geheime Agentin Pitts die Interessen Englands im Mittelmeer fördert und durch die Vorbereitung der britischen Seeherrschaft bestimmenden Einfluß auf die Geschicke Europas ausübt.

Ein abenteuerliches, von glühenden Leidenschaften durchwühltes, alle Höhen und Tiefen des Lebens berührendes Frauenschicksal ist es somit, das Schumacher mit einer dichterischen Gestaltungskraft und einem hinreißenden Schwunge schildert, die die innerste Anteilnahme erregen und seiner Arbeit einen dauernden Wert verleihen. Bildliche Darstellungen zeitgenössischer Künstler, Auszüge aus Akten, Urkunden und der Korrespondenz der handelnden Personen geben dem Werke auch kulturgeschichtlich hervorragende Bedeutung.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr Curt Radlauer, Berlin W., Traunsteinerstraße 3. — Redakteur für Kunstwissenschaft und künstlerische Naturbetrachtung: Prof. Hanns Fechner, z. Zt. Schreiberhau.
Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

NORD UND SÜD

Wilhelm Gause:
Südtyroler Bauernmarkt
(Nach einer Skizze)

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H. Berlin W. 30/Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 138. Heft 436. Zweites Augustheft 1911

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Dr. Freiherr von Mackay: Georg V. und seine königliche Mission

Mit den Krönungsfeierlichkeiten trat Georg V. in das zweite Jahr seiner Regierung ein. Ist es auch gewiß unmöglich, eines Herrschers Bedeutung und Fähigkeiten nach so kurzer Ausübung seines hohen Amts zutreffend einzuschätzen, so hat des Königs bisheriges Auftreten doch soviel unanfechtbar bewiesen, daß den Thron des größten Weltreichs der Erde ein Regent von überaus fest und harmonisch geprägtem Charakter, edler Eigenart, starkem und abgeklärtem Willen bestieg. Zwei Wesensveranlagungen sind es vor allem, welche die Lichtfarbe seines Königtums bestimmen: Gottesfürchtigkeit und Familiensinn. In allen seinen Reden und Erlassen klingt als stimmangebende Note immer wieder die fromme Bitte „um Gott des Allmächtigen Hilfe", um „die gute Führerschaft des Herrschers aller Völker" durch, eine Religiosität, die nichts gemein hat mit engherzigem und prätentiösem Puritanergeist, noch aus spekulativer Weltanschauung quillt und daher auch niemals in einer Betonung des dynastischen Gottesgnadentums sich zuspitzt, sondern als Offenbarung des schlichten, naiven, kindlichen Glaubens erscheint, wie ihn der Seefahrer, der Beruf, in dem Georg V. aufgewachsen ist und dem er seine weltmännische Bildung verdankt, häufiger als andere Menschen sich bewahrt. Unterscheidet er sich schon hierin scharf von seinem Vater, dem Skeptiker, so ist nicht minder sein häusliches Leben ganz anderer Art als das seines Vorgängers auf dem Thron. Eduard VII. liebte es, sich mit einer großen Schar von Freunden aus allen Kreisen der höheren Gesellschaft, namentlich auch aus der Hochfinanz, zu umgeben, die als unverantwortliche Ratgeber trotz seiner Weltklugheit leicht Stimmung und Willen bei ihm zu beeinflussen vermochten. Sein Sohn hält sich von solcher Vielfreundschaft fern und ist aller Ohrenbläserei unzugänglich. Seines Lebens Pol ist nächst Gott der häusliche Herd, die Familie, in deren Schoß er sein

menschliches Glück, aber auch eine unentbehrliche Stütze für die Ausübung seiner Berufspflichten findet. So oft er für einen Glückwunsch oder einen Willkommgruß aus dem Volk dankt, spricht er nicht für sich allein, sondern „von dem tiefen Eindruck", den die Stimmen der Zuneigung und liebenswürdiger Freundlichkeit auf ihn und seine ganze Familie gemacht hätten", und den höchsten Rat, das Privy Council, weist er ausdrücklich darauf hin, wie „ermutigend für ihn die Gewißheit sei, in seiner lieben Frau eine stete Helferin bei jeglicher Arbeit zu des Volkes Wohlfahrt zu haben".

Damit ist zugleich die Grundlinie gegeben, auf der sich die Ausübung seines königlichen Amts bewegt. Ihm erscheint der Staat gleichsam als die millionenfach erweiterte Familie, mit der er in patriarchalischem Verhältnis zusammenleben- und wirken will und für deren Wohlfahrt alle seine Kräfte einzusetzen seine höchste Verantwortlichkeit gegen Gott ist. In Ausdrücken wie „Ich stehe nicht allein", „Ich gehöre zum Volk" und anderen Variationen des demokratischen Wahlspruchs Mazzinis „Gott und das Volk" hebt er immer wieder hervor, wie eng er sich mit seinen Untertanen in der Sorge für das Staatswohl verbunden fühlt. Wie zur Besiegelung dieser Kameradschaftlichkeit lädt er hunderttausend Kinder aus den Volksschulen Londons zum Beschluß der Krönungsfeierlichkeiten nach dem Kristallpalast ein und nimmt einen seiner kleinen Gäste bei der Hand, an das schöne Bibelwort erinnernd: „Ein kleines Kind wird ihr Führer sein." Ja, noch mehr, er übernimmt die Verteilung der Albert- und Eduard-Ehrenzeichen, die für hervorragende Taten der Selbstaufopferung, der Nächstenliebe und des persönlichen Heroismus verliehen werden, selbst und stellt damit die Helden des Volks auf eine Stufe mit den Rittern der Aristokratie, die mit den höchsten Orden des Staats, wie dem Stern von Indien oder der Distel, ausgezeichnet werden. Darüber, daß sich der König durch ein solch schlichtes, liebenswürdiges, besorgtes Wesen schon jetzt einen goldenen Schatz von Vertrauen und herzlicher, tiefempfundener Zuneigungen im Volke erworben hat, bedarf es nicht vieler Worte: er gilt als der Typ eines „Handy Man", des echten Edelmanns, in dessen Charakter sich Einfachheit, Lauterkeit, Geradheit, Selbstsicherheit mit Arbeitskraft, Entschlossenheit, Ernst und klarer Daseinszielstrebigkeit wohlabgetönt zusammenklingen.

Welches ist nun dieses Lebensprogramm? Schon als Prinz von Wales hat er die zum geflügelten Wort gewordene Parole ausgegeben: „England, wach auf!" Der Mahnruf hat eine viel weitergehende Bedeutung, als sie gemeinhin ihm beigemessen wird. Der Thronerbe sah in der schon damals ihm eigenen patriotisch-ernsten Sorge, wie England mitten in der Blüte der viktorianischen Zeit mit ihrer glänzenden Machtentfaltung nach außen innerlich Symptome der Nervenabspannung und des Kräfteverfalls zu zeigen anfing und daher von jugendlicheren Mächten überholt zu werden drohte. Das Stichwort wurde dann auch von Eduards VII. Politik in seiner Weise übernommen. Auf den klippenreichen und sturmbedrohten Pfaden eines verschlungenen Ententen- und Protektoratsschachspiels suchte er Großbritanniens Primat unter den europäischen Mächten höher als je zu stellen und so, gleichsam durch Sporendruck von außen, Staat und Volk zu frischer Kraftanstrengung und Regsamkeit anzutreiben. Das ist seines Sohnes Art und Taktik nicht. England, wach auf! soll, so hat er in mannigfachen Reden an Deputationen und bei Festlichkeiten erklärt, das Lebensgeleitwort einer Zeit der inneren nationalen Wiedergeburt, einer Epoche tatenlustigen Vorwärtsstrebens in den Werkstätten des Gewerbes und der Kunst, in den Schulen des Volkes und der Gelehrtenwelt, eine Ära gründlicher politischer und sozialer Reformarbeit, getragen vom Ethos ernsten religiösen Bekenntnisses und opferwilligen Wirkens in christlicher Nächstenliebe bedeuten. Als Prinz erkannte er damals aber auch auf seinen Fahrten durch das weite Großbritannien, welche Gefahren dem Reich ebensowohl durch den immer radikaler sich äußernden Unabhängigkeitssinn der sich selbst regierenden „Schwesterstaaten" wie durch das Anfluten der nationalistischen Oppositionsbewegungen in den Kronkolonien, namentlich in Indien, drohen. So ist gerade die Kolonialpolitik mit ihren imperialistisch-föderalistischen Problemen, wiederum im Gegensatz zu seinem Vater, dessen bevorzugtes Operationsfeld die europäische Diplomatie war, das Fundament seiner staatsmännischen Entwicklung, der Magnet seines politischen Denkens und Planens geworden. Zweifellos besitzt er eine intime Kenntnis der Zustände, der Stimmungen und Parteiströmungen, der wirtschaftlichen und sozialen Lebensformen und -bedingungen im überseeischen England, wie noch keiner seiner gekrönten Vorfahren, und er hat auf Grund dieser Erfahrungen oft

genug in Schrift und Wort seine eigenen, durchaus selbständigen Anschauungen in der Behandlung der kolonialen Fragen vertreten. Beispielsweise bekannte er sich eindringlich im Widerspruch mit der selbstbewußten indischen Beamtenhierarchie, deren „trained officers“ bei aller Tüchtigkeit nur zu geneigt sind, ihr Amt nach dem bürokratischen Schema der Heimat zu versehen, zu dem Grundsatz, daß ein Reich wie das indische mit jahrtausend alter Kultur und einer nationalen Vielgestaltigkeit, in der es ungefähr mit dem Staatenbild Europas auf eine Stufe gestellt werden könne, nur nach seinen eigenen Gesetzen, Sitten, Überlieferungen zu regieren sei, daß, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, „the well-being of India will ever be the inspiration of his rule“. Vor allem aber hat er immer wieder betont, daß der monarchische Gedanke eins der stärksten, wenn nicht überhaupt das letzte zuverlässige Bindemittel des ständig sich lockernden Reichsgefüges sei, und daß es daher als eine unabweisliche Forderung der Zeit und des Staatswohles betrachtet werden müsse, dem in Altengland mehr und mehr zu einer rein dekorativen und ornamentalen Stellung zurückgedrängten Königtum hier, auf dem weiten Boden neuenglischer Kultur, wieder mehr Lebensbedeutung und Wesensinhalt zu geben. Der erste gewichtige Schritt zur Verwirklichung dieser Idee ist trotz dem Widerstand gewisser offizieller Kreise bereits beschlossene Sache: wie sein Vater nach der Krönung Edinburgh und Dublin besuchte, um sich in den Hauptstädten der alten ererbten Königreiche huldigen zu lassen, so wird Georg V. eine Rundreise durch das Kolonialreich antreten und in Quebeck, Pretoria, Kalkutta, Melbourne feierliche Hoftage abhalten. Die glückliche Entwicklung und Festigung des Kerns und der vielfachen Schößlinge und Fruchttriebe des britischen Weltstaats nach solchen Zielen hin hat aber die Bildung einer ruhigeren politischen Atmosphäre in Europa, als sie unter Eduard VII. herrschte, zur unabweislichen Voraussetzung, und so bedeuten die Worte des Königs, die er unmittelbar nach der Thronbesteigung an das Domkapitel von St. George's Chapel in Windsor schrieb: „Es ist mein ernster Wunsch, daß ich mit Gottes Hilfe befähigt sein möge, Vertrauen und Ruhe unter den Nationen zu fördern“, sicherlich mehr als eine phrasenhafte Strophe auf der Schalmei der offiziösen Friedfertigkeit und des modernen Pazifizismus. Niemand gegenüber hat er denn auch diesem erklärten Willen entsprechend, für das friedliche Ver-

tragen der Kulturvölker seinen Einfluß einzusetzen, so loyal und freundschaftlich gehandelt als in der Pflege der Beziehungen zum Herrscher gerade desjenigen Reichs, das seines Vaters Politik am meisten beunruhigt hat. Spontan umarmte er in Westminster Hall Wilhelm II. vor der Bahre des verschiedenen Königs und unter allen verwandten Souveränen lud er einzig den deutschen Kaiser, zu dem er sich überdies durch manche Züge der Charakter-Wahlverwandtschaft hingezogen fühlen mag, in überaus herzlich gehaltenem Schreiben zur Einweihung des Denkmals der Königin Viktoria ein.

Dem Herrscher, dessen ganzes Interesse seinem seemännischen Beruf und den Seeherrschaftsgebieten zugewendet war, hatte man in England selbst keine tiefergehende Bekanntschaft mit den politischen Verhältnissen der engeren Heimat zugemutet. Die Art, wie er bisher in den Wirrungen des Verfassungsstreits seiner königlichen Rechte gewaltet hat, beweist aber im Gegenteil, daß er mit der Verfassung des Landes und den rechtgeschichtlichen Entwicklungsprozessen, die zur heutigen Krise geführt haben, sehr vertraut ist und auch hier seine Amtsführung auf eine klare, unzweideutige Linie eingestellt hat. Formell ist er keinen Schritt von der sogenannten Viktorianischen Theorie abgewichen, die bekanntlich die Norm aufstellt, daß der König, von dem die Zustimmung zu einer das Reich gefährdenden Handlung oder Gesetzesvorlage verlangt wird, befugt ist, das amtierende Ministerium zu entlassen und ein neues Kabinett zu berufen, mit der Maßgabe jedoch, daß dieses den nötigen Rückhalt in einer Unterhausmehrheit haben muß. Als die Oberhausfrage sich zuspitzte und das liberale Ministerium zuerst das Ansinnen an die Krone stellte, durch einen Pairsschub den Widerstand der Lords zu brechen, wies er die Forderung ab; statt dessen trat mit auf seine Initiative hin die „Round Table Conference" zusammen, in der die Führer der beiden streitenden Lager in kollegialen Sitzungen auf ein Kompromiß sich zu einigen suchten. Da die Aussöhnung scheiterte, verlangte Asquith die Auflösung des Parlaments mit der Begründung, daß ihm bestimmte Garantien für die Beseitigung des Widerstandes der Peers gegeben würden. Jetzt hätte der König das Recht gehabt, das liberale Ministerium zu entlassen und Balfour zu berufen. Er tat das aber nicht, sondern bewilligte Asquith die neuen Wahlen — ohne aber das Versprechen des Peersschubs sich abnötigen zu lassen. Sicherlich sehr wohlweisliche, staatsmännische Über-

legung! Denn, rückt man den Streit zwischen Gemeinen und Lords aus dem engen Lichtfeld des Parteihaders zwischen Konservatismus und Liberalismus heraus und prüft ihn auf seine letzten Zielstrebigkeiten hin, so handelt es sich offenbar um das Problem, welcher Schutz England weiterhin gegen die absolute Macht und Willkür wechselnder Parteimehrheiten gegeben sein soll: eine Sicherung, die bisher noch von allen Staatsgesetzgebern, auch den glühendsten Verehrern der Demokratie, als durchaus notwendig erachtet worden ist, wie es als Beispiel die Verfassung der nordamerikanischen Union mit ihrem dreifachen Ringwall gegen die Parteityrannis-Befugnisse des Präsidenten, des Senats und des Oberlandesgerichts besonders eindringlich zeigt. Insofern hat aber mittelbar der Sturm der Commons wider die Trutzfeste der Lords unverkennbar eine Spitze gegen das Königtum, das eben in Gemeinschaft mit der Pairskammer die Funktionen einer kontrollierenden oberstrichterlichen Instanz zur Wahrung der Minderheitsrechte und der Staatsgrundgesetze ausübt. In den Strudeln solcher Fährnisse hat Georg V. die Rechte des Throns sehr geschickt gewahrt. Hätte er bedingungslos dem Vorgehen Asquiths sich gefügt, so würde das nichts anderes bedeutet haben, als die Anerkennung einer Zwangspflicht königlicher Handlungen nach dem Willen des Kabinetts, während das unveräußerliche Substrat der königlichen Prärogative eben absolute Freiheit der Entschließungen ist und jeder Druck zur Erlangung der Stimme der Majorität, wie es schon von der alten Encyclopaedia Britannica nachdrücklich betont wird, der Natur der Monarchie widerspricht. Vielleicht erweist sich so die Auffassung derer als wohlbegründet, die gerade einem Herrscher von den Eigenschaften des jetzigen Königs es zutrauen, daß er die verblaßten Rechte seines Amts noch nach anderer Richtung verlebendigt und, wenn kein anderer Weg zur Lösung der Verfassungskonflikts sich findet, das Veto selbst in Anspruch nimmt, das zwar seit zweihundert Jahren von seinen Vorfahren nicht mehr ausgeübt, aber deshalb doch nicht obsolet geworden ist, weil nach vielvertretener Rechtstheorie „jedes Element des demokratischen Staats zurück an seine Quelle kehrt, wenn das zersetzte Parlamentsregiment nicht mehr imstande ist, die königlichen Pflichten zu erfüllen.“ Jedenfalls aber ist schon heute das Verdienst Georgs V. nicht zu verkennen, jeder weiteren Entnervung des britischen Königtums durch den „constitutional cant“ Halt geboten und dem monar-

chischen Prinzip die Bedeutung eines unerschütterlichen Pols wiedergegeben zu haben, der die Wiederherstellung der verlorenen Gleichgewichtslage des politischen Organismus sichert und dessen unabhängigen Wahrspruch das ganze Volk vertraut.

* * *

England hatte bislang mit den hannoverschen Georgen, die es nach der Themse zum ausgesprochenen Zweck rief, der Demokratie freie Bahn zuschaffen, kein Glück. Die beiden ersten waren unfähige, vom stolzen Hochadel verlachte Serenissimi, der dritte wurde geisteskrank, der vierte war eine Null. Dem fünften scheint es aufgegeben zu sein, gut zu machen, was die Vorgänger gesündigt haben. Wieviel ihm von seinen hohen Idealen zu verwirklichen vergönnt sein wird, wer möchte es gegenwärtig voraussagen? Aber darüber kann doch schon heute kein Zweifel bestehen, daß seit 1714 Großbritanniens Krone kein Herrscher von gleich gefestigter Männlichkeit, adliger, wirklich königlicher Gesinnung, hohem Pflichtbewußtsein und abgeklärter Weltanschauung getragen hat. In sein Amt eingesetzt inmitten einer Zeit verhängnisvoller politischer Wirren, scheint er wie durch höhere Schicksalsfügung gerufen, das durch schwache Vorfahren vertane Erbgut des britischen Königtums, von dem noch die Jahrbücher Eduards III. stolz rühmen: „tout fut in luy et vient de luy al commencement", wieder zu sammeln und in Flut und Brandung der Parteifeindschaft und -leidenschaft den festen Fels jener menschlichen Ehrfurcht vor der geschichtlichen Staatsordnung neu zu begründen, die der größte englische Dichter den „Engel der Welt" genannt hat.

Heinrich Claß:
Die Aufteilung Marokkos*

Durch die französischen Blätter scholl der Ruf, man wolle wissen, was das Deutsche Reich verlange; dann könne man mit ihm verhandeln; man spricht von „Kompensationen" für uns und liest, daß als solche bald der französische Kongo vorgeschlagen wird, bald ein oder mehrere Häfen an der Westküste Marokkos; es ist auch die Rede von einer neuen Konferenz, und endlich setzt man sich aufs hohe Roß und verlangt, daß vor der Einleitung irgendwelcher Verhandlungen das deutsche Kriegsschiff zurückgezogen werde, damit der der Algesiras-Akte entsprechende Zustand wieder hergestellt werde.

---

* Das Erscheinen des deutschen Kanonenbootes „Panther" vor Agadir hat mit einem Schlage die allgemeine Aufmerksamkeit auf die marokkanische Frage gelenkt; nicht allein die Regierungen der beteiligten Mächte sind durch diese Wendung in Anspruch genommen, die öffentliche Meinuug der ganzen Welt beschäftigt sich eifrigst mit ihr, was um so begreiflicher erscheint, als gegebenenfalls Folgen von der weittragendsten Bedeutnng sich an dies Ereignis knüpfen können.

Einerlei, ob morgen oder nach Wochen oder Monaten die Entscheidung über Marokko fällt, unsere öffentliche Meinung muß sich darüber klar sein, welche Interessen für unser Volk dabei auf dem Spiele stehen, welche Forderungen demdemgemäß erhoben werden sollen.

Der Erörterung dieser Fragen dient eine soeben in J. F. Lehmanns Verlag, München, erschienene Flugschrift, die als Heft 29 der Flugschriften des alldeutschen Verbandes gekennzeichnet ist und durch ihren billigen Preis von nur Mk. 0.50 jedermann gestattet, sich leicht sachlich und dabei doch auf überaus anziehende Art über das aktuelle Tema: „Marokko "zu orientieren. Die Schrift ist verfaßt von dem Vorsitzenden des alldeutschen Verbandes Heinrich Claß, betitelt: „West-Marokko deutsch!" und mit einer farbigen Karte Marokkos versehen. Durch die Liebenswürdigkeit des Verlegers sind wir in den Stand gesetzt, unsern Lesern einen Auszug aus dieser Broschüre zu bieten und zwar denjenigen Teil, in dem Heinrich Claß die Forderungen des Tages aufstellt und die sich aus der Lage ergebenden Möglichkeiten erörtert. Dr. C. K.

Es wird nützlich sein, daß die öffentliche Meinung des Deutschen Reiches die Antwort nicht schuldig bleibe; und wir glauben, sie sollte folgendermaßen lauten:

„Auch wir meinen, daß die Lage in Marokko ganz unhaltbar geworden ist — unhaltbar gerade durch Frankreichs Vorgehen; im Hinblick darauf und auf die zu wahrenden deutschen Interessen sind auch wir der Ansicht, daß Verhandlungen über die Aufteilung des Landes vorgenommen werden sollen.

Bei diesen Verhandlungen muß von vornherein klar sein, daß das deutsche Volk eine Konferenz nicht will; kein „internationales Forum" darf über die deutschen Ansprüche entscheiden, sondern es ist nur mit den beteiligten Mächten zu verhandeln.

Daran, daß unser Kriegsschiff zurückgezogen werde, ist nicht zu denken; verlangt Frankreich dies, so lautet die Antwort, daß dieses und Spanien alle Truppen und Schiffe zurückziehen müssen.

Eine Entschädigung oder Abfindung außerhalb Marokkos, sog. „Kompensationen", sind unannehmbar.

Mit einem Hafen an der Westküste Marokkos, sei er gedacht als Sitz deutschen Handels oder als Flottenstützpunkt, ist uns nicht gedient, sondern wir müssen haben: ein den deutschen Notwendigkeiten genügendes Gebiet, eine Kolonie!

Diese Leitsätze, die, zum Gemeingut unserer öffentlichen Meinung geworden, Berücksichtigung heischen würden, lassen sich einwandfrei begründen.

Zunächst ist klar, daß ein seiner Selbstherrlichkeit bewußter Staat von den Machtmitteln des Deutschen Reiches es ablehnen muß, über die Bedürfnisse seiner Politik andere entscheiden zu lassen. Wir haben den Gedanken der Algesiras-Konferenz dem Fürsten Bülow gegenüber immer bekämpft, und die Lehren von Algesiras haben uns Recht gegeben; aber diese Erfahrungen kommen heute gar nicht in Betracht, weil es sich heute nicht um die Ordnung fremder Angelegenheiten handelt, wie dies hinsichtlich des „souveränen und integren" Marokko um die Jahreswende 1905 auf 1906 der Fall war, sondern um die Gestaltung unserer eigenen Stellung in dem aufzuteilenden Marokko. Darüber haben wir allein zu entscheiden und wir müssen es tun nach Maßgabe des politischen Bedürfnisses, das uns veranlaßt, bei der Aufteilung mitzuwirken, im Hinblick auf

unsere politische Zukunft, in Rücksicht auf die allgemeine politische Lage und gestützt auf unsere Machtmittel.

Ergeben sich bei dieser selbstherrlichen Behandlung der Angelegenheit Widersprüche mit den Bestrebungen anderer Nationen, so werden wir mit ihnen verhandeln und mit ihnen einig zu werden suchen.

Auch der Friedfertigste im Reiche wird heute wissen, daß eine Konferenz von Mächten, die dem Wachstum und dem Ausdehnungsbedürfnis des Deutschen Reiches mißgünstig gegenüberstehen, für uns nur eine Quelle von Verwicklungen sein kann: denn wir könnten uns dem fremden Willen, uns niederzuhalten, nicht unterwerfen, ohne uns aufzugeben; die Konferenz würde also, statt Gutes zu stiften, nur den Anlaß ernstester Auseinandersetzungen abgeben, so daß — abgesehen von der oben dargelegten grundsätzlichen Ablehnung — aus Gründen der Zweckmäßigkeit dagegen aufzutreten ist.

Als beteiligte Mächte kommen Frankreich und Spanien allein in Betracht, da England durch das englisch-französische Abkommen des Jahres 1904 in Gestalt der Überlassung Ägyptens seinen reichen Gegenwert erhalten hat. Mit Frankreich und Spanien werden wir uns leicht einigen können; sollte England sich trotzdem einmischen, so sind seine Absichten klar und über die dann sich ergebende Lage soll später einiges gesagt werden.

Daß die französische Regierung soviel, wir wollen sagen, Selbstvergessenheit besitzen sollte, die Zurückziehung unseres, dem Schutze gefährdeter Reichsangehöriger dienenden Schiffes zu verlangen, halten wir für ausgeschlossen; geschähe es, so gibt es nur eine Antwort: Frankreich und Spanien müssen den letzten Mann aus dem Lande, das letzte Schiff von den Küsten entfernen, und es wird unser westlicher Nachbar dann Gelegenheit haben, seine, von ihm selbst gern gepriesene „Loyalität" zu beweisen. Aber diese Forderung französischer Blätter ist so wenig ernst zu nehmen, daß wir uns damit gar nicht weiter befassen.

Ähnlich steht es mit den großmütigen Vorschlägen, uns mit einem oder mehreren Orten an der Westküste abzufinden oder uns gegen den Verzicht auf Marokko einen Teil oder den ganzen französischen Kongo zu überlassen.

Demgegenüber muß mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden: wenn das Deutsche Reich sich um Marokko bemüht, so geschieht es aus zwingenden Gründen wegen der Zukunft unseres Volkes — nicht um eine „Prestige-Politik“ zu treiben, wie sie in Frankreich gang und gäbe ist, auch nicht um unsere erfreulichen und jedenfalls sehr ausdehnungsfähigen Handelsinteressen zu wahren. Der treibende Anlaß ist die oben dargelegte Notwendigkeit, für unseren Bevölkerungsüberschuß ein Gebiet zu sichern, in dem die abfließenden Volksgenossen als Deutsche unserm Vaterlande erhalten bleiben. Dieser Notwendigkeit kann eine tropische Kolonie nicht dienen — solcher haben wir genug, und wir lehnen den tropischen Kongo dankend ab; daß ein oder mehrere Häfen dem gedachten Zwecke nicht genügen, braucht gar nicht erörtert zu werden.

Zunächst sei auf die militärische Bedeutung des Besitzes eines Teiles von Marokko hingewiesen; dabei ist die Erwägung in den Vordergrund zu stellen, daß Frankreich mit der ernsten Absicht umgeht, bei seinem nächsten Kriege eingeborene Truppen aus Afrika zu verwenden. — Da als Gegner in diesem Zukunftskriege von französischer Seite zweifellos in erster Reihe an das Deutsche Reich gedacht wird, kommt diese Verstärkung der französischen Wehrmacht also in der Hauptsache uns gegenüber in Betracht, und wir haben allen Anlaß, dafür zu sorgen, daß diese Verstärkung nicht eintritt.

Frankreich hat an dem Besitze Marokkos unter diesem Gesichtspunkte ein doppeltes Interesse: Einmal vergrößert es sein Aushebungsgebiet für afrikanische Truppen und zweitens ist durch den Besitz dieses Aushebungsgebietes gleichzeitig im Falle eines europäischen Krieges Algier gesichert, und es kann die ganze afrikanische Mannschaft nach Europa geworfen werden. Dies ist unmöglich, wenn Marokko selbständig bleibt, und erst recht, wenn ein Teil davon deutsch wird; denn in beiden Fällen könnte Frankreich nicht daran denken, auch nur Algier zu entblößen.

Die genauesten Kenner des Landes nun sagen, daß das Menschenmaterial, das Algier und ein französisches Marokko Frankreich gegebenenfalls zur Verfügung stellen könnte, geradezu vorzüglich ist und jedenfalls den einheimischen Soldaten weit überlegen wäre. So betrachtet kann man d[illegible] Beharrlichkeit verstehen, mit der die Franzosen an der Gewinnung Marokkos arbeiten: Es kommt ihnen nicht auf eine „pénétration pacifique“ an, auch nicht auf eine Handels-

kolonie, sondern in der Hauptsache auf die Gewinnung eines an brauchbaren, kriegerischen Menschen reichen Aushebungsgebietes, und daraus ergibt sich sofort, daß wir dieser Absicht entgegentreten müssen.

Das sicherste Mittel hierzu ist aber eine deutsche Kolonie West-Marokko, die Frankreich nicht erlauben wird, eingeborene Truppen nach Europa hinüberzuwerfen.

Von Bedeutung ist ferner die Tatsache, daß ein großer Teil des landwirtschaftlich vortrefflichen Bodens, der für Baumwollanbau wie geschaffen ist, nicht im Privateigentum steht, sondern Maghzen-Land ist, d. h. der Regierung oder dem Herrscher gehört. Die zukünftige Regierung, nach unseren Wünschen also das Deutsche Reich, wäre mit einem Schlage Eigentümer gewaltiger Ländereien, deren Wert für Süd- und West-Marokko ein französischer Volkswirt neuerlich auf 3 Milliarden Franken berechnet hat; sie wäre also in der Lage, eine großartige Siedelungspolitik zu betreiben, bei der in großem Maßstabe praktische Bodenreform angewandt werden könnte.

Welch ein Segen sich hieraus ergeben könnte, braucht nicht geschildert zu werden!

Nicht unerwähnt bleibe auch, daß Süd-West-Marokko ein geradezu wunderbares Klima hat, so daß weite Teile als geradezu vorherbestimmte Heilstätte gegen Lungentuberkulose bezeichnet werden können; die Unterbringung von Kranken dort hätte den großen Vorzug, daß das Klima ihnen stete Arbeit erlaubt und daß, soweit dieser Heilfaktor in Betracht kommt, die beste Gewähr für dauernde Genesung geboten würde.

• • •

Gegenüber diesen politischen, wirtschaftlichen, gesundheitlichen Vorzügen, die den Wert des Landes zusammen mit den oben geschilderten ganz außer Frage stellen, werden nun einige Bedenken geltend gemacht, die der Vollständigkeit halber hier gestreift und widerlegt werden sollen:

Es wird behauptet, daß eine deutsche Besitzergreifung in West-Marokko unser Vaterland schon um deswillen in ein unabsehbares Abenteuer verwickeln werde, weil wir schwere Kämpfe mit den Eingeborenen erwarten müßten. Nichts ist unrichtiger als dies: der Deutsche ist im Lande angesehen, ja beliebt; so verhaßt die französische Herrschaft ist, so sehr wird die deutsche ersehnt, denn man erwartet

Wilhelm Gause:
Sprudelkolonade in Carlsbad

NORD UND SÜD

von ihr Gerechtigkeit und Wohlwollen, Dinge, die auf seiten Frankreichs seiner Kolonialbevölkerung gegenüber ausgeschlossen sind.

Der Sultan selbst ist noch heute ein Freund der Deutschen, und es ließe sich mit ihm unschwer eine Vereinbarung treffen, die ihm gewisse Ehrenrechte und Einkünfte sichert; dann würde sein ganzer Einfluß zugunsten einer deutschen Oberherrschaft aufgeboten werden.

Die Kaids im Lande sind durchaus deutschfreundlich und verläßlich und würden ein deutsches Vorgehen aufs freudigste begrüßen. Man muß sich nun eine deutsche Besitzergreifung in Marokko nicht so vorstellen, daß wir sofort große Truppenmassen in das Land werfen und eine ausgebaute Verwaltung einrichten müßten; im Gegenteil, nur das nötigste von Beamten und Soldaten sollte hinüber, und man müßte es fertigbringen, mit schwächstem Aufgebot die Ordnung herzustellen und zu erhalten.

Nach allen Lehren, die unsere Kolonialverwaltung in 30jähriger Arbeit gewonnen hat, verfügen wir über Beamte, die es verstehen werden, unter Achtung der Sitten und Gebräuche des Landes die Geschäfte zu besorgen, dabei der Mithilfe der Kaids sich bedienend.

Dies Bedenken, in einen Kolonialkrieg verwickelt zu werden, ist also hinfällig, und das Gleiche gilt inbezug auf den Einwand, der jetzt besonders von der sozialistischen Presse geltend gemacht wird: Man behauptet, bei dem Verlangen nach Wahrung der deutschen Interessen in Marokko handle es sich nur um großkapitalistische Machenschaften, die das eigentliche Volk gar nichts angingen. Wie unrichtig dies ist, ergibt sich schon daraus, daß Marokko in erster Reihe als Volksiedelungsgebiet in Betracht kommt — also wirklich dem Volke im weitesten Sinne gewonnen und eröffnet werden soll.

Daß gleichzeitig dasselbe Land durch seinen Reichtum an Erzen und seine Eignung zum Baumwollbau industriellen Zwecken dienen wird, verschlägt an der Hauptbedeutung nichts, sondern hebt den Gesamtwert für unser Vaterland; dies ist bei der wirtschaftlichen Bedeutung unserer Eisenindustrie von vornherein klar und springt auch hinsichtlich der Baumwolle in die Augen, für die wir heute ans Ausland, besonders an die Vereinigten Staaten, rund 500 Millionen Mark im Jahre abzugeben haben.

Erwähnt sei auch, daß wir bei unserem Eintreten für eine Volkssiedelungs-Kolonie in Marokko hie und da dem Einwurf begegneten: wozu? Die alte Heimat ist nicht übervölkert, sie ist menschenarm,

denn der Osten leidet geradezu unter Menschenmangel und die Industrie kommt mit den einheimischen Arbeitskräften nicht aus. Dazu ist zu sagen, daß allerdings zurzeit, um das Menschenbedürfnis von Landwirtschaft und Industrie zu befriedigen, gewaltige Arbeiterscharen aus dem Ausland zugezogen werden müssen; auf diese Weise haben wir an 1½ Millionen Volksfremde im Reiche. Aber das ist an sich ein höchst ungesunder Zustand — und wahrscheinlich ein vorübergehender. Er beseitigt die Tatsache unserer raschen Volksvermehrung nicht, sondern verschärft sie; er schafft die Gewißheit nicht aus der Welt, daß bei der Fortdauer der Volksvermehrung in einem Zeitraum von Jahren, den man fast an den Fingern abzählen kann, die Bevölkerungsspannung unerträglich geworden sein wird.

Und die Hauptsache: Politik treibt man doch nicht von heute auf morgen! Gerade das macht ja den Staatsmann, daß er heute schon das Bedürfnis der Zukunft erkennt und für seine Befriedigung sorgt. Also die unbestreitbare, eigentlich beschämende Tatsache, daß das Reichsgebiet heute für Volksfremde Einwanderungsland ist, spricht nicht gegen eine Politik, die für die Notwendigkeit des nächsten Jahrzehnts Vorsorge treffen will.

Endlich sei noch erwähnt, daß ein wohl sehr enger Kreis, der gewohnt ist, auf Bismarcks Worte zu schwören, von jeder tätigen Marokkopolitik abmahnt, weil Bismarck davon nichts habe wissen wollen; nun, wir Alldeutschen zählen uns zu den getreuesten Verehrern des Toten im Sachsenwalde, aber das kann uns doch nicht hindern, seine Aussprüche als nicht für alle Zeiten und Lagen gültige Gesetze anzuerkennen; daran hätte ein Bismarck nie gedacht, und er, der es aussprach, daß ein Minister nicht nach einem bestimmten Programm regieren kann, hätte es zu allererst von sich gewiesen, daß gelegentliche Aussprüche von ihm, die durch besondere Umstände des Augenblickes hervorgerufen waren, die Wege der deutschen Politik in weiterer Zukunft festlegen oder vorschreiben wollten. Sein Grundsatz war, seinem deutschen Volke zu nützen und, um dies zu können, die Vorteile der jeweiligen Lage auszubeuten. Niemand kann darüber im Zweifel sein, daß die Aufgaben der deutschen Politik seit Bismarcks Rücktritt mannigfaltiger und schwieriger geworden sind — niemand auch, daß die Sorge um geeigneten Volksboden im Vordergrund der Pflichten eines weitschauenden Staatsmannes stehen muß. Ist dies richtig, so wird man sich darüber klar sein, daß Bis-

marck keine Gelegenheit versäumt hätte, die seinem Volke ein Gebiet eingebracht hätte, das dessen Landhunger auf absehbare Zeit befriedigt.

* * *

Wir haben oben die Überzeugung ausgesprochen, daß sich das Deutsche Reich mit den Franzosen und Spaniern leicht über Marokko verständigen kann — und diese Auffassung ist um so zutreffender, als Frankreich genau weiß, daß es auch bei bösem Willen nicht in der Lage ist, es allein auf einen Krieg mit uns ankommen zu lassen.

Also, soweit Frankreich in Betracht kommt, bietet die Regierung keine Schwierigkeiten; solche können erst entstehen, wenn eine andere Macht sich hinter es stellt und zum Widerstand ermuntert. Für diese Rolle kommt, wie uns scheinen will, nur England in Betracht — und in der Tat schickt es sich an, diese Rolle wirklich zu spielen. Denn die Ausführungen, die der englische Premierminister Asquith am 6. Juli vor dem Parlament gemacht hat, bedeuten, des diplomatischen Drum und Dran entkleidet und in schlichtes Deutsch übertragen, nichts anderes, als daß England eine Festsetzung des Deutschen Reiches an der Westküste Marokkos nicht zulassen will; die erste Folge dieser Erklärung war eine Verschärfung der Sprache der französischen Presse, und es kann wohl angenommen werden, daß die französischen Staatsmänner, gestärkt durch englische Zusagen, eine dem Deutschen Reiche unfreundliche Haltung einnehmen werden.

Damit ist die Lage auf einmal ernst geworden, aber es muß mit aller Klarheit ausgesprochen werden, daß die öffentliche Meinung im Reiche hierfür und für alles, was noch folgt, England allein verantwortlich macht. Herr Asquith legt Wert darauf, daß die englische Auffassung nicht mißverstanden werde — antworten wir ihm so, daß auch die unsrige ganz unzweideutig ist:

Falls die Erklärung des englischen Ministerpräsidenten wirklich die Ansicht des Kabinetts widergibt und wenn die Absicht besteht, darnach zu handeln, so wäre damit nichts anderes gesagt, als daß Großbritannien den Deutschen den einzigen Landzuwuchs nicht gönnt, den sie brauchen können und brauchen; es wäre damit gesagt, daß es unsere 65 Millionen und ihre Nachkommen in den engen Grenzen des heutigen Reiches zusammenpferchen will, ohne Rücksicht auf die Folgen für unser Volk; es wäre endlich gesagt, daß es sich damit eine Art Vormundschaft über das deutsche Volk anmaßt.

Wir haben schon einmal die Selbstherrlichkeit des Deutschen Reiches hinsichtlich alles dessen betont, was es zum Wohle seines

Volkes für nötig hält — gegenüber solcher englischen Einmischung muß das Selbstbestimmungsrecht unseres Vaterlandes dreifach unterstrichen werden. Was geht es England an, wenn wir, dem unbestreitbaren Bedürfnis nach Land folgend, uns dort ein Siedelungsrecht schaffen wollen, wo es allein noch verfügbar ist?

Mit welchem Recht will es uns daran hindern? Es fürchtet für seine Weltmachtstellung, wenn wir in Marokko am Atlantischen Ozean sitzen — wie denn im Ernst englische Zeitungen ausgesprochen haben, eine solche Störung des Gleichgewichts der Seestreitkräfte müßte vermieden werden. Wir wollen nicht an Heinrich von Treitschkes entrüstete Worte über Englands Seeherrschaft erinnern — die Frage aber sei aufgeworfen: wie kommt es, daß England die Franzosen an der Westküste Marokkos duldet? Hält es sie für so herabgestiegen von der Höhe einstiger Macht, daß sie ihm ungefährlich erscheinen, während wir als aufsteigendes Reich von ihm gefürchtet werden?

Das wäre an sich für uns ebenso schmeichelhaft, wie für die Franzosen schimpflich, aber wir legen, wo es sich um Lebensfragen dreht, größeren Wert auf gute Behandlung, wie auf freundliche Meinung.

Aber im Ernste: inwiefern soll eine deutsche Kolonie West-Marokko England gefährlich sein?

Wir verfolgen doch dort im wesentlichen wirtschaftliche Ziele: die Gewinnung eines geeigneten Siedelungsgebietes, das gleichzeitig unserer schweren Industrie Erze liefern soll, in dem wir Baumwolle erzeugen wollen, das zum Absatzmarkt unserer heimischen Erzeugnisse entwickelt werden soll.

Was haben alle diese Dinge mit Machtpolitik zu tun? Wie sollen sie das Gleichgewicht der Seestreitkräfte stören können, das zudem gar nicht besteht, da England zur See unbestrittene Vormacht ist?

Es mag sich beruhigen: niemand im Deutschen Reiche denkt daran, in Marokko Flottenstützpunkte einzurichten. Man übersehe doch nicht, daß die deutsche Flotte gar nicht in der Lage ist, dorthin einen Teil ihres Bestandes abzugeben — dazu ist sie viel zu schwach, und wird sie auch nach der Durchführung des Flottenbauplanes zu schwach bleiben.

Wir können uns nicht denken, daß der Admiralstab und das Reichsmarineamt ein solches Zerreißen der deutschen Flotte zugeben

würden, wenn es von anderer Seite beabsichtigt wäre, und sind überzeugt, daß alles, was von deutschen Schiffen nach der Westküste Marokkos käme, nur Polizeizwecken dienen würde — also kleine Fahrzeuge, die überhaupt im Sinn der angeblichen englischen Besorgnis nicht in Betracht kommen können.

So liegen die Dinge, und es ist klar, daß die englische Furcht vor einer Störung des Gleichgewichts zur See gar nicht ernst zu nehmen ist — sie ist nur ein Vorwand und soll eine neue Hemmung unserer kolonialen Entwicklung begründen, wie wir sie von England gewohnt sind seit dem Tage, wo Bismarck uns die ersten Gebiete über See gewonnen hat.

Aber England darf nicht darüber im unklaren gelassen werden, daß die deutsche Geduld auch ein Ende haben kann, daß sie ganz gewiß ein Ende haben wird, wenn man unser Vaterland an dem Erwerb einer Kolonie verhindern will, die unser Volk zur Sicherung seiner Zukunft gebraucht.

Jedenfalls wird Frankreich, wenn es sich, für seinen wahren und dauernden Vorteil blind, von England zu englischen Zwecken mißbrauchen lassen will, darüber nicht im Zweifel sein können, daß das Deutsche Reich gegebenenfalls sich zuerst an das benachbarte Frankreich halten wird.

Wenn wir von solchen Möglichkeiten gesprochen haben, so geschah es allein in der Abwehr gegen die unfreundlichen Absichten Englands und um den vollen Ernst der sich ergebenden Folgen zu zeigen — es braucht und soll nicht betont werden, daß wir eine friedliche Lösung wünschen, wenn die berechtigten Ansprüche unseres Vaterlandes dabei gewahrt werden.

Und allen denen, die eine lange Fortdauer des Friedens wünschen, sei gesagt, daß das Deutsche Reich, jetzt 40 Jahre lang seine Friedensliebe beweisend, nur einen Anlaß zum Angriffskriege haben kann; dann, wenn seine Grenzen zu enge geworden sind und wir Land haben müssen für unsere Volkszahl; wenn unser Landhunger dann nicht befriedigt wird, müßte das Schwert helfen. Not bricht Eisen. Wer uns heute dazu hilft, in Marokko ein Siedelungsgebiet für unsern Bevölkerung-Überschuß zu bereiten und auszubauen, schafft die sicherste Gewähr dafür, daß in absehbarer Zeit die Welt vom deutschen Volke keinen Angriffskrieg zu befürchten hat.

Adolf Grabowsky:
Reise

Erst in Marseille. Die Tortajada tanzte. Ein riesiger Raum — Menschen und Tabaksqualm. Mühsam durchbricht das Feuer der Bühne den Nebel. Da: ein bunter Glanz in tosenden Schwingungen — die Tortajada. In den dumpfen Saal wälzt sich das Fieber. Plötzlich . . . ein Gekreisch, dann ein Angstschrei, wild und zerrissen, dann Murmeln, Gelaufe, Verwünschungen, Zerren — eine schwarze Masse. Das kommt alles her oben vom zweiten Rang. Ja, da, nächst der Bühne — in einer Loge — was ist? Oh, ein Dolchstich, zwei Liebhaber, der eine scheint tot. Die Frau sitzt daneben und steckt sich verwirrt das Haar; sie lächelt ein bischen traurig und ein bischen geschmeichelt . . . und steckt sich dann wieder das Haar. Polizei, eine Bahre für den Toten, auch die beiden anderen verschwinden, die Tortajada tanzt weiter . . . Rasen und Fieber.

In Porto. Eine verfallene Bude hoch oben dicht an dem höchsten Steg der riesigen Eisenbrücke über den Douro. In den Fenstern loht die verkrümmte Stadt mit geilen Farben. Ochsengespanne schieben sich vorüber und Maultiere trotten. Tinken wir den Wein des Dourotals! Ich nehme Dich mit, kleines Mädchen mit den seidenen Strümpfen. Ich nehme Dich mit, weil Deine Strümpfe so zerrissen sind, kleines Mädchen! Hopp, hopp, Du bist Pferdchen, Deine sonnigen Haare sind die Zügel. Werfen wir uns doch in all die Sonne, kleines Mädchen!

Und wir sind draußen. Meine Sinne behämmert die schwere Luft. Nun auf die Brücke, renn doch, renn doch! Immer tiefer, durch Winkel über Treppen, über Märkte und durch enge Verschläge. O — der Hafen — Du, der Hafen! Da sausen hinter uns Steine — einer mir an die Hand, einer an den Kopf . . . Ach, Du bist getroffen! Aber ich werde Dich . . . Gott — schwüles Blut . . . Die

Schwüle erdrückt mich . . . Als ich erwache, bin ich in irgend einem schmutzigen Haus, ein paar zerlumpte Menschen um mich herum. Danke, mir ist gut . . . Wo ist die Kleine? Ihr wißt nicht . . . Also verloren . . . Danke . . . da nehmt.

Madrid. Nähe der Calle de Toledo, weit ab vom Fremdenviertel. Auf der winzigen Bühne drei Cancaneusen. Landestänze will man nicht, nur Cancan. Und bei den Dreien verfliegt der Körper zu einem Wirbel der Beine. Was soll das Hirn, wenn die Beine flackern, was soll Seele und Sehnsucht — alles Fülle — Erfüllung. Bachanal, tanzt, holt Euch die Weiber! Man stürmt auf die Bühne, reißt sie herunter, man hebt die Stühle, wirft die ins Freie. Die Weiber brennen in seidgem Rot! Weg die Kleider, ab mit den Fetzen! Jetzt glühen die drei nackten Leiber durch den Raum. Sie taumeln wie Bälle, fiebrig und weich. Man will an die Leiber, man sucht, man tastet. In meinen Armen plötzlich die eine. Sie drängt mich hinaus, haben, haben! Aber Du bist nackt. Ach, gib mir Deinen Mantel. Da stehen schon Wagen. Hinein, hinein! Regen beginnt. Durch tote, steile Straßen gehts langsam fort. Der laue Regen tropft auf das Wagenleder. Im Halbschlaf singt der Kutscher. Das Fieber fällt ein . . . Du zuckst nur noch leise. Dann frierst Du ein wenig. Nacht, Regen, Stille und breite Straßen. Ich kann nicht mehr. Das ist der Schüdderump, der Leichenkarren. Du bist tot. Ich kann nicht mehr. Behalt Deinen Mantel, da hast Du einen Schein, da Kutscher, Du auch. Fahrt, schlaft, seid tot bis ans Ende der Welt. Ich kann nicht mehr. Ich renne, renne . . . . . Straßen auf und ab, Stunden im Regen. Ist das die Puerta del Sol? O . . . mein Hotel! ein dicker Portier, Teppiche, mein Zimmer.

Das blaue Meer. Algeciras. Der Felsen von Gibraltar trotzt in die Luft. Drüben wellen sich die marokkanischen Berge. Im Garten des Hotels Christina lichtester Friede. Leise regen sich Palmen und Schaukelstühle. Der Morgenwind spielt mit Euren Haaren. Ich denke, Ihr seid zwei Schwestern. Die Kleine umfängt in Zartheit die Große, beide aber haben die sicherste Grazie und schmiegsamste Eleganz, die für uns Schönheit sind. Vom Meere duften leichteste Nebel. Es ist wie Morgenfrühe der Menschheit, vereint mit Luxuszügen und Zigeunerkapellen. Über den Wassern da raufen sich die Kabylen, und Euch umschmeicheln weiche Seiden=

gehänge von Paquin oder Worth. Als die Kleine einem rosigen Schmetterling nachtollt und ich ihn fange, werden wir einander bekannt. Ihr seid also aus Newyork und keine Geschwister; Mutter und Tochter, sechsunddreißig und sechzehn. Der Vater auf der Dollarjagd niedergebrochen. Sehr angenehm — ich meine, die Bekanntschaft mit Euch. Darf ich mich zum Lunch an Ihren Tisch setzen? Ja? Tausend Dank!

Und wir durchwachen und durchträumen das Land. Dampfen über die Bucht nach Gibraltar und starren dort in den ausgehöhlten Bergen den Kanonen in die breiten Mäuler. Drängen uns vorbei an johlenden Matrosen, pendelnden Juden und feierlichen Marokkanern. Streichen über das neutrale Gebiet in die spanische Stadt La Linea, das schmutzigste Nest, das ich jemals gesehen habe. Mich umzittert heimlichste Liebe. Und Ihr beiden — liebt Ihr einander? O, sehr — und haßt Euch und belauert Euch und ängstigt Euch und beneidet Euch. Ich aber habe Euch lieb mit gleicher Liebe.

Der Lloyddampfer nimmt uns auf. Kein Wind, keine Welle, nur Sonnenglühen. Hoch auf dem Sonnendeck, fern in dem Trubel des Schiffes, halte ich Dich, Du Kind; jedes Jahr Deiner sechzehn Jahre bekommt Küsse, weil es Dich hat leben lassen. Über uns flirrt der Rauch des Schornsteins in den Himmelsglast. Auf der blaustrahlenden Fläche da unten sieht man ein paar fleckige Strudel und ahnt dort Tümmler im Liebesspiel. All das Sommerleuchten schauert in Deiner Schlankheit. In Deinen Augen sprüht das Geglitzer der reichen Luft. Da höre ich neben uns einen leisen Schrei, fein und doch schreckhaft: Deine Mutter. In ihrem fahlen Gesicht bäumen sich weißliche Adern. Und macht ein paar schwere, hoffnungslose Schritte nach dem Geländer zu und tastet mit zitternden Fingern über das Eisen. Aber da hängst Du Kleine Dich an die Mutter, wie vordem an mich, und küßt sie wieder und wieder, strömend von Liebe und weicher Demut. Dann lachen wir alle drei, und das Kind läuft zu mir und zur Mutter, hin und her, und küßt uns beide. Umarmt Euch doch, sagt sie dann einfach, und jagt hinunter in die Kabine.

Weiter gleitet das weiße Schiff. Eine Riesenkirche schimmert auf, aus lauter Marmor: irgend ein Kap Sardiniens. Auf meinem Schiffsstuhle liege ich, überglänzt von zwei Augenpaaren. War mir schon einmal so heimlich im Leben!

Schiffe, im Schlaf und im Wachen, in farbigen Haufen schmeichelnder Lavadunst, bröckelndes Gassengewirr, tausend flatternde Fahnen aus Wäsche, geschminkte Jungens in der Galerie, Bertoliniterrasse mit bridgespielenden Ladys, mißvergnügte Herzoginnen in aufgepinselten Staatskarossen. Deutsche Hochzeitspaare auf Capridampfern, seligste Aussicht vom Posilipp, der farnesische Muskelmann oder Herkules, Nächte über dem funkelnden Golf — Neapel. Ihr wollt nach Viareggio ins Seebad; ich muß aber zurück nach Deutschland, nach Berlin. Kommt doch mit — bitte. Ihr habt einen kleinen Schauder vor der Stadt der preußischen Garde. Die Sache ist nicht so schlimm, kommt nur und seht!

Der schwüle Rauch der Kampagna mit ihren Hirtenfeuern in gelber Dämmerung, die hochmütige Üppigkeit der Peterskuppel, der Trasimenische See, flach und umwittert vom lautlosen Toben der Geisterschlacht, die herbe Fülle der Domkuppel Bramantes, die Ringmauer um Ferrara, aus der geisterhafte Straßen zwecklos laufen — alles das zieht vorüber. Bevor wir die Alpen übersteigen, sollen dem Gardasee noch ein paar Tage gehören. Da steht in Brescia vor dem Herkulestempel das strampelnde Automobil eines Freundes. Er selbst kommt gerade die bewachsenen Tempelstufen herunter und bittet uns in aller Freundlichkeit, doch auf seinem Auto mit nach Berlin zu fahren. Sehr gut — wir nehmen an.

In der Lombardei mattgrüne Dumpfheit. Dann mit 60 Pferdekräften hinauf zum klaren Eis des Brennersees, in Sausen wieder hinunter, in die deutsche Maienfrische hinein. Euch ist etwas kalt, nicht wahr? Aber der Mai ist unser schönster Monat. Wir frieren ein bißchen, wenn wir uns freuen.

Aus München eraffen wir ein paar Leute: friesische Maler üben sich fleißig im Bajuwarisch, und von Reiterkasernen dringen aus plumpen Bäffen schmelzende Lieder. Franken in rötlicher Helle, Sachsen fett und eben, die Mark von schwerem Kieferndust überweht — hört Ihr das ungestüme Rattern der Luft? Wir kommen gegen Berlin.

Kleine Villen, an die kleine Gärten sich ducken, ohne Ende. Später hier und da mitten in sandigem Feld lange Häuser, dürr und frostig, weiter aufmarschbereite Gebäudekolonnen mit lustigen Blumen, Kanäle, Brücken, Gewühl, die festlichen Linden, Spring-

brunnen, durchglitzert von weißem Licht — wir halten: das Hotel. Adieu für morgen, ich hole Euch ab.

Seht, da scheint eine schämige Frühsonne in Eure Staatsgemächer, Ihr seid schon fertig, also dann vorwärts! Ihr hört: ich spreche schon etwas ferniger als auf dem Mittelmeer. Aber Ihr müßt zunächst einmal laufen, sonst fängt Euch nichts.

Über die Linden zum Zeughaus. In großen Formen fest auf der Erde, aber alles niedrig, nicht ins Weite langend, alles beherrscht — und dazu als Letztes, als die Schlußsteine, als das Äußerste: die Masken sterbender Krieger. Das ist Preußen. Dagegen das Schloß: vielfach geglätteter, viel hofmännischer, viel kosmopolitischer. Ihr müßt nämlich wissen, Preußen ist nicht hofmännisch und nicht kosmopolitisch. Nur am Spreefluß, wo der graue Turm sich mit der grünen Haube gerüstet hat, gebietet die Mark, die Mutter Preußens.

Nun aber folgt mir die Spree entlang. Hilflos niedersinkende Häuschen, armselige Paläste mit Straßentreppen, Badeanstalten und platte Kähne, bestreut mit sandigen Kartoffeln. Aus den Fenstern schwirrt das Kritzeln von Federn auf Kontobüchern. Leer hallt durch silbrige Luft das Tippen der Schreibmaschinen. Man hört fettige Kommandotöne, und sieht ab und zu oben ein mageres Fräulein, mit ängstlichen Augen die Wurst von ihrer Butterstulle schlingend — ihr dünnes, helles Haar vergreist in der Morgensonne. Ein massiger Kerl mit praller Botentasche hüllt uns in einen Dunst von Lagerbier. Ältere Herren führen aufgeregt ihre brillantenbesetzten Hände mit den abgerissenen niedrigen Nägeln auf den gegenseitigen Beleibtheiten spazieren. Ein humpelnder Bengel spielt mit einem gelben Köter Diabolo.

Licht und fremd geht Ihr an allem vorbei, erschreckt und ernüchtert. Auf Euren Hüten hocken stumme bunte Vögel, die zerquält hinausstarren aus gläsernen Augen. Eure jubelnden Schleier krümmen sich in der engen Welt.

Da plötzlich Leben und Raum. An den Mühlengebäuden vorbei jagen die unaufhörlichen Kavalkaden der elektrisechn Bahnen. Tausend Menschen laufen hin und her in starrer Erregung. In ihren Gehirnen dehnt sich das Tier, das schreit — nach Gelde schreit. Seine Augen vermischen sich mit den ihren. Ein grünlicher Schein bricht wie aus Höhlen hervor und schlägt in fiebriger Fahlheit in

die Glitzerluft. Jedem ist der andere ein Hemmnis, das er vernichten will. und doch rennt jeder an dem anderen vorbei, hastig, teilnahmslos, ohne aufzusehen. Ihr lächelt beide — ein beruhigtes Lächeln: Wie in Newyork.

Drei Schritte davon ein neuer Wechsel. Tausend kleine Böte sonnen sich schläfrig auf breitem Wasser. Dicke Fischkästen glucksen hin und her. Vorsichtig wippen schmale hölzerne Stege über beglänzten Fluten. Fern und beinahe wie im Traum tönt das Surren der Straße in die behäbige Stille. Enge Höfe mit Holperpflaster haben sich schüchtern — glückselig verdöst vom ewigen Starren in den Fluß. Das alte Fischerdorf Berlin.

Wir gehen weiter und im Nu schwingt Rauch und wütendes Fauchen über die Luft. Auf massigem Unterbau rattert ein Zug. Und unten brüllen kohlenhungrige Dampfer, an die gehorsame rote und blaue Kähne gefesselt sind. Und hinten leckt gierig aus einer Wildnis von Schornsteinen ein fressendes Schwarz den lichten Himmel. Seltsam — nicht wahr? Still genügsamer Seenfriede und mächtiger Ruf unersättlicher Arbeit. Aber genug für jetzt — Ihr seid müde. Wir frühstücken im Hotel und sehen dann mehr.

Des Nachmittags führen uns zwei vornehm tappende Traber ins Freie. Da: der Tiergarten. Ein grüner Traumwald, sonnig und überschimmert. An seinem Rande Landhäuser von leichter Strenge, mit kleinen, lautlosen Parks — umzittert vom Wehen der riesigen Stadt. Hinunter den Kurfürstendamm, Haus an Haus in flittrigem Wulst. Die Halenseer Brücke, tief unten das Heulen verzauberter Lokomotiven. Die karge Sinnlichkeit der Grunewaldvillen beginnt. Endlich Hundekehle: der Wagen mag warten.

Am Grunewaldsee. Dumpf und schwarz stehen die Kiefern gegen einen brandigen Himmel. Schüchtern steigt dünnes Schilf in totgraues Wasser. Die harten Mauern des Jagdschlosses schieben sich drüben vor, böse versteint in hundertjährigem Trotz. Drei Krähen breiten Traurigkeit aus mit ziehenden Flügen. Kühl und weit geht oben eine bläßliche Sichel.

Und dann vertanzt sich alles in Flammen. An die dürren Stämme heran jagen tausend Sonnenfackeln. Der schmale See brüllt auf, trunken vor Glut. Den schmutzigen Ufersand krümmen die Feuer. In letzter Lohe tobt der Wald.

Das Rot ermattet. Aus Euren Haaren fällt die Helle zu Boden und wird verschlungen. In fahler Öde steht Ihr da — verwirrt. Eure nackten Hände wollen sich wieder bekleiden. Und da . . . da zuckt etwas leuchtend über die trübe Luft. Du hast den Smaragd heute genommen, Mama, sagt das Kind. Ja — o, an Deiner rechten Hand — am Mittelfinger blitzt ungeheuer in scharfwildem Grün der teuflische Stein. — Ich habe den Smaragd heute genommen, sagt sie zu mir. Du sahst ihn noch niemals. Wir schweigen zitternd. Das grüne Gift frißt an unserem Blut. Du kennst die Kraft des Smaragds? frage ich. — Welche Kraft? — Daß er bei Sonnenuntergang die Seele dessen freilegt, der ihn im Ringe hat. — Ich wußte nichts davon.

Wir schweigen zitternd. Das tolle Grün zerreißt die Mauern vor Deiner Seele. Stück fällt um Stück. Genug, genug: Du kannst nichts mehr bergen.

Wir schweigen zitternd. Mazeppa, der angeschnürt an das Pferd nackt über ungeheure Schneefelder getragen wird. Der Freiherr von Trenck, unendliche Jahre Tag um Tag sein Kreuz in die Kerkerwand ritzend. Das trächtige Weib, den schweren Schlag des Henkers über dem Haupt — das ist Deine Seele.

Und Du weißt das und Du schämst Dich.

Wie bist Du merkwürdig, Mama, sagt fröstelnd die Kleine und versucht zu lachen. Dann siegt ein Verlangen in ihr, und sie bittet mit leisem Jubel: Mama, gib mir einmal den Ring. Ich will ihn aufsetzen.

Du . . . Du . . . Ich gebe ihn nicht. Ich gebe ihn nicht. Du . . . o, gemein . . . Du! Und die Mutter schleudert krampfgeschüttelt die Hand mit dem Ring hoch in die schwarze Luft. Ihre Augen umdämmern schattenhafte Runzeln.

Gut. Es ist auch zu spät. Die Sonne ist unter.

Ich rede nicht. Ihr redet nicht. Wir tasten uns durch den drohenden Wald zum Wagen.

Näher der Stadt höre ich langhin ein paar Worte: Ich möchte in Lärm. Wir lassen den Wagen und steigen zur Untergrundbahn hinab. Der Zug stößt sich durch die Erde, klettert mit eiligem

Schnurren in die freie Luft und gleitet wieder in krachende Höhlen.

Am Leipziger Platz flattert grellweißes Licht über einsame Bosquets von tiefem Grün. Die Leipziger Straße kreischt auf unter der gehäuften Last von Straßenbahnen und Wagen. Das Gewühl kocht hitzig in treibenden Wellen. Und wir gehen aneinander gedrängt, aus Angst, uns zu verlieren, und aus Kälte. Und wir kaufen Hüte, Sonnenschirme und Konfekt und sprechen von Hüten, Sonnenschirmen und Konfekt. Dann begleite ich Euch zum Hotel. Ihr seid mir verschollen seitdem.

Wie der Rauch —

Wie der Rauch, wenn abends kein Wind mehr weht,
Ganz still und steil zur Höhe steigt,
Will ich sein, wenn mein Tag zur Neige geht
Und die wilde Stimme der Sinne schweigt.

Das ist der Ruhe schönstes Bild,
Wie er dem Dache sanft und stet
Frei von des Herdes Glut entquillt,
Bis er im blauen Dunst verweht.

Reinhard Koester.

Maria Janitschek:
Heimweh
Roman.

„Dieser König, von dem sie sagen, er wäre nicht nur ein König, sondern auch ein großer Mensch!"

„Wer sagt das?"

„Alle, Euer Freund Tyrell und —"

„Der ist freilich eine gute Quelle! Tyrell! Ich leugne nicht, daß er der beste Schütze in England ist, aber das ausgenommen —"

„Ist er wirklich ein so guter Schütze?"

„Wie sollte er nicht, da er selbst Euer Herz zu treffen verstanden hat."

„Ja, wahrhaftig." Alberetas Gesicht bedeckt sich mit leiser Glut, „er hat mich ganz zur Gefangenen gemacht. Wußtet Ihr den Grund weshalb, Ihr würdet Euch gestehen, daß selbst Eure so unfehlbar scheinende Weisheit des Irrtums fähig ist."

Aquis blickt überrascht auf die Gräfin, die angelegentlich die Saaldecke betrachtet, um die aufsteigenden Tränen zu verbergen.

„Sein Vater soll ein Held gewesen sein, kühn und unerschrocken und voll großherziger Antriebe."

„Sein Vater? Ich habe ihn nicht gekannt, da er in Frankreich lebte."

„Wie denn? Er lebte doch nach der Eroberung des Landes hier."

„Ach des Königs Vater meint Ihr! O der! Ja, der war großherzig über die Maßen."

„Nicht?"

„Gewiß, ein Wunder an Großherzigkeit. Seht wie schlank Tyrell wird, wenn er in des Königs Nähe kommt. Eben hat er sich durch eine kleine Lücke zwischen Flambard und Meulant an seine Seite gedrängt."

„Mich dünkt, doch nein. Seht Ihr meinen Gemahl nicht?"

„Ich erblicke ihn nirgends. Er wird im Nebensaal sein und sich ein Glas Wein geben lassen. Wollt Ihr zu ihm?"

„Ja, mich schmerzt der Kopf, ich möchte heim."

Aquis sieht sie an. „Wir haben zu ernsthaft gesprochen, das tut Damen nicht gut."

„O Aquis, wie müßt Ihr unglücklich sein, daß Ihr so verbittert seid. Habt Ihr keine Frau?"

„An diesem Hof keine Frau? Nein, vor dem Glück bin ich bewahrt geblieben."

Er hat nicht unrecht, denkt sie bei sich.

Einige Zeit später saß sie in dem großen, ungeschickt gebauten Wagen, den der unebene Boden fürchterlich hin und her warf.

Troarn, steif und gerade, saß an ihrer Seite, sein gewöhnliches Grinsen um die Lippen. Er tastete im Dunkel nach ihrer Hand, fand sie nicht und rührte sich nicht weiter.

Bei einer scharfen Wendung der Straße neigte sich die Kalesche und Alberetas Wangen berührten sein Gesicht.

Da spürte er, daß sie naß von Tränen waren.

* *
*

Unter Sturm und Regenschauern war der März gekommen.

Der König hatte vielfache Anstrengungen gemacht, um Geld zu neuen Unternehmungen zu erhalten und sich mit seinen Ministern überworfen. Mitte März verbreitete sich das Gerücht, er wäre erkrankt. Man dachte zuerst, es würde nichs von Bedeutung sein, denn Rufus Gesundheit hielt seiner Verwegenheit die Wage. Er, der jeder Gefahr ins Gesicht schlug, fürchtete den Tod nicht, der bekanntlich solchen Leuten höflich aus dem Weg geht.

Da kamen Boten zu Fitz Haimon geeilt. Der König verlange nach ihm, es stünde schlecht mit ihm. Robert Fitz warf sich auf sein Roß und jagte nach Glocester, wo sich gerade das Hoflager befand. Unterwegs begegnete er der Sänfte Flambards, der besorgt und erschreckt drein sah. Er teilte Haimon seine Bekümmernis mit, und daß des Königs Zustand ein ernstererer wäre als man allgemein annahm.

Der Lord, in der Burg angekommen, durcheilte die Flucht der königlichen Gemächer. Vor der Tür des Krankengelasses stand eine

Gruppe ratloser Menschen. Meulant kam eben heraus, die Stirne kraus gezogen, machte auf Haimons Frage eine abwehrende Handbewegung und ging stumm an ihm vorüber. Zum Teufel mit Euren Mienen, dachte Haimon. Ein Rufus erliegt nicht wie ein Siebenmonatskind dem ersten Ansturm des Todes.

Haimon trat ein und beugte sich über den Kranken, der zwischen Kissen auf dem Bette ruhte und röchelte. Die Ärzte und die übrigen Anwesenden traten zurück und ließen die beiden Freunde allein.

„Sir." Der Lord faßte die kalte Hand des Kranken und rang nach Worten. „Was ist's mit Euch, sprecht!"

Der König richtete den Kopf empor und riß die Augen auf, die schauerlich aus dem bleichen Gesicht hervorstarrten. „Ich seh Dich nicht, Robert." Ein Zug großer Seelenangst lag in seinem Gesicht. Haimons Wangen entfärbten sich vor Schrecken.

„Es wird nichts Ernstes sein, Sir. Erinnert Euch, auch Euer Oheim verlor einmal auf der Jagd das Gesicht und erhielt es wieder."

Rufus krampfte die Faust auf der Bettdecke zusammen und rang nach Atem.

„Das ist . . . der Tod. Gib mir . . . nein! Ach!" Der wuchtige Körper des Königs versuchte sich im Bette zu erheben.

Haimon legte den Arm um seinen Nacken.

„Sir, was soll ich Euch geben? Alles, was Ihr wünscht, wird geschehen."

„Hol' mir einen Priester."

Haimon blickte bestürzt den Freund an.

„Einen Priester, Sir? Eure Hofkapellane stehen vor der Tür."

„Einen Priester," stieß Rufus hervor, „bei den Erinnerungen an Deine Kinderzeit, hol mir einen Priester."

Da begann Haimon zu begreifen.

„Sir, Ihr sollt einen Priester haben, geduldet Euch nur ein wenig. Ich will Boten an ihn schicken, nein, ich selbst will ihn Euch holen."

Die verdunkelten Augen des Sterbenden richteten sich dankbar auf Haimon.

„Es ist der Abt von Bec, Sir, der seit einigen Tagen in der Nähe auf dem Landgut eines meiner Freunde weilt. Ihr habt ihn übrigens schon kennen gelernt. Ihn will ich Euch holen, geduldet

Wilhelm Gause:
Hans Heiling

Euch kurze Zeit. Bald sind wir da."

Haimon eilte hinaus.

Im Augenblick als er das Lager des Königs verließ, drängten sich Ärzte, Freunde, Geistliche, Würdenträger herein. Ein Wort lag auf aller Lippen, aber keiner wagte es auszusprechen. Es konnte nur Gift gewesen sein, daß den König dem Tode nahe brachte. Aber wer gab es ihm? Unsichere Blicke kreuzten sich, finsterer Verdacht faßte Wurzel.

Indessen bildeten sich Tropfen eisigen Schweißes auf des Königs Stirn. Die halbgeöffneten Augen blickten bewegungslos vor sich hin. Was in seiner Seele vorging, wußte niemand. Man hatte ihm Arzeneien eingeflößt, er gab sie wieder von sich, man hatte ihm Blut entzogen, aber das Röcheln seiner Brust war nicht besser geworden, nun haben sie ihm eine belebende Mixtur eingeflößt, ihn in ausgekühlte Tücher gehüllt und warten auf den Erfolg ihres Versuchs. Boten sind zu seinen Brüdern geeilt, um sie zu benachrichtigen.

Schließlich wird einer und der Andere der Anwesenden müde, sie entfernen sich ins Nebenzimmer und flüstern sich dort weiter ihre Vermutungen zu.

Nur zwei Ärzte sind bei ihm geblieben und sein ältester Diener kauert am Fußende des Bettes. Der eigentümliche Duft verlöschender Wachskerzen erfüllt den Raum und mischt sich mit den scharfen Gerüchen der Medizinen, die angewandt worden sind. Ein fahler Strahl des unfreundlichen Märztages stiehlt sich zwischen den schweren Vorhängen herein. Von Zeit zu Zeit öffnet sich geräuschlos die Tür und einer oder der andere aus des Königs nächster Umgebung wirft einen forschenden Blick auf das Bett und zieht sich bekümmert wieder zurück. Draußen in einem der Gänge lehnt Tyrell, das Gesicht an ein Fensterkreuz gedrückt. Ihm ist elend geworden beim Anblick des Königs. Er hat noch nie jemand sterben sehen, der sonnige Tyrell. Als seine Eltern hingegangen sind, haben ihn weiche Freundeshände fortgezogen. Wie häßlich der Tod ist! Aber m u ß es der Tod sein?

Da eilt einer der Diener aus den innern Gemächern heraus. Tyrell tritt ihm erschrocken in den Weg.

„Was soll's? Wohin?"

„Lord Haimon suchen. Der König hat wieder einen Anfall gehabt und ruft nach dem Lord. Es ist schrecklich anzusehen . . . .“

Stunden auf Stunden verrannen, lange, bange Stunden. Rufus Befinden verschlimmerte sich, seine Kraft nahm ab. Kein Mensch, kein Arzt und Berater vermochte zu helfen.

Endlich, als schon alle das Schlimmste befürchteten, stießen die Wächter ins Horn. Sie hatten den Ersehnten erspäht, der mit seinen Begleitern auf der Landstraße daherjagte. In großer Eile kam Fitz Haimon in die königliche Burg gesprengt. An seiner Seite befand sich ein hochgewachsener, dunkelgekleideter Mönch. Nach flüchtiger Vorbereitung betraten beide das Krankenzimmer. Haimon entfernte sich bald und ließ seinen königlichen Freund mit jenem allein.

Draußen im Vorzimmer fiel er erschöpft in einen Sessel und ließ sich heißen Würzwein reichen, um die erschlafften Lebensgeister wieder zu erfrischen. Er antwortete auf kein Wort, das man an ihn richtete, selbst Flambard antwortete er nicht, der ihn mit einer Flut teilnehmender Fragen bedrängte.

Als die Zeit, in der die Beiden drinnen allein geblieben waren, allen zu lang erschien, öffnete Hursly, des Königs erster Leibarzt, die Tür und sah ins Gemach.

Der Abt van Bec saß in regungsloser Stellung am Lager des Königs. Rufus hatte sein Haupt in dessen Hände gebettet und schlief ruhig.

Hursly erkannte mit einem Blick die Veränderung im Befinden des Königs und verkündete draußen die frohe Nachricht.

Am Morgen durchliefen Herolde die Straßen von Glocester und machten das Gnadenedikt ihres Herrn, des Königs kund. Die Gefangenen vertauschen ihre Kerker mit der Freiheit, ein Schuldenerlaß wird ausgeschrieben, den Klöstern und Kirchen das geraubte Eigentum wieder ersetzt. Das wäre nur der Anfang. Noch viel mehr Vergünstigungen ständen bevor. Das Volk jubelte, ließ die Arbeit ruhen und machte Feiertag. Es warf sich in seine schönsten Kleider, zog vor die könglíche Burg und ließ den Herrscher leben, der plötzlich so gnädige Impulse gehabt hatte.

Der Abt van Bec wurde mit Aufmerksamkeit und Dankbarkeit überhäuft.

Ihm war wenig an diesen Ehrenbezeugungen gelegen. Die Vorarbeiten zu seinem nächsten Buch gingen ihm im Kopfe herum und während ihm Huldigungen dargebracht wurden, weilte sein Geist in dem stillen Bec, nach dem er immer, so oft er es verließ, tiefe Sehnsucht empfand. Während eine andere Persönlichkeit, die so mit Ehrenbezeugungen von König und Volk überhäuft wurde, Mißtrauen im Kreise der Würdenträger der Kirche erregt hätte, vergönnte man sie gern diesem Mann, dem man die Geringschätzung alles Äußerlichen von der Stirn ablas. Seine Bescheidenheit und Güte überhörte alle Dankesworte; er war hierher an das Bett des Königs gerufen worden, der König war auf dem Weg der Genesung, nun wollte er wieder gehen. Doch Haimon, Meulant, Flambard und die Bischöfe, die um das Krankenlager des Herrschers beschäftigt waren, dachten anders.

Als Rufus sich zum erstenmal in den Kissen aufsetzte, traten sie zu ihm und hatten eine lange Unterredung mit ihm. All den Gnadenerweisungen, die er seinem Volk gegeben hatte, sollte er noch die letzte hinzufügen und den bischöflichen Stuhl in Canterbury besetzen. Das Bistum sei ganz verwildert, seit es eines Hirten entbehre. Er selbst trage den Schaden davon, wenn in einem Bezirk seines Reiches Verrohung der Sitten, willkürliches Überschreiten des Gesetzes eingerissen sei.

Und zwar, fügten sie rasch hinzu, möchten sie Anselmus, den Abt van Bec, zum Erzbischof vorschlagen.

Der König, der im Geist einen schmerzhaften Blick auf die reiche Pfründe warf, die ihm mit der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles entging, wurde durch diesen Namen besiegt.

Er würde sich noch bedenken, sagte er, innerlich indeß schon zu dieser Besetzung bereit.

Es folgten einige geheime Sitzungen und als Anselmus nichtsahnend wieder an das Bett des Königs trat, bot ihm dieser in Gemeinschaft mit den Großen, die herbeibeschieden worden waren, den erzbischöflichen Stuhl an.

Der stille Priester, dessen Wahlspruch wohl dem seines Meisters geähnelt haben mochte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", erschrak nicht wenig und wies kurzer Hand den Antrag zurück. Aber Rufus, durch die Krankheit noch heftiger und erregter als sonst,

traten Tränen der Ungeduld in die Augen. „Du willst mich also dem Tod überliefern, dem Deine friedenbringende Nähe, Dein mächtiges Gebet mich entrissen hat. Du weißt, daß es ein schweres Unrcht von mir war, Lanfranc keinen Nachfolger gegeben zu haben. Einen würdigeren als Dich aber finden wir nicht."

„Bedenkt doch meine sechzig Jahre!" Der schlichte Mönch van Bec widersetzte sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, allein vergeblich.

„Ihr werdet doch den König nicht umsonst bitten lassen, sein Leben aufs neue der Gefahr aussetzen." Im Namen der andern Großen rief es Haimon.

Und Meulant in Sorge um des Königs unbeherrschten Temperament, setzte hinzu: „Macht doch nicht lange Geschichten, holt den Stab."

Da wandte sich Anselmus ratlos an Balduin von Tournay und Enstasius, die beiden Mönche die ihn aus Bec nach England begleitet hatten und ihm hierher gefolgt waren, doch auch sie stimmten den Bitten der Anderen bei.

Schließlich wurden alle ungeduldig, der Charakter der Zeit zeigte sich. Man holte den Bischofsstab und wollte ihn in Anselmus Rechte drücken. Anselm ballte die Hand zur Faust. Man öffnete sie gewaltsam und steckte das Abzeichen der Hirtenwürde hinein. Nun war er Bischof. Er aber sank ohnmächtig nieder. Flambert goß ihm ein Gefäß mit Weihwasser über den Kopf, damit er zur Besinnung käme.

* *
*

Als der König sein Krankenlager verließ, gab es Viele in seiner Umgebung, die ihn mit wirklicher Freude zu seiner Genesung beglückwünschte; aber auch einige, die der Umstand, dem er sie verdankte, gegen ihn aufbrachte. Natürlich waren es nur ihm ganz Nahstehende. Ovielde van Viant war ihm mit auffallender Zurückhaltung begegnet, desgleichen mehrere der Ritter, die zu den intimsten seiner Tafelgäste gehörten. Sa Northbray, Manxhomedy, Warelwastund einige Andere. Schlugen sie nicht den Ton einer gewissen Überlegenheit gegen ihn an?

Rufus reckte den Nacken auf. Beim Qualm der Hölle! was bedeutete das? Als seine Gesundheit erlaubte, warf er sich in die

Sänfte und ließ sich auf ein Landgut bei New-Forest bringen, das die schöne Orielde bewohnte. (Es war ein Geschenk an sie gewesen) Ihr Vater, der alte Ehrenmann erschien und fiel fast auf die Knie über seines Herrn Gnade. Refus lächelte verächtlich und verlangte die Herrin des Schlosses zu sprechen. Als etliche Sekunden vergingen, ohne das sie erschien, geriet er so in Zorn, daß er den Sessel von sich stoßend, der in Trümmer ging, die nächste Tür aufriß, um selbst die säumige zu holen. Da eilte sie auch schon herbei, lachend, denn sie hatte eben ein Bad genommen und das Haar hing noch feucht in langen, rötlichen Strähnen in den Nacken herab. Ein weißes Kleid flüchtig übergeworfen, ließ die himmelblaue Sorinde ihres Untergewandes erblicken.

Schön aber dumm, dachte der König nach einen Blick auf das bezaubernde Weib. Er fühle sich aufgelegt, grob wie ein Bauer zu sein. Sie sah das heimliche Fliegen seiner Nüstern und erschrack bei sich. Aber gleich darauf siegte der Trotz der Normannin in ihr.

„Was habt Ihr, Sir? Weshalb euere drohenden Blicke?"

Seine Hand hatte grimmig in ihr Goldhaar gefaßt „Mit Manchen läßt sich ein ausgewachsener Mensch nicht ein, außer wenn er sie fangen will. Ich aber habe schon längst die Lust verloren, euch in der Falle zu halten. Das wißt ihr, denn ihr müßt es bemerkt haben."

„Es ist nicht wahr, Sir" sie richtete gewaltsam ihren Kopf auf, einige Strähnen des prachtvollen Haares in seiner Faust lassend, Ihr liebt mich wie früher, für andere schwärmt Ihr nur."

„Du irrst. Ich bin deiner satt" stieß er langsam voll Bosheit hervor. „Als ich neulich auf dem Totenbette lag, kam mir kein Gedanke an dich."

„Wär er Euch doch gekommen, Sir, ich hätts gewünscht."

Da war er angelangt, wo er sein wollte. Er faßte sie an den Armen und drückte sie auf einen Sessel dicht vor ihnen nieder.

„Kinder und Weiber sind unreif. Mit dem Verstand kann man ihnen nicht kommen. Das weiß außer dem Koran und der Bibel schon Sokrates. Ihr würdet es doch nicht begreifen, wenn ich Euch den Vorgang in einem Menschen schilderte, der plötzlich aus dem sonnigen, warmen Leben heraus in eine ihm fremde Nacht gestoßen wird. Er tastet nach Handhaben, an die er sich klammern könnte,

aber es ist fürchterlich finster und seinen ausgestreckten Armen begegnet nichts, als das unheimliche Dunkel. Da fängts an zu dämmern, wird lichter und lichter und auf einmal gewahrt er in der Ferne den Herrn, dessen Kleid und Angesicht wie flimmernder Schnee leuchten. Beim Funkeln der Hölle! Soviel Güte spricht aus diesem Gesicht, aus diesem weißen, ruhigen Kleid, daß der Mensch hinlaufen und sich an ihn anhalten will. Aber etwas hält zurück. Keine Richtermiene, nein, das Antlitz ist sanft und still wie die Sonne wenn sie im Meere ruht. Die eigne Seele, die verruchte ists, die plötzlich zum ehernen Hindernis geworden ist, das zurückhält. Soll ich meinen Mapparius, den Grafen der Recht spricht oder einen Roßwärter holen laßen? Ich lasse den kommen, dessen Amt es ist, jetzt zu raten, zu helfen. Wo ist da — Feigheit, he, kannst Du mir das sagen? Fürchtet einer wie ich den Tod? . . . . .

„Rufus muß allein zur Hölle gehen können." Der Normannin Gesicht blickte hart vor sich hin. „Jedem andern verzeihe ich die Furcht vorm Gericht, ihm nicht."

Rufus Hand wollte sich gegen sie aufheben, doch nein! das gesunde Fleisch da vor ihm, begriff ihn nicht. Konnte er sich darüber ärgern?

Gehabt Euch wohl, Fräulein von Viant, ich schäme mich, mit euch über diese Dinge gesprochen zu haben, ihr seid nur zum Scherzen da, zu nichts anderm.". . . . .

Abends stand er Maybray gegenüber und durchdrang ihn mit seinen Blicken. Ich durchschau dich, mein Bester. Du denkst mancherlei, was du früher nicht gedacht hast. Du irrst. Meine Herrschaft verliere ich nicht aus den Händen, an niemand. . . . .

Am andern Tag geschah etwas Unerhörtes. Die freigegebenen Gefangenen mußten wieder in ihre Kerker zurückkehren, die Schulden wurden grausamer als vorher eingetrieben und den Kirchen das zurückerstattete Gut und noch etwas mehr dazu genommen.

Und plötzlich lockte es Rufus, die schöne Sicilierin zu sehen. Ohne sich Troarns anzumelden, ließ er sich sein Leibroß vorführen, schwang sich in den Sattel und ein paar Haudegen hinter sich, sprengte er nach dem Schloß mit den zwei Türmen.

* * *

Troarn hatte an diesem Nachmittag — es herrschte echtes Frühlingswetter — vergebens versucht, sein Ehegemahl in die blaue Luft zu führen. Sie empfand keine Lust auszugehen, Giffiu hatte ihren Besuch ansagen lassen, auch sollte eine Handarbeit bis zu einem bestimmten Termin fertig gemacht werden. So ritt Graf Ilbert allein aus. Giffiu! weshalb war ihm immer, als ob eine Natter an ihm vorbeiglitte, wenn er diesen Namen hörte? Es ärgerte ihn, daß die Gattin des Herrn von Bray sich so häufig bei ihnen einfand. Als er unverheiratet gewesen war, hatte sie sich nie um ihn gekümmert. Jetzt tat sie so vertraut. Konnte es möglich sein, daß *diese* Frau *seine* Frau liebte?

Aber weßhalb zerbrach er sich darüber den Kopf? Gabs nicht noch mehr als seinen Herd, das ihm die schwersten Gedanken verursachte? Doch es ging wie Abgife. Lieber Liebe mit Leid, als Leid ohne Liebe. Und seine Lippen grinsten so vergnüglich, als ob er vom Brunnen des Glücks käme.

Indessen erhob sich Albereta aus ihren alten Prunkstuhl, in dem sie träumend gelegen hatte, trat ans Fensterlein und öffnete es. Der kleine Onix kam froh aus seiner Ecke getrippelt und dachte seine Herrin würde hinabgehen. Wie er aber merkte, daß sie sich mit der Aussicht begnügte, kehrte er traurig auf sein seidenes Kisslein zurück.

Sie sah in den Sonnenschein hinaus. Zwischen den einzelnen kleinen Schneeflächen sproß zartes Grün hervor. Ein leichter Wind kam spielend herein getanzt und machte sich an ihrem Schwarzhaar zu schaffen, das immer ein wenig zerzaust war, konnte sie doch der dichten Fülle nicht Herr werden. Sie trug weder Haube noch Gebände, nur einen durchsichtigen Schleier über den Kopf geworfen. Auch heute ruhte ein grünes Gespinnst auf dem tiefschwarzen Haar. Aber der Wind trieb sein Spiel damit und legte die Enden des dünnen Schleiers vor ihre Augen, daß sie alles grün erblickten.

Weshalb willst du mich betrügen, Wind, dachte sie. Es liegt Schnee da und die Luft ist schwer und kalt und mich frierts bis ins Herz hinein.

Daran zweifelte niemand der sie sah. Trotz des gelblichen Tones ihrer Haut, sah man die durchscheinende Bläße auf ihrem Gesichtchen. Wie von heimlichen Tränen beschwert, wölbten sich die Lider über den dunklen Augensternen.

Ja, wenn es erst wirklich grün im Garten sein wird! Die geizigen Buchen wollen noch ihren Laubschmuck nicht hergeben. Trotzigen toten Rittern im Harnisch gleichen sie. Und die Lauben alle, die zerstreut zwischen den Jasmin- und Flieder- und Jelängerjelieber-Büschen liegen! Keine Ranke umspinnen sie noch. Ach, dann wird auch der Rasen wieder von lieblichen Gräsern bedeckt werden. Rosse werden auf ihm weiden und kostbare Frauenschleppen über ihn hinfegen. Das Leben wird über ihn gehen. Das Leben! sie schließt die Augen und lächelt schwermütig. Was geht sie das Leben an? Tief in ihr blüht ein heimlisches Glück, aber davon darf niemand wissen, kaum sie selbst. Und was so außen herum ist, das macht ihre Pulse nicht schneller klopfen. Das wendet nicht die bleierne Schwere ihrer Tage.

Der Wind scheint ihr schmeichelnd zuzuflüstern: Was möchtest du denn eigentlich, kleine Unzufriedene? Ein Purpurzelt mit alten Seidenstoffen geschmückt, die Mohammets Chadidscha gewoben hat? Einen braunen Jüngling, der goldene Spangen an Stirn und Armen trägt und dich mit eifersüchtiger Liebe behütet? Schafherden, wunderliche alte Musik, einen Vater mit fliegendem weißen Bart und eine Mutter, schön und traurig, wie du selbst bist? Nein, all das möchte ich nicht. Ich möchte ein Roß und einen darauf auf scharlachner Decke, doch nein, nein! . . . . Das kannst du haben, öffne die Augen und schau hinab!

Sie öffnet sie nicht. Bei Träumen ists gefährlich, meist zerstieben sie dann. . . . . Das leise Klirren, das von unten herauf drang, ließ sie indes doch das Köpflein hinabbeugen.

Unten stand ein Roß mit scharlachner Schabracke angetan und der es verlassen hatte, den hörte sie just die Treppen heraufkommen. Basilia, die Kammerfrau, stieß zitternd die Türe auf.

„Der König kommt"

Albereta vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren, hülflos glitten ihre Blicken an dem schlichten weißen Kleid nieder, das sie trug. Den grünen Schleier, der über ihren Nacken hinabfiel und den Teppich küßte, auf dem sie stand, mit bebenden Fingern wie eine Stütze fassend, neigte sie das Haupt vor Rufus.

Ja, das ist sie, dachte er hereintretend, so muß sie dastehen und das Haupt neigen.

„Zürnt nicht, Gräfin, weil ich Euch so unangemeldet überfalle" er zauderte ihre Hand an die Lippen zu führen, „ich habe eben gehört, daß Troarn ausgeritten sei und werde euch schleunigst wieder verlassen."

Sie flüsterte etwas, das sie selbst nicht verstand und suchte verlegen ihr Hündchen zu beruhigen, das wütend an Rufus emporgesprungen war. Vor ihm stieg das strahlende Bild Orieldes von Viant auf, das dieses hülflose Kind in den Schatten stelte.

„Wollt Ihr Platz nehmen?

Sie sank auf den Schemel neben ihrem Hochsitz nieder und bedeutete Rufus sich zu setzen. „Nein", wehrte er ab, „auf diesen Schemel gehöre ich, ihr in das stolze Gestühl da." Er bot ihr die Hand zum Aufstehen.

Wie sie zittert, wie sie hold ist! Die Demut dieses Nackens, diese Reinheit der Stirn. Verdammt, daß andere das besitzen dürfen!

„Wollt Ihr mir," er schlug einen rauheren Ton an, „einen Becher Weins kredenzen? Mich friert, der Ostwind hat uns tüchtig durchgeschüttelt. Euer Gemahl ist ein Narr, an solchem Tage auszureiten, von h i e r weg in die Kälte hinaus."

Sie wollte sich erheben, um den Leuten Befehle zu geben. Er bat sie, sitzen zu bleiben, klatschte anstatt ihrer in die Hände und sagte über die Schulter hinweg zu der eintretenden Basilia: „Heißen Würzwein, Jungfrau, für die Gräfin und mich, nichts weiter, hörst Du? Das also ist Euer Gemach!" Er sah umher. „Was arbeitet Ihr da Goldenes?"

„Schuhe für meiner Mutter Schwester."

„Ei, Schühlein." Er stand auf und trat an den zierlichen Stickrahmen, der zwischen zwei leichten Gestellen hing. „Bei allen Blitzen des Himmels, d i e Arbeit könnt ich nicht schaffen. Und wenns die Füße der liebsten Frau zu bedecken gälte! Eher ließ ich ein Stück meiner Haut für sie gerben zu Schühlein." Wie herzig das Lächeln sie kleidet, dachte er, den schüchternen Strahl um Alberetas Mund beobachtend. Und wieder auf seinen Schemel zurückkehrend, fragte er, zu ihr aufblickend: „Wart Ihr krank, Gräfin, Ihr seht blaß aus."

„Ja, das heißt nein, beinahe war ich krank."

„Dann wären wir fast Leidensgefährten geworden. Habt Ihr gehört, wie elend es mir ging?"

„Ich hörte davon."

Ein Gedanke durchfuhr ihn. Er beobachtete sie scharf.

„Ich dachte sterben zu müssen, und ließ den Priester kommen."

„Und dann genast Ihr gleich. Gerade so wie ich," fügte sie hinzu, mit einem halb innigen, halb schelmischen Lächeln um den Mund. „Als ich noch ein klein Mägdlein war, fiel ich einmal im Übermut in das Wasserbecken des Brunnens in unserm Hof. Halb erstickt, wie ich war, zog man mich heraus, trug mich in die gegenüberliegende Kirche und legte mich vor dem Tabernakel nieder. Da muß meine Seele sich vor dem Herrn wohl ihres törichten Streiches willen geschämt haben, denn schnell wurde ich beruhigt und ich konnte allein in unser Haus zurückkehren."

Ihr reines Gesicht blickte ihm in so strahlender Unschuld entgegen, daß er fühlte, wie sein eignes Antlitz einen andern Ausdruck erhielt und ihre lautere Seele wiederspiegelte.

„In ein Wasserbecken fallen darf man auch nicht," sagte er ernsthaft. „Was hätte Troarn angefangen, wenn Ihr damals ertrunken wäret, und — Threll?" . . . .

„E u e r Liebling."

„Nicht mehr, seit er der Euere geworden ist."

Eine leichte Wolke glitt über ihr Gesicht. Ja, siehst Du, dachte er, Engel dürfen keinen, auch nicht den leisesten Schatten Unrecht auf sich laden, gleich trübt sich ihre Stirne. Die Logik des Mannes! Hätte er geglaubt, daß sie i h n liebe, so wäre der Gedanke an ein Unrecht nicht in ihm erwacht, weil es aber ein anderer war, verurteilte er gleich. „Der schöne Gautier ist langweilig geworden, ich verhehle es nicht. Er ist immer derselbe, heute wie gestern. Leute, die das Meer lieben, können mit solchen Naturen nichts anfangen."

Der Wein wurde auf prunkvoller Platte hereingebracht. Zwei irrisierende Glasbecher von unschätzbarem Wert standen neben dem dickbauchigen Silbergefäß, das fest verschlossen die kostbare Flüssigkeit barg.

Der Knabe löste den Deckel und füllte mit einem Schöpflöffel die Becher voll. Rufus bot Albereta den seinen und führte den ihr hingereichten an die Lippen, indes der Junge ein Tischlein herbeischob, den Trank darauf stellte und sich entfernte.

Albereta sagte nach einem Schluck, wobei sie es vermied, den Augen des Königs zu begegnen: „Tyrell ist eben kein Normanne, man sagt —"

„Mit Unrecht, holde Gräfin," fiel er ein, ihre Gedanken erratend, „ich könnte Euch durch ein naheliegendes Beispiel davon überzeugen, daß man nicht normannisches Blut haben müsse, um —"

„Was ist's eigentlich mit Euern Normannen?" — sie ahnte, was er sagen wollte, und unterbrach ihn rasch — „weshalb liebt Ihr sie mehr wie die andern? Ist ein Britte, ein Franzose, ein Schotte nicht ebensogut wie sie?"

Rufus leerte seinen Becher.

„Nein, ein Britte und Franzose — von unsern Feinden, den Schotten, spreche ich nicht — ist nicht so gut wie ein Normanne. Normannen sind die Nachkommen des Rabens, den Noah aus der Arche ließ, um durch ihn zu erfahren, ob schon festes Land aus dem Wasser auftauche. Sie haben seither immer die Aufgabe gehabt, Land aufzufinden und die geistigen Schätze des einen Stammes dem andern zu übermitteln."

Der König erhob sich und begann auf- und nieder zu schreiten.

„Wenn aber," sagte Albereta mit schüchterner Dreistigkeit, „der einfältige Karl von Frankreich nicht so einfältig gewesen wäre, den wilden Normannenhäuptling Hrolf zum Schwiegersohn zu nehmen und ihm die gegenüberliegende Küste zu Ansiedlungen anzubieten?"

Der König lachte. „Dann hätte sie mein Ahne genommen, Frau Gräfin, seid versichert. Seht, die Lehnshuldigung, die der tapfere Seeräuber dem König von Frankreich geleistet hat, war nur das gefällige Eingehen auf die Form, die in Frankreich üblich war. Dafür hat er sich auch durch einen echten Seemannswitz entschädigt. Als er nach damaligem Gebrauch dem König den Fußkuß reichen sollte, — vor Karl hinzuknien fiel ihm nicht ein — packte er dessen rechten

Fuß und hob ihn hoch, um ihn so an die Lippen zu bringen. Natürlich verlor Karl das Gleichgewicht und fiel auf den Rücken, zur stillen Ergötzung aller anwesenden Großen."

Sie lachte. „Gleichwohl. Allzu stolz sind Eure Vorfahren trotzdem nicht gewesen, Sir, sonst hätten sie die eigne Sprache nach kaum einem Jahrhundert nicht mit der französischen vertauscht."

„Da habt Ihr nicht Unrecht." Wie sie schlau ist, die Kleine! „Aber was wollt Ihr? Die Sprache unserer alten Heimat war plump und klobig, wie die polternden Lawinen, die dort stündlich zu Tal fahren. Und unsere Leute dürsteten ja nach Schönheit und Wärme und Musik, deshalb hatten sie ihr altes Schneeland verlassen, die grimmigen Wikinger."

Fortsetzung im nächsten Heft

Dr. Ludwig W. Abels (Wien):
Der Illustrator Wilhelm Gause

Man kann die Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Malers und beliebten Illustrators nicht schildern, ohne auch von dem entzückenden Erdenwinkel zu sprechen, in welchem der Künstler seit vielen Jahren (seit 1890) haust, von dem uralten Städtchen S t e i n in der vielbesungenen und noch viel zu wenig gekannten Wachau. Es gehört zur Charakteristik dieses interessanten Mannes, daß er sein Seelenleben so merkwürdig zwischen energischer, bewegter Aktualität und weltverlorener, stiller Träumerei zu teilen weiß. Denn all das, was das große Publikum in Deutschland, Österreich und England von Wilhelm Gause zu sehen bekommt, die vielen brillanten Zeitschriften- und Buchillustrationen, mit denen er unter anderem in der „Leipziger Illustrierten", in der „London News" etc. allmonatlich die wichtigsten Zeitereignisse, die „Haupt- und Staatsaktionen", Empfänge, Feste, mit geübter Hand vorführt, das alles ist ja pulsierendes Leben der jüngsten Gegenwart, wie es die mit Wort und Bild arbeitende Journalistik heutzutage in rascher Hetzjagd zu verarbeiten gewohnt ist.

Lebt nun der schreibende oder zeichnende Darsteller dieser Aktualitäten selbst mitten im Zentrum der Vorgänge, etwa in Berlin, Wien, London oder Paris, so wird er wohl bald ein Opfer dieses Berufes werden. Haben wir doch gerade in Wien erst vor kurzer Zeit einen unserer besten und geistvollsten Journalisten, Ludwig Hevesi, der ein wahrer Künstler auf diesem Gebiete war, so verloren; er hat sich wegen seiner sich täglich steigernden Nervosität erschossen! — An Wilhelm Gauses starker, gesunder Männlichkeit

wird der Dämon vergebens rütteln, trotzdem diesen Maler sein spezieller Beruf in hastiger Abwechslung von Wien nach Konstantinopel, von Gastein nach Tiflis, vom Königsschloß zur Sozialistenversammlung, vom Winzerfeld zum Antialkoholiker-Kongreß jagt. Immer muß er mit Stift oder Pinsel, vor allem aber mit seinem hellen Auge bewaffnet sein, immer muß er den richtigen, darstellbaren Moment ergreifen und das Charakteristische rasch erfassen und bei aller nervös machender Unruhe der Figuren, etwa der zu porträtierenden Persönlichkeiten seine kühle Ruhe und künstlerische Sicherheit nicht verlieren!

Wie gesagt, dieses Geheimnis einer künstlerischen Eigenart läßt sich nicht schildern, ohne daß man von den — aus dem Mittelalter in die Gegenwart herübergeretteten — Kunstschätzen und von den Naturschönheiten der „Wachau" spricht. Trotzdem jeder, der diese schönste Strecke des Donautals durchwandert oder auf dem Dampfschiff durchfahren hat, voll Begeisterung erklärt, daß die Wachau schöner oder zumindest ebenso schön ist, wie jene berühmte Strecke des Rheins von Mainz stromabwärts, ebenso reich an herrlichen bewaldeten Ufern, an Bergen und Weingärten, an Schlössern und Klöstern, alten Städten mit Mauern, Kirchen, Höfen — trotzdem gehört die Fahrt durch die Wachau noch immer nicht zum fashionablen Reiseprogramm des Franzosen, Engländers und Amerikaners. Ja, nicht einmal die Bevölkerung des benachbarten Bayern, die ja von Passau die Donaufahrt anzutreten oder mit der Westbahn den oberen Begrenzungspunkt Melk leicht zu erreichen möchte, kümmert sich um diese wunderbaren landschaftlichen und architektonischen Schönheiten.

In einem der hübschesten Orte dieses Talgeländes, in Stein (bei Krems), das von Wien aus in etwa 2½ Stunden mit der Bahn zu erreichen ist, wohnt seit 1890 der — aus Crefeld gebürtige Maler Wilhelm Gause. Von seinen Fenstern aus blickt er auf den rasch dahinschießenden breiten Donaustrom, der so edel und ritterlich die Flut dahinträgt; und über das Wasser hinaus, am jenseitigen Ufer,

auf verwaldeter Anhöhe, das berühmte alte Stift Göttweih, dessen malerische Baumasse besonders in der grellroten Beleuchtung durch die untergehende Sonne von märchenhafter Wirkung ist, und das aus dem Nibelungenlied bekannte, romantische Mautern. Hinter dem Wohnhaus führt ein steiler Serpentinweg über hunderte von Felsstufen, an der alten gothischen Kirche und den verfallenden Gehöften vorbei, dann durch terrassenartig angelegte Weinberge hinauf zu dem kleinen schmucken Häuschen, welches das Atelier des Künstlers bildet, und von dem aus man den herrlichsten Fernblick genießt, und das von sorgsam gepflegten Gemüse- und Blumengärtchen umgeben ist.

Kein Laut dringt in den Raum, in dem der Maler unermüdlich an der Durchführung der schwierigen Aufgaben arbeitet, die er draußen im tosenden Leben skizziert hat. Man rühmt diesen Illustrationen Gauses, die in den verschiedensten deutschen, österreichischen und englischen, früher auch in französischen Zeitschriften und Buchpublikationen erscheinen, außer der Treffsicherheit auch die sorgfältige künstlerische Form nach: die geschickte Gruppierung, die malerische Lichtverteilung, die eigenartige zeichnerische Behandlung. Nun, diese Vorzüge sind zu den größten Seltenheiten zu rechnen, wenn auch vielleicht mancher in größten Formaten und raffinierten Farbeneffekten schwelgender Künstler sie über die Achsel ansieht. Ein Schilderung von Gauses Lebenslauf und künstlerischer Entwicklung wird die Schwierigkeiten, mit denen er dabei zu kämpfen hatte, seine Energie und seine spezielle Bedeutung am besten zum Verständnis bringen.

Wilhelm Gause wurde im Jahre 1853 zu Crefeld am Rhein geboren. Sein Vater, der (wie zahlreiche seiner aus Holland stammenden Vorfahren) Architekt und Ingenieur war, nahm bald darauf eine Stelle in Westfalen an. Bis zu seinem 8. Lebensjahre genoß der Knabe die schönste Freiheit, fern von der Großstadt, sozusagen im Wald und auf der Heide. Bevor er noch schreiben und lesen

lernte, zeichnete er schon mit Eifer alles, was er sah, ohne Bilder gesehen oder sonst eine äußere Anregung dazu empfangen zu haben. — Später zog der Vater, um den Kindern eine bessere Schulbildung geben zu können, nach dem Zentrum der westfälischen Eisen- und Kohlenindustrie, nach Dortmund, wo der Knabe das Realgymnasium absolvierte. Auch in dieser Zeit übte er sich fleißig im Zeichnen, doch mußte er hauptsächlich Maschinen und Architekturen wiedergeben, obschon es seine größte Sehnsucht war, die Landschaft und die Menschenwelt künstlerisch darzustellen.

Schon hatte er die Studien und die praktischen Vorführungen für den Ingenieurberuf beendet, zu dem ihn der Vater bestimmt hatte, als durch Invention eines kunstsinnigen Freundes eine plötzliche Wendung in der Laufbahn eintrat: Wilhelm Gause durfte (1871) die Akademie in Düsseldorf aufsuchen. Aber schon 1873 verursachten mißliche Vermögensverhältnisse eine vorläufige Sistierung der Kunststudien, und Wilhelm ging nach Bonn, diesmal, um Medizin zu studieren. Es war ein kurzes Intermezzo. 1874 befindet er sich wieder in Düsseldorf, als Schüler Eduards von Gebhardt, dessen strenge Zeichnung großen Eindruck auf den Kunstjünger macht, während die Werke der französischen Meister Conture und Delacroix, die er damals zu Gesicht bekam, in ihm einen wahren Farbenrausch hervorriefen. Noch heute bewahrt der Künstler in seinem Atelier farbig hochinteressante Studien aus jener Entwicklungsepoche.

Die fortwährenden Existenzkämpfe ließen ihn auch in der Kunst praktische Wege einschlagen. Er wollte es mit der Illustration versuchen, und debütierte 1874 in der „Leipziger Illustrierten Zeitung" mit der Zeichnung: „Eine Karnevalsszene der Künstlervereinigung Malkasten." Jetzt kamen auch Aufträge von anderen illustrierten Zeitungen. Die „Gartenlaube", „Über Land und Meer" und andere traten mit dem geschickten jungen Maler in Verbindung und nahmen ihn bald sehr in Anspruch. Für die Ölmalerei blieb nicht viel Zeit, doch entstanden damals immerhin einige gute Landschaften aus Westfalen.

NORD UND SÜD

Wilhelm Gause:
Kaiser Franz Joseph
beim Morgenspaziergang in Schönbrunn

En neues Betätigungsfeld erschloß sich dem Künstler, als 1878 der Direktor des Museums in Trier, Dr. J. Hettner, ihn beauftragte, die berühmte „Igeler Säule" in ca. 35 Blättern zu zeichnen. Dieses prachtvolle Denkmal der im 2. Jahrhundert n. Chr. in jener Provinz blühenden Kunst ist historisch von höchstem Wert. Das in Igel bei Trier stehende säulenartige Bauwerk war als Grabmal der Secundinier errichtet und gewährt mit seinem hochragenden, reliefgeschmückten Hauptgeschoß, welchen ein Giebel, ein hochgeschupptes Dach und eine bekrönende Figur nach oben abschließt, einen reichen, imposanten Anblick. Die photographischen Aufnahmen hatten sich für die von Hettner beabsichtigte Monographie als unzureichend erwiesen. Die Flecken der Steine, die Patina und die verwitterten Stellen an Bausteinen und Plastiken verwirrten das künstlerische Gesamtbild (speziell für Zwecke der wissenschaftlichen Forschung), und so mußte man zur künstlerischen Nachschöpfung seine Zuflucht nehmen. Fast ein halbes Jahr lang mußte Gause, auf Gerüsten stehend, die Details zeichnerisch aufnehmen; die sorgfältige Ausführung der Federzeichnung beschäftigte ihn noch mehrere Jahre.

Bei den nun folgenden Arbeiten wollen wir nur kurz verweilen, um dann das vornehmste Betätigungsfeld Gauses eingehender zu schildern. 1878 hatte er für „Le monde illustré" den Makartschen Festzug in Wien zu zeichnen. Durch die Verbindung mit diesem Blatte lernte er damals den Pariser Vierge, rede Daniel Unabieta, kennen, der in reichstem Maße jene Vorzüge besaß, welche der junge Künstler anstrebte: große Wirkung bei Anwendung der einfachsten Mittel, äußerste Treffsicherheit und größte Delikatesse der Technik. Leider wurden damals von den deutschen Verlegern derartige Qualitäten nicht verstanden oder geschätzt, und die dahinzielenden Bestrebungen Gauses erfuhren daher keinerlei Aufmunterung. Eine ganz unkünstlerische Betonung der kleinsten Details bei unlebendiger Gesamthaltung charakterisierte die durchschnittliche Zeitschriften- und Buch-Illustration in Deutschland, und was etwa im Original an

malerischer Feinheit noch geblieben sein mochte, wurde durch die plumpe Holzschnitttechnik der Reproduktionen*) sicher umgebracht. In vielen weitverbreiteten billigen Wochenschriften sieht es auch heute nicht besser aus! Trotz den bahnbrechen, die künstlerische Individualität betonenden Illustrations-Manieren etwa der „Jugend" und des „Simplizissimus" wird „Fürs deutsche Haus" und „Für die Familie" noch immer die philisterhafte Darstellungsart bevorzugt!

Diese Verhältnisse muß man im Auge behalten, um das Verdienst eines Künstlers abschätzen zu können, der wie Gause trotz vielfacher häuslicher Sorgen doch immer auf den Fortschritt bedacht war. Leider wurde auch ein im Jahre 1888 ihm angebotenes glänzendes Engagement nach Paris durch irgend einen politischen Konflikt wieder unmöglich gemacht. Von früheren Arbeiten will ich noch das 1879 entstandene Mosel-Album (24 Blatt in Lichtdruck) und einige humoristische Bücher erwähnen. Nach einem 12 Jahre währenden Aufenthalt in Wien, dessen bewegtes Leben und Treiben dem Künstler jedoch wenig Muße zum Schaffen ließ, übersiedelte er 1890 in die Wachau, nach Stein a. Donau. Zahlreiche schöne Motive aus dieser Gegend verdanken diesen Jahren ihre Entstehung. Doch arbeitete der Künstler nach wie vor für Zeitschriften, u. a. für die „Moderne Kunst" (in Berlin, Verlag Bong), für die er jenes Bild vom Wiener Hofball aufführte (in Gouaetechnik), das jetzt die Wiener „Moderne Galerie" besitzt. Dort befinden sich auch, in der von Herrn von Boschan gewidmeten Viennensia-Kollektion, zahlreiche vorzügliche Veduten aus dem alten Wien, die ein Kritiker (gelegentlich einer Ausstellung) mit folgenden lobenden Worten besprach: „Was besonders auffällt, ist die verhältnismäßig große Zahl von Wiener

* Es gibt natürlich auch Künstler auf dem Gebiete der Holzschnitt-Reproduktion, wie z. B. den Pariser Lapère, der von Vierge darin unterwiesen wurde; davon ist weiter unten noch die Sprache. Aber für Aktualitäten mußte rasch gearbeitet werden; da wird die Illustration gewöhnlich zerteilt, oft bis in 24 Stücke und an verschiedene Holzschneider zur Ausführung übergeben. Dabei kommt solch ein Holzschnittverfahren immer noch viel teurer, als die jetzt übliche Zinkätzung!

Architekturstudien und Veduten. Wilhelm Gause hat deren allein ein halbes Dutzend gebracht. Wie geschickt er Szenen aus dem Wiener Volks- und Gesellschaftleben darstellt, ist uns allen aus den verschiedenen illustrierten Familienzeitschriften bekannt, welche im „Reiche" draußen erscheinen. — Mit großem Vergüngen studiert man die feinen Blätter, auf denen Gause Wiener Winkel festhält, über die vielleicht schon morgen der grausame Genius der Stadterweiterung und Stadtverschönerung den Stab brechen wird. Und ob er nun einen Blick in die Domgasse, auf das Palais Breuner in der Singerstraße oder auf den alten Judenfriedhof auf dem Alsergrund (Seegasse) wirft, ob er das barocke Tor im Heiligen Kreuzerhof oder das Seitenportal der gothischen Kirche „Maria am Gestade" zeichnet — er weiß der Sache immer soviel Chic zu geben, daß man ordentlich stolz wird auf das bischen Erbe, das wir aus den Tagen überkommen haben, in denen unseren Ahnen die Zöpfe hinten hingen!"

Ein größeres Werk, das den Namen Wilhelm Gauses sehr bekannt machte, war das von 1894—96 entstandene „Karlsbad". 30 Blatt Heliogravüren. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.*) Alle die vielen Freunde der schönen, heilkräftigen Sprudelstadt — bekanntlich rekrutieren sich die Besucher aus allen Ländern und Weltteilen — erfreuten sich an den famosen Blättern. Alle Zeitungen brachten ausführliche Besprechungen. In der „Neuen Freien Presse" hat damals Hugo Wittmann das Werk aufs freundlichste gewürdigt. „Auch das allermodernste Karlsbad hat bereits seinen künstlerischen Dolmetsch gefunden, schreibt er, und zwar in der Person des Wiener Malers W. Gause. Augenblicksaufnahmen aus der von da und dort hergewehten Kurgesellschaft, kleine Geschichten vom Tage, Genreszenen beim Mühlbrunn, Anekdoten vom Sprudel, Spaziergänge bergauf und bergab, Stimmungsbilder aus dem Garten und dem Walde, alles hübsch gesehen und säuberlich ausgeführt, heiter erlebt und flott wiedergegeben, immer Karlsbad im Hintergrunde, die einzige Spru-

* Aus diesem Werk bringen wir hier einige verkleinerte Illustrationsproben.

delstadt, ein schläfriges Posemuckel in den Bergen, das sich über Nacht in eine lärmende Residenz verwandeln kann und plötzlich europäisch wird, international, vielsprachig, weltberühmt, eine Großstadt mit allerlei exotischen Anhängseln, einem englischen Westend, einer amerikanischen Park-City, einem polnischen Ghetto, einem Klein-Paris-Viertel. Alle diese Charakterzüge des großen Kurortes hat der Wiener Künstler mit sicherer Hand herausgearbeitet. Er hat den Ort künstlerisch erforscht, er hat ihn künstlerisch entdeckt; denn der wahre Künstler entdeckt ja immer blos das allbekannte, was jeder sieht. —"

Karlsbad hat übrigens auch noch ein anderes wichtiges Ereignis — außer dem großen Erfolg des Mappenwerkes — für Gause herbeigeführt. Er lernte dort den großen Adolf Menzel kennen, der sich namentlich für seine Bleistiftzeichnungen sehr interessierte. Er gab dem jüngeren Künstler den guten aber im Kampfe um die Existenz schwer zu befolgenden Rat: nur so zu malen, wie es ihm selbst gefiele und Freude machte; er sollte keine Aktualitäten zeichnen und nichts aus der Hand geben, was er nicht selbst für fertig und künstlerisch wertvoll halte!

Ist diese Äußerung Menzels nicht ungemein charakteristisch für den Wandel der Zeiten? Der Altmeister freilich hat sich fast ausschließlich in historische Studien vertieft, Preußens Vergangenheit wieder aufleben lassen, und diese Resultate seiner unermüdlichen Arbeit in Buchillustrationen festgehalten. Seltener hat er die Motive aus seiner Umgebung und aus dem täglichen Leben festgehalten, wie etwa in jenem „Biergarten in Kissingen", oder in jenen Bildern, die sich auf das Königshaus bezogen, wie die „Ausfahrt des Königs Wilhelm in den Krieg", die „Krönung" usw. — Seitdem ist das Interesse am täglichen Leben, an den wichtigen und weniger wichtigen Ereignissen in aller Welt so lebhaft geworden, daß gleich dem Tagesschriftsteller auch der Maler oder Zeichner der Tagesereignisse unentbehrlich geworden ist. Und wie bei dem Schriftsteller die persön-

liche Bedeutung dafür entscheidend ist, ob das im Augenblick geschaffene auch dauernde Geltung behalten kann, ebenso ist es bei dem Illustrator. Oft schon hat der momentane Ansporn famose Werke entstehen lassen, den Künstler zu rascher, energischer Vollendung angeeifert, während die Muße vielleicht erschlaffend gewirkt hätte.

Durch die Notwendigkeit, rasch zu arbeiten, übt sich sowohl die Hand wie das Auge des Künstlers. Wer die Arbeiten Wilhelm Gauses in den verschiedenen Jahrgängen der illustrierten Zeitschriften nachblättert, kann deutlich verfolgen, wie er nicht nur die Porträtähnlichkeit auf den vielfigurigen Bildern immer schärfer trifft, sondern auch in der Wahl seines Standpunktes immer geschickter wird, so daß die künstlerische Gruppierung wirkungsvoller zur Geltung kommt. Und endlich ist zu erkennen, daß die technische Behandlung der Blätter von Jahr zu Jahr flotter und eleganter wird.

Auf diese Seite von Gauses Tätigkeit waren natürlich die Fortschritte des Reproduktionswesens von größter Bedeutung. Noch vor etwa zehn Jahren war die xylographische Wiedergabe der Originale das übliche. Und wenn auch nicht alle Holzschneider als minderwertig zu verurteilen sind, — es gab auch auf diesem Gebiet ausgezeichnete Kräfte wie z. B. den Wiener Hecht —, so waren doch in den für den Tagesbedarf arbeitenden xylographischen Anstalten meist mindere Arbeiter angestellt, so daß bei der Übertragung einer mit zartestem Stift und Wischer aufgelegten Zeichnung oder einer hübschen Tusch-Skizze meist die künstlerischen Feinheiten völlig verloren gingen. Ich habe selbst manche reizvolle Skizze des Künstlers mit der Zeitschrift-Illustration verglichen, und war entsetzt über die steife und seelenlose Publikation. — Seitdem sind aber die photomechanischen Verfahren zu einer größeren Ausbildung gelangt. Strichätzung, Autotypie, Farbendruck gestatten eine fast fehlerlose, getreue Wiedergabe des kompliziertesten Originals, falls dieses nur mit einiger Berücksichtigung der technischen Möglichkeiten ausgeführt ist.

Da ist es denn oft eine Freude, die großen einseitigen oder doppelseitigen Bilder Gauses, besonders in der „Leipziger Illustrierten", zu betrachten, bei denen jede Bewegung und jeder Gesichtszug, jede Nüance in jeder Beleuchtung und Abstufung der Töne gut herauskommt. -- Eine Aufzählung all dieser jahraus, jahrein zur Veröffentlichung gelangenden Zeichnungen in Bleistift, Tusch, Gouache etc. ist wohl unmöglich. Bald ist es ein Empfang von Botschaftern oder fürstlichen Gästen bei Kaiser Wilhelm II. oder bei Österreichs Herrscher (vergl. das hier abgebildete „Kaiser Franz Josef in Schönbrunn"), bald ist es eine Szene von einem Forscher-Kongreß, von einem Ballfest, einer Volksbelustigung. Oder es gibt Straßenbilder aus modernen Großstädten, Fackelzüge und Illuminationen, Baulichkeiten. Oder aber Reiseskizzen, ländliche Motive, wie den „Tiroler Markt" im vorliegenden Heft.

Bei all diesen Arbeiten muß der Beurteilende gerechterweise bedenken, daß der Zeichner persönlich auf einem ungünstigen Standpunkt arbeiten muß, auf der Straße, durch Wind und Verkehr belästigt, im Saale, etwa hinter Palmen versteckt. Ferner: daß die für eine solche Arbeit günstige Zeit nur ganz kurz ist, sei es, weil die zu Porträtierenden rasch vorübergehen, oder die Stellung oft wechseln, oder daß die Beleuchtung sich verändert. Da muß denn die Übung des Auges, die Geschicklichkeit der Hand und oft auch das Gedächtnis aushelfen; in manchen Fällen wird ja auch die Momentphotographie zu Hilfe genommen (wenigstens für Vorstudien), doch ist sie aus verschiedenen Gründen meist schwer zu verwenden: der Augenwinkel, die Entfernung, die Beleuchtung (sie ist nur im Freien bei gutem Licht möglich), allerhand störende, die Aussicht benehmende Körper kommen da in Frage. Auch wirken Photographie-Illustrationen immer monoton und unkünstlerisch.

Sieht man die Illustration dann in der Zeitung, so ist jeder Rest dieser Hindernisse getilgt, und man sieht die Herrscher in ernster Unterredung, die Damen beim Cercle, die Kinder beim Spiel ganz

unbefangen, als ob man selbst als Zeuge diesen Szenen mitanwohnen würde.

Die Art der Bild-Anordnung ist natürlich von Fall zu Fall verschieden. Bei einer Straßenszene, einer Prozession, wie z. B. muß da der Maler in die Tiefe gehen, eine weite Perspektive eröffnen. Er wird im Vordergrund einige größere charakteristische Figuren detailliert ausführen, dann durch mehrere kleinere Gruppen das Auge zurückführen und die Ferne duftig wiedergeben. Bei einem Kongreß, einem Ballfest ist ein Nebeneinander am Platze; der Mittelgrund spielt die größte Rolle, wenn auch vorne einige Figuren oder Objekte angeordnet sind, damit das Bild zurückgeht und Luft bekommt. Besonders schwierig sind Aufnahmen im kleinen Raum aufs Papier zu bringen. So hat der Künstler vor kurzem eine Gesellschaft im Speisewagen der transsibirischen Bahn gezeichnet; die geringe Distanz läßt den Vordergrund sehr breit erscheinen und die Verjüngung nach der Ferne wirkt leicht unwahr.

Alle diese künstlerischen Fragen und technischen Witze muß der Illustrator berücksichtigen und zu beherrschen verstehen, wenn er den Rang erreichen will, den Gause heute unter den besten Illustratoren der ganzen Welt einnimmt; nicht nur unter den deutschen und österreichischen, sondern auch unter den französischen und englischen (ich nenne z. B. Baron Myrbach und Richard Calon Woodwill) hat Gause einen hochgeschätzten Namen. Kenntnis der Welt, der Personen, der Kostüme und Trachten, der Baustile und Gerätformen sowie vornehmste Auffassung des Metiers bilden seine wichtigsten Vorzüge. Darum wird der Künstler auch für so viele Zeitschriften und Verlagsanstalten in Anspruch genommen. Einige Namen seien hier zum Schluß noch kurz angeführt: Leipziger Illustrierte, Über Land und Meer, Velhagen u. Klasings Monatshefte, Vom Fels zum Meer, Schorers Familienblatt, Buch für Alle, Gartenlaube; Graphic und London News. Von Büchern und größeren Druckwerken nenne ich: „Viribus unitis. Das Buch von unserem Kaiser." (Verlag Herzig,

Wien; die Originale im Besitze des Kaisers Franz Josef.) Zieglers „Wiener Stimmungsbilder“ (Verlag Gerlach u. Wiedling, Wien). Dann das erwähnte Karlsbader Werk (aus welchem in dem vorliegenden Heft mehrere Blätter reproduziert wurden), die Illustrationen zu mehreren Romanen usw.

Auch mit Gemälden in Öl, Guasch, Aquarell ist Gause wiederholt auf Ausstellungen — meist im Wiener Künstlerhaus — erschienen. Die Stadt Wien hat den Künstler wiederholt mit Aufträgen beehrt und hat mehrmals seine Bilder für ihre Sammlungen angekauft. Erst kürzlich hat er in der amüsanten Ausstellung „Die Wiener Stadt“, welche die Galerie Arnot „veranstaltete,“ mit mehreren Werken viel Beifall geerntet. Die solide Zeichnung, die in langjähriger Tätigkeit erworbene Routine die malerische Auffassung wurden allgemein gerühmt. Besonders das Bild „Fronleichnamsprozession in der Stefanskirche“ wirkte vorzüglich. Man muß sehen, wie die mächtigen Pfeiler des Domes schlank emporstreben, wie das Rankenwerk der gothischen Ornamente sicher und ohne Kleinlichkeit wiedergegeben ist, wie militärische und geistliche Würdenträger trotz der kurzen Beobachtungsfrist lebendig und wahr hingestellt sind, und wie Kaiser Franz Josef, trotzdem er fürs Publikum natürlich die Hauptperson bedeutet, nur so mitten im Gedränge schlicht dahinschreitet. Aus solchen Arbeiten kann man ersehen, daß Übung den Meister macht, und daß die rasch arbeitende Publizistik unserer Tage eine Gewissenhaftigkeit der Leistung durchaus nicht unmöglich macht, wohl aber die Kräfte zu virtuoser Leistung anspornt. — Für solche Kunstübung, die gewöhnlich unter dem Gesamttitel „Illustration“ subsumiert wird und natürlich gegenüber der „hohen Kunst“ als minderwertig gilt,*) haben

* Speziell in Oesterreich und Deutschland, während im Auslande, in England beispielsweise — der Illustrator noch geschätzt wird und man seine Werke nicht unter die Schöpfungen der Maler stellt, sondern als eigenartige Kunstschöpfungen behandelt. Viele Illustratoren sind auch Mitglieder an Akademien etc. etc. und nehmen auch viele bedeutende Stellungen ein.

die geborenen Wiener wohl eine zu behagliche, gemütliche Lebensweise und Sinnesart. — In Wilhelm Gause besitzt Österreich jedoch einen Illustrator, auf den es stolz sein kann, und der sein Adoptiv-Vaterland im Auslande bekannter gemacht hat, als alle die Maler, deren Werke jahraus, jahrein auf die Ausstellungen wandern.

Miriam Eck:
Hochsommer

Novelle

Auf der Bank dort liegt ein heller Frauenmantel neben dem weißumschleierten Strohhütchen und dem gelben Sonnenschirm und den frischgepflückten Wiesenblumen. In deren Augen glitzert der frühe Morgentau. Und in dem Tau spielt die eben heraufkommende Sonne, die heiß werden will.

Aber die Insel, die wie ein großer Garten ist, hat noch den verschlafenen unberührten Duft der Nacht. Die Nachtigall-Insel — so heißt sie der Volksmund. Im Frühling klagen holde Vogelseelchen dort ihr Sehnsuchtslied, das nie veraltete, obwohl neue Menschen den Lerchengesang höher preisen, den hellen Finkenschlag besser werten. Denn der Zauber der Nacht und die Melodie der Schmerzen scheint ihnen unwürdig starker Herzen, und sie beten allein die Sonne an.

Nun sind selbst die Nachtigallen verstummt. Sie haben sich zu der praktischen Seite des Lebens bekehrt. Sie haben einsehen lernen,

daß nutzlose Klagelieder einer veralteten Zeit angehören, und sie bauen Nester, suchen Futter, geben Unterricht, sind wirtschaftlich und zänkisch geworden. Denn sie fürchten, daß ihre Kinder den Geist der neuen Zeit nicht verstehen und erblich belastet sein könnten. Und solche Anlagen müssen, wenn nötig, mit Strenge ausgetrieben werden.

Es ist Hochsommer!

Die Zeit der Ernte. Die Zeit des Fleißes, des Sammelns, des reifen Lebensernstes.

Der helle Mantel über der Banklehne ist ganz lässig hingeworfen, so, als ob ihm eben eine zarte junge Gestalt entschlüpft sei, als ob das fühlende Herz in ihrer Hülle Wichtigeres zu denken gehabt habe als Sorgfalt.

Noch immer glitzert der Tau in all den Blumen, die auf der großen, großen Wiese stehen, in all den Halmen, Gräsern, Rispen, Blüten, Kräutern.

Langsam rückt die Sonne vor.

Da kommt ein Mann an der Bank mit dem Mantel, dem runden, hellen Hütchen, dem Sonnenschirm und den Blumen vorüber.

Er ist kräftig, untersetzt, und auf seinem Kopf mit dem grauen, kurzen Bart sitzt eine Beamtenmütze.

Er bleibt stehen und sieht diese Dinge an und späht hier und dort und weiter, ob er nicht diejenige erblicken kann, die sich als Eigentümerin der Sachen erweisen dürfte.

Ein Ende geht er, und wieder zurück, und sieht diese Dinge wieder an, als ob er sie prüfen wolle und so wie Einer, dem sie

dennoch nichts Neues bieten können. Sein Gesicht aber ist sehr ernst.

Und dann geht er hinter die Bank und biegt das Gebüsch auseinander.

Da sieht er in grünlichem wundervollen Spiegelschimmer einen großen Wasserarm, der die Insel innig umschlossen hält. Und er späht in die Tiefe, suchend, suchend, und nach dem Grasabhang, der hinunterführt, ob da wohl die kleinen Halme zertreten sein möchten.

Aber sie sind frisch und ungebeugt und der Tau glänzt in ihren spitzen Fingern, denn die Sonne ist noch längst nicht zu ihnen gedrungen.

Der Mann schüttelt den Kopf und geht weiter, und immer, von Zeit zu Zeit, biegt er das Gebüsch auseinander und späht in den grünen Wasser-Arm. Den nennen die Leute: die wilde Saale. Und ist doch heute so still und sanft. Aber der Mann weiß Manches. Das erzählt sein Gesicht.

Er geht weiter und weiter und begegnet einem Menschenpaar. Mann und Weib. Richtige Sommermenschen, die den Tag genießen.

Und er fragt sie:

„Habt Ihr nicht ein junges Weib gesehen? Ohne Hut, ohne Mantel, Schirm und Blumen?“

Und sie sagen:

„Nein, wir haben keine Seele gesehen.“

Da teilt der Mann ihnen seine Befürchtungen mit und sie werden neugierig und versprechen ihm zu helfen und den Weg herauf für ihn die Büsche auseinanderzusuchen.

Derweil will er den andern Weg gehen.

Und er kommt wieder an der Bank vorüber.

Und alles liegt genau so wie vorhin: Der Mantel noch ganz so in seiner sorglos raschen Lebendigkeit. Nur der Tau in den Blumen beginnt an Leuchtkraft zu verlieren. Die Perlen sind kleiner und weniger geworden.

Aber das sieht der Mann nicht.

Er geht nun den andern Weg, weiter und weiter hinunter, und seine braunen Augen, die einmal schön waren, jetzt aber wie von violettem Schein umgeben sind, so als ob Sorge, Alter oder Krankheit ihre Vorschatten würfen, werden bekümmert.

Das Leben war schwer für manche.

Jetzt, wo er älter wird und mancherlei erlebt hat, lernt er das verstehen. Als junger Korporal hatte er andere Ansichten gehabt und gemeint, daß viel Übles sich mit dem Stock kurieren lasse.

Aber man ändert seine Ansicht vom Frühling zum Sommer, im Herbst und im Winter.

Der Mann späht aus. Und denkt: Ich will den Schiffer Ditgen fragen, er kann mit dem Kahn eine Stunde daher fahren.

Da sieht er, hellschimmernd, einen Punkt am Rande der Wiese. Dort auf dem Weg. Und er erkennt beim Näherschreiten, daß es eine weibliche Gestalt ist, die sich nach Blumen und Gräsern bückt.

Das war verboten hier und er mußte es rügen. Aber sie bog sich ganz zart über den schützenden Draht, der die Wiesen vor den Horden der Kinder schützen soll.

Als sie sich nun aufrichtet und mit feinen spitzen Fingern ihr zierliches Bouquet ordnet und mit einem verträumten holdseligen

Blick in die Rispen schaut und weder hört noch sieht, und als er gewahrt, daß sie keinen Hut trägt und daß die zarten blonden Haarsträhnen ihr vom Bücken in lieblicher Unordnung in das erglühte frische Gesicht fallen, dehnt ein Aufatmen des Mannes breite Brust. Und er kann weder schelten noch staunen, als sie ihm plötzlich in aller Froheit über den Morgen, ihr kleines Kunstwerk in den Händen, groß in die besorgten Augen sieht.

„Ei, ei!" sagt der Mann und hebt in scherzhaftem Drohen den Stock, „wie kann man einen alten Gesellen in solchen Schrecken jagen? — Die Kleider — der Hut — auf der Bank — ich glaubte wohl, da habe sich Eins in das grüne Wasser gestürzt."

„In den Tod?!" fragte sie mit einem leisen Lächeln. „Ach nein, nein! Ach nein, wie wunderlich — warum wohl — in den Tod?"

„Ja, ja!" sagt er ernst, „so was kommt vor."

„So was kommt vor?!"

„Ja, ja! Wohl öfter schon."

Sie sieht einen Augenblick ernsthaft drein.

Aber warum sollte dann der Mantel und Hut nicht mit? Wenn das Leben, das kostbare Leben vernichtet wird? Was soll da der Mantel?!

Sie streckt dem Manne mit einem kindlichen, warmen Lächeln die Hand entgegen.

„Aber das tut mir so leid, daß Sie Sorge hatten, so leid —"

Die Froheit und Jugend und Sorglosigkeit teilt sich dem Manne mit und er drückt die feine Hand und sagt nichts über die Blumen. Nur sagt er:

„Ich will es droben dem Manne und der Frau mitteilen. Sie stehen schon lange und schauen in den Strom."

Und dann geht er.

In das Wasser?!

Sie war sechzehn alt und glücklich und geliebt, und diese Blumen hatte sie für ihn gepflückt, für ihn, an den sie dachte im Wachen und im Traum.

Sie war sechzehn alt und glaubte noch an die Ewigkeit einer Liebe.

Und sie sah mit zärtlichem Blick auf den Mantel und den Hut und den Schirm und die Blumen.

Wie oft war seine Hand liebkosend über das seidige Gewebe geglitten. Wie eine große Kostbarkeit trug er das Schirmchen.

Und der Schleier! Wie manchmal zürnte er dem Winde, der ihn über ihre Wange schlug und sie so seinem Anblick entzog.

Und die Blumen?!

Wußte der alte Mann nicht, daß eine Hand, die sich dem Tode entgegenstreckt, so heiß ist, daß der Tau verlöscht und daß die Halme sich neigen müssen in zitternder Angst?!

Die Hand, die diese da gebrochen, war jung.

Ein ganz kurzer Schauer geht durch den Körper des Mädchens — dann rafft sie ihre Sachen zusammen und ihre jungen warmen Lippen streifen im Kusse die letzten Nachttränen von Gräsern und Blüte, und ihr Auge lacht.

Herbste.

War ein Herbst — war ein Tag — und der Wald stand im Gold
Und das Gold — nur ein Lehn deines Haars,
Und der Wald hat gelbduftende Schätze gezollt
Deinem Schooß — ein Regnen von Golde wars!

Und ein Schweigen so voll — und ich stand am Stamm
Und die Sonne — mit letzter, mir leuchtender Pracht,
Und dein Auge zu mir — ein Lichttropfen dran —
Da haben wir beide ans Sterben gedacht.

War ein Herbst — war ein Tag — wo ist Glanz! Wo ist Gold!
Der Sturm würgt die Bäume, sie schwanken kalt.
Alle Schätze verscharrt, alle Tränen verrollt,
Nebeltiere gehn grau durch den Wald.

Emil Lucka.

Rundschau

Der Gottsucher vom Rhein.

In Jatho ist nicht ein einzelner, sondern der gesamte Liberalismus verurteilt. Mit seinem Gottesbegriff, seiner mystischen Frömmigkeit ist der Pietismus, ist Tersteegen, dessen Lieder im Gesangbuch sich finden, verdammt. Seine Theologie mag mit Recht unklar und widerspruchsvoll genannt werden. Aber das ist die des Paulus oder Luthers auch. Sie mag vor dem Forum strenger Wissenschaft nicht immer bestehen können. Aber es fragt sich, wie viele Pfarrer, wenn das zur Predigttätigkeit unfähig machen soll, dann bestehen könnten. In der Kirche des Protestantismus ist aber die Theologie, so wichtig und wesentlich sie auch ist, nicht die Hauptsache für einen Pfarrer. Hier steht voran Religiosität, seelsorgerische Tüchtigkeit, Predigtbegabung und Fähigkeit, die Jugend zu begeistern, soziales Verständnis und allgemein menschliches Fühlen, ein sittlicher Wandel und Herzensbildung in erster Linie. Der Oberkirchenrat hat das alles und noch vieles andere anerkannt, aber das Spruchgericht hat erklärt: das geht uns nichts an; er hat nicht die rechte Lehre, darum fort mit ihm! Jeder Hohlkopf aber kann sein Amt, sei's auch ohne Erfolg und zur Unzufriedenheit seiner Gemeinde, verwalten, wenn er nur die der Orthodoxie genehme Lehre bekennt. Er braucht da, was er bekennt, nicht einmal zu glauben. Er darf seine Kirche leerpredigen. Er bleibt unbehelligt. Ein Jatho aber, der stets übervolle Gottesdienste zustande brachte, muß gehen. Daß seine Gemeinde anders urteilt, daß ungezählte Briefe von der Liebe und Dankbarkeit gegen den erfolgreichen Seelsorger Zeugnis ablegen, hat die Dreizehn nicht bekümmert. Sie sind die Sachverständigen, sagt das Gesetz, die Gemeinde versteht von solchen Dingen nichts. Diese völlige Ausschaltung der Gemeinde ist das Unerhörteste an der ganzen Sache. Als ob es sich um unmündige Kinder handelte, und nicht um reife, sittlich ernste Männer und Frauen. Hier spukt noch immer die mittelalterliche Vorstellung von der Gemeinde als der Schafherde, die vom Hirten geleitet werden muß. Schade, daß überhaupt die Schafe denken gelernt haben, daß man nicht die Wissenschaft abschaffen und die ganze Geistesbildung vernichten kann. Denn daher kommt schließlich alles Unheil. Das Volk soll glauben, nicht denken, soll unmündig bleiben, nicht selbständig werden. Ist die Bitterkeit denn nicht wirklich begreiflich, welche lauter und lauter von Zwangsverdummung redet? Doch lassen wir das. Wir wollen nicht bitter werden. Sondern lieber zum Schluß fragen: „Was ist zu tun, um der Gefahr, die nicht allein dem Geist des Fortschritts, der Wahrhaftigkeit, der Freiheit innerhalb der Kirche, sondern dem gesamten Protestantismus droht, wirksam zu begegnen?"

Da ist vor allen Dingen zu betonen, daß wir endlich einmal überall, wo man sich protestantisch nennt, Ernst macht und den Mut zur Konsequenz in sich lebendig werden läßt. Wer geistigen Fortschritt, wer Wahrhaftigkeit will und als Protestant das Recht des einzelnen anerkennt, seiner Ueberzeugung, seines Glaubens zu leben, wer zugibt, daß Religion als das Allerpersönlichste des Menschen niemals schablonisiert und reglementiert werden kann, der muß auch

Freiheit wollen. Hier scheiden sich die Geister. Wer sein Innerstes an äußere Stützen anlehnen, wer seinem religiösen Leben von Autoritäten Nahrung und Kräftigung zukommen lassen muß oder will, der soll darin ungehindert sein. Aber es geht nicht an, daß eine zufällige Mehrheit solcher evangelisch getaufter Katholiken ihre Macht mißbraucht und die Religiosität Andersdenkender, Selbständiger gefährdet, brutalisiert. Freiheit müssen wir erstreiten, und zwar für jedermann, d. h. auch für den Pfarrer. Gewissens- und Lehrfreiheit. Das bedeutet freilich Vernichtung der Bekenntniseinheit, vielleicht auch ein Ärgernis für die Schwachen. Aber das muß ertragen werden. Wer an die Wahrheit glaubt, unbedingt und fest, der weiß, daß ihr der Sieg gehört. Und das, was zu Grunde geht oder in Schein sich auflöst, eben vor der Wahrheit nicht bestehen konnte. Für Freiheit und Wahrheit, für das Recht des einzelnen auf Gedanken- und Gewissensfreiheit muß gekämpft werden.

Jeder sollte sich darüber klar sein, daß der Feind des Kulturforschritts und der Religion nicht „links“, unter den „Ungläubigen“ zu suchen ist, sondern da, wo man vergessen hat, warum und durch wen Jesus gekreuzigt worden ist. Das Ziel — ein allgemeiner Protestantenbund — liegt fern. Aber es wird von verschiedenen Seiten her bereits angestrebt. Auch innerhalb der Kirche. Schon haben die sämtlichen kirchlich-liberalen Vereinigungen, die bereits vor zwei Jahren eine geheime Entente cordiale geschlossen hatten, öffentlich erklärt, daß sie zusammenstehen und gemeinsam kämpfen wollen unter der Parole: Nieder mit dem Irrlehregesetz! und: Verlegung des kirchlichen Schwergewichts in die Gemeinden! Das führt zur Trennung von Kirche und Staat. Es ist notwendig, daß mit Nachdruck dieses ernste Problem durchgearbeitet wird, damit es als eine klare Forderung in das Programm jeder fortschrittlichen Vereinigung aufgenommen werden kann. Trennung von Kirche und Staat und von Kirche und Schule! Mit einem Male sind diese Gedanken auch denen näher gerückt, die bisher nicht viel davon wissen wollten. Und sie werden nicht wieder verschwinden. — Die Orthodoxie triumphierte. Jatho ist gefallen. Die Inquisitionsmaschine hat gut funktioniert. Aber es scheint doch so, und bis in die Reihen der Altgläubigen hinein zittert die Unruhe, als ob zur Freude keine Ursache wäre. Wenn nur der Protestantismus die Stunde nicht versäumt und tapfer den Kampf aufnimmt, unter klarer, entschiedener Parole, dann ist der Tag nicht fern, wo er den Gegnern dankbar sagen kann: „Ihr gedachtet es böse mit uns zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen.“

Pfarrer **Baars**.*

---

* Es ist nicht nur eine schöne Erinnerung für den so sehr zu Unrecht gemaßregelten Jatho, sondern zugleich ein Kulturdokument für die Gegenwart, daß die im Buchverlag der „Hilfe“ erscheinende Halbmonatsschrift „Blätter für Volkskultur“ eine Jathonummer herausgegeben hat. Jatho kommt darin mehrfach zu Worte, vor allem mit seiner Ausführung über das Christus-Problem.

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages entnehmen wir einem Aufsatz des Pfarrers Baars obige Glossen. Dr. C. R.

Stille Stunden.

Victor von Woikowsky-Biedau, Op. 30.

Sehr ruhig.

Gesang.

Ganz zart und duftig.

Piano.

pp

Die Nacht ist hell, hell wie ein Traum, der ü - ber Dei-nem Au - ge wacht

poco rit.

ppp

und doch ist es ein Leuch - ten kaum was es so groß und glän - zend macht.

sf

 12720

*) Mit freundl. Erlaubnis des Verlages.

Etwas fließender

Bestimmt

mf

Es ist wie ei - ne stil - le Kraft, die ü - ber und doch in Dir ruht,

wie ei - ne tie - fe Lei - den - schaft, und den - noch bro - delt nicht dein Blut.

cresc. allmählich lebhafter

f *p* etwas fließender cresc. *mf* cresc. cresc. cresc *f* poco rit.

12720

f stark und gewaltig — *Etwas*

Hoch wie ein Herr - scher steh ich da und lich - te

ff — *Etwas*

breiter

Klar - heit hüllt mich ein.

cresc.

Heut müs - sen wohl in

breiter — *cresc.*

fern und nah die Ro - sen auf - ge-bro-chen

f — *ff* — *ff*

sein.

fff — *ff*

12720

Stich und Druck von C G Röder G.m.b.H. Leipzig

Zu unsrer Musikbeigabe

Victor von Woikowsky-Biedau.

Ein liederfroher Mund, eine echte Musikantennatur ist Victor von Woikowsky-Biedau, der einem altböhmischen, später nach Schlesien übergesiedelten Adelsgeschlecht entstammt und von der Natur auch sonst mit reichen Gaben, ich erwähne nur seinen Frohsinn, seinen Humor, seine Reimkunst und sein Zeichnertalent ausgestattet ist, Vorzüge, die ihm schon frühzeitig eine vielbeneidete Stellung in der Gesellschaft verschafft haben.

Geboren am 2. September 1866 verlebte er eine sehr glückliche Jugendzeit auf dem elterlichen Gute Nieder-Arnswalde, wo eifrigst klassische Musik gepflegt wurde. Frühzeitig erwachte in ihm der Wunsch nach musikalischer Betätigung und nach eigenem Schaffen, was die Eltern verständnisvoll unterstützten. Der musikalische Trieb ging ihm auch während der Gymnasialzeit in Jauer nicht verloren, im Gegenteil, er wuchs noch, besonders nachdem ein von ihm gedichteter Chor von dem Gymnasialsängerchor zur Aufführung gebracht worden war. Auf dem Gymnasium entstanden auch Kompositionen des „Erlkönigs" und des „Veilchens", offenbar weil die Vertonungen Schuberts und Mozarts dem Jüngling nicht genügten. Seine Studentenzeit in Leipzig und Breslau förderte ihn musikalisch nur insofern, als er erst jetzt Gelegenheit hatte, Konzerte und Opern reichlich zu hören. Nachdem er die Würde eines Doktors der Staatswissenschaften errungen hatte und auch Ritter des Malthesser-Ordens geworden war, siedelte er nach Berlin über, wo er zunächst in den Strudel der Hofgesellschaft sich stürzte; bald aber trieb er eigene sorgfältige musiktheoretische Studien bei Bernhard Wolff, zu deren Ergänzung er späterhin noch Unterricht namentlich in der Kunst der Instrumentation bei Wilhelm Berger folgen ließ.

Hauptsächlich war es die Liedkomposition, die ihn anzog. Bereits 1895 erschienen seine ersten Lieder im Druck; sie fanden rasch Verbreitung, zumal er von 1897 ab während einer Reihe von Jahren eigene Kompositionsabende veranstaltete, für die sich ihm ausgezeichnete Bundesgenossen in Lula Gmeiner, Helene Lieban-Globig, Julie Müller-Hartung, Emmy Destinn, Arthur van Eweyk, Franz Naval, Julius Lieban und Alexander Heinemann zur Verfügung stellten. Viele dieser Lieder hatte er auch selbst gedichtet. Allgemein wurde ihre große Sangbarkeit, ihr melodischer Reiz und die Anpassung der Musik in Stimmung und Ausdruck an die Textworte anerkannt, dagegen die mitunter zu überladene und auch in harmonischer Hinsicht zu anspruchsvolle Klavierbegleitung wohl auch beanstandet.

Ermutigt durch seine Erfolge als Liederkomponist wandte sich Herr von Woikowsky der Oper zu. Sein erster Versuch auf diesem Gebiet, das Musikdrama „Helga", dessen Dichtung wie auch die der beiden anderen bisher veröffentlichten Opern von ihm selbst herrührt, gelangte 1904 im Wiesbadener Hoftheater zur Aufführung. Wenngleich es durchaus im Wagnerstil gehalten ist —

es behandelt auch einen Stoff der altgermanischen Vergangenheit — so verdient es doch mehr wie andere derartige Nachahmungen Verbreitung, weil wirkliche dramatische Begabung und ein hoher künstlerischer Ernst darin ganz unzweifelhaft enthalten ist. Der Reichtum der Erfindung, die glänzende, freilich wohl oft zu starke Instrumentation, die scharfe Zeichnung der einzelnen Personen und die höchst gelungene Stimmungsmalerei fallen aufs angenehmste auf. Ein unleugbarer Fehler des Werkes, der sich aber doch wohl noch beseitigen ließe, ist seine übermäßige Ausdehnung.

Weniger glücklich, besonders soweit die rein musikalische Erfindung in Betracht kommt, erscheint mir das heitere Spiel, das der tieftragischen „Helga" folgte: „Der lange Kerl". Diesem Werke wurde freilich die Ehre zuteil, als Galaoper an Kaisers Geburtstag 1906 im Berliner Opernhause aufgeführt zu werden, bei welcher Gelegenheit freilich die Intentionen des Komponisten z. B. durch die der beschränkten Zeitdauer wegen gebotenen Kürzungen nicht in der von ihm gewünschten Klarheit zur Erscheinung treten konnten. Viel verspreche ich mir dagegen von Woikowskys bisher noch nicht aufgeführter dritter Oper „Das Nothemd", in der dieser alte Sagenstoff als das Problem von der suggestiven Kraft eines starken Willens behandelt ist. Im Milieu der Landsknechtszeit, sowie des Lebens und Treibens in einer kleinen schwäbischen Reichsstadt baut sich die Dichtung auf als das hohe Lied deutscher Treue und Innerlichkeit. Ich glaube, daß dieses Werk, das in gewissem Sinne ein Pendant zu Wagners „Meistersingern von Nürnberg" bildet, sein Publikum finden wird, zumal der Komponist seit der „Helga" nicht stehen geblieben ist. Merkwürdigerweise scheinen aber zweifelhafte Produkte des Auslandes diesem echt deutschen Opernwerke von unsern Bühnenleitern wie so oft vorgezogen zu werden.

Die unleugbaren kompositorischen Fortschritte des Herrn Woikowsky, beweisen außer dem „Nothemd" nicht bloß seine echt poetischen und dabei großzügigen Stücke für Violine „Aus einem Menschenleben" (mit Klavier) und „Weihe. Andante religioso" (op. 26 mit Harmoniumbegleitung), sondern vor allem die große Ballade „Die Jüdin von Worms" (Dichtung von Wilhelm Brandes) für Bariton mit großem Orchester und der Liederzyklus „Königslieder" (Dichtung von Franz Evers), aus dem wir unseren Lesern infolge Entgegenkommens des Verlags N. Simrock eine das Innenleben des Komponisten so recht wiederspiegelnde Probe bieten dürfen. In diesem Zyklus, dessen sich unsere ersten Konzertsänger sofort angenommen haben, sind einzelne Nummern, die geradezu als Höhepunkte der modernen Liederkomposition angesehen werden können und selbst eines Richard Strauß nicht unwürdig wären, vor allem die leidenschaftliche Nr. 4 „Gib mir deine wilde Seele".

In neuester Zeit hat Herr von Woikowsky-Biedau, da seine Gemahlin in der Kunst der Deklamation sehr heimisch ist, sich auf das in seiner künstlerischen Berechtigung schon so oft angezweifelte, m. E. aber oft doch sehr wirkungsvolle Melodram geworfen. Es war mir vergönnt einige dieser Werke, die demnächst bei Ed. Bloch (Berlin) herauskommen werden, aus dem Manuskript

kennen zu lernen. Die so unsagbar ergreifende Ballade „Der Todspieler“ von Börries Freiherrn von Münchhausen hat Herr von Woikowsky mit einer Klavierbegleitung versehen, in der höchst kunstvoll der Choral „Nun danket alle Gott“ ausgiebig verwendet ist. Eine weit größere Rolle spielt die Musik in dem Melodram „Die Mette von Marienburg“ von Felix Dahn; sie erhebt sich hier geradezu zu einer sinfonischen Dichtung und verlangt, um recht zur Geltung zu kommen, ein stark besetztes Orchester. Noch gelungener, ja als ein echtes Kunstwerk voller Poesie erscheint mir Woikowskys melodramatische Behandlung von Ernst von Wildenbruchs „Jung Olaf“; sie wird voraussichtlich dem durch die Schillingssche Musik so bekannt gewordenen „Hexenlied“ desselben Dichters an Beliebtheit bald nicht nachstehen; sie ist für Harfe und Klavier gedacht, läßt sich aber auch für Klavier allein ausführen und wird in der Gestalt für Streichorchester und Harfe sicherlich schon im nächsten Winter eine Repertoirnummer des Berliner Tonkünstlerinnen-Orchesters (Dirigentin: Elisabeth Kupper) werden, dem die Uraufführung in dieser Fassung zugesagt ist. Ueberwiegt in diesen Melodramen die Tragik, so ist uns in dem „Pagen von Hochburgund“ (Text von Börries von Münchhausen) ein heiteres, echt jugendlich-fröhliches Gegenstück geschenkt.

Sicherlich werden wir überhaupt noch viel von dem Komponisten Victor von Woikowsky-Biedau zu erwarten haben, da die mehr als freundliche Aufnahme, die seine Werke im allgemeinen bisher gefunden haben, ihn stets zu erneutem Streben und unablässigem Vorwärtsringen anfeuert.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. Curt Radlauer, Berlin W., Traunsteinerstraße 3. — Redakteur für Kunstwissenschaft und künstlerische Naturbetrachtung: Prof. Hanns Fechner, z. Zt. Schreiberhau. — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jabassohn in Berlin.
Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

Hermann Pagels:
„Der verratene Hühnerdieb“
(Zu Wiedemanns „Scheren-
bildern“)

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 30 / Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 138. Heft 437. Erstes Septemberheft 1911

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Karl Renkel:

Am politischen Sterbebett Bismarcks

Eine völlig bismarcktreue Mehrheit war im Jahre 1887 nicht vorhanden. Daß dieser Zustand dem mächtigen Herrscherwillen des Kanzlers nicht zusagen konnte, ist leicht begreiflich. Er mußte trachten, sich wieder eine gefügige Mehrheit zu bilden, um seinen Willen nicht so sehr Kompromissen anbequemen zu müssen. Dazu kam das Streben, welches einem konservativ denkenden Staatsmann nur zu nahe lag, das Heerwesen möglichst dem Einflusse des Reichstages zu entziehen. Sein Plan, dem Reiche durch Reichseisenbahnen Geld ohne Bewilligung der Volksvertretung zuzuführen, war an dem Widerstand der Mittelstaaten gescheitert; das Tabakmonopol war im Reichstag gefallen; jetzt wollte er 1887 das Septennat durchbringen, welches das Budgetrecht des Reichstags auf eine lange Zeit lahm legte. Das Angebot der Freisinnigen, eine kürzere Frist zu bewilligen, lehnte er ab.

Durch diplomatische Einwirkungen bewog er den Vatikan, das Zentrum zur Bewilligung des Septennats zu drängen und benutzte nun selbst fremdländischen Einfluß, den er früher oft dem Zentrum als nationalfeindlich vorgeworfen hatte, um seine Pläne durchzusetzen. Das Zentrum aber blieb fest und dokumentierte hierdurch öffentlich, daß es sich in politischen Fragen von kirchlicher Seite keine Direktiven geben lasse. Das Septennat wurde abgelehnt und der Reichstag aufgelöst.

Ein unerhörter Wahlkampf setzte ein, aus dem Bismarck als Sieger hervorging. Er hatte es verstanden, dem Volke das Schreckgespenst eines neuen französischen Krieges an die Wand zu malen und erregte dadurch bei den Wählern, soweit sie nicht durch eine vorzügliche Parteiorganisation geschult waren, Mißstimmung gegen die Widersacher des Septennats. Die Wahlen brachten ihm eine willige Mehrheit von 80 Konservativen, 41 Reichsparteilern und 99 Nationalliberalen, die das Septennat sofort bewilligte. Das Zentrum wahrte seinen Besitzstand, die vereinigte Partei der Deutschfreisinnigen schrumpfte auf 32 Sitze zusammen. Endlich hatte Bismarck „ein ministerielles Parlament . . ., war sozusagen Minister und Parteiführer von obenher."

Diese auf eine Kriegsparole gewählte Mehrheit konnte aber nur so lange Bestand haben, als die Kriegsfurcht anhielt. Diese schwand bald, und die Wahl von 1890, welche „noch unter Bismarck, aber sozusagen ohne Bismarck entschieden wurde, löschte die von 1887 wieder aus. Die Mehrheit Bismarcks von 220 Stimmen sank auf eine Minderheit von 135. Aus der Urne gingen hervor: 73 Konservative, 20 Reichsparteiler, 42 Nationalliberale, 66 Deutschfreisinnige, 106 Zentrum, 35 Sozialdemokraten, 10 Volksparteiler und der Rest Anhänger der Nationalitätsparteien.

„Damit war Bismarcks Zeit tatsächlich beschlossen, und der Reichsbaumeister, der lange Jahre das Staatswesen mit seinem ehernen Willen gelenkt hatte, und um den herum sich die Parteien als Freund oder Feind gruppiert hatten, verließ die politische Bühne, nachdem ihn Konflikte mit seinem neuen Herrn, Kaiser Wilhelm II., unmöglich gemacht hatten. Das Zentrum, vor allem sein Führer Windthorst, hätten den großen Gegner gern gehalten. Verbürgte doch seine Person eine machtvoll geführte äußere Politik, die im Innern seit 1878 auch Raum gelassen hatte für wirtschaftliche und soziale Gesetzgebung im Sinne des Zentrums. Dabei hatte der gewaltige Mann auch die wirkliche Größe besessen, seine eigenen Kulturkampfgesetze wieder abzutragen, sobald er sie als nutzlos und verfehlt erkannte. Kurz vor Bismarcks Sturze hatte noch Windthorst eine Unterredung mit ihm über seine Stellung und die politische Lage, mußte aber erkennen, daß er am „politischen Sterbebett eines großen Mannes" stand.

* * *

In den heftigsten Kämpfen und unter den verschiedensten Wahlparolen hatte nur das Zentrum seinen Besitzstand unverändert bewahrt, während alle anderen Parteien den größten Schwankungen unterworfen waren. Es hatte sich erwiesen als ein rocher de bronce, stark durch die Geschlossenheit einer wohlorganisierten Wählerschaft. Der innere Ausbau der Partei wurde noch fester durch die Gründung des Volksvereins im Jahre 1890, der das gesamte Reich umfaßte und den Reichsgedanken, die positive soziale Tätigkeit sowie kulturelle und staatsbürgerliche Schulung und Aufklärung in die abgelegensten Dörfer trug. Blieb die Partei auch in Zukunft das, was sie geworden war, eine große politische Volks- und Reichspartei, verstand sie es, partikularistische, wirtschaftliche und nicht zuletzt auch konfessionelle Sonderbestrebungen zu überwinden, so mußte sie unangreifbar sein. Bis zum heutigen Tage hat sie es vermocht, sie ist ein Zentrumsturm geblieben, und auch Naumann erkennt, daß in absehbarer Zeit an ihrem Besitz nicht zu rütteln ist.

Die Konservativen haben sich zu einer wirklich großen Reichspartei noch nicht durchzuringen vermocht; viele von ihnen sind immer noch in erster Linie Preußen und verleugnen das auch nicht im Reichstag.

Die Linksliberalen hielten an dem unbedingten Subjektivismus fest und zeigten dies auch äußerlich durch neue Gruppierungen. Dabei sank die Mitgliederzahl von 1890 bis 1906 von 76 auf 36, während andererseits die Sozialdemokraten von 35 auf 81 stiegen und zeigten, daß die unbeschränkte negative Tätigkeit des doktrinären Liberalismus der beste Nährboden des Sozialismus ist.

Die Nationalliberalen haben sich durch den Einfluß der Jungen von dem Grundsatz praktischer Mitarbeit an der Reichsgesetzgebung auf der Grundlage der historischen Entwicklung teilweise wieder abdrängen lassen und sind bei dem populären Theorienliberalismus wieder angelangt, der in einem Block von Bassermann bis Bebel sein Heil erblickt. Man könnte fast glauben, daß man in der Parteigeschichte um 50 oder 60 Jahre zurückversetzt wäre.

Wenn nicht alle Anzeichen täuschen, findet bei der bevorstehenden Wahl einer der rücksichtslosesten Entscheidungskämpfe zwischen der

christlich-konservativen und der liberal-sozialistischen Weltanschauung statt, zwischen den Konservativen und dem Zentrum einerseits und den Liberalen und Sozialdemokraten andererseits.*)

*) Da ein großes Volk in kulturellen sowohl als auch in wirtschaftlichen Fragen nie übereinstimmt, so spaltet es sich naturgemäß in mehrere Lager und hängt verschiedenen Parteien an, die als Zwischenorganisationen zwischen der Bevölkerung und der Volksvertretung anzusehen sind. Für alle Staatsbürger, die die Pflicht haben, ihrer Überzeugung gemäß in den politischen Kampf mit einzugreifen, ist es von großem Interesse, sich den Werdegang der Parteien in der Geschichte einmal zu vergegenwärtigen. Daher verdient eine soeben im Verlage der Junfermannschen Buchhandlung, Paderborn, erschienene kleine Broschüre aus der Feder Karl Kenkels, betitelt: „Die Entwicklung der politischen Parteien in Deutschland von 1848 bis zum Abgange Bismarcks" das allgemeine Interesse. Mit gütiger Erlaubnis des Verlages haben wir einen interessanten Abschnitt aus dieser Broschüre unsern Lesern im Vorhergehenden geboten. Wer Geschmack an sachlicher und doch anziehender Schreibweise Kenkels gefunden hat, kaufe sich das kleine Werk, es kostet nur 60 Pfg.

Dr. C. R.

Otto Wiedemann: Scherenbilder

Es dürfte wohl kaum einen anderen Kunstzweig geben, der nur so einfacher Mittel bedarf, um lebendige, geradezu plastisch wirkende Darstellungen zu erzeugen, wie die Ausschneidekunst: ein wenig Papier und eine kleine Schere mit guten Spitzen und nicht zu kurzen Hebeln — das ist alles. Daß man gewöhnlich schwarzes Papier verwendet, hat seinen guten Grund. Der dunkle Schlagschatten, der bei geeigneter Beleuchtung eines Objektes ein charakteristisches Abbild auf einer auffangenden Fläche darstellen kann, wird durch die aus schwarzem Papier geschnittene Silhouette am sinnfälligsten wiedergegeben. Aber auch der Gegenstand selbst kann uns unter gewissen Beleuchtungsverhältnissen als dunkle Flächenfigur erscheinen. Wem wäre es nicht schon aufgefallen, wie eine vom dunklen Hausflur aus gegen die helle Straße gesehene eintretende Person als nahezu schwarze Silhouette erscheint, oder wie sich ein Reiter auf einer Anhöhe von der hellen Luft als bloßer Schattenriß abhebt. Dergleichen Beispiele ließen sich viele aufzählen, und wer acht gibt, in der Malerei die als dunkle Masse erscheinende Figur eine wichtige Rolle spielt, sei nur beiläufig erwähnt, läßt sich doch dadurch eine dahinter befindliche Helligkeit, etwa ein Lagerfeuer, glühende Metallmassen und dergleichen am wirkungsvollsten ausdrücken.

Mit dem Umstande, daß ein Objekt, wenn es zwischen dem Beschauer und dem Licht steht, als Silhouette erscheint, rechnet vor allem der Bildhauer. Besonders das im Freien aufgestellte Werk, bei dem die Möglichkeit, es gegen die helle Luft als Silhouette zu sehen, ja immerwährend vorliegt, muß nach diesem Gesichtspunkte komponiert werden, soll es nicht nach dem Gesagten als unverständliche Masse erscheinen. In wie hohem Maße der bloße Schattenriß imstande ist, ein charakteristisches, ja nahezu erschöpfendes Abbild einer Skulptur wiederzugeben, das dürften die hier beigefügten Scherenbilder, die vom Verfasser nach plastischen Werken der vorjährigen Großen Berliner Kunstausstellung geschnitten wurden, deutlich erkennen lassen. Den stärksten Eindruck von dem Werke des Bildhauers wird die Silhouette in den Fällen liefern, wo die wenigsten Ueberschneidungen vorkommen, wie bei dem schreienden Hirsch von Richard Rusche, der graziösen Tänzerin von Fritz Heinemann und dem Satyr mit zerbrochenem Krug von Robert Ockelmann. Wo gar mehrfache Über-

schneidungen vorhanden sind, wie bei dem ein Kind auf dem Arm tragenden Mädchen vor einer Kuh, da müßte der herausgeschnittene Innenkontur zu Hilfe genommen werden. Der famose Hühnerdieb von Hermann Pagels konnte wegen der mannigfachen Überschneidungen durch das Scherenbild nur annähernd wiedergegeben werden. Um den Charakter der Silhouette aber zu bewahren, wurde auf das Herausschneiden der Innenkonture verzichtet. Die fatale Situation, in der sich der durch den krähenden Hahn verratene Tölpel befindet, dürfte aber trotzdem überzeugend zum Ausdruck gekommen sein.

Daß die Silhouette für die Zeit Goethes charakteristisch geworden ist, sichert ihr eine gewisse historische Wertschätzung. Und in unsern Tagen, da man sich wieder vielfach für den Biedermeierstil interessiert, erfreut sie sich erneuter und wachsender Beliebtheit. Dem Umstande, daß man durch bloße Wiedergabe der Profillinie eines menschlichen Kopfes ein überraschend ähnliches Konterfei erhalten kann, ist es sicher zuzuschreiben, daß vor der Erfindung der Photographie diese einfachste aller graphischen Künste, wie sie die Porträt-Silhouette darstellt, eine so starke Verbreitung finden konnte. Das Verfahren, durch den bloßen Schattenriß einen Menschen zu porträtiren, ist schon alt, weit älter jedenfalls, als es die Zeit unserer Urgroßväter ist, aus der uns so zahlreiche Schwarzbilder von Personen bekannt sind, läßt doch schon die Sage die Tochter des Hafners Dibutades in Korinth den ersten Schattenriß nach dem Bilde ihres Geliebten ausführen. Ohne eine besondere Geschicklichkeit im Zeichnen oder Ausschneiden zu besitzen, kann man Porträt-Silhouetten selber anfertigen. Man lasse zu diesem Zwecke auf einem an der Wand befestigten Bogen weißen Papiers mittels einer hellen, in Kopfhöhe aufgestellten Lampe den Schatten der darzustellenden Person fallen. Dann zeichne man die Schattengrenze sauber nach und verkleinere den auf diese Weise erhaltenen Kontur mittels des Storchschnabels, jenes bekannten Verkleinerungsinstrumentes, das in jeder Zeichenmaterialienhandlung zu haben ist. Wird die Fläche innerhalb der verkleinerten Umrißlinie nun mit schwarzer Tusche ausgefüllt, oder das verkleinerte Bild mit der Schere aus schwarzem Papier ausgeschnitten, so ist die Silhouette fertig. Die mit Hilfe des Storchschnabels hergestellten Silhouetten können jedoch nur dann Anspruch auf Ähnlichkeit machen, wenn erstens der Umriß des Schattens genau nachgezeichnet und zweitens mit dem Verkleinerungsinstrument genau gearbeitet wurde. Aber auch das Aus-

schneiden oder Zeichnen der Profillinie eines Menschenkopfes unmittelbar nach dem Leben ist bei weitem nicht so schwer, wie man gewöhnlich annimmt. Allerdings gehört ein gewisses Maß von Auffassungsvermögen für Formen und Maßverhältnisse dazu. Und wenn Lavater von seinen Schülern verlangt, sie sollen sich fleißig im Herstellen von Silhouetten üben, so setzt er doch ein ziemliches Maß von Zeichentalent bei ihnen voraus. In seinen „Physiognomischen Fragmenten" schreibt er: „Wer Physiognomik studieren will, mache sich ein besonderes Studium aus den Schattenrissen. Wer diese verachtet, verachtet die Physiognomik. Wer keinen Sinn für diese hat, hat keinen für die menschlichen Gesichter. Sicherlich aber, wer seinen physiognomischen Sinn an der Silhouette übt und befestigt, der wird in lebendigen menschlichen Gesichtern wie in einem offen vor ihm liegenden Buche fertig zu lesen imstande sein. Und wie soll nun der Schüler der Physiognomik mit den Schattenrissen zu Werke gehen? Erst soll er sie aufs Genaueste machen lernen — selbst machen. Unter dem Ziehen der Silhouette schärft sich der Beobachtungsgeist ungemein, übt sich, jedes Gesicht in seine Silhouette aufzulösen, mithin seine charakteristische Grenzlinie leicht zu finden. Selbst machen soll er seine Silhouette und sich üben, den höchsten Punkt von Reinheit und Schärfe mit Sicherheit zu erreichen."

Unter den Künstlern, die sich fast ausschließlich mit dem Ausschneiden von Silhouetten befaßten, war der 1841 in Greifswald geborene Paul Konewka der bedeutendste. Sein Name ist so eng mit diesem eigenartigen Kunstzweige verknüpft, daß man bei einem historischen Überblick ihn stets an erster Stelle nennen wird. Er zeigte schon sehr früh für das Schattenbild eine außergewöhnliche und fast ausschließliche Begabung. Schon als Dreiundzwanzigjähriger schnitt er den berühmten, durch die Ausgabe des „Kunstwart" so allgemein bekannt gewordenen Fries: Die Spaziergänger vor dem Tore nach der Szene im Faust. Nur ein Künstler von der Gestaltungskraft Konewkas konnte es wagen, zu Goethes gewaltigem Werk noch weitere 12 Blätter zu schaffen, wahre Kunstwerke, die bei aller Abhängigkeit von der Dichtung für sich allein dem Beschauer den angenehmsten Genuß bereiten können, und nicht wie die üblichen Illustrationen unserer Klassiker meistens eine fade Verwässerung des Dichterwortes darstellen.

Sein schönstes Werk schuf Konewka jedoch in seinen Darstellungen aus dem Sommernachtstraum von Shakespeare, ließ sich doch dem

hier obwaltenden humoristischen und phantastischen Element durch den Schattenriß am leichtesten und sichersten beikommen. Vielleicht ist es gerade der seltsame Gegensatz zwischen der düsteren Farbe des Schwarz und dem reizend neckischen und zierlichen Formenspiel der Silhouette, der ihr einen so prickelnden Reiz verleiht. Welche Heiterkeit und Grazie strahlt uns doch aus den zahlreichen ergötzlichen Kinderszenen, die Konewka mit seiner so vielseitigen Schere schuf, entgegen!

Außer Paul Konewka haben noch andere Künstler Bedeutendes, wenn auch nicht immer Werke von solch bleibendem Werte, mit ihrer Schere geschaffen. Von dem seit der Jahrhundert-Ausstellung in der Berliner Nationalgalerie erst gebührend bekannt gewordenen Maler O. Ph. Runge besitzt man in Hamburg große Sammlungen. Ein vortrefflicher Bildschnitzer war auch Karl Fröhlich. Seine meist für die Kinderwelt bestimmten Scherenbilder, zu denen er selbst den Text in Versen schrieb, zeugen von einer heiteren Liebenswürdigkeit und Lebendigkeit, wie man sie sonst selten findet. In seinen Kompositionen, in denen er oft eine größere Anzahl von Figuren zu einem schönen Ganzen zu vereinigen versteht, ist er geradezu verblüffend.

Unter den jetzt noch lebenden Silhouettenkünstlern verdient außer Johanna Beckmann, die besonders in ihren auf tüchtiges Naturstudium zurückführenden vegetabilen Beigaben Hervorragendes leistet, der ausgezeichnete Radierer Heinrich Wolff in Königsberg genannt zu werden. In seinen Schattenschnitten hat er es nicht ohne Glück versucht, sogar die landschaftliche Perspektive wiederzugeben. In dem Blatte „Das alte Tor" aus seiner Sammlung: „Erzählungen einer kleinen Schere" kommt seine Fähigkeit, eine räumliche Tiefenwirkung durch die Silhouette auszudrücken, wohl am besten zur Geltung. Da es jedoch dem Schattenriß versagt ist, auch die Luftperspektive zur Darstellung zu bringen, so werden derartige Versuche meistens weit über den Rahmen dieses bescheidenen Kunstzweiges hinausgehen. Wolffs „Riesenspielzeug" ist sicher hierfür ein deutliches Beispiel. Die Verwandtschaft der Silhouette mit der Malerei ist eben weit geringer als die mit der Skulptur. Das Wort O. Heuers, daß die Silhouette die auf zwei Ausdehnungen beschränkte Schwester der Plastik sei, findet in unsern hier wiedergegebenen Blättern seine volle Bestätigung.

Professor Levin L. Schücking:
Das Byron-Geheimnis

Am 25. April 1816 verließ Lord Byron sein Vaterland, um nie wieder zurückzukehren. Es war die große Krisis seines Lebens. In den Salons seiner Bekannten zog man sich von ihm zurück, im Oberhause ignorierten ihn seine Standesgenossen, selbst auf der Straße trafen ihn feindselige Blicke und seine Wohnung wurde von kühner gewordenen Gläubigern belagert. Die Untergrabung seines Rufs, die zu dieser Katastrophe führte, hatte sich zwar langsam vorbereitet, aber schließlich war sie doch außerordentlich beschleunigt worden durch seinen Eheskandal. Seine Frau hatte sich von ihm getrennt, die Scheidungsverhandlungen eingeleitet und ihre Vertrauten davon überzeugt, daß an eine Aussöhnung nie gedacht werden könne. Daß die Gründe dafür unbekannt waren, gab verwegenen Gerüchten um so mehr Spielraum. Von jeher hatten sich romantische Sagen an Byrons Lebenswandel geknüpft. Schon als er noch Student war, munkelte man von einem Mädchen, das ihn in Pagentracht zu begleiten pflegte und dann wie die Geliebten in den alten schottischen Volksballaden an der Geburt eines Kindes gestorben sei. Als er darauf aus dem Orient wiederkam und dessen Szenerie für seine Verserzählungen verwertete, da hieß es, einige der schauerlichsten Vorgänge in ihnen seien eigenen Erlebnissen nacherzählt, ja, man wollte wissen, er habe gar selbst in entlegenen Gewässern Seeräuberei getrieben. Solche Legenden ließ Byron sich lächelnd gefallen, schon weil sie das Interesse des Publikums an seinen Werken und die neugierige Scheu vor seiner Person verstärkten. Aber das Element des Wohlwollens, das dieser Stimmung der Öffentlichkeit immer noch beigemischt gewesen war, schien plötzlich mit Lady Byron zusammen verschwunden zu sein. Von Mund zu Mund gingen Anschuldigungen bedenklicher Art gegen ihn, in den unteren Volksschichten wollte man von einem Mord, den er begangen habe, wissen — in seinen eigenen

Kreisen war es ein offenes Geheimnis, daß seine Frau ihn verlassen, weil sie sein Liebesverhältnis zu seiner Halbschwester Auguste Leigh entdeckt habe. Allein diese Auffassung blieb in bestimmten Grenzen, außerhalb deren sie als eine ungeheuerliche Verleumdung aufgefaßt und, wo sie einmal auftauchte, gebrandmarkt wurde. Wie war es anders möglich angesichts der reinen und rührenden Verse Byrons an die geliebte Schwester, die der ganzen Welt offen lagen, in denen nicht der Gluthauch der Leidenschaft, sondern die zärtlichste Fürsorge des Bruders atmete, dem schließlich über alle Feuertränke der Sinne der reine Quell der Geschwisterliebe geht? — Aber welchen Grund mochte Lady Byron haben, ihren Mann dermaßen zur Zielscheibe aller Arten von Verleumdungen werden zu lassen, daß er selbst sie seine „moralische Klytämnestra" schalt? Die Öffentlichkeit blieb darüber völlig im Dunkeln und da sie den Grund nicht kannte, so war sie schließlich des guten Glaubens, daß überhaupt keiner da sei. Und nun begann sich die Meinung des Publikums langsam gegen Lady Byron zu kehren. Ihr Name wurde nie mehr ohne lauten oder leisen Vorwurf genannt. Man leugnete nicht, daß sie ausreichende Ursache gehabt haben müßte, gekränkt zu sein, aber man verzieh ihr nicht, daß sie zu den schlimmsten Vorwürfen gegen ihren Mann stets geschwiegen hatte. — Dann vergingen nicht weniger als 53 Jahre. Der literarische Geschmack in England machte in dieser Zeit entschiedene Wandlungen durch. Tennyson wurde zum lyrischen Wortführer der Nation, der verachtete und gehaßte Shelley erhielt die ihm gebührende Stellung auf dem heimischen Parnaß, die Bewunderung des zu seinen Lebzeiten vernachlässigten Keats zog von einem kleinen Kreise aus immer weitere Wellen, die Kunst der Präraffaeliten setzte sich gegen den Widerstand der breiten Massen durch und Byrons Poesien verloren darüber ihren Reiz. Aber das Interesse an seiner Person blieb und so erregte es ungeheures Aufsehen, als die berühmte Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte", die amerikanische Schriftstellerin Harriet Beecher-Stowe im Jahre 1869 in „Macmillans Magazine" einen Aufsatz veröffentlichte, in dem sie der Welt auf Grund von Mitteilungen ihrer neun Jahre zuvor verstorbenen Freundin, der Lady Byron, den Schlüssel zu den rätselhaft gebliebenen Vorgängen der Byronschen Ehescheidung darbot. Lady Byrons Schweigen zu den schlimmen Anschuldigungen gegen ihren Gemahl erklärte sich nach ihr ganz ein-

fach: sie hatte die Beweise dafür in Händen gehabt, daß Byron in der Tat der Geliebte seiner Schwester gewesen war.

Diese Veröffentlichung löste einen Wutschrei gegen die Beecher-Stowe in ganz Europa aus. Wer ihr glaubte, — und es gab eine nicht geringe Anzahl von Leuten, die genug Bescheid wußten, um nicht zu zweifeln — der erklärte doch das Vorgehen der Amerikanerin als taktlos und ohne Geschmack und innere Berechtigung. Die überwiegende Mehrzahl aber empörte sich gegen die Weiterverbreitung einer Bezichtigung, für die keine Beweise vorgelegt wurden, und die deshalb, mochte sie immer auf Lady Byron zurückgehen, den Charakter der Verleumdung trug. Frau Beecher-Stowe hatte einen Schlag in Wasser getan, schlimmer als das: sie hatte ihrem eignen Ansehen einen tödlichen Schlag versetzt und dieser Schlag traf das Andenken ihrer toten Freundin mit. Wieder ward sie zum Gegenstand der gehässigsten Betrachtungen gemacht, ja, eine angesehene englische Zeitschrift verstieg sich in der Kritik ihres Benehmens zu dem Satze: „Die heruntergekommenste Dirne auf der Straße ist nicht so schlecht wie Lady Byron." — Abermals verfloß mehr als ein Menschenalter, da, vor wenigen Jahren, erschien ein Buch mit der Bestimmung, allen Legenden endgültig den Garaus zu machen und die nackte Wahrheit an ihre Stelle zu setzen. Ralph Wilbanke, Graf Lovelace, Byrons Enkel, machte 1905 den auf den ersten Blick höchst erstaunlichen Versuch, in seiner „Astarte" genannten Schrift den dokumentarischen Beweis für den Incest seines Großvaters und damit für die Haltlosigkeit der gegen seine Großmutter geschleuderten Verleumdungen zu erbringen. Das seltsame Werk wurde privatim gedruckt und einer Reihe von Bekannten des Grafen und im öffentlichen Leben stehenden Leuten übersandt. Es ist naturgemäß bald eine Rarität ersten Ranges geworden (den vorliegenden Zeilen dient ein Exemplar, das von der Gräfin Lovelace an die Universitätsbibliothek in Jena geschenkt worden ist). Nach dem Erscheinen dieses Buches sind alle Byron-Biographien veraltet und die Beziehungen des Dichters zu seinen Werken müssen von neuem untersucht werden. Einige der wichtigsten neuen Gesichtspunkte seien im Folgenden herausgehoben.

Des Dichters Vater, der „Kaptain John Byron", hatte zweimal geheiratet. Eine überlebende Tochter aus erster Ehe, Augusta, wuchs dem Sohn aus zweiter Ehe fern bei ihrer Großmutter heran

und heiratete 1807, dreiundzwanzigjährig, ihren Vetter, den Obersten George Leigh. Diese Ehe, der mehrere Kinder entsprossen, war höchst unglücklich. Oberst Leigh war ein wüster und ungebildeter Geselle, der den größeren Teil des Jahres bei Freunden zubrachte, die den denkbar schlechtesten Ruf genossen, und der für seine Frau kein Verständnis, kein Interesse hatte und ihrem Kommen und Gehen mit völlig gleichgültigem Auge zusah. — Von Augusta mehr als ein blasses Bild zu gewinnen, hält schwer. Sie war wohl eine jener Frauen der sentimentalen Periode, deren erstes charakteristisches Beispiel vielleicht Sternes berühmte Elisa ist. Sein Grundzug liegt in der Gemütsweichheit und dem entscheidenden Einfluß des Gefühls auf das Verstandesleben. Daraus resultiert eine gewisse Unselbständigkeit und eine Unentschlossenheit, wenn es zu handeln gilt, die als eine Art süßer Hilflosigkeit für viele Männer einen so großen Reiz bedeutet. Auch Augusta war anscheinend eine Mischung von Weib und Kind, hingebend und impulsiv, ohne Nachgedanken bis zur Oberflächlichkeit, aber doch auch wieder Weib genug, um in hohem Maße den Instinkt der Selbstverteidigung zu besitzen. — Im Juni 1813 zog Augusta zu einem längeren Besuch zu ihrem Bruder nach London. Lord Byron befand sich gerade damals auf dem Höhepunkt seines Ruhms. Sein „Giaur", der gleichzeitig mit Augustas Kommen veröffentlicht wurde, brachte es in 4 Monaten auf 7 Auflagen. Die Vergötterung des Dichters durch die Frauen war beispiellos. Byrons Genußsucht hielt mit seinen Eroberungen gleichen Schritt. Er sah mit Erstaunen, wieviel von dieser bürgerlichen Ehrbarkeit, an die der größte Teil der Welt glaubte, nur Maske war, und begann die Sitte überhaupt mit skeptischem und zuweilen schon zynischem Blick zu betrachten. Unter diesen Umständen bedeutete der Besuch einer vier Jahre älteren, 29jährigen, in ihrer Ehe vernachlässigten Halbschwester, die er früher kaum jemals näher kennen gelernt, eine gefährlichere Versuchung für ihn, als sie sein leicht entzündbares Blut vertrug. Ganz gewiß wies diese Frau ja auch eine Reihe der Züge auf, aus denen sich der Byronsche Idealtyp des Weibes zusammensetzt, jene Gattung Frau, deren ganzes Leben sich nur auf den Mann bezieht, die blindlings im Gegensatz zur ganzen Welt an ihm hängen und denen schließlich die Liebe sogar die Kraft zu den unerhörtesten Heldentaten in seinem Dienste gibt. Konnte Byron von diesen Eigenschaften vorerst bei Augusta nur die Fähigkeit zur völligen

Robert Orkelmann:
„Satyr mit zerbrochenem Krug"

Fritz Heinemann:
„Tänzerin"

(Zu Wiedemanns „Scherenbildern")

Hingabe sehen, so schloß er wohl — irrtümlich — auf das Vorhandensein auch der andern, der heroischen, Fähigkeiten bei ihr. Außerdem bestach ihn ihr leichtes, kindliches Geplauder, ihre Scherzhaftigkeit und ihr Sinn für Komik, und ihn, dem alle Naivetät fernlag, belustigte der von ihr nicht empfundene Gegensatz zwischen ihrer strenggläubigen Frömmigkeit und der sündhaften Schwäche gegenüber dem Ewig-Männlichen. Die Bande, die einen andern zurückgehalten hätten, zerriß seine Frivolität wie Spinngewebe . . . Ihm lag vielleicht ganz im Gegenteil in einer solchen Handlung etwas von dem, was Oskar Wilde immer wieder den „Reiz des Verbrechens" nennt, und was für den Genuß noch eine ganz besondere Würze bedeutet. Dazu kommt, daß Byron sich selbst und sein Leben in außerordentlichen Maße vom artistischen Gesichtspunkte betrachtete. Schon ehe dazu eigentlich genügende Veranlassung vorlag, lebte er sich in die Rolle des Verbannten mit dem blutenden Herzen und der heimlichen Schuld hinein, einen Typ, der aus allerlei Literaturquellen, wie Schillers „Karl Moor", Moores „Zeluco", Chateaubrians „René" zusammengeflossen war. Und auch René ging ja schon interessant durch die Last einer ähnlichen Schuld einher. — — Bereits in dieser Zeit nahmen Byrons Bekannte an dem vollkommen durchsichtigen Verhältnis der beiden zueinander schweren Anstoß. Bekannte sich doch Byron selbst in Gesellschaft zu Anschauungen über den Incest und erging sich in Andeutungen über Augusta, die keinen Schatten von Zweifel mehr zuließen. Er beabsichigte sogar, Augusta auf eine Reise nach Sizilien mitzunehmen, kam aber auf dringendes Zureden der Lady Melbourne von diesem Plane wieder zurück. — Im April 1814 gab Augusta einer Tochter das Leben, die auf den Byronschen Lieblingsnamen Medora getauft wurde. — Dreiviertel Jahr später war Byron der Gatte von Anne Isabella Milbanke. — Man weiß, wie diese Ehe des auf eine Rangierung seiner zerrütteten Geldverhältnisse bedachten Dichters zustande kam, die nach jeder Richtung eine Enttäuschung bedeutete. Mochte ihr immer eine flüchtige Neigung zugrunde liegen, so fehlte es dem Verhältnis doch von vornherein an dem Fundament übereinstimmenden Temperaments und gemeinsamer Weltanschauung. Lady Byron war von anmutigem Äußern, ungewöhnlich gut unterrichtet und von klarem, durchdringendem Verstand. Sie war als Dame erzogen und als einziges Kind verhätschelt und daher nicht ohne Eigensinn. Hätten sich diese Eigen-

schaften mit mehr seelischer Wärme und Temperament gepaart, so wäre die Ehe trotz aller drohenden Stürme vielleicht nicht ganz so schnell gescheitert. Indessen, Lady Byron war eine kühle, aber dabei ungewöhnlich empfindliche Natur, einer jener weiblichen Charaktere, für die „das Erlebnis mit dem Mann" die ungeheure Enttäuschung bedeutet, von der sie sich nie wieder erholen. Ein paar Wochen ehelichen Zusammenlebens mit Byron genügten offenbar für sie, um ihre ganzen bisherigen Anschauungen vom Leben umzuwerfen. Wo die Fantasie dem Mädchen holde Träume vorgegaukelt, da erblickte die Frau nur noch häßliche Brutalität. Auch sie glaubte die Wahrheit maskiert zu sehen, ohne zu bedenken, daß es hier keine Wahrheit gibt, sondern daß sich die Dinge je nach dem Temperament des Erlebenden verschieden ausnehmen. Die sinnliche Genußsucht Byrons flößte ihr einen tiefen und erbitterten Haß gegen das „Fleisch" als den Urgrund alles Übels ein. Diese Seite der menschlichen Natur galt es zu ersticken. So kam sie auf allerlei Ideen über Erziehung und spann die zerstörte Romantik ihres jugendlichen Denkens in anderer Form, in einen Traum von Spiritualismus aus. Ihr eigenes Unglück öffnete ihr überdies die Augen für das Leiden der andern, so daß sie, wohl auch nicht unberührt geblieben von dem glühenden politischen Freiheitsdrang ihres Gatten, ein lebhaftes Interesse für die Emanzipation der Katholiken, die Abschaffung der Sklaverei und die politische Erlösung der Iren betätigte. — Allein diese Richtung schlug ihr Denken erst später ein, vorläufig stand es offenbar gänzlich unter den vernichtenden Eindrücken, mit denen die Ehe ihr Seelenleben bedrohte.

Ein unglücklicher Zufall ließ Lady Byron ein paar Tage nach der Hochzeit die Rede auf Drydens „Don Sebastian" und des darin behandelten Motiv des Incest zwischen Bruder und Schwester bringen. Darauf erfolgte ein solcher Wutanfall Byrons, daß die Ahnungslose zusammenfuhr und sich gelobte, die Rede nie wieder auf dies Thema zu bringen. Bei sich grübelte sie darüber nach und kam auf die Vermutung, ihr Mann, von dessen Vater und eigenem lockeren Leben sie wußte, möchte einmal zu jemand in Beziehung getreten sein, der sich nachträglich als eine natürliche Schwester herausgestellt hätte. Jedoch ein gewisser Argwohn blieb und wurde genährt durch Byrons augenscheinliche Versuche von Zeit zu Zeit, sich zu vergewissern, ob und wieviel sie etwa wüßte oder ahnte. — Diese Ver=

suche fielen für jemand, dessen Verdacht einmal geweckt war, in der Tat zu plump aus, wie sie denn gelegentlich direkt den Anschein des Zwecks haben konnten, Beängstigungen bei ihr wachzurufen. · Es hing das mit einer gewissen grausamen Neigung Byrons zusammen, sie den Stachel wiederfühlen zu lassen, der ihn in dem Joche der Gemeinschaft mit ihr so heftig zu drücken begann. Wahrscheinlich gereizt von ihrer Kühle, erzählte er ihr von seinen früheren Geliebten; ihre Prüderie zu verhöhnen, wagte er es sogar, ihr einmal zu berichten, wie er als Brautführer einer Miß Hanson sie noch am Altar leise an ihre Verführung erinnert habe. Man kann sich denken, wie schnell unter solchen Umständen Byrons Frau sich ihm innerlich entfremdete. Dazu trugen noch in besonderem Maße die entsetzlichen Wutanfälle Byrons in dieser Zeit bei, die Lady Byron auf die Vermutung brachten, daß ihr Mann geistig nicht ganz zurechnungsfähig sei. Unfraglich lag in der Byronschen Natur ein stark pathologischer Zug, der nicht wundernehmen kann, wenn man bedenkt, daß in seiner mütterlichen Familie Irrsinn vorkam und sich auch die Verschwendungssucht und Wüstheit seines Vaters schwerlich auf ganz normale Ursachen zurückführen ließ. Was aber bei Byron gerade jetzt so besonders erschreckende Wutszenen veranlaßte, das war gewiß neben pekuniären Schwierigkeiten das ihm unerträgliche Gefühl der Gebundenheit durch die Ehe. Jegliche Art von Willensbeschränkung war diesem Mann verhaßt. Nahm sie die Form der Herrschaft an, so war sie seiner erbitterten Befehdung sicher, woraus sich denn die treffend von seinem Enkel hervorgehobene merkwürdige Erscheinung erklärt, daß er überall auf das Heftigste gegen die Unterdrückung kämpfte, aber niemals wirkliche Sympathie mit den Unterdrückten empfand. — Bei den genannten Wutanfällen fand Lady Byron nur einen Schutz, und zwar durch das Eingreifen und die tatkräftige Unterstützung von Augusta, der sie oft ihr Leben zu danken meinte. Ihre Gefühle dieser Frau gegenüber unterlagen daher naturgemäß oft einem starken Schwanken. Sah sie in ihr einmal nur die hilfsbereite Freundin, der sie ihr ganzes Inneres offen legen wollte, so rief im nächsten Augenblick eine plumpe Anspielung Byrons allen Verdacht von neuem gegen sie auf die Schanzen. Klagte sie sich selbst oft bei einer gänzlich naiven Antwort Augustas des beinahe Verbrecherischen ihres Mißtrauens an, so erschien ihr ein anderes Mal die Harmlosigkeit Augustas so erkünstelt, daß der Verdacht sich

ihrer ganz bemächtigte, das Verhältnis der beiden bestehe sogar noch jetzt.

Dann gab die Reise der jungen Frau mit ihrem wenige Wochen alten Kinde zu ihren Eltern dem Leben aller drei Beteiligten die entscheidende Wendung. Byron selbst hatte diese Trennung gewünscht, als aber ein Brief seiner Schwiegermutter ihm ankündigte, daß sie endgültig sein sollte, geriet er außer sich, weigerte sich, einzuwilligen und spielte bei den ganzen nun folgenden Vorgängen die Rolle des Überraschten, Gekränkten und Verleumdeten. In dem Benehmen seiner Frau zu diesem Zeitpunkt hat man denn auch unbegreifliche Widersprüche finden wollen. Nichts ist falscher. In Wirklichkeit war während des Zusammenlebens der Beiden das Vertrauen der jungen Frau vom Argwohn vollkommen unterhöhlt. Da und dort hatte ihr der Zufall Beweisglieder hingeworfen; sie brauchte sie nur zusammenzufügen und die Kette war unzerreißbar fest. Indes unter dem Eindruck von Augustas zeitlicher Liebenswürdigkeit kam sie nicht dazu. Sie verschmähte stets die nächstliegende Erklärung und suchte Zuflucht bei der unwahrscheinlichsten. Aber als sie dann Distanz gewonnen hatte, dem persönlichen Einfluß der Beteiligten entronnen, den Ihrigen Bericht erstattet und gezwungen war, sich die nüchternen Tatsachen zu vergegenwärtigen, da brach das untergrabene Gebäude ihres Glaubens mit einem Schlage zusammen. Ihre Empörung war nun um so heftiger, ihre Bitterkeit um so stärker, je größer vorher ihre Anstrengung gewesen war, sich diesen Glauben zu retten. Der Skandal, der Byron aus England treiben sollte, nahm seinen Anfang.

In der entsetzlichsten Lage in dieser Zeit befand sich Augusta Leigh. Man versteht nicht recht, wie sie noch immer in Byrons Haus weilen konnte, obgleich die Entbindung seiner Frau, zu der sie herbeigeeilt, schon Monate vorüber war, um so weniger, als die über sie umlaufenden Gerüchte natürlich ihr Ohr bald fanden. Ihre Freunde sahen vielleicht gerade darin einen Beweis ihrer Unschuld, und um diese völlig an den Tag zu bringen, wirkten sie auf Lady Byron ein, zu Augustas Gunsten eine Erklärung abzugeben. Das hieß aber denn doch von der beleidigten Frau zu viel verlangen, sie antwortete Augusta, indem sie ihr die in ihren Händen befindlichen Beweise darlegte. — Augusta hatte sich von Byron einmal sein Ehrenwort geben lassen, ihre Beziehungen an niemand zu verraten. Sie hatte

also trotz allem, was die Welt erfahren mußte, geglaubt, ihre Maske bewahren zu können. Sie sah jetzt, daß es unmöglich war und gestand. Ihre Beichte bedeutete offenbar einen vollkommenen inneren Zusammenbruch. Sie wurde damit zunächst ein Instrument in Lady Byrons Hand, denn das Geständnis, vor der Ehe mit Byron in Beziehungen gestanden zu haben, konnte Lady Byron nicht ohne weiteres veranlassen, sich von Augusta zurückzuziehen. Nichts ist törichter, als aus dem weiteren Verkehr der beiden einen Schluß entweder auf die Unschuld Augustas oder auf einen häßlichen Charakter bei Lady Byron zu ziehen. Gerade dadurch, daß sie sich ihr erschlossen, hatte Augusta sich in ihre Hände gelegt und also einen Anspruch auf ihr Verständnis erhoben. Es lag überdies nahe für die gekränkte Frau, auch in ihr ein Opfer der ihr nur zu wohlbekannten Brutalität ihres Mannes zu sehen. Was aber Lady Byron außer dem Gefühl auch persönlicher Dankbarkeit aus schwerer Zeit, verhinderte, Augusta aufzugeben, das war die Furcht, die Verzweiflung könne Augusta wieder in Byrons Arme werfen und die Sünde sich erneuern. Sie betrachtete es als ihre sittliche Aufgabe, dies mit allen Kräften zu verhindern. —

In der Tat wachte in Byron das Gefühl für Augusta, mit der sich seine Gedanken naturgemäß viel beschäftigten, bald heftig wieder auf. Mitten aus dem wüsten Genußleben von Venedig strömt er ihr glühende Liebe hin. Sein Genius flüstert ihm dabei die wundervollen großen Worte zu, deren Meister er ist: Dante ist menschlicher als Gott, er läßt Paolo und Franceska in der Hölle wenigstens zusammen leiden, wir aber quälen uns getrennt voneinander. Ihretwegen wird er nach England zurückkehren. — Die innerlich gebrochene Empfängerin, die über sich selbst keine Verfügung mehr hat, ängstigt dieser Brief. Sie schickt ihn pflichtgemäß an Lady Byron und beide Frauen beraten nun über die notwendige Antwort. Lady Byron urteilt sehr sachkundig über das Schreiben und seinem Verfasser. Die Antwort muß jedenfalls so abgefaßt sein, daß nicht Byrons Rachegefühl wach wird. Sie schlägt eine geschickte Fassung vor, die Augusta sich anzunehmen beeilt. Aber wenn Augusta auch den Brief ihres ehemaligen Geliebten seiner Frau mit den erschreckten Worten: „er ist nun ganz verrückt geworden" vorlegte, so ist sie innerlich weit von der Stellung entfernt, die sie äußerlich zu ihm einnimmt. Sie müßte kein Weib gewesen sein, wenn nicht etwas in ihr aus diesen zärtlichen

Liebesworten doch halb unbewußt heimliches Glück gesogen, etwas sich gegen die Andere aufgebäumt hätte, der sie erlauben gemußt, ihr nun ihre Gefühle zu diktieren. Sie quält sich mit dem Gedanken, wie, wenn er nun wirklich wiederkäme? Soll sie ihn in der Tat nicht wiedersehen? Sie findet heraus, daß ein Grund dagegen spricht, den auch Lady Byron anerkennen muß: würden nicht die Ihrigen gerade dann Verdacht schöpfen, falls sie ihn bei seiner Rückkehr nicht sehen wollte? Und weiter — könnte sie, als die Einzige, die ihm näher steht, nicht versuchen, bessernd auf ihn einzuwirken? — Solche Fragen täuschen Lady Byron nicht. Sie erkennt aus ihnen nur, daß der Dichter seiner Schwester noch immer nicht so gleichgültig ist, als er es sein müßte. Sie antwortet deshalb tadelnd und droht mit der für Augustas Ruf so verhängnisvollen Aufgabe der Beziehungen zu ihr. —

Die gefürchtete, vielleicht heimlich halb erhoffte Wiederbegegnung sollte niemals stattfinden, denn Byron kehrte aus Italien nicht zurück. Seine Leidenschaft zu Augusta mußte an ihren Antworten zugrunde gehen. Zuweilen, wenn sie ihm gar so unverständlich erscheint, flackert seine Liebe zunächst noch zornig empor und er schreibt dann Worte, die wie Heines Verse sagen:

Wie kannst Du ruhig schlafen
Und weißt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech' ich mein Joch . . . .

Aber das sind Aufwallungen ohne Folgen für sein Handeln. — Andere Frauen, vornehmlich die Guiccioli, traten in sein Leben, andere Interessen beschäftigten ihn und man merkte es seinen fünf Jahre später geschriebenen Briefen schon an, daß die kritischen Ereignisse, die den einsam lebenden Frauen noch so frisch in der Seele brennen, für ihn bereits eine Ewigkeit zurückliegen. So kann er denn auch seiner Frau die Bitte aussprechen, Augusta und ihren Kindern ihr Wohlwollen nicht zu entziehen, und als sie eine Anspielung auf die Vergangenheit macht, antwortet er ihr: „Mitteilungen zwischen uns beiden sind mir „Dialoge der Toten" oder „Briefe zwischen dieser Welt und der nächsten" . . . Was sie ist oder gewesen sein mag, D u hast ganz gewiß kein Recht, Dich über sie zu beklagen. Ganz im Gegenteil, Du weißt gar nicht, wie verpflichtet Du ihr ge=

wesen bist. Ihr Leben und meins — und Deins und meins, waren zwei vollständig voneinander getrennte Dinge, als das eine aufhörte, begann das andere. Und nun sind sie beide zu Ende." — Drei Jahre später ist Byron gestorben. Augusta hat ihn noch fast um ein Menschenalter überlebt, sie starb erst 1851. Ihr Lebensabend war mehr als freudlos. Geldsorgen hetzten sie, ihre Gesundheit verließ sie, ihr Herz war ersteint. Daß Lady Byron ihr vor dem Tode noch eine freundliche Botschaft sandte, empfand sie als Trost. —

Soweit das, was sich aus den Aufklärungen des Grafen Lovelace ergibt! Sie gehen von dem Grundsatz aus, daß die „peinlichste Enthüllung nicht so schlimm wie ein Lügengewebe ist", zumal wohl, wenn dessen Last von einer Unschuldigen getragen wird. Lady Byron selbst hatte an die Möglichkeit einer Veröffentlichung für das Jahr 1880 gedacht, aber ihre Vertrauensmänner scheuten sich vor der Verantwortung. Als der letzte von ihnen gestorben war, hat deshalb Byrons Enkel selber die verhüllenden Schleier von der verhaßten, ewig wiederholten Lüge herabgerissen, das „Skelett im Hause" auf den Markt getragen. Wenn das schon einmal geschehen mußte, so ist die Art, in der es geschehen, gewiß nicht einwandfrei. Nicht nur, daß das Buch mit allerlei gelehrten Lesefrüchten, unzugehörigen Anekdoten, Ausfällen gegen die neue Zeit und Exkursen zur französischen Geschichte gespickt ist, der Verfasser hat auch gerade diejenigen Dokumente vom Druck ausgeschlossen, die das unumstößlichste Zeugnis hätten ablegen müssen: die briefliche Beichte der Augusta nämlich. Er folgte dabei angeblich dem Rat des berühmten Sir Leslie Stephan, der ihm von dem peinlichen Eindruck dieser Beichte auf den Leser gesprochen und ganz allgemein den Rat erteilt hatte, nur so viel von der schmutzigen Wäsche an den Tag zu geben, als zur Aufklärung unbedingt erforderlich sei. In der Tat ist schon das beigebrachte Material erdrückend. Man wird mit der subjektiven Färbung einzelner Stellen auch einer Reihe tatsächlicher Unrichtigkeiten in dem Buche rechnen müssen und sich überhaupt erinnern, daß auch der Verfasser „aus Tantalus Geschlecht" ist, aber die Dokumente behalten ihren Wert.

Trotzdem hat es nun nicht an Versuchen gefehlt, die Beweise zu entkräften. Zuerst hat sich der von Lovelace gekränkte Verleger Murray (Monthly Review, Febr. 1906) zur Wehr gesetzt und die Ungerechtigkeit der Angriffe gegen ihn nachgewiesen. Dann hat der

Byron=Herausgeber Prothero, ein gleichfalls persönlich gekränkter Freund Murrays, dem Grafen den Fehdehandschuh hingeworfen (Monthly Review, März 1906). Aber seine Waffen muten kindlich an. Er kann die Briefe Byrons an Augusta nicht leugnen, aber sie sind nach ihm verfaßt, um seine Frau durch den Verdacht, den sie erwecken mußten, zu quälen. (Ist etwa auch der Manfred mit dem Inceſt als Vorwurf nur verfaßt, um Lady Byron zu ärgern?) Ferner meint Prothero, Byron habe von einem ähnlichen Verbrechen seines Vaters gewußt und deshalb auch von seiner Person fälschlich mit einer solchen Geschichte renommiert. — Das würde aber doch Byron in den Augen jedes anständigen Menschen kaum minder stark belasten als die Anschuldigung seines Enkels! — Ausführlicher beschäftigt sich mit dem Buche Lovelaces eine von Murray veranlaßte Schrift: „Lord Byron and his Detractors", die (1906) nur in wenigen Exemplaren „for private circulation" gedruckt und den Mitgliedern einer literarischen Gesellschaft, des „Roxburghe Club" überreicht worden ist. Eine ungenannter Jurist — es ist der wohlbekannte E. Mr. Henry Pember K. C. — prüft hier das Material des Grafen Lovelace auf seine Beweiskraft. Folgerichtig läßt er nur die vorgebrachten Dokumente gelten. Was Lovelace an intimen Details aus dem Eheleben und dem Charakter der Drei mitteilt, behandelt er als aus der Luft gegriffen, die Erklärung, daß die Briefe mit der Beichte der Augusta noch existierten, ignoriert er; in die Behauptung, daß Leslie Stephan sich zu Lovelace bekehrt habe, setzt er Zweifel. Das alles mag das gute Recht seiner Methode absoluter Skepsis sein und man wird ihm sogar beistimmen, wenn er weiterhin eine Reihe von Übertreibungen und Unrichtigkeiten bei Lovelace feststellt. Die Verbrennung von Byrons Memoiren z. B. scheint trotz Lovelace nichts mit der Astartefrage zu tun zu haben, und einer Erklärung von Lushington u. a. schiebt Lovelace mehr unter, als sie besagt. Aber was nun Pembers Gegenbeweise angeht, so stehen sie auf allzu schwachen Füßen. Da soll es etwas besagen, daß Lady Byron dem Vertreter ihres Gatten in den Scheidungsverhandlungen, Lord Broughton, auf seine Frage nach dem Inceſt als Vorwurf verneinend geantwortet habe. Aber wir wissen ja, daß Lady Byron, nachdem sie sich ihren Vertrauten erschlossen und mit ihnen einen schriftlichen Tatbestand fixiert, in Augustas Interesse zu schweigen beschloß. — Ferner meint Pember, daß in den kritischen Jahren Byrons Herz

durch eine große Liebesaffäre mit Lady C. Lamb und Easly Oxford vollauf beschäftigt war. Dieses Argument kann man nicht ohne Lächeln lesen. Für die Kenner Byrons bedarf es keiner Widerlegung. Mr. Pember ist offenbar ein scharfsinniger Jurist und ein „high principled gentleman" vom alten Schlage, dem der Incest zwischen Halbbruder und Halbschwester schlimmer als ein Mord erscheint, aber von den verschlungenen Wegen, die komplizierte Seelen wandern können, hat er in seiner Schlichtheit keine Ahnung. So klammert er sich an eine Stelle in einem Briefe Lady Byrons an Auguste unmittelbar, nachdem sie den Gatten verlassen: „Es ist mir eine große Beruhigung, daß Du in Piccadilly (d. h. bei Byron) bist" und meint, sie drückt entweder ehrliche Freude aus, Byron in der Pflege einer treu sorgenden Schwester zu wissen — und das schließe jede Möglichkeit eines so entsetzlichen Verdachtes zu dieser Zeit aus — oder sie sei ein solches Zeugnis erschreckender Doppelzüngigkeit und Heuchelei, wie er sie Lady Byron nicht zutraut. Aber Pember macht sich nicht klar, daß es hier eine dritte Möglichkeit gibt, die psychologisch mit Lovelaces Darstellung durchaus in Einklang steht. Diese Briefstelle an Augusta wie die beiden zärtlichen Briefe der Lady Byron an den Dichter von unterwegs und daheim erklären sich gerade aus dem verzweifelten Kampf, den sie gegen ihr Mißtrauen führt. Sie wehrt sich dagegen demonstrativ, wie sich ein Mensch gegen einen Verdacht wehrt, der ihm selbst unwürdig und erniedrigend vorkommt, bis allmählich sein Vertrauen unterhöhlt und plötzlich wie von einer Flut weggerissen wird. Auch daß Lady Byron oder die Freundin der Augusta, Mrs. Villiers, falls sie an die Schuld der Augusta geglaubt, nicht mehr freundschaftlich mit ihr hätten verkehren können, ist psychologisch zu oberflächlich, um zuzutreffen. — In der Tat bleiben nun auch für Pember in den Veröffentlichungen des Grafen Lovelace einige Fakta, die nicht abzuleugnen sind und ihm eine neue Erklärung zu erheischen scheinen. Es bleibt vor allem ein Dokument vom 14. März 1816, in dem Lady Byron vor ihrem Rechtsbeistand Lushington mit Zuziehung mehrerer Zeugen zu Protokoll gibt, daß sie in ihrer Ehe wohlbegründeten, aber nicht ausreichend zu beweisenden Verdacht gefaßt habe, es möge zwischen ihrem Gatten und seiner Schwester ein Verhältnis bestanden haben oder gar noch bestehen. Da sie aber im Zweifel gewesen sei, überdies gelegentlich Zeichen von tiefer Reue bei Augusta wahrgenommen und

dazu von dieser besondere Güte erfahren hätte, so habe sie ihren Argwohn niemals laut werden lassen. Ohne ihr Zutun habe sich jetzt das Gerücht dieses Verhältnisses dennoch verbreitet. Sie sei trotzdem bereit, um Augusta vor dem Äußersten zu bewahren, den Verkehr mit ihr wieder aufzunehmen, behalte sich aber in der Zukunft alle Schritte vor. Um kommenden Mißdeutungen ihres Verhaltens vorzubeugen, wolle sie den Tatbestand indes fixieren.

Ein noch wichtigeres Dokument bilden dann die oben erwähnten Briefe: Byrons glühender Liebesbrief aus Venedig an Augusta, deren Begleitschreiben dazu an Lady Byron und die Antwort der letzteren. Am liebsten würde sie Pember, da sie nicht facsimiliert vorliegen, ableugnen, da ihm dies jedoch zu gewagt erscheint, verwendet er sie mit dem vorher beschriebenen Dokument zum Aufbau einer neuen Theorie.

Nach ihm hätte Lady Byron, von ihrem vielfach treulosen, oft betrunkenen Gatten brutal behandelt, ihn im Glauben, er sei verrückt, verlassen, mit der Absicht, nicht wieder zurückzukehren. Sie habe darauf gerechnet, daß jedermann ihr in diesem Plan recht geben würde, sei indes auf einigen Widerspruch gestoßen. Als sie dann von dem Gerücht gehört, habe sie darin ein Mittel erkannt, ihr zum Ziel zu helfen, zumal ihr wahrscheinlich in Erinnerung an einzelne romanistische Äußerungen Byrons der Gedanke gekommen sei, es könne auf Wahrheit beruhen. In diesem Sinne habe sie zu ihrem Anwalt Lushington gesprochen und in der Tat damit ihr Ziel erreicht.

Byron seinerseits habe wohl wirklich — es wird nicht gesagt, zu welcher Zeit — die Schwester zu verführen gesucht, sie sei erschreckt, ihrer selbst nicht sicher gewesen und habe sich schon ihre Furcht, nicht widerstehen zu können, als Verbrechen ausgelegt. Diese Versuchung habe sie als Schuld der Lady Byron gebeichtet. Dann habe Byron sich nach seiner Gewohnheit auch diesen Gegenstand seines Renommierens halb und halb als Wirklichkeit eingebildet und aus dieser Selbsttäuschung heraus jenen Brief an Augusta geschrieben, den sie deshalb mit der Bemerkung, er sei verrückt geworden, an Lady Byron weiter gesandt habe. Aus deren Antwort gehe deutlich hervor, daß sich das fragliche Verbrechen nicht ereignet habe, denn Lady Byron schreibe ja, sie müsse antworten: „nach einem so unzweideutigen Beweis, daß der Gedanke an sie mit den schuldigsten Gefühlen ver-

knüpft sei, betrachte sie es als ihre Pflicht, alle Beziehungen abzubrechen" — was brauche sie aber einen derartigen brieflichen Beweis, wenn die Verführung sich schon längst ereignet habe! In einem andern Briefe spreche Lady Byron auch von seinem „verbrecherischen Verlangen und Plänen", das aber beweise, daß das Verlangen nicht gestillt, die Pläne nicht ausgeführt seien. —

Diese Beweisführung ist in allen Punkten nicht schlüssig. Zunächst scheint sich Mr. Pember, der in der Einleitung seiner Schrift die von Lovelace hervorgehobenen früheren Verunglimpfungen seiner Großmutter auf das heftigste bestreitet, nicht darüber klar zu sein, daß er selber ein schwärzeres Bild von ihr entwirft, als das irgendwo bisher geschehen. Denn schon jenes Protokoll bei Lushington, das ausdrücklich das Aufsteigen des Verdachts während der Ehe feststellt, wäre dann Fälschung und Lüge. Alle späteren Erzählungen der Lady Byron aber wären, da ihr Augusta nur eine Versuchung gebeichtet, wider besseres Wissen geschehen und demnach Verleumdungen schlimmster Art. Dabei bezeichnet Pember die Lady Byron selbst als „morally too rigid . . . pure, unassailable." — Ihre beiden Briefe nach der Trennung ferner wären Heuchelei der bedenklichsten Sorte, und als solche, weil zwecklos, nicht einmal verständlich. Augusta würde weiterhin freilich entlastet, aber auf Byron blieb das Odium der Leidenschaft für seine Schwester und des Verführungsversuchs. Dazu aber wird ihm zugemutet, in einer Sache von solcher Bedeutung nicht mehr unterschieden zu haben, was er wirklich erlebt und womit er nur renommiert habe. Aus der Luft gegriffen sollten Sätze sein, wie: „Wir mögen großes Unrecht getan haben, aber ich bereue nichts, als die verdammte Heirat und daß Du Dich weigerst, mich so weiter zu lieben, wie Du mich geliebt hast; ich kann dies kostbare Stück Besserung weder vergessen noch ganz verzeihen . . . Francesca und Paolo, deren Fall freilich ein gut Teil weniger schlimm war als unserer, obgleich auch schon hinreichend böse . . ." — Diese Annahme hieße Byron zum Verrückten stempeln. Und wenn Pember bemerkt, aus diesem Briefe spreche übrigens auf alle Fälle nur eine beiderseitige Leidenschaft, er enthalte aber nicht den Hinweis auf eine beiderseitige Handlung, so spürt man den Advokaten heraus, für den es überhaupt keine verlorene Sache gibt — der Unbefangene und der Kenner Byrons kann nur darüber lächeln. Aber auch bei dem angeblichen Gegenbeweis durch die Briefstelle der Lady

Byron zeigt sich Pember geradezu geblendet. Byrons „Verlangen" und seine „Pläne" sind ja deutlich genug ausgesprochen: sie bestehen in dem Wunsch nach der Wiederaufnahme der alten Beziehungen zu Augusta. Es mußte, nachdem sie glücklich in ein ruhiges Fahrwasser geraten waren, Augusta in der Tat auf das höchste erschrecken, und der starke Ausdruck, den sie über ihn braucht, erklärt sich durch ihre Stellung zu Byrons Gattin. Was aber deren Antwort angeht, so ist in der Tat nicht einzusehen, warum Augusta, die innerlich ein neues Leben zu beginnen gesucht, trotz allem ehedem Vorgefallenen nicht an Byron schreiben sollte: sein Brief sei ihr ein Beweis, daß er an sie in einer Weise dächte, wie er es nicht dürfte und deshalb müsse sie die Beziehungen aufheben. Die Verhältnisse würden freilich klarer hervortreten, wenn die Worte lauteten „noch immer" oder „wieder" an sie in einer Weise dächte usw., aber nötig ist dieser Zusatz nicht.

Es ist schwer verständlich, wie Murray glauben konnte, durch eine derartige „Widerlegung" die Wirkung von Lovelaces' Buch bei kritisch selbständigen Lesern paralysieren zu können, unbegreiflich aber wird diese Art der Bekämpfung, wenn man bei Prothero liest (Monthly Reriew 1906, S. 16, Lord Byron and his Detractors, S. 96), daß Mr. Murray im Besitze einer Erklärung ist, die Byron über die Gründe seiner Ehetrennung seinem Anwalt gab, über die Lovelace wahrscheinlich nichts wußte und die „den Schlüssel zu vielen Schwierigkeiten" enthält. Aber warum in aller Welt veröffentlicht sie Murray dann nicht, nachdem die Sachen einmal so weit gediehen sind?

Statt dessen hat Murray einen Mr. Richard Edycumbe in seinem Verlage das Wort zu einer neuen und abenteuerlichen Interpretation der von Lovelace vorgetragenen Dokumente gegeben. Das konfuse, weitschweifige und langweilige Buch dieses Mannes: Byron, The Last Phase (London 1909) verficht die Theorie, daß die Frau, die in Byrons Leben die entscheidende Rolle gespielt habe, seine alte Jugendliebe Mary Chaworth gewesen sei. Mary war eine sehr unglückliche Ehe mit einem gewissen Mr. Masters eingegangen, von dem sie zeitweilig getrennt in der Nähe von Byrons Heimat Newstead Abbey lebte. Hier sollte sie Byron besucht und verführt haben. Das Kind, das diesem Verhältnis entsprang, sollte dann seine hilfsbereite Schwester durch eine vorgetäuschte Entbindung als ihr eigenes aus=

gegeben haben. Mehr als das: um Mary Chaworths Ehre zu schützen, hätte Augusta die Lady Byron in den Glauben versetzt, sie selbst sei die Geliebte ihres Bruders gewesen und ihr Kind sei Byrons Kind. — Beweise für diese mehr als unwahrscheinliche Aufopferung bringt Edgcumbe nicht bei. Ist sie schon psychologisch vollkommen unhaltbar, so krankt sie dazu noch, wie der bekannte englische Literarhistoriker Andrew Lang in der Fortrightly Review (August 1910) nachgewiesen hat, an derartigen inneren Widersprüchen, sich gegenseitig aufhebenden Zeitansätzen und Unrichtigkeiten, daß kein Vorwurf zu schwer gegen das Vorgehen eines Mannes wiegt, der mit der Ehre eines unbescholtenen Toten derart frivol umzuspringen wagt.

So schmerzlich es für den Byron-Verehrer sein mag, wird es doch für den Einsichtigen bei dem, was Lovelace enthüllt hat, sein Bewenden haben müssen. In seinen Gedichten, seinen Briefen und seinen Tagebüchern wird nun vieles, über das man bisher weggelesen, in seiner eigentlichen Bedeutung erst klar. Und die Kluft zwischen dem Menschen und dem Künstler wird unüberbrückbar. Derselbe, der an die Geliebte und Schwester die Worte schreibt: „Ich bereue nichts!" — läßt den Manfred unter der Last der Blutschuld zusammenbrechen. Die Ethik seiner Kunst diktiert die Außenwelt, sein eigenes Handeln regiert der Trieb. So rückt er in der Literaturgeschichte an die Seite Oskar Wildes. Bei beiden bleibt es unsere Aufgabe, uns den Genuß ihrer Kunst trotz alledem ungetrübt zu erhalten. —

Maria Janitschek:
Heimweh
Roman.

„Ob sie wirklich so grimmig waren, wie man sagt?"

„Und ob sies waren, schöne Gräfin; hört ihren Wahlspruch: „Mit Jedem es im Kampf aufnehmen, vor Zweien stehen, vor Dreien nicht ausbeugen, erst vor Vieren darf man weichen." Was dünkt Euch von Männern mit dieser Devise?"

Albereta bemerkte an anderes denkend: „Und wenn nicht Eure Pilger vor Salerno erschienen wären, gerade als meine Vorfahren diese heißumstrittene Stadt belagerten —"

„Ha, da flogen Muschelhut und Pilgerstab und Schwert und Helm wurde hervorgerissen. Mich dünkt, ich wär dabei gewesen, als aus den frommen Pilgergewanden grimmige Krieger fuhren und Hiebe austeilten, so kräftig, wie kein Sarazene es kann. Doch deshalb keine Feindschaft zwischen uns beiden" — er hielt ihr die schlanke, harte Hand hin, die sie zu übersehen schien.

„Und Adversa wurde Euer."

„Und wir haben Kraft für Kraft hergegeben, und sind des achten Benedicts Winke gefolgt, der uns auf Apulien hetzte, wo die Griechen Früchte ernteten, die sie nicht gesät hatten."

„Und dann Tankred von Hautevilles Ankunft mit seinen zwölf Söhnen . . . ."

„Welchen hättet Ihr wohl zum Gatten erkoren, Gräfin Troarn?"

„Aber," sie wich seinen leuchtenden Blicken aus, „Eure Frömmigkeit war eine merkwürdige."

„Räuber seien wir immer geblieben, wollt Ihr sagen; ja, beim Himmel, das ist das Gute an uns, daß wir in keine Heuchelei verfielen, sondern wie wir waren, uns gaben."

„Selbst das Patrimonium Petri habt ihr angegriffen."

Erich Schmidt-Kestner: „Unsere Kuh“

Richard Rusche: „Schreiender Hirsch“

(Zu Wiedemanns „Scherenbildern“)

„Und, setzt es gleich hinzu, bei Civitella den neunten Leo geschlagen —“

„Und —“

„Ja, auch gefangen genommen. Laßt uns aber Gerechtigkeit widerfahren; als unsere Krieger den gefangenen Papst erblickten, warfen sie sich ihm zu Füßen und leisteten ihm Lehnshuldigung.“

„Und seither gelten alle Normannenkönige für Lehnsträger des päpstlichen Stuhls, ist's so?“

„Sagt, holde Dame, ist es nicht schön, unter dem Löwenbanner zu leben?“ Er schien ihre Frage überhört zu haben. Er bemerkte, daß ihre Wangen zu blühen anhuben. Hatte es der würzige Trank getan? Wie mochte sie erst strahlen, wenn er, den sie im Herzen trug, bei ihr weilte? Er trat dicht an sie heran. „Frau Albereta, ist's nicht schön, unter dem Löwenbanner zu leben? Wollt Ihr mir einen Talisman geben, wenn ich in die Schlacht ziehe? Oder wird e r, ach, zwei sinds ja, werden sie Euch mißhandeln aus Eifersucht?“

„Ihr verlaßt uns? Wann?“

„Das kann Euch schon der morgige Tag belehren.“

„Ihr scherzt, Sir?“

Ach, schade um die Rosen, der Schreck hat sie gepflückt! Rufus sah, wie sie erbleicht war.

„Stoßt denn an auf glückliche Heimkehr.“ Er schenkte die beiden Becher voll.

„Blickt mich doch an, Frau Albereta! Wie, wenn ich Euern Lockenkopf ins vorderste Treffen stelle und ein Schottenpfeil sein Lächeln unterbricht? Ich seh nicht ein, weshalb ichs nicht soll, ich kann, was ich will, und ich will Euch frei wissen für — mich.“

Ein roter Blutstrahl ergoß sich in diesem Augenblick über ihr weißes Kleid. Ihre Hand, die den gläsernen Becher umspannt gehalten hatte, hatte ihn in allzu festem Griff zersplittert. Hatte sie gedacht, es wäre ihr Herz, was sie in der Rechten hielt? Wollte sie es still machen?

Die Flecken aus dem Kleid ließen sich entfernen. — Als Basilia dem König half, die Wunde ihrer Herrin zu verbinden, kam Troarn mit Giffiu, die ihm unten begegnet war. Albereta eilte ihm freudig entgegen. Wenn es nicht der König gewesen wäre, so hätte Troarn Argwohn geschöpft.

Eine Frau sei nie zärtlicher gegen ihren Mann, als nachdem sie ihn betrogen habe, so ungefähr hatten ihm seine Freunde berichtet ...

• • •

Nicht lange nach diesem Tag rüstete Rufus seine Truppen und zog unter St. Cuthberts Fahne über Cambrien zur Schlacht. Cambrien stand unter schottischer Oberhoheit, doch Rufus hatte sich darum nie gekümmert und seine Herrscherrechte hier geltend gemacht. Um dieses Landstrichs willen entbrannte der Kampf jetzt.

König Malcolm, stolz und kühn, ähnlich wie Rufus, brach mit seiner Armee nach Northumbrien auf. Hier stießen die feindlichen Heere aufeinander und ein heißes Schlagen begann. Es schien, als den Gebirgen Schottlands, Nachkommen der Picten, die einst nackt wären die Rollen vertauscht, und Rufus Krieger kämen aus den willgekämpft hatten, als einzig feienden Schutz die Runen auf ihren Leibern.

Malcolm wußte, daß daheim eine edle Frau liebend seiner gedachte, daß Mathilde, sein junges Kind, im Kloster zu Wilton die Hände betend für ihn faltete. Und überdies kämpfte an seiner Seite Edward, sein Sohn, ein heldisch Blut, wenn auch an Jahren noch nicht reif. Aber Rufus stritt wie ein Wilder. Als es ihm zu heiß zu werden begann, riß er den Helm vom Kopf und schleuderte ihn weg, so daß sein Haupt den Schwertern und Geschossen der Feinde ausgesetzt war. Seine fliegenden Blicke suchten unter dem Pfeilregen und dem Waffengetöse der Schotten einen: den König. So lechzt der junge Löwe nach seinesgleichen, um in mörderischem Kampf Kraft gegen Kraft zu messen. Und hat er den gefunden, den er sucht, so umarmen die machtvollen Pranken ihn und zermalmen ihn im Überschwang der Sieglust. Rufus Getreue wollten ihn zurückreißen, denn neben Malcolm kämpfte der Thronerbe; er aber, als hätte er die Kräfte aller Helden seines Stammes in sich, stieß alle fort und stürmte auf das Schlachtroß zu, das seinen königlichen Herrn trug.

Ein Schwertstreich, wuchtig, als gälte es eine alte Eiche zu fällen, zersplitterte dessen Helm und machte Schottland zur Waise. Da sausten Hiebe auf Rufus Schädel nieder, doch sie zerspalteten ihn nicht. Das Blut rann zwischen seinem Rothaar herab, er erhob den beschienten Arm und stieß Malcolms Erben zwischen den Eisenmaschen seines Panzers das Schwert ins junge Herz.

Vielleicht geschah das in dem Augenblick, als Albereta in der Schloßkapelle auf den Knien lag, unfähig zu beten, und mit kalter Seele das orate fratres et sorores des Priesters vernahm, der gerade das heilige Meßopfer feierte.

Das Gift des Mißtrauens hatte endlich Eingang in ihr Herz gefunden. Täglich erlebte sie es, daß kein Stand und Rang vor Niedrigkeit der Gesinnung bewahrte, daß kein Eid- und Treuschwur ernst genommen wurde, daß in manchen Kreisen die Vorsicht die Verderbtheit der Sitten wohl verbarg, desto tiefer indes diese Verderbtheit eingerissen war.

Bitterkeit gegen alle erfüllte Albereta. Auch ihren Gatten klagte sie an. Hinterging er sie nicht mit Adgife? Hinterging nicht auch Tyrell die Freundin durch Unaufrichtigkeit? Und Fräulein von Viant? Giffiu? O Seligkeit der Einfalt, die ihre Augen noch nicht zu gebrauchen versteht!

Albereta legte den Kopf in die Hände. Sie erschien sich unendlich verlassen.

Die Kerzen auf dem Altar waren längst ausgelöscht worden, als sie die Kapelle verließ. Hinter ihr schritten ihre Frauen und unterhielten sich über den trübseligen Zustand der Herrin, der sich von Tag zu Tag steigerte. Da, auf der Treppe, erhellte ein Gedanke ihr schwermütiges Gesicht.

Beim Mittagessen sagte sie flüchtig zu ihrem Gemahl: „Ich möchte wohl den Erzbischof von Canterbury kennen lernen, wollt Ihr mich zu ihm begleiten? Er wird mich nicht abweisen, denn er soll gut und freundlich zu allen Leuten sein.“

Troarn sah sie verwundert an.

„Den Erzbischof wollt Ihr kennen lernen? Wißt Ihr, daß das gar nicht so leicht ist? In der Stadt trefft Ihr ihn nicht, da er in seiner Diözese herumreist, um die Klöster zu besuchen und in all den vernachlässigten Gemeinden Ordnung zu schaffen.“

Er gab ihr so viel zu bedenken, daß sie, durch seine Einwürfe ermüdet, ihren Plan wieder aufgab.

Einige Tage später erschien Adgife und warf sich jubelnd an Alberetas Brust.

„Wißt Ihrs schon? Der König hat gesiegt, er ist auf dem Heimweg. Gautiers Meldung kam heute morgen. Wenig Verluste hätte unser Heer zu beklagen. Nun ist der Sorge ein Ende gesetzt.“

Albereta trat stumm ans Fenster. Adgise begriff sie nicht. Ihr lachte das Herz vor Freude, daß ihr Liebstes in der Welt, ihr Gautier, heil und auf dem Rückweg sei. Indessen hörte man unten Fanfaren schmettern, Pferdehufe und lustige Stimmen wurden laut, einige Damen der Nachbarschaft, deren Männer mit in den Kampf gezogen waren, erschienen, um gleich Adgise den Troarns die Freudenbotschaft zu bringen. Der Graf von Bray, der schon anwesend war, nahm Anteil a nder fröhlichen Mahlzeit, die man beging.

„Wir halten uns deshalb nicht weniger für Stützen unseres Herrn," scherzte Troarn später, als die köstlichen Weine seines Kellers flossen, „weil wir nicht mit in den Krieg gezogen sind. Herrn von Brays Hände sind nicht ganz sicher und meine kurzsichtigen Augen erlauben es mir nicht, für den König zu kämpfen, aber unsere Herzen schlagen treu mit ihm in der Gefahr und freuen sich heute seines Sieges."

Weshalb bin ich so schlecht, dachte Albereta, die an seiner Seite saß und lächeln sollte, indes ihr die Tränen näher lagen. War es der rote Wein in den Bechern, der sie an gewisse blühende Wangen erinnerte?

Seit Orielde sich von Rufus übersehen sah, war sie aufs neue für ihn entbrannt. In Gefahr und Tod war sie ihm nachgefolgt. Jetzt teilte sie den Sieg mit ihm.

„Freut sie sich denn nicht?" flüsterte Adgise zu Troarn und deutete auf Albereta. „Fast traurig sitzt sie da."

Wie sie einander anschauen! Albereta wandte sich verwirrt an ihre Nachbarin — es war die junge Frau von Sais — und begann ein gleichgültiges Gespräch. Sie hörte es kaum, als die Tafel aufgehoben wurde, und erschrak über Adgise, die zu ihr hintrat.

„Wenn ich Euch nur verstünde, Albereta, ich liebe Euch so, lehrt mich doch, Euch zu verstehen." Gautiers Frau zog sie in eine Ecke des Saals. „Was denkt Ihr, Albereta?"

Fortsetzung im nächsten Heft

Prof. Dr. Rohland:
Von der Bildung der Erdoberfläche

Nachdem sich das Erdoberflächenrelief gebildet hatte, nachdem durch Zersetzung der granitischen Steine durch Wasser und Kohlensäure ein zur Aufnahme organischen Lebens geeigneter Boden entstanden war, waren die Bedingungen gegeben, unter denen aus der anorganischen Materie organische und organisierte entstehen konnten.

Ein Weg wurde dadurch möglich, daß nach einer Vermutung von Moissau aus den Metallkarbiden zunächst gasförmige Kohlenwasserstoffe entstanden, die sich dann weiter zu flüssigen und festen Kohlenwasserstoffen polymerisierten. Aus diesen einfach zusammengesetzten Kohlenwasserstoffen sind dann komplizierter zusammengesetzte organische Verbindungen entstanden.

Den Übergang aus der anorganischen zur organischen Materie können wir jetzt künstlich im Laboratorium herstellen, seitdem Wöhler (1828) gezeigt hatte, daß rein anorganische Stoffe, Ammoniak und Cyansäuren, den organischen Harnstoff bilden.

Wenn der elektrische Funke zwischen Kohlepolen in einer Wasserstoffatmosphäre überspringt, entsteht Acetylen, das durch Polymerisation in Benzol verwandelt werden kann. Das Benzol aber ist der Ausgangspunkt zahlloser organischer Verbindungen, auch der Anilinfarbstoffe. Es ist möglich, Äthylalkohol aus anorganischen Stoffen zu gewinnen, der durch Oxydation in die Essigsäure umgewandelt werden kann, und diese durch weiteren Aufbau in die höher konstituierten Fettschichten überzuführen.

Die Amide, substituierte Ammoniake und Derivate der Alauine und Leucine, bilden den Ausgangspunkt, aus denen Polypeptide dargestellt werden können, die durch weitere synthetische Kombination zum künstlichen Eiweiß führen sollen.

Freilich die Natur, diese einzige und herrliche Künstlerin, bildet auf ganz anderem Weze aus anorganischen Stoffen organische.

Auf den grünen Laubdächern des Buchenwaldes lastet der Sonne Glut; fast lautlos glitzert und flimmert die Luft zwischen den Zweigen; nur das Schwirren der Insektenflügel durchzittert den heißen Raum.*)

Hinter diesem Waldweben vollzieht sich ein großer, geheimnisvoller Vorgang; nicht in träumender Ruhe liegen die grünen Blätter der Buchen, geheimnisvolle Kräfte wenden sie dem flimmernden Lichte zu; ein Luftstrom, der die Kohlensäure trägt, rauscht stetig an ihnen vorüber und durch ihre Spalten in sie hinein.

In den Blättern findet die Zerlegung des Kohlenoxyds in seine Grundstoffe, in Kohlenstoff und Sauerstoff, statt; es sind die transversal schwingenden Ätherwellen und in den Blättern selbst die Chlorophyllteilchen in den einzelnen Zellen, welche die beiden Elemente auseinanderreißt. In den Blättern hat sich eine wunderbare Fabrik etabliert, die auf noch unbekannte Weise vermittelst der strahlenden Energie und des Chlorophylls diese Trennung ausführt, den freigewordenen Sauerstoff in die Luft zurückgibt und den Kohlenstoff und das Wasser zu Stoffen im kolliden Zustande, vor allem zu Stärke, verarbeitet.

In einem andern Teile der Pflanzen, vermutlich n den Siebröhren, wird aus anorganischen Stoffen, den salpetersauren, phosphorsauren und schwefelsauren Salzen, die diese aus dem Boden aufnehmen, und den schon gebildeten Kohlehydraten pflanzliches Eiweiß synthetisiert. Zum Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff, der in den Kohlehydraten vereinigt ist, ist hier noch Phosphor und Schwefel hinzugetreten.

Noch ist es uns nicht gelungen, die Fabrikationsmethode, welche die Natur sorgsam verhüllt hat, kennen zu lernen, und das Geheimnis, in dem die Natur ein paar Elemente zu Eiweiß kombiniert, zu entschleiern!

Diese großartige Synthese bildet erst die Grundlage, auf der sich alles tierische Leben entwickeln konnte.

Wenn nun überhaupt auf unsern Planeten der Übergang vom Anorganisch-Organischen zum Organisierten, vom Leblosen zum Le-

*) Siehe P. Rohland: Aus der Natur: Der Kreislauf des Stickstoffs.

bendigen, wenn auch in der kleinsten Form des hüllelosen Perloglasmus stattgefunden hat, so muß vermutlich diese erste Geburtsstätte in das kolloidale Medium gelegt werden.

Organische kolloide Verbindungen bildeten die Grundlage zur Bildung der ersten, einfachsten, organisierten Formen; ihre Bausteine, die verschiedenen Albumine, Kaseïne, Kohlehydrate, finden sich in der Natur nur im kolloiden Zustande.

Hierbei handelte es sich nicht nur um Anordnung von Atomen und Molekeln und um Einleitung gewisser Bewegungen, vielmehr muß hinzugefügt werden, daß der Zustand, in dem sich die einzelnen anorganischen und organischen Verbindungen befanden, für die Entstehung des Lebendigen von allergrößter Bedeutung war; dieses Stadium war aber das kolloide. Und es muß hinzugefügt werden, daß sehr wahrscheinlich katalytische Phänomene dabei berücksichtigt werden müssen. Denn positive Katalysatoren sind stets da wirksam, wie die Beobachtung jetzt lehrt, wo höchst merkwürdige und noch von dunklen Schleiern umhüllte Vorgänge verlaufen; und Ferminte und Enzyme andererseits, die auch kolloider Natur sind, sind gerade bei physiologischen Vorgängen als positive Katalysatoren erkannt werden.

Vielleicht ist das Bild, das man sich von der Generatio spontanea oder aequivoca entworfen hat, in wesentlichen Teilen unrichtig und entspricht nicht den tatsächlichen, einst stattgefundenen Vorgängen. Schon die Unterscheidung zwischen Autogonie, der Bildung eines einfachsten organisierten Individuums aus einer anorganischen Bildungsflüssigkeit oder aus anorganischen Stoffen und Plasmogonie, der Bildung eines Organismus einer schon aus anorganischen Substanzen gebildeten organischen Bildungsflüssigkeiten oder organischen Materie dürfte vom richtigen Wege ableiten.

Die Richtlinie müßte vielmehr in dem kolloiden Zustand der Materie führen, in dem sowohl anorganische wie organische Substanzen vereinigt sind.

Auch die Vorstellung müßte eine Änderung erfahren, daß aus einem Komplex anorganischer oder organischer Stoffe nunmehr sogleich eine, wenn auch noch hüllenlose Zelle oder ein Mones entstanden ist.

Vielmehr hat sich aus dem kolloiden Zustand der vereinigten anorganischen oder organischen Materie unter geeigneten Bedingungen ein Zwischenprodukt entwickelt, das noch zum Teil anorganisch-organisch, zum Teil schon organisiert war.

Diese Zwischenstufe ist aber im „Kampfe ums Dasein" untergegangen, da ihre Lebensbedingungen höchst ungünstige waren; aus ihr haben sich aber die noch jetzt existierenden Dauerformen, die einfachsten Organismen wie die Moneren, entwickelt.

Dabei muß auch noch folgender Punkt berücksichtigt werden; möglicherweise findet die allererste Vereinigung und Verbindung der anorganischen und organischen Stoffe im kolloiden Zustande zu einem organisierten Körper zwischen Teilchen der Materie statt, die wegen ihrer enormen Kleinheit auch mit unsern besten Hilfsmitteln, mit dem Ultramikroskop, nicht sichtbar gemacht werden können.

Dieser Gedanke ist deswegen nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, weil ähnliche Erfahrungen vorliegen. Es gibt winzig kleine Teilchen der Materie, die sich unseren Sönnerapparaten ausschließlich durch ihren Geruch bemerkbar machen; sie sind weder mit der feinsten analytischen Wage, selbst wie sie in neuester Zeit hergestellt werden, wägbar, noch können sie mit irgend welchen optischen Hilfsmitteln sichtbar gemacht werden. Trotzdem ist an der Existenz solcher kleinsten Teilchen nicht zu zweifeln.

Was nun später mit Hilfe des Mikroskops sichtbar wird, spiegelt den Vorgang der Urzeugung in einem späteren Stadium wieder, in dem schon aus dem anorganisch-organisch-organisierten Zwischenprodukt im kolloiden Zustande ein hüllenloser Protoplasmus, ein Mones, schließlich eine Zelle entstanden ist. Nachdem sich aber so die ersten, einfachsten Pflanzen und Tierzellen gebildet hatten oder vielleicht eine Kombination beider, haben Vererbung und Anpassung unter Mitwirkung des Kampfes um die notwendigen Existenzbedingungen eine stetige Entwicklungsreihe herbeigeführt, deren Gipfelpunkt der Übergang der höchst entwickelten Säugetiere bis zum Urmenschen, zum Höhlenmenschen, war.

Für die Entwicklung des Höhlenmenschen aber sind zwei Momente charakteristisch; er versuchte technische Fertigkeiten zu erlangen bei der Anfertigung seiner Werkzeuge und Geschirre; die ersten Anzeichen einer, wenn auch sehr einfachen, künstlerischen

Tätigkeit sind hier anzutreffen; so haben sich bei Höhlenmenschen in Frankreich Zeichnungen von Mammut, Hirsch usw. an den Wänden gefunden.

Auf der anderen Seite aber sah sich der Höhlenmensch von furchtbaren Naturgewalten umgeben; gelang es ihm auch, der wilden Tiere Herr zu werden, so umgaben ihn doch unerklärliche Naturereignisse, Tag und Nacht, Sonne und Mond, Regen und Stürme, Überschwemmungen und Erdbeben. —

Alles Unbekannte aber erweckt Furcht; und hier ist wohl auch die Ursache und der Beginn des Götzendienstes und der Religion zu suchen.

Seine wahre Stellung in der Natur konnte der Höhlenmensch aber nicht erkennen; wäre es dem Menschen überhaupt in irgend einer früheren Entwicklungsperode vollkommen gelungen, der Werdegang der Menschheit wäre ein ganz anderer voraussichtlich geworden.

So wandte sich aber der Mensch immer mehr von dem Bestreben, die Natur zu erkennen, ab, und den sog. Geisteswissenschaften zu. Es begann die Periode der „Naturverachtung". Die Ursachen der Entstehung der Naturverachtung waren aber die folgenden:

Die alten Ägypter besaßen eine wohl begründete Naturanschauung; ihre ältesten Götter, die Göttin Net, der Gott Nef, die Göttin Pascht, der Gott Sebek repräsentieren Naturbegriffe, die Materie, den Geist (Energie), Raum und Zeit.*)

Bis zu den griechischen Naturphilosophen schritt diese Entwicklung in immer glänzenderer Weise fort, und erreichte in diesen ihren Höhepunkt. Eingeleitet wurde die Peroide der Naturverachtung von den Sophisten, ihre Tätigkeit war bloß zersetzend, nicht aufbauend: sie gipfelte in dem total unrichtigen Satze, da πάντων χρημάτων μέτςον ἄνθςωπος ist, schließlich jede subjektive Meinung wahr oder falsch sei, und daß jede objektive Erkenntnis unmöglich sei.

Einen neuen Weg, den der Suduktion, wies zwar Sokrates** durch Aufstellung und Beantwortung der Frage, wie Erkenntnis überhaupt möglich sei; er kam zu dem Schlusse, daß diejenige Erkenntnis die richtige sei, in der alle Menschen übereinstimmten, wandte sich aber dadurch von der Naturbetrachtung im allgemeinen

*) Vergl. P. Rohland: Altägyptische Religion und moderne Naturphilosophie.
**) Vergl. F. Schultze: Philosophie der Naturwissenschaft.

ab, um die ethischen Probleme in den Vordergrund zu stellen; so verließ er das bis dahin geltende Gebiet des Sinnlich-Schönen und -Guten, also des Natürlichen, um an seine Stelle nur das Sittlich-Gute zu stellen.

Noch heute leiden wir an diesen verhängnisvollen Irrtum.

Die sokrates-platonische Auffassung erhielt ihre präzisere Ausbildung im Christentum, das sich vom Naturerkennen im Sinne der griechischen Philosophie fast vollständig abwandte. In seinem Gefolge erschien notwendigerweise die sittliche Heuchelei.

Die Stellung des Höhlenmenschen aber ist mit der des Kindes sehr wohl zu vergleichen; auch das Kind kultivierter Eltern befindet sich noch jetzt in der gleichen Lage.

Es bemüht sich, die ihm angeerbten technischen Fertigkeiten weiter auszubilden und neue hinzuzuerwerben; auch künstlerische Neigungen, sei es ererbte oder neu erworbene, stellen sich ein.

Auf der anderen Seite sind auch dem Kinde die es umgebenden Naturereignisse fremd, verständnislos steht es ihnen gegenüber, und die Folge ist, soweit diese schreckenerregend sind, die Furcht.

Seine wahre Stellung in und zu der Natur kann es natürlich nicht erkennen.

In diesen Verhältnissen kommt das biogenetische Grundgesetz ebenfalls zum Ausdruck.

Die Entwicklung, die das Kind jetzt noch jedesmal rasch durchläuft, hat in einer früheren Periode der Geschichte der Mensch langsam und allmählich durchgemacht.

Die kurzdauernde und schnelle Entwicklung des Kindes ist eine Rekapitulation der langsameren Enticklung der Urmenschen.

Einige ihren Mitmenschen überlegene und genialische Männer machten sich dann die Furcht der ersteren vor den Naturgewalten zu nutze, um sie beherrschen zu können; so bildete sich die Kaste der Priester, aus der fast überall das Königtum hervorgegangen ist.

Dann folgt in der Entwicklung der Menschheit das, was wir eigentlich „Geschichte" nennen, Bildung und Zerfall von Staaten am „Baume der Menschheit".

Der Natur aber ist diese Geschichte durchaus nicht das Wesentliche, sondern die Fortpflanzung der Rassen.

Prof. Dr. J. Reinke:
Deutsche Hochschulen und römische Kurie

Wie sollen wir, wie soll sich der Staat der Kurie gegenüber verhalten, um einerseits den Bestand der katholischen Fakultäten zu sichern, andrerseits der Würde und Ehre der Hochschulen nichts zu vergeben? Mancherlei ist dabei zu berücksichtigen.

Schon die Herren Dr. v. Campe und Dr. Friedberg haben am 7. bezw. am 8. März im Abgeordnetenhause gesagt daß das diplomatische Schaukelspiel, wie es seitens der Kurie in mündlichen Versprechungen, in Briefen, in Artikeln des „Osservatore Romano" hervorgetreten sei, aufhören müsse; alle Zusagen der Kurie müßten in Zukunft schriftlich und dokumentarisch gegeben werden; der Verkehr des preußischen Staates mit dem Vatikan dürfe nur in bindenden diplomatischen Formen geführt werden. Auch ich bin der Meinung, daß die jetzige Unklarheit und Verworrenheit nur durch Vereinbarungen nach Art eines Staatsvertrages mit der Kurie aus der Welt zu schaffen sind, und es erscheint dringend wünschenswert, daß die Regierung bei der nächsten sich darbietenden Gelegenheit in erneute Verhandlungen mit dem Vatikan eintritt. Dabei ist meines Erachtens die Forderung zu stellen: Die Kurie muß protokollarisch erklären, daß jetzt und künftig jeder Hochschullehrer vom Modernisteneide ausgenommen sei. Im einzelnen ist folgendes festzusetzen: 1. Die jetzigen Hochschulprofessoren sind bis an ihr Lebensende vom Eide zu befreien; sie dürfen ihn auch nicht freiwillig leisten, ohne dadurch auf ihr Staatsamt zu verzichten, und es besteht dem Staate gegenüber eine Anzeigepflicht, ob sie den Eid geleistet haben oder nicht. Denn es erscheint keineswegs ausgeschlossen, daß die heute vom Eide befreiten Professoren ihn morgen auf einen geheimen Befehl der Kurie leisten, ohne daß der Staat etwas davon erfährt. 2. In der Seelsorge stehende Professoren, die den Eid bereits geleistet haben, müssen entweder auf ihre Professur oder auf ihre seelsorgerische

Tätigkeit verzichten; im letzteren Falle, also wenn sie Professoren bleiben wollen, sind sie vom Papste ihres Eides zu entbinden. 3., und dies ist die Hauptsache: jeder Priester, der sich an einer Hochschule zu habilitieren beabsichtigt, oder der für die Berufung in eine erledigte Professur in Frage kommt, ist vorher vom Papste des Eides zu entbinden.

Durch solche Vereinbarung würde das Prinzip der Gleichberechtigung von Staat und Kurie in dieser „gemischten Frage" zum Ausdruck gebracht werden, und ich glaube, es ist noch nicht zu spät, der römischen Kurie zu zeigen, daß der preußische Staat in dieser Frage, in der Universitätsfrage, keinen Spaß versteht. Am besten würde natürlich ein solcher Vertrag mit dem Vatikan auch gleichzeitig von Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen abzuschließen sein.

Dem historischen „Non possumus" der Kurie hat noch meistens ein eventuelles „Possumus" zur Seite gestanden, wofür schon die geschehene Befreiung vom Eide den Beweis liefert, und eine Nachgiebigkeit Roms wird auch in der Lösung vom Eide erreichbar sein, da es sich nicht um einen Glaubenssatz, sondern um eine Zweckmäßigkeitsmaßregel handelt. Darum hängt es jetzt ganz allein von der Kurie ab, ob die Fakultäten dauernd erhalten bleiben sollen; lehnt sie die Entbindung des Nachwuchses der Fakultäten vom Eide ab, so trägt Rom allein die Verantwortung, wenn die Fakultäten zugrunde gehen.

Es wäre ferner in Betracht zu ziehen, ob wir nach der jetzt gemachten Erfahrung Dekreten der Kurie gegenüber, durch die staatliche Interessen berührt werden, uns nicht für Preußen die Einholung eines staatlichen Plazet seitens der Kurie vorbehalten sollen, wie es in Bayern seit langer Zeit besteht. Das Recht, ein solches Plazet einzuführen, wäre durch unsere staatliche Gesetzgebung festzulegen, und das wäre noch lange kein Kulturkampf; denn was die Kurie in Bayern erträgt, kann sie auch in Preußen ertragen. (10)

Noch eins wäre zu verlangen: Die Kurie soll ihre Dekrete nicht lediglich in einem dunklen, vielfältig interpretierbaren Latein nach Deutschland gelangen lassen; wir wollen interpretationsfreie Texte, die keine Deutung bald in dieser, bald in jener Richtung zulassen. Darum könnte die Regierung darauf hinwirken, daß die Kurie künftig ihren Erlassen eine authentische Übersetzung in italienischer

Sprache beifügt. Darauf zu hoffen, daß einmal einer unserer tüchtigen und hochgebildeten deutschen Prälaten an die maßgebende Stelle in Rom gelangt, dürfte freilich vergeblich sein.

Ich nannte die jetzt bestehende Krise eine schleichende, eine latente; die Frage ist: Wann wird sie akut werden? Wenn unsere leitenden Staatsmänner zunächst die Weiterentwicklung der Dinge abwarten wollen, so scheint mir der Nachdruck darauf zu liegen, daß sie eine Entwicklung voraussehen, daß wir also auch nach ihrer Ansicht erst am Anfang der Krise stehen. Wie wird nun die Weiterentwicklung sein? Sie läßt sich, wenn alles so bleibt, wie es ist, schon heute übersehen. Bei der nächsten Vakanz einer Professur kann von der Fakultät nur ein Kandidat, der den Modernisteneid geleistet hat, in Vorschlag gebracht werden. Die Universität hat in Preußen kein Einspruchsrecht; am Minister ist es, zu ernennen oder nein zu sagen. Was wird er tun? — In Baden ist der Fall schon eingetreten. Nach unwidersprochenen Zeitungsnachrichten ist zu Freiburg der Lehrstuhl für Pastoraltheologie erledigt. Die Fakultät schlägt nur beeidete Kandidaten vor; der dort mitzuständige Lehrkörper der Universität und die Regierung wollen aber von der Berufung eines Beeideten nichts wissen. — Die Eidesfrage wird ferner schon akut bei der nächsten Habilitation eines katholisch-theologischen Privatdozenten. Hierbei hat nicht einmal der Minister ein Einspruchsrecht; der den Eid abgelegt habende Dozent kann an der betreffenden Universität Vorlesungen halten, soviel er will.

Es geht aus dem allen hervor, daß diese Dinge dringend einer eingreifenden Ordnung bedürfen. Daß der Staat nicht nur materielle, sondern auch ideale, geistige Güter und Werte zu schützen hat, darin sind Regierung und Volksvertretung stets einig gewesen. Für die Universitäten hat das Motu proprio darum eine unerträgliche Situation herbeigeführt, weil der Nachwuchs der katholisch-theologischen Fakultät den Modernisteneid geleistet haben wird. In den Universitäten wird unser Staatswohl durch diesen Eid geschädigt; darum darf eine Beseitigung oder Vorbeugung der Schädigung durch die Staatsregierung erwartet werden. Der Modernisteneid würde einen Teil der Professoren an eine Denkweise und an einen Unterricht binden, die auf keinen Fall gegen die Auffassung der Kurie verstoßen dürfen. Er fordert für eine fremde Macht das Recht des Gewissenszwanges und der Aufstellung von Richtlinien für das Gebiet

höchster Eigenart der Universitäten. Preußisches Pflichtgefühl und preußisches Staatsbewußtsein müssen sich dagegen auflehnen. Das Ansehen der Hochschulen läuft Gefahr, in den Augen unseres Volkes eine Minderung zu erleiden, wenn wir uns den neuesten Eingriff der Kurie in unsere unveräußerlichen Prinzipien widerspruchslos wollten gefallen lassen. Freiheit der Forschung und Lehre sind nach innen Lebensnerv, nach außen Ehrensache der Hochschulen. Es liegt der Versuch einer Einschnürung der bestehenden Geistesfreiheit unserer Hochschulen vor, auch wenn solche Einschnürung vielleicht manchem nur eine Strohhalmsbreite zu haben scheint. Doch hier gilt Shakespeares Wort:

> Wahrhaft groß sein, heißt
> Nicht ohne großen Gegenstand sich regen;
> Doch einen Strohhalm selber groß verfechten,
> Wenn Ehre auf dem Spiel!

Die Staatsregierung sieht mit vollem Recht ihre Hauptaufgabe in der Erhaltung des konfessionellen Friedens; und solange sich ein Kulturkampf mit Ehren vermeiden läßt und er uns nicht von der Gegenseite aufgedrungen wird, wünschen wir ihn vermieden zu sehen. Aber die Regierung und wir wollen auch nicht den Frieden um jeden Preis, ich meine unter Preisgabe des Rocher de bronce der preußischen Staatssouveränität. Ich befinde mich da in voller Übereinstimmung mit dem Herrn Ministerpräsidenten, der in seiner Rede vom 7. März erklärte: „Müßte ich davon überzeugt sein, daß die von der höchsten katholischen Stelle gewollte Kirchenpolitik darauf hinausliefe, Staatsrechte und staatliche Interessen zu übergehen, dann wäre die Stellung des Staates ganz einfach, dann hieße es Kampf gegen Kampf." — Und nun möchte ich auch dies einmal aussprechen: die deutschen Protestanten haben, ihre Fürsten voran, dadurch eine beispiellose Friedensliebe an den Tag gelegt, daß sie auf den Inhalt der Borromäus-Enzyklika mit ihren beleidigenden Schmähungen der Reformation wie der Reformatoren nicht in ganz anderer Weise reagierten, als geschehen ist.

Auch die Kurie versichert, sie wolle mit ihren Dekreten keine Konflikte herbeiführen: aber der Konflikt mit dem Selbstbewußtsein der Hochschulen ist schon da! Die Kurie hat die hier entstandene Reibungsfläche geschaffen, nicht die Hochschulen, und nicht der Staat.

Der Kurie allein fällt die Verantwortung für die keineswegs bloß im protestantischen, sondern ganz besonders im katholischen Teile unseres Volkes zum Ausdruck gelangte Bewegung zu.

Schwäche gegenüber dem Vatikan hat den Staaten noch niemals genützt, das lehrt jedes Blatt der Geschichte. Darum warne ich vor einer Politik des bloßen Temporisierens und erhoffe von der Regierung eine Politik ruhiger, aber fester Hand: sie allein wird uns vor einem Kulturkampf jeglicher Art bewahren können. Darum rufe ich der Regierung zu: Landgraf, bleibe fest!

Meine Vorschläge sind nicht gegen die katholische Kirche gerichtet, der ich die gleiche Achtung entgegenbringe, die ich für meine eigenen Überzeugungen fordere, und der zweifellos wichtige Kulturaufgaben zufallen. Jedem Menschen soll die Freiheit des anderen heilig sein; nur darf diese Freiheit nicht andere, ebenso wichtige ideale Interessen bedrohen. Das deutsche Volk aber möge auf der Wacht stehen, daß die idealen Güter, zu deren Hüterinnen gerade die Hochschulen berufen sind, durch römische Kirchenpolitik keinen Schaden erleiden.*)

*) Der durch das päpstliche Motu proprio „Sacrorum antistitum" (1. September 1910) von den Priestern der katholischen Kirche geforderte Antimodernisteneid scheint nirgends ein so großes Aufsehen erregt zu haben, wie in Deutschland. Insbesondere erörterten die Vertreter der preußischen Hochschulen im Herrenhause, zu denen auch Prof. Dr. Reinke zählt, die Frage, ob die Ableistung des Eides von Universitätsprofessoren, soweit diese zugleich katholische Priester sind, mit dem Wesen unserer Hochschulen vereinbar sei, oder nicht. Mit der Begründung einer dahingehenden Interpellation im Herrenhause wurde Prof. Dr. Reinke beauftragt. Aus formalen Gründen wurde später diese Interpellation zurückgezogen; indessen hatte sich Professor Reinke so eingehend mit den Beziehungen der deutschen Hochschulen zum Modernisteneid beschäftigt, es waren ihm dabei mancherlei neue Gesichtspunkte entgegengetreten, daß, wenn auch die Begründung einer Interpellation nicht mehr vonnöten war, dennoch eine kleine Broschüre aus diesen Überlegungen entstand. Mit gütiger Erlaubnis des Verlages Johann Ambrosius Barth, Leipzig, haben wir im Vorstehenden den uns am wichtigsten erscheinenden Abschnitt unter dem gleichen Titel, den Prof. Reinke der Broschüre gab, veröffentlicht. Das Büchlein enthält außer den interessanten Ausführungen Reinkes auch noch einen sehr wertvollen Kommentar über die Frage des Antimodernisteneides und ist in allen Buchhandlungen für 80 Pfg. zu beziehen.
Dr. C. R.

Paul Hermann Hartwig: Ellen Gibaras Hochzeit

Ellen Gibara trat hastig in ihr Zimmer und schob den Riegel der Tür zu.

Endlich — sie konnte die Maske fallen lassen, die ihr während der langen Stunden des festlich gestalteten Polterabends zu einer fast unerträglichen Qual geworden war. Sie hatte die Empfindung nicht los werden können, als sei sie eine andere gewesen, die da gelacht, geplaudert, Höflichkeiten ausgetauscht, und den zweiten Akt der Tragikomödie mit überraschendem Erfolg gespielt hatte. Ihr war die Hauptrolle in dem Stück zugefallen, das morgen beendet sein würde.

Morgen, morgen — — — —

Sie schloß die Augen aus innerer Abwehr vor der Notwendigkeit, der sie nicht entrinnen konnte. Es gab keinen Ausweg, sie mußte das Opfer bringen. Es blieb ihr unfaßlich, wie ein Mann es annehmen konnte. Er mußte doch fühlen, wie es um sie stand, aus ihrem Erbleichen, ihrem Zurückschaudern, wenn seine feuchte Hand die ihre suchte und sein Mund sich ihrem Ohre zärtlich flüsternd näherte. In seinen schläfrigen Augen aber glomm ein heißes, böses Licht auf, das sie wohl zu deuten wußte. Seinen ermüdeten Sinnen war ihr Widerstand nur eine Verlockung mehr, er wollte sie und würde seinen Willen durchsetzen, da er die Macht zum Zwange besaß. Ihr waren die Hände gebunden, wie einem Tier, das man zum Altar schleppt.

Ein Schicksal aus abgebrauchten Kolportagemotiven war ihr Los. Der Vater, der bewunderte Archäologe mit viel beneidetem Entdeckerspürsinn, ein Dieb an Staatseigentum, die Mutter gebrochen, verzweifelnd unter der Last der Entdeckung und ihrer Liebe, die nie klarer hervorgetreten war, als in diesen Tagen. Die Beweggründe des Vaters waren ja keine gewöhnlichen. Durch Geld waren

die Schätze an Handschriften und Münzen nicht erreichbar gewesen. Mit merkwürdigem Mut hatte er sich über die Hemmnisse seines Gewissens hinweggesetzt. Oder aber er besaß dieses lästige Gewissen gar nicht, anders würde er seine einzige Tochter nicht so ohne Bedenken hinopfern. Ellen Gibara wollte sich nicht selbst betrügen, um seinetwillen hatte sie das bindende Jawort nicht ausgesprochen, daß sie einem ungeliebten, einem verhaßten, widerwärtigen Mann auslieferte. Die Tränen der Mutter, die klaglose Verzweiflung, die ihr ganzes Glück unrettbar zusammenbrechen sah, hatte sie veranlaßt. Empörend war das Verhalten des Mannes, der über ihre Empfindungen nicht im Zweifel sein konnte, und doch auf ihren Besitz bestand. Da er Dezernent des Kultusministeriums war, lag in seiner Hand die Ehre des Hauses, und er schwieg nur um den einen Preis, den sie bezahlen mußte.

Sie krampfte die Hände ineinander, von innerem Grauen geschüttelt. Das sollte der Abschluß ihrer Jugendträume sein!

Ellen Gibara schien nur nach außen so kühl und beherrscht, ihr Inneres war dunkler Gluten voll, und der feine alternde Frauenkenner hatte das Geheimnisvolle, Unergründete ihres Wesens gespürt.

Heiß strömte ihr das Blut in die Wangen, vor der Schmach des Gedankens, der sie jäh überfiel. Wenn das Dunkle in ihr stärker wäre als die Reinheit ihres Fühlens, wenn sie erläge, betört von Stimmungen, deren Walten ihr junger, feuriger Sinn ahnte. Es wäre nicht zu ertragen. Dieser Mensch, dessen schlechter Ruf gewiß nicht log, sollte das Recht an ihrem Leibe und ihrer Seele haben — niemals, niemals — ein albernes Opernzitat verfolgte sie plötzlich — „Die Seine werd' ich, doch nur als Leiche!"

Sie spielte mit dem Gedanken, aber sie wußte bestimmt — niemals würde sie selbst einen solchen Ausweg beschreiten, mit allen Fasern hing sie am Leben, an der Sonne, den Blumen, ihrer eigenen Schönheit. Sie war der Gaben froh, mit denen sie die Natur verschwenderisch überschüttet hatte. Es war ein Prangen und Leuchten, das von ihr ausging. Es gab keinen Mann, der sie nur einmal ansah. Sie war sich ihrer Macht wohl bewußt, aber sie dachte nicht daran, sie zu mißbrauchen. Ihr Stolz verbot es, und eine gewisse Verachtung der Wünsche, die sie umdrängten. Unbeirrt war sie ihren Weg gegangen in der Erwartung ihrer Stunde; sie wollte ein

ganzes Glück oder keins. Und nun mußte sie ihren schönen freien Stolz zerbrechen, wurde zu einer kläglichen Münze, die mit gierigen Händen ein anderer einstrich.

Wie seine Blicke sie betastet hatten, es war schmachvoll, unerträglich. Und die scheue Angst der Mutter, ihre müdgeweinten Augen, die zu fragen schienen: wird sie, kann sie es wirklich tun, die gezwungene Haltung des sonst so aufrechten Vaters und das Geschwätz der Tanten und Freundinnen, die nicht genug Worte finden konnten, ihr Glück zu preisen. Er galt ja für einen Hauptgewinner in der Ehelotterie. Wie sie das alles nur mit lächelnder Miene hatte ertragen können! Gewaltsam hatte sie sich zurückhalten müssen, dem Bräutigam nicht in das fahle Gesicht zu schlagen. Sie hatte mit dem Gedanken gespielt, den Vater aufzugeben und den feigen Elenden, dessen Ehre wahrhaftig die geringere war, zu entlarven, ihn bloßzustellen in seiner ganzen Jämmerlichkeit. Eine mutige Tat, die freie Luft gebracht hätte, wäre es gewesen, aber die Furcht vor dem öffentlichen Eklat, vor der hämischen, mißgünstigen Kritik der Gesellschaft, die sie im Grunde gering schätzte, war doch das Stärkere gewesen. Nein, es wurde nicht anders, sie mußte die verhaßten Ketten auf sich laden, und mit gelassener Miene die Welt täuschen, die ihre kluge Wahl pries.

Aber diese Nacht, diese eine gehörte noch ihr. Unbehindert konnte sie von dem Raum Abschied nehmen, in dem sie alles an die Träume reich und harmonisch verlebter Jugendjahre mahnte. Sie wollte nichts in die neue Welt herübernehmen — die Erinnerungen würde sie ja ohnehin nicht verbannen können. Der Raum war durchaus harmonisch gestaltet, zart und vornehm die Farbstimmungen, nobel und zweckmäßig Möbel und Geräte — ein paar Kunstwerke und viel Blumen. Obwohl sich nirgends Jungmädchentand breit machte, hatte der Raum doch etwas sehr Persönliches.

Die Tür führte auf eine kleine Terrasse, von der man über eine Treppe gradaus in den großen fast verwilderten Garten gelangen konnte. Zwischen den Mauern des parkartigen Teils und den Ufern des Flusses war nur ein schmaler Weg für Spaziergänger. Über der Villa und dem Garten mit den alten wundervollen Parkbäumen lag ein lockender Zauber, den die Nachtstimmung mit den breiten Lichtbahnen des Mondes noch seltsam verstärkte.

Ellen Gibara löschte das Licht und öffnete die Türflügel weit. Die süße, laue, berauschende Nacht umfing sie, ein leiser Wind mäßigte die Wärme und wehte ihr eine Woge vom Duft der blütenüberschütteten Akazien entgegen. Sie lehnte sich gegen das kunstvolle schmiedeeiserne Gitter und atmete tief und voll. Für den Augenblick wurde sie ein wenig ruhiger, noch war sie ja frei und ein Wunder konnte geschehen, irgend etwas, das ganz aus dem Bereich der Möglichkeiten lag.

Wenn sich jetzt ihre jagenden Gedanken zu einem Gebet sammeln könnten! Sie beneidete die, die in Lebensnöten zu beten vermochten und in dem Dämmern der stillen alten Kirche Hülfe und Erquickung fanden, den Trost des Bescheidens, der Resignation, der auch dem Armseligen zuteil wurde. Aber ihre zwanzig Jahre empörten sich gegen die Zuflucht der Müden und Gebrochenen. Sie wollte leben, leben — einen Fetzen von dem Glück besitzen, das ihr Mädchenträume gezeigt hatten.

Noch immer trug sie das festliche Kleid des Abends. Sie ging ins Zimmer zurück und begann sich langsam zu entkleiden. Die schwere kunstvolle Frisur drückte ihre Stirn, sie zog Nadel um Nadel heraus und in starken Wellen strömte das reiche dunkle Haar mit den blauen Reflexen, ein Erbteil ihrer italienischen Großmutter, über den Nacken.

Ihr Eigentum heute noch und morgen eines andern.

Die Vorstellung von etwas Grauenhaftem, Vernichtendem überkam sie mit erneuter Kraft. Sie zündete die Kerzen neben dem großen Wandspiegel an. Ein fremder Zug, wie sie ihn nicht an sich kannte, stand in ihrem Gesicht. Ihr schien es, als hätten sich die Linien in diesen Stunden vertieft, als wären die Schatten unter den Augen verstärkt. Jäh überfiel sie ein Gefühl des Zorns, sie hätte die Schönheit, die ihr zum Fluch wurde, vernichten mögen, um den Fremden, Gehaßten, um den Preis zu bringen. Aber das waren ja Phantastereien, unergiebig, wie es Wünsche und Gebete waren.

Wieder ebbte eine Woge des süßen, betäubenden Geruchs der Akazien in das Gemach, das gänzlich davon erfüllt wurde. Etwas Sehnsuchtskrankes, Müdes, Schweres ging von diesem Duft aus, etwas, das die Sinne zärtlich, weich und geneigt machte. Ellen Gibara sog den Duft in tiefen Zügen ein, immer mehr — dahinzusinken und nicht wieder erwachen, als letztes Bild die feierliche

Schönheit des nächtlichen Gartens mit den geheimnisvollen grünen Schatten, und dem weißen Mond darüber.

In diesem Augenblick hörte das Ohr von Ellen Gibara eine Melodie; es war eine leise, süße und melancholische Melodie, wie sie wohl aus der Stimmung dieser weichen Nacht geboren wurde. Vom Flußufer drangen die Töne zart durch die nächtliche Gartenstille. Melodie reihte sich an Melodie, es waren italienische Weisen, schmachtend, voll heimlicher Gluten und Sehnsucht; das Instrument war wohl nur eine Okarina, aber der es spielte, war ein Künstler.

Ellen Gibara löschte die Kerzen, trat wieder auf die Terrasse und lauschte. Akazienblüten rieselten sacht herunter. Ihre Seele wurde weit und schwer. Etwas rief ihr zu: Geh, da draußen wartet dein Schicksal, geh.

War nicht jemand auf dem Gang an ihrer Tür! Nein, es war alles still, das Haus schlief längst, auch die Eltern hatten wohl Schlummer gefunden, nachdem der Sorgendruck und die Angst vor der nächsten Stunde von ihnen genommen war. Der Spielmann spielte weiter — wer mochte er sein, vielleicht einer der italienischen Arbeiter, die eben bei dem großen Straßenbau beschäftigt waren.

Geh, geh!

Sie zögerte noch, aber ihre Hände hatten schon nach dem großen schwarzen venetianischen Tuch gegriffen, das ihre helle Gestalt völlig einhüllte. Und nun hatten die dunklen Laubgänge sie aufgenommen. Sie blickte noch einmal zurück, schweigend und still lag das Haus. Wenn ihr das Schicksal in dieser Nacht gab, was Jugend und Blut ersehnten, dann wollte sie morgen mit kaltem, freien Stolz das Opfer bringen.

Wenn die Gartenpforte, die zum Flußufer hinabführte, verschlossen wäre! Aber die Tür öffnete sich ihrem kräftigen Druck. Kein Zagen fühlte sie vor dem Wagnis ihres Beginnens. Sie folgte den Tönen, nach ein paar Schritten stand sie vor dem Spielmann.

Jäh riß die Melodie ab und erschrocken starrte der Jüngling auf die Erscheinung, die so herrlich und blühend aus der grünen Dämmerung auftauchte. Der Tracht nach war er wirklich ein Arbeiter, aber jung war er, jung, und sein Gesicht von dunkler, melancholischer Schönheit.

„Madonna, Madonna —“

Ellen Gibara dachte nicht der Schmach des kommenden Morgens. Sie fühlte ihre Jugend und wollte sich verschenken nach freier Wahl.

„Ich habe Euch gesehen, Madonna, gestern, alle Tage, von der Straße aus, und habe zu Eurem Preise gespielt — wie schön, wie herrlich seid Ihr!“

„Sprich nicht, sprich nicht,“ flüsterten tonlos ihre Lippen. Sie trat mehr an ihn heran, beugte seinen Kopf ein wenig herunter und küßte seinen Mund.

Er fühlte ihr Blut, und heiß wallte das seine auf.

„Madonna, Madonna, was tut Ihr?“

Sie sprach mehr für sich, als für ihn.

„Morgen soll ich eines anderen sein, den meine Seele haßt und mein Leib verabscheut, mir bleibt keine andere Wahl. Aber heute gehöre ich noch mir.“

Es mochte wohl die Seltsamkeit des Augenblicks, die Stimmung der lauen, düfteschweren Sommernacht sein, daß er sie sofort verstand.

Wie schön und herrlich war dieses Frauenbild anzuschauen. Er sank an ihr nieder.

Jetzt wurden Schritte hörbar. Ellen Gibara zog instinktiv das weite, dunkle Tuch um sich und drängte hart an die Mauer. Er sprang auf und trat schützend an ihre Seite. Ein paar bange Herzschläge — es war nichts, ein harmloser Spaziergänger, der die Nacht genoß und das Paar nicht einmal beachtete.

„Ihr seid erschrocken, Madonna?“ In seiner Stimme klang etwas wie Zärtlichkeit und Besorgnis.

Sie fühlte es und ein heißer Strom überrieselte sie.

„Du bist gut.“

„Madonna, o Madonna —“

Eine Turmuhr schlug irgendwo — eins —

„Drei Stunden noch bis Tag,“ sagte er.

„Drei Stunden noch — liebst Du mich?“

„Ich, der Arme, der Geringe, Euch?“

„So will ich Dich zum König machen,“ sie ergriff seine Hand — eine harte Hand, die von Arbeit sprach, „ich liebe Dich auch. Wir wissen nichts voneinander und sehen uns vielleicht nie mehr, drei Stunden sind bis Tag.“

Und sie führte ihn durch die dunklen Pfade des alten Parkes zu der Terrasse, auf die unablässig Akazienblüten rieselten.

„Madonna, was tut Ihr?“ fragte er wieder.

„Ich bereue nichts. Du bist jung, ich bin es auch und ich liebe Dich.“

„Und morgen —“

„Daran mahne mich nicht, laß es noch weit sein, wenn der Morgen aufsteht und der neue Tag vorüber ist, kannst Du mich verachten.“

„Ich Euch verachten —“

„Ich werde mich auch nicht verachten.“

* * *

Ellen Gibara war eine stolze und kühle Braut, wunder wie herrlich, als sie anderen Tags an der Seite ihres Bräutigams die Kirche betrat. Ihre Augen blickten ruhig und sicher, nur um ihren Mund zuckte es wie Hohn.

Berichtigung.

In unserem ersten Augustheft ist uns ein arger Druckfehler unterlaufen, indem ein Werk unseres geschätzten und berühmten Mitarbeiters, Prof. Hanns Fechner, mit „Hermann Hendrich, Johannisnacht“, signiert wurde. D. Red.

Rundschau

Der Maultiertreiber.

Wieder einmal macht der ehemalige Maultiertreiber, der Expräsident Cipriano Castro von sich reden. Niemand weiß, wo er steckt. Man glaubte an einen Gewaltstreich; es gingen Gerüchte durch die Presse, nach denen Castro ein altes Kriegsschiff gechartert hätte und das Land seiner Grausamkeiten und Missetaten, die Republicade los „Estades de Venezuela“ von neuem heimsuchen wollte. Aufgetaucht ist der dunkle Held inzwischen allerdings immer noch nicht — und die schrecklich-schöne Mär von dem gewappneten Kriegsschiff erwies sich absolut als eine Ente, die unsere Zeitungen in der politisch heute so reich bewegten Zeit eigentlich gar nicht erst hätten großfüttern brauchen. Aber die venezolanische Regierung hat sich auch jetzt noch nicht von ihrem Schrecken erholt. Sie ist doch noch ein wenig zu frisch geleimt und verträgt arge Stöße nicht gut.

Die vereinigten Staaten von Venezuela haben ihre National-Regierung in Caracas. An der Spitze dieser republikanischen Regierung steht der Präsident, der aber bis 1904 nur auf zwei Jahre gewählt wurde. Da auch das gesamte übrige Personal der National-Regierung alle zwei Jahre wechseln mußte, wird man leicht einsehen, daß eine stetige, in ruhigem Fleiß vorwärts strebende Regierung absolut ausgeschlossen war.

Tor und Tür geöffnet war lediglich dem Spekulantentum, das während der kläglich kurzen Dauer seiner Amtsperiode möglichst viel an sich zu reißen bestrebt war und den eigenen Vorteil demjenigen des Vaterlandes gewöhnlich weit voranstellte. Diesen unhaltbaren Zustand änderte erst die Verfassung vom 27. April 1904. Hiernach wird der Präsident, der aus 40 Mitgliedern bestehende Senat und die Abgeordnetenkammer auf sechs Jahre gewählt. Der Präsident und sein Sekretariat beziehen Riesengehälter, da sie allein dem Staate 150 000 Bolivares (1 B. = 1 Fr.) jährlich kosten. Dabei erweist sich das republikanische Staatsoberhaupt gar nicht als demokratisch. Im Gegenteil, der Nimbus des Herrschers als Repräsentant der vollziehenden Gewalt wird durchaus von ihm verlangt. Der Venezolaner hat seine helle Freude an formgerechter Obrigkeit und zopfigem Zeremoniell. Die Würde und die Macht seines Staates legt er gern vertrauensvoll in die Hand des Präsidenten, der diese Attribute oft zum Verderben des Landes mißbraucht.

Es ist bekannt, wie Castro, der angeblich ein einfacher Maultiertreiber gewesen sein soll, im Juli 1899 die Fahne des Aufstandes erhob. Am 20. Oktober desselben Jahres gelang es ihm bereits, mit einem nicht unbedeutenden Heere vor den Toren der Hauptstadt Caracas liegend, den damaligen Präsidenten General Andrade zur Abdankung zu bewegen. Die grausamsten Gewalttaten waren an der Tagesordnung, die wiederum fast ohne Unterbrechung die blutigsten Aufstände zur Folge hatten. Schließlich, im Winter 1902-03, sahen

sich Deutschland und England genötigt, durch ihr bewaffnetes Einschreiten Ruhe und Ordnung in dem verwahrlosten Lande wiederherzustellen. Im Jahre 1905 kam es dann noch einmal zu diplomatischen Verwicklungen mit den Vereinigten Staaten von Amerika, aber Castro wußte auf so geschickte Weise die Eifersüchteleien zwischen den Großmächten für sich auszunützen, daß er dabei glücklicher aus dem Streite hervorging, als die Amerikaner.

Ende 1908 jedoch erreichte den Diktator Castro sein Geschick. Er wurde gestürzt und im Februar 1909 formell abgesetzt. Seitdem bereiste der ehemalige Maultiertreiber Europa, hielt sich auch längere Zeit in Berlin auf, wo er sehr splendid auftrat und im Esplanade-Hotel eine Flucht von Zimmern bewohnte.

Wiederholt versuchte Castro schon, die verlorene Herrschaft wieder zurückzugewinnen. Aber bisher vereitelte ihm die französische Regierung alle seine Pläne. Und nun — plötzlich ist er verschwunden! Alle Welt sucht ihn, aber niemand weiß, wo er sich aufhält. Mit großen Machtmitteln will er, — so vermutet man, — die Regierung Venezuelas wieder an sich reißen und unter der Bevölkerung dieses unglückseligen Landes soll es viel Tausend Anhänger des ehemaligen Maultiertreibers geben, die mit Freuden den Wiederbeginn einer blutigen und grausamen Gewaltherrschaft begrüßen werden.

Dr. C. R.

Marokko.

Angesichts der englischen Drohung, Deutschland die Festsetzung in Westmarokko nicht zu gestatten, während die französische Festsetzung als Dank für die Überlassung Ägyptens längst gewährt wurde, ist eine anderweite Entschädigung, über die anscheinend ernsthaft verhandelt wird, gänzlich unerörterbar. Sie würde ein Zurückweichen vor England bedeuten und unsere nationale Ehre berühren. Wir dürfen ferner nicht die Zusammenballung eines großfranzösischen nordafrikanischen Reiches dulden, zumal wir in der Algesirasakte die Grundlage zu einem völkerrechtlichen Einspruch besitzen. Es kann also nur die Aufteilung in wirtschaftliche Einflußgebiete in Marokko in Frage kommen. Frankreich will sich ein schwarzes Heer zur Ergänzung seiner schwindenden Kriegerreihen schaffen, was keineswegs ein leerer Traum ist. Schon Hannibal hat mit Farbigen und Berbern die Römer besiegt. Überlassen wir die fruchtbare Schauja den Franzosen, müssen wir dafür freilich noch abgefunden werden, da wir sonst durch die Überlassung des Sus nicht genügend entschädigt werden. Unsern Regierenden muß dieser Standpunkt, der auch wirtschaftlich geboten, nachdrücklichst zu Gemüte geführt werden, damit sie nicht die Oeffentlichkeit wieder mit einem schwächlichen Ausgleich überraschen. Unser Schwert wird zu Wasser und zu Lande gefürchtet; jetzt müssen wir es kaltblütig in die Wagschale werfen.

Regierungsrat Kurd v. Strantz.

Katanga.

Ein deutsches Finanzinstitut nach dem anderen kommt um Land- und Bergbaukonzessionen im wichtigsten Teile des belgischen Kongos, im Katangagebiete, ein. Seitdem dort Kupferlager entdeckt worden sind, deren Gehalt sehr erheblich den der

zurzeit reichsten Kupferminen der Welt übertrifft, drängt sich das Kapital aller Länder nach dem Kongo, dem Tropenland, aus welchem bisher nur unter des Leopold Regime der Kautschuk und der Jammerruf zur Sklavenarbeit gepeitscher Neger nach Europa gedrungen ist. Am Kongogold klebte Blut. Nicht Kulturarbeit — ein wildgrausames Ausbeutungssystem gab seine Erträgnisse, die in den Schatzkammern Leopolds ruhten, in phantastischen Schöpfungen Verwendung fanden. Das alles ward anders, seit Leopold im Grabe ruht, seit der Staat des „königlichen Kaufmann" eine Kolonie der Belgier geworden ist. Heute ist im Kongo für geregelte Kulturarbeit Raum. Und wenn die Kulturvölker der Welt heute ihre Ingenieure, ihre Maschinen nach Zentralafrika senden, so möchte es fast auf den ersten Blick scheinen, als ob ein zielloser, wahlloser Wettlauf drunten von statten ginge, in welchem jeder in den riesigen Landgebieten an sich zu raffen sucht, was er findet. Und doch ist es anders. Es liegt System in der bergbaulichen Erschließung des Katanga. Kein technisches System freilich, sondern ein, man möchte sagen, eminent politisches System. Es soll hier nicht die Rede sein von der Organisation, die Belgien dem Katanga-Bergbau gibt, nicht von dem Comité Spécial, dem wesentlichsten Vertreter der Staatsgewalt, nicht von der Union Minière und den anderen Gruppenbildungen; sondern von großen politisch-wirtschaftlichen Grundzügen, die sich aus der Menge der Gründungen im Katanga herausheben. Solange Leopold, der König der Belgier, Herr des Kongo, dieser sein fast unbeschränktes Privateigentum, war, drohte diesem im Norden die Gewalt der Franzosen, denen als Herren des französischen Kongo seit der Berliner Konferenz von 1885 ein Vorkaufsrecht auf den belgischen Kongo zustand, heute noch besteht, im Süden die Nachbarschaft der Engländer. Frankreich sieht vom rechten Ufer des Kongo hinüber auf das linke, das dem greisen König der Belgier gehörte. Der mochte sich im Besitz nicht sicher wähnen und sich nach Interessen umsehen, die sein Besitzrecht stärken könnten für den Tag, in dem das Schicksal Mittelafrikas eine neue Wendung erfahren sollte. Leopold zog neben den Franzosen die Engländer ins Land, um die gefährlichen Nachbarn Konkurrenten werden zu lassen. War es zu verwundern, daß, als das Rhodesien benachbarte Katangagebiet zur Erschließung heranreifte, der Herr des Kongo in dem finanziell-politischen Rückhalt Großbritanniens einen Ausgleich, ein Gegengewicht gegen den mit dem Vorkaufsrecht begabten französischen Nachbar suchte und fand? Die Union mit der englischen Tanganika-Gesellschaft wurde aus der Wiege gehoben, und diesem Unternehmen ein Drittel der reichsten Region des belgischen Kongo, des Katanga, überantwortet. Doch die Entwicklung schritt weiter. Belgien, der Erbe Leopolds noch bei dessen Lebzeiten, mochte einsehen, daß mit der Tätigkeit französischen und englischen Kapitals, mit dieser französisch-englischen Entente eine Gefahr verbunden war. Frankreich im Norden, England im Süden der Kolonie vorherrschend, war das das erstrebenswerte Ziel? Die Gefahr war nicht eingeschränkt, sie war verdoppelt. Wer sich über Marokko und Ägypten einigt, wer im Rat der euro-

päischen Völker zusammensteht, der weiß sich schließlich auch über politisch-wirtschaftliche Einflußsphären im kolonialen Interessenkreise des kleinen neutralen Belgiens zu einigen. Wo war das neue Gegengewicht, das wirksamen Ausgleich versprach? Belgien hat es in der Internationalisierung des im Katangabereiche arbeitenden Kapitals gefunden. In diesem Augenblicke erschien das deutsche Kapital im Kongo. Die Diskonto-Gesellschaft begann ihre Arbeit in der Société Industrielle et Minière du Katanga, die Dresdner Bank die ihre in der Société Commerciale et Minière du Kongo, die Deutsche Bank sucht Konzession nach, die Metallbank in Frnkfurt a. M. erhielt sie für die Société Anversoise pour la recherche des Mines au Katanga. Andere Kapitalkräfte deutscher Herkunft dürften folgen. Diese Entwicklung will beachtet sein. Schon weil sie dem deutschen Markte einen Anteil an Kupferlagern sichern kann, die in der Welt ihresgleichen suchen, weil die Transporte aus dem Katanga die wichtigste, im Entstehen begriffene Verkehrsader Ostafrikas und dessen Handelsreich befruchten könnten. Mehr noch, weil sie lehrt, wie stark Deutschlands Kapitalkraft im Auslande nach Betätigung drängt. Wo die Welt neue Schätze der Entschließungen bietet, finden sich heute mehr als je die Pioniere Deutschlands ein. Ist das nicht auch ein Zeichen der Zeit? Ein Zeichen, das verstanden sein will? Afrika ist das Land des Jahrhunderts. Nicht nur für die alten Kolonialreiche. Auch für das neue, das heute heranwächst.

Nap.

Britische Reichskonferenz.

Die britische Reichskonferenz ist am 21. Juni geschlossen worden, nachdem sie über einen Monat getagt hatte. Nach der Schlußrede des Premierministers Asquith sind die Ergebnisse sehr befriedigend. Zieht man jedoch die vielen vorgeschlagenen und wieder zurückgezogenen Anträge in Betracht und vergleicht dabei das Angestrebte mit dem wirklich Erreichten, so erscheint das Resultat in einem weniger rosigen Licht. Aber nach dem harten Schlage, den der britische Imperalismus durch das drohende Handelsabkommen Kanadas mit den Vereinigten Staaten erlitten, hatte man die Hoffnungen sehr herabgeschraubt und ist deshalb um so mehr mit dem Ergebnis zufrieden.

Trotz der vielen gegeneinander stehenden Interessen des Mutterlandes und der einzelnen Kolonien ist es jedenfalls gelungen, einige Vorkehrungen zu vereinbaren, die geeignet sind, die selbständigen Kolonien etwas mehr an das Mutterland zu fesseln und ungefähr die Grenzen zu erkennen, innerhalb deren eine Einigung des Reiches möglich ist.

Gleich zu Anfang der Konferenz wurden diese Grenzen allerdings durch einen Antrag Neuseelands weit überschritten. Der Antrag bezweckte die Schaffung eines Reichsrats, der, aus Vertretern des Mutterlandes und der Kolonien bestehend, der britischen Regierung bei allen Angelegenheiten, die auch die Kolonien betreffen, beratend zur Seite stehen sollte. — Wäre er durchgegangen, so wäre damit der Grundstein zu dem idealen Reichsparlament gelegt worden und ein großer Schritt vorwärts getan, aber Neuseeland blieb allein, keine der anderen Kolonien schloß sich ihm an.

Die schönste Absage gab der Premierminister von Kanada, Laurier. Er erklärte, daß, wenn eine der Kolonien darauf bestände, vorher befragt zu werden in Angelegenheiten, die zum Kriege führen könnten, sie dann auch die Verpflichtung übernehme, an dem Kriege teilzunehmen. Es sei daher am besten, die Angelegenheit der Diskretion der britischen Regierung zu überlassen. — Diesen Standpunkt, sich die Entscheidung vorzubehalten, ob und an welchen Kriegen Englands es teilnehmen will, hat Kanada bereits früher offen vertreten und ihn hiermit wieder auf der Konferenz offen ausgesprochen. — Der Antrag Neuseelands schrumpfte schließlich in eine Resolution zusammen, nach der den Kolonien Gelegenheit gegeben werden soll, soweit wie möglich Aufschluß zu erlangen über beabsichtigte Verhandlungen mit fremden Staaten, die auch die Kolonien betreffen.

Die wichtigen Debatten über die Reichsverteidigung, die drei Tage währten, waren nicht öffentlich. Die Minister der Kolonien sprachen sich aber sehr befriedigt aus und erklärten, daß sie nunmehr in die internsten Pläne der britischen Regierung eingeweiht worden seien. Der Abgeordnete der Union von Südafrika, General Botha, bezeichnete diese Tatsache sogar als den wichtigsten Schritt in dem Ausbau der gegenseitigen Beziehungen zwischen den einzelnen Teilen des Reiches und als den Beginn einer neuen Ära in der Geschichte Großbritanniens. — Die positiven Ergebnisse dieser Geheimsitzungen scheinen sich darauf zu beschränken, daß die Ausbildung des Personals der von Australien und Kanada neugegründeten Kriegsmarinen möglichst der des Mutterlandes gleichgeartet sein soll, ebenso das Material und daß Offiziere und Mannschaften der Kriegsmarine gegenseitig ausgetauscht werden können. Nachdem es trotz aller Anstrengungen seit der letzten Konferenz von 1907 nicht gelungen war, staatsrechtlich festzulegen, daß die Kolonien ihre Marinen im Kriegsfalle dem Mutterlande automatisch zur Verfügung stellen, bedeuten diese Abmachungen für das Mutterland immerhin einen Erfolg, den der Erste Lord der Admiralität Mc Kenna denn auch in einer Rede als hoch erfreulich bezeichnete.

In bezug auf die Handelsbeziehungen der Kolonien zu anderen Staaten erreichte das Mutterland keine Zugeständnisse von Bedeutung. Auf Antrag Lauriers wurde den Kolonien auch offiziell das Recht zugestanden, das sich Kanada bereits vorweggenommen, eigene Handelsverträge abzuschließen, die Voraussetzung dafür soll aber sein, daß in erster Linie der Handel mit dem Mutterlande zu pflegen ist und jede Erleichterung, die einem fremden Staat bewilligt wird, auch dem Mutterlande gewährt wird. — Um den Handelsverkehr mit diesem noch weiter zu fördern, soll eine Kommission aus Sachverständigen des Mutterlandes und der Kolonien die einzelnen Kolonien bereisen und untersuchen, wie die gegenseitigen Handelsbeziehungen sich unter den gegenwärtigen Gesetzen der einzelnen Teile des Reiches gestaltet haben und wie sie durch Änderung der Gesetzgebung und andere Mittel noch weiter gefördert werden können.

Positive Erfolge der Konferenz sind die Verbesserung der Zusammen-

setzung des obersten Gerichtshofes (des Rechtskomitees des privy council) nach dem Wunsche der Kolonien, Erleichterung des Post- und Telegraphenverkehrs und der Naturalisation der Einwanderer. In der Diskussion über diesen letzteren Punkt beantragte Australien eine besondere Förderung der Auswanderung aus dem Mutterlande. Es kam dabei die interessante Tatsache zutage, daß, während im Jahre 1900 nur 33 Prozent der englischen Auswanderung nach Kolonien ihren Weg nahm, es im letzten Jahre 80 Prozent waren und diese gleichbedeutend sind mit 60 Prozent der natürlichen Vermehrung Englands überhaupt. Wie beneidenswert steht England hierin doch gegenüber den anderen Nationen, besonders uns gegenüber da!

Die aus dieser starken Auswanderung sich ergebenden Wechselbeziehungen zwischen Mutterland und Kolonien dürfte zum Zusammenhalten des Reiches vielleicht mehr beitragen, als es die Reichskonferenzen vermögen. Ob diese überhaupt mit ihren verklausulierten Resolutionen imstande sein werden, dem natürlichen Ringen der schnell aufstrebenden Kolonien nach völliger Selbständigkeit ein genügendes Gegengewicht zu schaffen, kann erst die Zukunft lehren. Gearbeitet wird daran von England mit allen Mitteln der Staatskunst. — Als das sprödeste Glied hat sich bisher Kanada gezeigt und wird das mit seiner großen französischen Bevölkerung im Osten und der enormen Zuwanderung amerikanischen Elements im Westen auch in Zukunft bleiben. Als das treueste Glied erwies sich Neuseeland. Die Gründe hierfür sind in seiner Schwäche und in seiner Furcht vor Japan und China zu suchen.

P. Walther,
Fregattenkapitän z. D.

Die persischen Wirren.

Ein hoher russischer Offizier sagte einmal: „Mit einer Kompagnie ist Persien ohne Schwertstreich zu erobern, mit einem Bataillon ist es schon schwerer und ein ganzes Regiment kommt sicher vor Hunger um." Der Europäer, der diesen Satz liest, kann erst die persischen Wirren, wie sie augenblicklich sich darbieten, verstehen. Es gehört tatsächlich nicht viel dazu, Persien zu erobern. Und deshalb ist es auch nicht so verwunderlich, daß der Exschah Mohammed Ali an der Spitze von vielleicht einem Tausend Anhänger das ganze Land, das fast dreimal so groß wie Deutschland ist, in die größte Aufregung versetzt. Der Zustand der persischen Regierungstruppen ist miserabel. Nur selten besitzen die Soldaten eine Uniform, meist unterscheiden sie sich von dem gewöhnlichen Zivilisten nur durch den Besitz einer Fellmütze mit den persischen Initialen des Löwen und der Sonne. Auch dieses einzige soldatische Merkmal fehlt bei den auf dem Lande stationierten Truppen, die sich in der Tracht von den tatarischen Eingeborenen überhaupt nicht unterscheiden. Ein Schießknüppel des ältesten Systems bildet die Bewaffnung des stolzen Kriegers. Die Kanonen stellen meist altes Gerümpel aus vergangenen Jahrunderten dar und sind so schwer, daß bei dem Mangel guter Wege in Persien an ein Manövrieren mit diesen Instrumenten nicht wohl gedacht werden kann. Post und Telegraph, diese Hauptförderer der europäischen Kultur, liegen sehr

im Argen. Die persische Post ist derart, daß kein Handlungshaus ihr je einen Brief anvertraut; der persische Telegraph scheint auch seine Hauptaufgabe darin zu suchen, die Telegramme zu entstellen und zu verzögern, und leider darf der ostindische Telegraph, der durch Persien geht, nach und aus Persien Depeschen nicht annehmen. Dazu kommt der Starrsinn und die absolute Indolenz des persischen Volkes in bezug auf alle modernen Bestrebungen. Dadurch hängt das Land vollkommen von der fortschrittlichen oder gemeinnützigen Gesinnung seines Herrschers ab. Bahnbauten stoßen bei der reaktionär gesinnten Bevölkerung auf die größten Schwierigkeiten. Der geplante Bau der Bahnlinie Dschulfa—Täbris mußte der Bevölkerung sogar geheim gehalten werden. Allerdings wird von den Bahnbauten am meisten Rußland profitieren, abgesehen davon, daß eine Bahnverbindung aller Teile Rußlands mit diesem reichen und wichtigen Teil Persiens eine große politische Bedeutung für das Zarenreich hat. Der Transit europäischer Waren durch Rußland ist untersagt und daher Batum als Hafen für den englisch-westeuropäischen Handel ohne Bedeutung. Der zweite Hafen, der in Betracht kommt, ist Buschir im Persischen Golf und dann noch Bender Abbas in der Straße von Ormus. Diese beiden Plätze kommen jedoch nur für den Verkehr mit Südpersien in Betracht; denn der über 800 bezw. 1200 Kilometer lange Landweg von Buschir nach Teheran oder Täbris würde die Ware zu sehr verteuern. Derart ist der kürzeste und beste Weg für westeuropäische Güter nach Täbris der über Trebisonde, wobei nur 700 Kilometer Landweg zu bewältigen sind. Da Rußland für Teheran die Wasserwege der Wolga und des Kaspischen Meeres benutzen kann, hat es für diesen Platz von vornherein ein prae. Wenn nun gar Rußland in der Lage ist, seine Erzeugnisse per Bahn bis Täbris selbst zu bringen, während die anderer Länder auf den Weg über Trebisonde angewiesen bleiben, so ist Nordpersien rettungslos eine handelspolitische Provinz Rußlands, das sich auch durch Bahnbau-Unternehmungen, Errichtung von Bankfilialen usw. immer mehr in Persien festsetzt. (Erich Zugmeyer, Reise durch Vorderasien. 1904.) Die Unselbständigkeit der Perser nimmt von Jahr zu Jahr zu, und zwar hauptsächlich, weil verschiedene europäische Mächte, besonders Rußland und England, versuchen, den Einfluß nicht nur dem Schah, sondern dem ganzen Lande gegenüber an sich zu reißen. Schon die geographische Lage Persiens zwischen Rußland und Indien bedingt es, daß den beiden Mächten viel daran liegt, ihren Einfluß mehr und mehr zu befestigen.

Interessant sind die Erfahrungen, die man über die Vergebung von Konzessionen behufs Ausbeutung des Erdreichtums sowie Errichtung von neuen auswärtigen Gesellschaften machen kann. Sobald englische Unternehmer bevorzugt werden, versucht Rußland, dem entgegen zu treten, und umgekehrt. Der deutsche Einfluß in Persien ist ziemlich bedeutend, aber sobald man den Deutschen irgend welche Vorteile gewähren will, dann sind die beiden Gegner gegen den dritten im Bunde, aus Furcht vor noch weiterer Konkurrenz. (Georg Schweitzer, Streifzüge durch Rußland.)

Selbstverständlich versucht Rußland, das persische Reich sowohl wissenschaftlich wie politisch von sich abhängig zu machen. Die russischen Sympathien gehörten stets dem Exschah Mohammed Ali; denn das konstitutionelle Persien wiederstrebt naturgemäß der russischen wirtschaftlichen Invasion. Zunächst versicherte sich Rußland der Person des Exschahs, indem es ihm in Odessa einen Wohnsitz nach der Thronabdankung bot. Auf die starke Einwirkung Rußlands ist es auch zurückzuführen, daß das Ergebnis der Konferenz vom 2. September 1909 ein derart günstiges für Mohammed Ali war. In dem Protokoll dieser Konferenz wurde u. a. folgendes festgestellt:

Die Schulden des Exschahs an die russisch-persische Diskontobank in Höhe von 1, Mill. Toman (etwa 6 Mill. Mark) übernimmt die persische Regierung. Der Schah erhält von der persischen Regierung eine Jahresrente von 100 000 Toman, nach seinem Ableben erhält seine Familie 25 000 Toman jährlich.

Also wahrlich eine schöne Rente, womit sich der Exschah hätte zufrieden geben können. Nun aber begann die Hetzpolitik Rußlands. Mohammed Ali, gestützt auf mächtige Versprechungen, ließ sich zu dem Versuch bewegen, durch einen Staatsstreich den verlorenen Thron wieder zu gewinnen. Dieser Versuch ist ihm augenscheinlich nicht gelungen. Trotz aller günstigen Berichte der offiziösen russischen Telegraphenbureaus läßt sich feststellen, daß die Anhänger Mohammed Alis Schlappe auf Schlappe erleiden. Dazu kommt, daß die persische Regierung auf den Kopf des Exschahs eine hohe Belohnung gesetzt hat und ihm selbstverständlich auch seine Riesenrente nicht mehr auszuzahlen gedenkt. Auch das schiitisch geistliche Oberhaupt in Nedget, der Papst Persiens gewissermaßen, hat gegen den Exschah seinen Bannfluch geschleudert. Dadurch wird Mohammed Ali für alle Gläubigen in Persien unrein und vogelfrei.

Die Begünstigung des Treibens Mohammed Alis seitens der russischen Regierung liegt klar zutage, trotzdem Rußland offiziell selbstverständlich erst vor kurzem entschieden als Antwort auf eine Beschwerde Persiens betonte, daß es dem Exschah in keiner Weise zur Ausführung seines Vorhabens geholfen hätte. Dem widerspricht schon die Tatsache, daß von Rußland aus Waffen nach Persien gar nicht gebracht werden dürfen. Jede bewaffnete Invasion wäre also eine Unmöglichkeit gewesen, wenn die russischen Grenzbeamten nicht absichtlich beide Augen zugedrückt hätten. Hierbei muß man beachten, daß ein besonderer russisch-persischer Grenzvertrag bezüglich Waffenausfuhr von Rußland nach Persien besteht und daß nicht etwa die persische Regierung die Einfuhr von Waffen in ihr Land verbietet, sondern lediglich Rußland es untersagt, über seine Grenzen nach Persien Waffen einzuführen.

Dr. C. R.

Der Expressionismus.

Unter dem Titel „Die neueste Malerei" veröffentlicht Herr Lovis Corinth im dreizehnten Heft des „Pan" eine Studie, in der er die jungen Künstler als eine Horde Nachäffer hinstellen möchte. Sie ahmen Cézanne nach (über den Herr Corinth so akademisch schreibt, wie man über ihn schreiben sollte), van Gogh und Gauguin. Sie kopieren „Die jetzigen

Bilder der Neger und Malayen, die Malereien auf indischen Zeltdächern." Kurz: „Die Jugend vergißt, daß kein Meister vom Himmel gefallen ist, und daß alles Große durch Mühe, Arbeit und Lernen entstanden ist. Sie fängt damit an — wie Liebermann richtig sagt — womit die großen Meister aufgehört haben."

Hinter diesen Binsenworten birgt sich der landläufige Vorwurf des Nichtkönnens, der gegen jede neue Erscheinung erhoben wird, mit dem die Kunsthistoriker in ausgiebigster Weise Wissenschaft machen, unter dem auch Herr Corinth zu leiden hatte und den er nun stolz wie ein Akademielehrer weitergibt. Psychologisch gesehen steckt hinter diesem Vorwurf das Nichtverstehen dessen, was man sich abzuurteilen anmaßt. Denn für den Verstehenden würden sich alle sogenannten Mängel — die Begabung und das Können eines Matisse vorausgesetzt — in Notwendigkeiten, in Absichten verwandeln. Nicht nach dem Maßstab eines absoluten Könnens, sondern dem eines relativen Wollens kann man eine alte oder neue Kunst beurteilen. Und sobald man nach dem Kunstwollen der jungen Generation fragt, wird sich alles das, was Herr Corinth Nicht-Können nennt, als Zweck-Wollen enthüllen. Freilich ist dieser Wille verschieden von dem der Impressionisten. Es ist eine neue Kunst, die entsteht und deren Differenzen zu der des Impressionismus einmal herausgearbeitet werden müssen, damit nur noch böser Wille oder Akademie von einem Dilettantismus des Könnens reden kann.

Vorher aber will ich die Unsitte brechen, die sich krampfhaft bemüht, keine Namen zu nennen. Da ich die fruchtbaren Tendenzen einer zukünftigen Malerei aufzeigen will, muß ich die Stützen meiner Hoffnung von der Fülle derer trennen, die in Wirklichkeit die Vorwürfe des Herrn Corinth verdienen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß es sich ausschließlich um ehrliche und energische Arbeiter handelt, um Persönlichkeiten, die ihren schöpferischen Willen in einer ganz neuen Weise und weit intensiver konzentrieren als es Herr Corinth jemals fertiggebracht hat. Es sind unter den Ausländern Matisse und Picasso, de Vlaminck und Kees van Dongen. Unter den Deutschen Pechstein und Purrmann, Erbslöh und Levi, Kirschner und Heckel, Schmidt-Rottluff. Es fehlen sicherlich einige Namen, aber ich nehme gern und freudig an, daß keiner von allen jemals die Akademie des Herrn Corinth besucht hat.

* * *

Im Impressionismus scheint nicht nur die Welt als Vorstellung des Menschen in die Ungewißheit der Bewegung gezogen zu sein, sondern diese Vorstellung selbst aufgelöst in ein ewig fließendes Spiel von Elementen. Es gab keine Gewißheit, kein Absolutes, weder im Objekt noch im Subjekt. Alles Dasein war in einem Traume von Bewegungen aufgelöst, die man nur rasch wahrnehmen und wiedergeben konnte.

Tatsächlich beruhte die impressionistische Kunst nicht auf der Vorstellung, wenn man darunter die Verknüpfung mehrerer Eindrücke zu einem klaren Gedächtnisbilde versteht, sondern (wie vielleicht jeder Naturalismus) auf der Wahrnehmung. Diese kam in ihrer neuen Wesensart dadurch zustande, daß der Künstler sich der Natur hingab und ihr kosmisches Le-

den nachfühlte. Das stürzte ihn in einen Rausch und bewog ihn, es in aller Mannigfaltigkeit, mit allen Mitteln, die seine Palette hergeben konnte, zu malen. Allmählich aber wurde diese Art des Sehens zur Gewohnheit, die Hingabe an die Natur und die Aufzeichnung der momentanen Wahrnehmungen erschöpfte die künstlerische Gestaltungskraft nicht mehr. Das künstlerische Wollen sucht eine neue Aufgabe, die es natürlich in der Gestaltung des neuen Naturalismus finden mußte; sie lautete also: die naturalisierte Individuation auf persönlicher Grundlage zu stabilisieren, den Reiz notwendig zu machen durch Abstraktion vom Zufälligen.

Die persönliche Empfindung war die Basis der gestaltenden Kraft, d. h. etwas Seelisches also Bewegtes und etwas subjektiv Willkürliches. Der persönliche Empfindungsrhythmus hatte auf dieser Basis keine Zügel an der natürlich organischen Form, die ja von vornherein ausgeschlossen war. Und wenn er nun die an der Natur eroberte neue Farbenwelt kosmischen Werdens ohne Rücksicht auf Naturwahrheit verändern wollte, war da nicht jeder Willkür, einem künstlerischen Anarchismus Tor und Tür geöffnet? Niemals war die Kunst subjektivistische Willkür schlechthin gewesen, sondern eine Spannung zwischen dem künstlerischen Subjekt und einem irgendwie objektiven Hindernis, das sich der künstlerische Wille schuf. Das neue Ideal heißt: das Bild. Man wollte wieder ein von allen fremden, äußeren Beziehungen freies, in sich selbständiges Gebilde schaffen. Nicht mehr die Natur war das hindernde Regulativ, das dem Künstler die Gesetze des Schaffens diktierte, sondern das Bild.

Die Differenz zwischen jedem Expressionismus und jedem Naturalismus besteht in diesem Gestaltungswillen.

„Plastik und Malerei sind im Gegensatz zur Architektur meistens als imitative Künste bezeichnet worden. Diese Bezeichnung drückt nur das Unterscheidende aus und läßt das Gemeinsame außer acht."

„Soweit es sich um das Imitative handelt, steckt in der bildenden Kunst eine Art Naturforschung und die künstlerische Tätigkeit ist an diese gebunden. Die Probleme, welche dabei die Form an den Künstler stellt, sind von der Natur unmittelbar gegeben, von der Wahrnehmung diktiert. Werden diese Probleme allein gelöst, d. h. hat das Geschaffene nur in dieser Beziehung eine Existenz, so ist es doch als Gebilde an sich noch zu keinem selbständigen Ganzen geworden, das neben und gegenüber der Natur sich behaupten kann. Um dies zu erreichen, muß sein imitativer Inhalt von einem weiteren Gesichtspunkt aus, den ich im allgemeinen als den a r c h i t e k t o n i s c h e n bezeichnen möchte, in die höhere Kunstregion entwickelt werden, wobei ich natürlich die übliche spezielle Bedeutung des Wortes Architektur beiseite lasse. Architektur fasse ich dann nur als den Bau eines Formganzen, unabhängig von der Formsprache. Ein Drama, eine Symphonie hat diese Architektur diesen inneren Bau, ist ein organisches Ganze von Verhältnissen, ebenso wie ein Bild, eine Statue, wenn die verschiedenen Künste auch in ganz verschiedenen Formenwelten leben."

„Die Probleme der Form, welche bei dieser architektonischen Gestaltung

eines Kunstwerkes entstehen, sind keine von der Natur unmittelbar gestellten und selbstverständlichen, sie sind jedoch gerade die absolut künstlerischen. Die architektonische Gestaltung ist das, was aus der künstlerischen Naturerforschung ein höheres Kunstwerk schafft. Das mit Imitativ bezeichnete steht also eine der Natur selbst entnommene Formenwelt dar, welche erst architektonisch verarbeitet zu einem vollen Kunstwerk wird. Damit tritt Plastik und Malerei erst in die allen Künsten gemeinsame Sphäre, aus der Welt des bloßen Naturalismus hinaus in die Welt der wahren Kunst." (Hildebrand: Problem der Form.)

Die Formel Hildebrands von der „architektonischen Gestaltung" umschließt das Wollen auch der Expressionisten, aber auf einer völlig verschiedenen Basis. Die grundlegenden Differenzen zwischen einer Plastik Hildebrands und Matisses erklärt das Lebenswerk Rodins. Die Art seines impressionistischen Naturalismus muß die Grundlage jeder künftigen, fruchtbaren Entwicklung bilden. Das Wort, daß der Impessionismus eine Endphase bilde, ist eine Phrase. Er ist ein Beginn, denn er ist die Materialsammlung zu einer neuen Kunst, wie etwa der Naturalismus des Anatrocento für die klassische Kunst. Es gilt, diese neue, am Kosmischen eroberte Anschauung, diesen Willen zur Erscheinung zu klären, zu stabilisieren. Hildebrand sucht hinter der Flucht der Erscheinungen noch „das Ding an sich", hinter der trügerischen Wahrnehmung noch die geklärte Form und den klaren Raum, er ist Klassizist. Für den modernen Künstler aber gilt es nicht mehr das Absolute hinter dem Relativen zu suchen, sondern das Relative zur Klarheit und Notwendigkeit zu gestalten. Für den modernen Künstler kann kein Objektives den Gesichtspunkt der Gestaltung ausmachen, da es für ihn mit erlebnismäßiger Sicherheit kein objektives Gewisses gibt. Ihn kann allein seine persönliche Empfindung leiten. Ihre Eigenart aber ist es, jedesmal neu aus der Berührung mit dem Objekte zu erstehen, d. h. nicht zu stilisieren, sondern einen Stil zu wollen. Die Formenwelt ist nicht a priori gegeben und zwängt die Objekte in sich hinein, sondern sie entsteht aus einer Spannung zwischen Subjekt und Objekt jedesmal von neuem. Nicht Schema sondern Gestaltung.

Dieser Gestaltungswille wird (ohne sich von der wesentlichen Grundlage zu entfernen) die Basis, die ihm der Impressionismus geschaffen hat, variieren und schließlich auch eine neue Naturanschauung schaffen. Doch wird es hier schwer auszumachen sein, was von vornherein anders gesehen ist und was der Umgestaltung des Eindruckes zugeschrieben werden muß. Die künstlerische Arbeit ist ein Zugleich von Empfangen, Verarbeiten und Darstellen, so daß nicht zu entscheiden ist, wieviel dem Auge, dem Intellekt oder der Hand zukommt.

Die grundlegenden Differenzen sind: mehr Klarheit und Einfachheit, mehr Ausdruck, mehr Persönliches.

Wenn ich die Tendenzen der Expressionisten von denen ihrer Vorgänger trennen soll, so würde ich sagen: die impressionistische Kunst beruhte auf einer qualitativ neuen und überaus differenzierten Wahrnehmung eines neuen, d. i. des kosmischen Gegenstandes, die zu einer Einfühlung in ihn geworden war. Die

Ausdruckssprache ihrer Mittel mußte also eine bewegte Form haben. Die Expressionisten aber mißtrauen dem unmittelbaren und in seiner Zufälligkeit mannigfaltigen Eindruck und suchen ihn in eine eindeutige, klare, einfache und notwendige Vorstellung zu heben. Ihr Schaffen beruht also auf Abstraktion und ihre Formensprache wurde eine ruhende. Der Impressionismus war eine Naturerforschung nach einer neuen Seite hin, indem man die Bewegung der Atmosphäre zum Ausgangspunkt des Schaffens nahm. Es entfaltete sich eine „récherche pédantesque des sensations rares" (Jules Lemaitre), eine Aufhäufung neuen Naturanschauungsmaterials. Aber man überließ es Späteren, auf dieser Basis selbständige Existenzen zu schaffen, die Wahrnehmung in geschlossene Bilder zu gestalten.

Von hier aus wird man die Neigung der Künstler und ihre Beeinflussung durch gewisse primitive und bestimmte überkultivierte, wie z. B. byzantinische Werke verstehen. Sie finden in beiden dieselbe Abstraktion. Ein junger deutscher Künstler sagte mir einmal bei Betrachtung frühchristlicher und byzantinischer Bilder: das muß uns als höchstes Ziel vorschweben, aber wir dürfen es niemals aufmachen. Damit ist der Umkreis einer wertvollen Beeinflussung durch eine andere Kunst umschrieben. In ihrem Ziel zur Abstraktion können sie sich bestärken lassen, aber sie dürfen nicht die Formen übernehmen. Darunter kranken am meisten die deutschen Künstler. Das ist aber noch kein Grund, um Zeter und Mordio über ihre Fähigkeiten zu schreien. Man sucht z. B. eine neue Bewegung. Die des Impressionismus mit ihrer sich ausbreitenden offenen Kontinuierlichkeit ist einem Kunstwollen unannehmbar, das auf Geschlossenheit des Bildes geht. Unsere Gegenwart ist wahrlich nicht reich an expressiven Gebärden. Da hilft man sich zunächst mit Umschreibungen primitiver Gebärden, gewisser Beinspreizungen und Armknickungen. Das ist nicht höchste Originalität, aber auch nicht unbeholfene Kindlichkeit. Hinter etwaigen Entlehnungen von Geräten wilder Völker usw. steckt eine eminente Fähigkeit des Nacherlebens dieser einfachen und expressiven Formen. Sie sind für den Künstler die adäquate Form seiner Vorstellungsinhalte und nicht glatte Abschriften. Daß hier eine andere Kunstform den Expressionismus beeinflußt und nicht direkt die Natur, kann nur von einer so schwachsinnig naturalistischen Kritik wie der unseren für ein Verfallssymptom gehalten werden. Oder war die Renaissance nicht die Beeinflussung gegebener naturalistischer Elemente durch eine andere ältere aber dem künstlerischen Wollen adäquate Kunstform? Eine solche Beeinflussung wird immer da auftreten, wo sich ein schöpferischer Wille von der Natur losringt und im Bewußtsein seiner Kraft zu notwendigen, eigenlebendigen Gestaltungen vorbringt. Über deren Recht aber kann man angesichts so umfassender Tatsachen der Kunstgeschichte nicht streiten. Naturnachahmung ist eben nicht das konstituierende Merkmal der bildenden Kunst.

* * *

Weiter kann ich die Differenzen zum Impressionismus und die Eigenart der jungen Kunst nicht andeuten. Neugierige muß ich auf mein Buch über den Expressionismus verweisen.

das erscheinen kann, sobald ein Verleger den Mut zum Druck findet. Oder, um in der Sprache des Herrn Corinth zu reden: wenn in der Zukunft eine gütige Vorsehung Sorge trägt. Diese Phrase ist gar zu niedlich in Ihrem Munde, Herr Corinth. Sie sind die Vorsehung für so viele junge Künstler, aber Ihre Güte besteht darin, daß Sie sie vor die Tür setzen helfen und Ihr Sorgetragen darin, daß uns die Künstler höchstens gegen Ihren Willen durch ihr Schaffen beglücken. Ihre gütige Sorge besteht darin, daß Sie leere Phrasen über zukunftsträchtige Dinge schreiben und Ihre Vorsehung darin, daß Sie eine Schar Kitscher für Expressionisten ausgeben. Wir Freunde der neuen Kunst verzichten auf den Kitscher Manguin und Friesz, den Verwässerer unserer Ideale, und wünschen manchen anderen dahin, wo er zu Hause ist: in den Lehrter Bahnhof. Wir wollen sehen: Matisse und Picasso, de Vlaminck und Kees van Dongen, Pechstein und Purrman, Erbslöh und Levi, Kirschner und Heckel, Schmid-Rottluff.

M. R. Schönlank.

Große Berliner Kunstausstellung

Das Wort Liebermanns von den tausend Drehorgeln, die er beim Besuch von Kunstausstellungen auf einmal zu hören glaube, ist zwar nicht ausdrücklich auf die „Große Berliner" gemünzt, jedenfalls aber im Hinblick auf ihre ca. 3000 Kunstwerke hier glänzend anwendbar. Doch es wäre sinnlos, über Vernunft oder Unvernunft von Riesen-Kunstausstellungen zu streiten, in der Praxis bleibt ja doch alles beim alten. —

Im Park sind wie immer einige Plastiken aufgestellt, die man neben Militärmusik (Programm: Wagner und „Polnische Wirtschaft") genießen soll. Nr. 1. Rothberger, „Vision", ein mehr in seinem Titel als in seiner Gestaltung verunglücktes Werk, ein junges, feingeformtes Mädchen, dessen Antlitz aber eher naiv als visionär aussieht. Man denkt, es sehe einem Schmetterling nach, aber man fühlt nichts von einem Schleier, der den Augen die irdische Welt verbergen und eine andere geheimnisvollere an ihre Stelle setzen soll. Hart an die Stadtbahnbogen gequetscht, steht die überlebensgroße Gestalt des Seegerschen „Michel", markig, kräftig, mit unterdrücktem Ingrimm. Aber muß er als einziges Symbol und auch einzigen Bekleidungsgegenstand lediglich eine Schlafmütze in der Hand halten? — Eberleins „Tragödie". Zwei Menschen, die sich viel gewesen, sich tödlich wehe getan haben und sich nun trennen müssen. Ich glaub's schon — und kann doch nicht umhin, zu sagen, was eigentlich selbstverständlich ist: Rodin hat so etwas besser gemacht.

Und nun die übrigen Plastiken; der Einheitlichkeit wegen, denn im Katalog kommen sie noch nicht. Um es vorweg zu sagen: im großen und ganzen sind sie mäßig, mäßig, mäßig. Doch da ist z. B. „Anmut" von Fritz Heinemann in freier, vornehmer Haltung, lieblich und stolz zugleich. Kein Werk, das in die Zukunft weist, aber in sich vollkommen, schön. Oder Gomanskys „Königspinguin" mit feinem Humor, gravitätisch schreitend mit herablassendem Augenzwinkern. Graziös ist Mißfeldts helle Bronze „Spiegel der Muse", ein leichtes Figürchen, sich über das Wasser neigend, das sein Fuß be-

rührt. Jarays „Kainz als Hamlet“, Yoricks Schädel betrachtend, nachdenkend über die Vergänglichkeit des Irdischen, erinnert noch einmal eindringlich an den großen Toten. Auf Nervenchoks hinzielend, etwa in der Art des „Taifun“-Dichters Lengyel, scheint Heu in seinen „Zwei Gefangenen“ zu arbeiten, deren Mache sonst allerdings glänzend ist. Wie ruhig und doch charakteristisch und gut beobachtet sind dagegen Waterbecks „Kinderköpfe“. Von Schwartzkopff ist eine ehrliche, wenn auch nicht geniale Arbeit in Holz da, „Schwere Last“, aus der kämpfendes, ringendes Künstlertum spricht. Daneben Tuaillons „Reiterstatue Wilhelm II.“. Tuaillon scheint sich allmählich an die Hofluft zu gewöhnen, d. h. seine Physiognomie zu verlieren. Mir zum wenigsten sagt sein neues Werk nichts. Zum Vergleich fodern zwei Grabmonumente heraus, das eine von Damman, das andere von Götz. Jenes allegorisch, auf Effekt berechnet, gekünstelt, steif, mit hoher Pose, das zweite still, mit großzügigen, einfachen Ornamenten und Linien; das erste nur um des andern willen erwähnenswert. Dann noch zwei Brunnen, ein heiterer von Schott mit drei tanzenden Mädchen auf dem Rande, der andere, Morins „Reiterbrunnen“, in strengerer Gestaltung. Schließlich das große Manzelsche Werk: „Kommet her zu mir“. In der Mitte der segnende Christus und von beiden Seiten die Armen, die Kranken, die Hilfsbedürftigen. Mit fester und sicherer Hand sind die Einzelfiguren hingestellt, viel Feines, manches Große liegt in ihnen. Aber dem Ganzen fehlt die Konzentration. Der segnende Heiland beherrscht die Gruppen nicht, zwingt sie nicht zu sich hin und man wird peinlich an Werke von Bartholomé, Meunier u. a. erinnert. — Sonst sind wohl nur noch vereinzelte Versuche von Interesse, so Baumbachs verunglückter „Christophorus“. Zwar sind die Gestalten gut durchgebildet, doch der Künstler hat es nicht glaubhaft zu machen verstanden, daß das Jesuskind wirklich eine riesige Last für den starken Mann bedeutet, wodurch ein lächerliches Mißverhältnis zustande kommt. —

Nunmehr aber muß ich summarisch verfahren, wenn ich den mir gestellten Raum nicht überschreiten will. 3000 Kunstwerke sind eben keine Kleinigkeit. Von der Sammlung „Berlinische Kunst 1830—50“ ist es notwendig, etwas ausführlicher zu sprechen, denn es ist mehr als bemalte Leinwand, was man davor sich sieht, es ist ein Stückchen Kulturgeschichte. Das vormärzliche Berlin der Freytag, Holtei, Alexis, Gutzkow, Mundt, Chamisso, Hitzig, der Devrient, Taglioni und Varnhagen wird lebendig. Und sind auch Künstler wie Blechen, Krüger (Parade von 1837), Gärtner, Castal, Steffeck usw. keine Genies, so sind sie doch geistvolle, pinselfeste Persönlichkeiten. Neben köstlicher Naivität, echtem Berliner Witz und frischem Illustrationstalent stehen weltvergessende Romantiker mit Schwindtscher Malersehnsucht, die vom Meer und von Italien schwärmen, — nur die Gruppe der Eigendünkler, der Kunsteunuchen, die wenig später mit phrasenhaften Historienbildern von Riesendimensionen den Markt überschwemmten, fehlt. Gerade die Bescheidenheit der Berliner Meister, die genau die Grenze ihres Könnens wußten und nie darüber hinausgingen, ist so wohltuend.

Unter den Lebenden, die die Große Berliner Kunstausstellung beschickten, ist eine große Anzahl von reifen Künstlern, Männern von Ruf und Namen, die alljährlich vertreten sind, deren Entwicklung auf einen gewissen Ruhepunkt gekommen ist und über die in den Rezensionen Jahr für Jahr so ziemlich dasselbe steht. Über die kraftvollen Großstadtbilder Kallmorgens, die feinen, markanten Porträts Schultes im Hofe, über die sonnigen Interieurs Brandis und den ihm verwandten Fabian, Hendrichs und Brachts Landschaften, Carlo Böcklins Italien, Rabes frischen Schöpfungen, Ernst Liebermanns geklärte Romantik, Steinhausens Christusgestalten, Hans Herrmanns Hafenansichten, Schlichtings Kollektion, Kobersteins Eeffektbilder, Hugo Vogels feinsinnige Schöpfungen, läßt sich in engem Rahmen schwerlich etwas Neues sagen.

R. Richter zeigt zwei landschaftliche Aquarelle, deren Perspektive etwas kulissenhaft behandelt ist, in vollen, leuchtenden Farben mit dem Versuch eines eigenen Stils. Ebenso farbenfreudig, ein wenig an M. Liebermann erinnernd, ist ein „Bier- und Cafégarten" Max Uhts. Im Gegensatz zu ihm steht R. Fehdmers „Flandrische Stadt", schwer, massig, erdrückend, in brandrotem Abendschein. Maria v. Preußen hat ein eigenartiges Stilleben geschaffen in dumpfem, mattgrauem Ton und dahinein unvermittelt grün und rosa. Auffallend, aber plump, eine ungeschickte Kopie Ludwig von Hofmanns ist Metz' „Heiteres Dasein". Wie vornehm wirken dagegen Franz Hoffmann-Fallerslebens verträumte Herbstimmung, Lichts Landschaften, Haugs „Schwäbisches Städtchen", Preißlers „Blick in den Park", Bendrats „Helsingörs" (das Hamletschloß in der Mittagssonne), Pütz' „Abend", Hanna Mehls „Alte Dorfkirche", die alle einer eingehenderen Betrachtung wert wären. Wie ein moderner Rubens wirkt Heicherts „Meine Frau und ich" mit frischen, saftigen Strichen. Ein kräftiges Porträt von Koschel ist rein malerisch sehr gut mit dem Grün des Kleides, dem Fleischton des Gesichts und der Bronze des Hintergrundes. Aber mir wäre es nicht angenehm, wenn ich mich schon porträtieren lasse, mein Gesicht lediglich als Farbfleck behandelt zu sehen. In Carlo Wostrys „Pantoffel" ist das Modell sehr schön, auch Linie und Farbe schön, aber das Ganze zu weibisch-weichlich. Pilichowsky geht in seiner „Pieta" weit über sein Können hinaus, so daß aus dem Werk, das groß hatte werden sollen, fast nur ein klägliches Genrebild entstanden ist. Ebenfalls entgleist ist Hugo Walzers „Unzufriedene", einzelne charakteristische Köpfe, jedoch nicht zu einer Einheit zusammengeschweißt, ohne Sinn, ohne Schluß, ohne Pointe. Daß auch alte Technik noch sieghaft sein kann, zeigt Kellers „Eisenhammer", der freilich nicht ganz unabhängig von seinem großen Menzelschen Muster ist. Dorsch gibt einen Speisesaal, getreulich dem geschmacklosen Vorbild, die Lebhaftigkeit der Darstellung spricht von einem trefflichen Könner. Weit besser aber ist ein lichtglühendes, freudiges, weintrunkenes Lampionfest. „Sebastian" heißt eine Schöpfung mit starker, echter Stimmung von Lietzmann, in stillen, schmerzlichen Farben, graublau, lila, blutorange. In gleichem Sinne lo-

benswert ist Jülichs „Tag des Herrn", während dagegen sein anderes Werk „Sommerzeit, goldne Zeit" mächtig abfällt. Im ersten eine Weihe, die das ganze Bild erfüllt, während im zweiten die tragende Idee fehlt und sich alles in Mätzchen auflöst. Auf der Grenze des Sentimentalen und wahr Empfundenen stehen Fahrenkrogs „Heilige Stunde" und H. Wilkes „Nymphenfest am Waldsee", denen eine bezeichnende Unklarheit gemeinsam ist. Die Schweizer lehren diejenigen, die Hodler noch immer nicht begreifen können, ihren Führer verstehen. Sie stellen gleichsam Stufen auf dem Wege zu Hodler dar. Blanchet und Dalleres sind von ihm abhängig, auch Righini, der auf durchweg knallblauem Grund, ein Zimmer darstellend, famose Typen geschaffen hat. Vollkommen in seiner derben, realistischen Art ist Thieles „Moabiter Brücke". Vornehme Gesichter zeigen die Porträts Hela Peters und Johanna Engels. Eins der schönsten Porträts, das schönste vielleicht der ganzen Ausstellung ist das Bildnis Friedrich Kayßlers von Herz. — Die Groteske ist wenig, vorzüglich durch Müller-Münster vertreten, dessen Werke, fast wie Illustrationen zu Bierbaumschen Märchenspielen anmuten. — Ganz abseits von allen steht Ilna Ewers-Wunderwald, stark von japanischen Vorbildern beeinflußt, mit reicher, bizarrer Phantasie, die sich vielseitig, wenn auch nicht immer glücklich, auswirkt. Wie eigenartig ist z. B. ihr Porträt von H. H. Ewers, dessen Kopf fast aus dem Rahmen des Bildes springt, mit suggestiver Überzeugung hingestellt; die Perspektive, die Straße einer Stadt, dehnt sich winzig, gleichsam bis ins Unendliche und alles überragend, erdrückend, dieser marmorne Kopf. Recht kitschig nehmen sich gegen diese Künstlerin die Schöpfer der dekorativen Kartons aus, die ohne Raumbeschränkung arbeiten und Eindrucksvolles schaffen wollen. Weder von M. F. Koch, Koberstein, Speyer oder Pfannschmidt — letzterer ist wohl der Eigenartigste unter ihnen — findet sich etwas Vollgültiges. Auch Fritz Böhle hat schon bei weitem Besseres geleistet.

Und das Fazit: Im allgemeinen scheint mir die heurige Ausstellung besser als die vorjährige, in der man Individualitäten mit der Lupe suchen mußte und selbst die längst Anerkannten ,so der liebe Defregger, sich erlaubten, uns äußerst fade Wassersuppen vorzusetzen. Es regt sich hier, es regt sich da etwas; aber wenn man nach dem Vorwärts! fragt, nach kämpfenden, ringenden Künstlern, dann fühlt man nichts als die Trägheit der Mittelmäßigen, die das wenige Aufkeimende zu ersticken drohen, dann muß man sich gestehen, daß die Große Berliner Kunstausstellung die Führerschaft ganz gewiß nicht mehr in Händen hat.

F. Pobehl.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. Curt Radlauer, Berlin W., Traunsteinerstraße 3. — Redakteur für Kunstwissenschaft und künstlerische Naturbetrachtung: Prof. Hanns Fechner, z. Zt. Schreiberhau. —
Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Gerard David:
Vierfarbendruck

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Dr. Curt Radlauer

Nord und Süd, Zeitschriften-Verlag G.m.b.H.
Berlin W.30/Traunsteinerstr. 3

35. Jahrgang. Bd. 138. Heft 438. Zweites Septemberheft 1911

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Oberstleutnant a. D. O. Graewe:
Am Scheidewege

Die Völker sind Kinder und vergessen, wie diese, bald alles Schlimme, selbst das Elend des Krieges. Wie wird jetzt wieder mit dem Kriege gedroht, gespielt, und das Empfinden für seine Schrecken abgestumpft. Man hört und liest nur noch von Marokko — Mannesmann — Kiderlen.

Also Marokko kann 64 Millionen Deutsche in einen Krieg stürzen. 200 000 Menschen sollen einiger Pfeffersäcke wegen sterben, ebensoviele Mütter wieder dauernd elend werden! Warum wird nicht das Haager Schiedsgericht angerufen, das doch in dieser einfachen Angelegenheit weit näher läge, als der Krieg?

Es ist fast zum Lachen, Leute, die stets hinter dem Ofen saßen, ruhig in das Kriegsfeuer blasen zu sehen, dessen Furchtbarkeit sie nie verstehen, noch am eigenen Leib und Geist empfinden werden.

Der Sache nach sind wir jetzt ganz auf dem früher verächtlich bewerteten Standpunkte Englands angelangt, für merkantile Waren Menschenblut einzusetzen; nur steht dieser Inselstaat auf geographisch sicherer Basis, die dem gewagtesten Unternehmen den scharfen Stachel nimmt und führte seine Kriege stets mit dem ihm freiwillig von Söldnern gebotenen Blute.

Aus unserer geographischen Haut können wir nicht heraus, und da ist es unsachlich, von unserm Staate eine Freiheit des Handelns zu fordern, als ob wir — in Britannien wohnten. Die könnte er nur haben, wenn er wegen jeder Bagatelle raufen wollte, bis es einmal schief geht.

Hätten die Gebildeten unseres Volkes, die doch dessen Führer sein sollten, eine schwache Vorstellung von dem wahren Wesen des Krieges, es würde weniger über Marokko gesprochen werden. Aber welche Phantasiebilder herrschen da! Die Anpreiser des Krieges waren immer geschäftig, von ihm nur pikant Zurechtgemachtes zu zeigen,

wie der Schlächter in seinen Laden Blumen stellt, um das Rohe zu verdecken, den Käufer zu bestechen. Der wahre Krieg hat gar nichts Erhabenes, Dramatisches. Sein innerstes Wesen, die Vernichtung des Gegners ist sogar die häßlichste menschliche Tätigkeit, die man sich denken kann. Weil eben sein eigentliches Metier höchst unappetitlich ist, wurde stets alles Kriegerische mit besonderem Nimbus umgeben. Wer denkt sich aber noch viel, wenn er liest: Verlust: 100 Mann tot. Und doch stirbt kaum einer von diesen sofort. Die Meisten leiden stunden- und tagelang seelisch und körperlich unendlich, ehe sie der Tod fortnimmt. Ich habe viele auf den Schlachtfeldern und in Lazaretten sterben sehen: alle schwer und sehr ungern. Ihre Qualen und die ihrer Angehörigen lösen aber keinen Klang des Verstehens bei ihren Nachkomemn aus.

Die Kriegsaufregung und -gefahr ist jetzt bei uns fast zu einer dauernden geworden, weil die Vorbedingung unseres Kolonialerwerbs, der Grundsatz: „Unsere Kolonialpolitik darf dem Kaufmann nur folgen" längst in den Hintergrund gedrängt ist. Überall soll der Staat mit allen Machtmittel eintreten, der Soldat den Weg bahnen. Man kann sich nicht in das natürliche Schwinden des goldeswerten Prestige von 1870 finden und ebenso nicht an etwas mehr eigene Arbeit und etwas weniger Profit gewöhnen. Zweifellos ruht unser materielles Aufblühen in den letzten Dezennien nur auf den kriegerischen Erfolgen von 1870, denn fleißig und strebsam waren die Deutschen vorher auch schon. Daher hat unser Wohlstand und sein Aufbau, es ist vielleicht bitter, das einzugestehen, etwas Gründerhaftes, Überstürztes, es fehlt ihm die bei langsamem Wachstum weitverzweigte Wurzelbildung.

Alle die, welche sich nicht trennen können von den leichter zu erntenden Früchten, die nur im Kriegssonnenglanze reifen, hört man jetzt immer lauter rufen: „Wir brauchen einen Krieg, der uns das alte Ansehen wiederbringt. Wozu haben wir unsere große Armee?"

Ist es natürlich, solch ein Reizmittel mit kurzer Wirkung zu empfehlen? Die Geschichte liebte niemals genaue Wiederholungen. Selbst bei kriegerischen Erfolgen, die größer wären, als die von 1870, würde die Wiederholung moralisch nie gleich dem ersten Debüt wirken. Solche Erfolge, wie damals, sind aber nach menschlichem Ermessen gänzlich ausgeschlossen, da Frankreich jetzt seit 40 Jahren ebenfalls die allgemeine Wehrpflicht besitzt und mit ungezählten Massen arbeiten kann.

Wie stellte sich solch ein Krieg ferner zum Geiste der Zeit, der auch immer ein gewichtiges Wort mitspricht. Die Welt steht jetzt im Zeichen des Verkehrs, der alle Völker einander ungemein näher gebracht hat. Der tägliche Austausch von Personen, Waren, Erfahrungen, neuen Ideen und Geistesprodukten hat namentlich bei den auf engem Raume zusammengedrängten europäischen Völkern das Verständnis für ihre gemeinsamen Interessen geweckt, frühere Vorurteile beseitigt, ja, ein Solidaritätsgefühl erzeugt, das ihnen Sonderwünsche geringer erscheinen läßt gegenüber ihren gemeinsamen Weltaufgaben. Hinzu kommt die ebenfalls durch den Verkehr näher gerückte, gemeinsame Gefahr, die von anderen Rassen droht, und ein ethisches Moment: die religiöse Auffassung über den Krieg hat vielfach eine grundsätzliche Veränderung erfahren. Mann beginnt sich von jenem mittelalterlichen Christentum abzukehren, das auf Kosten der Lehre des Heilands aus Nützlichkeitsgründen in den Zeiten der Völkerwanderung den neuen Staaten alle möglichen Konzessionen machte, die sich bis in unsere Zeit in den Staatskirchen erhalten haben. Man geht jetzt auf die einfachen Worte Christi zurück und auf die Lehren der ersten Jahrhunderte, die beide zweifellos dem Kriege den Krieg erklärten. Der von den Kirchen vertretene, mittelalterliche Standpunkt, den Krieg als von Gott kommend, gleichsam als Gottesgericht, anzusehen, verliert täglich an Boden. Entsprechend wächst die Zahl der Christen, die sich an die einfachen, klaren Worte des Erlösers halten, der nicht müde wird, physische Gewalttat zu verurteilen und zu verbieten, der den Krieg nicht beseitigt, wie er auch Mord, Lüge und alles Böse bestehen läßt, aber mit der Drohung: „Wehe dem, durch den Böses kommt".

Im ganzen läßt sich wohl die jetzige Stimmung in Europa durch die Worte charakterisieren: „Ein kontinentaler Krieg ist ein Unsinn".

So stehen wir augenblicklich am Scheidewege. Hier eine mächtige Partei, die den Krieg will, um in Fülle, wie bisher, ihre Lebensführung zu haben, dort die Masse, welche die natürliche Entwicklung bei mehr Arbeit und verständiger Einschränkung vorzieht. Daß sie auch dabei noch ihr volles Genüge finden wird, dafür bürgen die Schätze, welche zahlreich von der Erbschaft vor 40 Jahren her ungeschmälert weiter dauern und bei kluger Wirtschaft sich nie in Dunst auflösen werden, wie das flüchtige Prestige.

Dr. Siegmund Hirsch:
Die Dresdener Hygiene-Ausstellung

Hygiene ist kein Wort von volkstümlichem Klang. Es tönt fremd und ernst, es nennt eine Wissenschaft, die so viel gelehrte Forschung, so strenge Facharbeit einschließt, daß der Laie kaum die Neigung fühlt, in das schwierige Gebiet einzutreten. Erst in unseren Tagen hat sich hier eine Wandlung vollzogen. Man spricht soviel von Hygiene wie nie zuvor, und in weiten Kreisen zeigt sich rege Teilnahme für alle die Fragen, die sich im Problem der Volksgesundheit vereinen.

Das ist die Wirkung der großen Dresdener Hygiene-Ausstellung! Ein Vierteljahr ist seit ihrer Eröffnung vergangen, und schon sind mehr als drei Millionen Menschen durch die Hallen gewandert, die so eindrucksvoll Kunde geben von der großartigen Kraft, mit der die Völker ihren höchsten Reichstum, die Gesundheit, gegen drohende Feinde schützen; von Forschung und Arbeit, die zusalmen sich mühen, das Leben des einzelnen besser und würdiger zu gestalten! „Versäume den Körper nicht, von dem dein ganzes Erdendasein abhängt. Unterrichte dich, was ihm frommt und was ihm verderblich ist.“ Graf Platen hat sich dieses Mahnwort aufgeschrieben, und andere Männer des Geistes haben dasselbe gefordert. Aber wie schwer ist es für den Laien, den sein Beruf bei anderem Schaffen und Denken festbannt, sich die rechte Aufklärung zu holen, die ihm ein treues und zugleich wirksames Bild gibt, das ihm anschaulich zeigt, was zur Wissenschaft von der Gesundheit gehört. So steht das Problem einer erzieherischen Laienbelehrung im Mittelpunkt der Dresdener Ausstellung und die prächtige Halle mit der einfachen Aufschrift: „Der Mensch“, zieht die Besucher vor allem an. Hier ist alles zu schauen, was man kennen muß, wenn man wachsam sein will für das eigene Wohlbefinden und für die Gesundheit derer, die mit uns und neben uns schaffen und streben, hier wird Belehrung geboten, die

ernst und wissenschaftlich arbeitet, die aber nie ermüdet und nie ernüchtert. Denn nicht nur, was hier den Menschen vorgeführt wird, auch wie man unterrichtet, ist bemerkenswert. Wie trefflich sind die Zeichnungen, die Modelle und Präparate, die den menschlichen Leib und seine einzelnen Organe darstellen und die schweren Schädigungen aufdecken, die ungesunde Lebensweise, törichte Kleidung und schlechte Ernährungsart bringen! Wie helfen Kunst und Humor mit, dem empfänglichen Besucher unvergeßliche Eindrücke zu geben: erschütternde Bilder malen das Elend, in das die Trunksucht viele Tausende stürzt, aber auch heitere Satire spricht hübsch und mahnend zu dem Vorübergehenden, wenn es gilt, gefährliche Gewohnheiten des Alltags oder hygienische Sünden der Mode zu bekämpfen. Einschüchternd, beängstigend wirkt der Gang durch diese Halle für volkstümliche Hygiene nie: alles ist so menschlich und natürlich gehalten und man lernt, den Menschen als die wundervollste Schöpfung der großen Natur anzusehen und für seine Gesundheit und Wohlfahrt mittätig zu sein. Man verfolgt die Entwicklung des Kindes, man sieht, wieviel Gefahren und Krankheiten gerade die Kleinen bedrohen, und man empfängt Belehrung über Notwendigkeit und Wert der rechten mütterlichen Kindespflege. Den heranwachsenden Knaben und Mädchen gilt eine andere Gruppe, man begleitet den Menschen ins Alter und sieht die natürlichen Gründe des allmählichen Körperverfalls, man wirft auch einen Blick auf die künstlerischen Darstellungen des Todes: auf das Bild des griechischen Jünglings, der die Fackel senkt, auf die packenden Totentänze unserer alten Meister und auf neuere Gemälde, wo der Tod erscheint „nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen".

Immer spricht die Hygiene-Ausstellung erzieherisch zu ihren Besuchern. Sie stellt den Massen vor allem den Wert der Arbeit vor Augen und bekundet hier den Einfluß der schaffensfrohen, unermüdlich tätigen Persönlichkeit, die das soziale Riesenwerk angeregt und das beste dafür getan hat. Nicht behaglicher Lebensgenuß, sondern Mühe und Arbeit machen das Leben köstlich, sie stählen den Körper und sind noch immer die Zauberworte in der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Freilich bedrohen gerade den schaffenden Menschen schwere Gefahren. Die wichtige Gruppe, die der Berufshygiene gewidmet ist, gibt ergreifende Bilder von den Krankheiten, die so viele Arbeitende heimsuchen; sie zeigt, wie diese Feinde

bekämpft werden können und gibt dem Besucher die tröstliche Gewißheit, daß die soziale Fürsorge immer ernsthafter und sorgsamer über die Gesundheit der Arbeitenden wacht. Lebensgroße photographische Abbildungen der einzelnen Berufe schmücken die Wände und es ist erhebend, daß hier alle, die sich redlich abmühen, gleichberechtigt, gleichgeachtet auf uns herabblicken. Der Straßenkehrer und der Chauffeur, der Bildhauer und der wetterfeste Kutscher, der Richter und der Schornsteinfeger, der Lehrer und der Gärtner, die fleißige Köchin und die flinke Kellnerin, der Eilbote und der Maurer und viele andere Berufe. Wer wacker arbeitet, wird hier, einerlei ob sein Stand für hoch oder gering gilt, als nützlicher Mensch vorgeführt. Auch darin muß noch Erziehung zur Gesundheit geleistet werden, daß an Stelle der krankhaften Überschätzung sogenannter vornehmer Berufe der Respekt vor jedem ehrenwerten Stande tritt und daß unser Leben bereichert und gehoben wird durch gerechtes, teilnahmsvolles Zusammenarbeiten mit allen Klassen. Dieser volkspädagogische Charakter macht die populäre Abteilung der Hygiene-Ausstellung so wertvoll und so interessant.

Aber wie trotz aller Fürsorge noch immer schreckliche Krankheiten ihre Opfer fordern, wie die Seuchen verbreitet, wie sie gehemmt und bekämpft werden, auch darüber wird der Laie belehrt. In streng wissenschaftlicher und doch verständlicher Art. Naiv fromme Anschauungen anderer Zeiten und Völker zeigen, auf wie beschwerlichen Wegen die Aufklärung sich durchringen muß, Abbildungen enger, schmutziger Straßen in orientalischen Städten weisen auf die Herde der verheerenden Epidemien hin. Die eigentliche medizinische Belehrung stellt Mikroskope aus, durch die man die Bakterien betrachten kann, zeigt anschaulich den Körper, der von der Krankheit durchwühlt ist, und doch wird auch hier nie der Eindruck der Hoffnungslosigkeit erweckt, weil man auch die erforderliche Bekämpfung in musterhaften Erholungsstätten und die Bilder von Kranken sieht, die in kundiger Pflege neue Kraft gewinnen. Überall ist Gelegenheit, sich der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit zu freuen, überall empfindet man, wieviel Gegensätze sich versöhnen, wieviel Kräfte sich vereinen, wenn es gilt, Krankheit und Elend abzuwenden. So wird der soziale Sinn gestärkt und die Achtung erweckt vor den furchtlosen Bekämpfern der tückischen Leiden; gerade der Laie muß immer wieder lernen,

daß nicht großsprecherische Heilkünstler, sondern ernste Gelehrte für ihn erfolgreich geforscht und geschafft haben.

Wer die Halle „Der Mensch" durchwandert und den erquickend volkstümlichen Unterricht über den rechten Aufbau des ganzen Lebens genossen hat, dem ist damit Anregung gegeben, auch in die gewaltigen wissenschaftlichen Hallen zu schauen, wo die moderne Hygiene ihre staunenswerten Leistungen vorführt, wo Industrie und Gewerbe alle ihre großartigen Erzeugnisse ausstellen. Man kann auch hier die Reichhaltigkeit der Ausstellung rühmen: man erkennt, wie in den Fragen der Hygiene sich ein Bild der ganzen menschlichen Kultur aufrollt, und gewahrt erfreut, wie weit und wie tief man den Begriff der Volksgesundheit erfaßt hat. Um nur ein kleines Beispiel zu nennen: bei der Gruppe Jugendfürsorge hat man auch den Kampf gegen die Schundliteratur nicht vergessen und gibt durch abschreckende Proben und aufklärende Plakate Belehrung über die übeln Wirkungen der berüchtigten Kolportageromane.

Die Dresdener Ausstellung führt dem Besucher die Hygiene aller Völker und Zeiten vor Augen. In reizend ausgeführten Pavillons zeigen die fremden Staaten, mit welchen Einrichtungen sie die Gesundheit ihrer Bürger schützen, aber auch das Streben und Irren längst vergangener Jahrhunderte kommt in der hervorragenden historischen Abteilung dem Besucher klar und eindrucksvoll zum Bewußtsein. Man schaut in die Vergangenheit und lernt das Große achten, das die Alten in Wissen und Leben besaßen, man sieht wehmütig oder lächelnd die dürftigen hygienischen Zustände früherer Jahrhunderte und freut sich der eigenen, so mächtig schaffenden Zeit. So ist es ein erfreuliches und lohnendes Erlebnis, aufmerksam und nachdenklich durch die Ausstellung zu gehen. Nicht nur was man an Einzelkenntnissen festhält, auch was man für die Vertiefung der Lebensanschauung, was man an Impulsen zu tätiger Nächstenliebe mitnimmt, ist reicher Gewinn. Den kann jeder ernten, und am ehesten der einfachen Mensch, der nicht durch Teilnahmslosigkeit seine Weltgewandtheit bekunden will! So trägt die Hygiene-Ausstellung zur Volkserziehung bei und schafft Werte, die ihr äußeres Werk überdauern werden.

Maria Janitschek:
Heimweh

Roman.

Frau von Troarn entgegnete eisig: „Daß alles Schmutz ist, was mich umgibt, das denke ich."

„Schmutz?" Adgise Threll sah verständnislos vor sich. Sie blieb immer sanft, diese Frau, die es gar nicht anders kannte, als daß ihr Herz von jedermann mit Füßen getreten wurde. „Ich sehe nur Liebe um Euch, nichts anderes. Wir alle gäben freudig alles hin, um Euch froh zu wissen."

Albereta runzelte die Stirn. „Sprecht nicht so. Wozu sollen wir Frauen voreinander Komödie aufführen? Ist es nicht genug, daß wir es vor unsern Männer tun?"

„Albereta, glaubt Ihr nicht, daß man zuweilen Komödie aufführt, um einen — andern zur Nachsicht gegen sich selbst zu bestimmen?"

Alberetas Augen blitzten auf. Sie verstand.

„Wer bedarf der Nachsicht? Ich verzichte auf sie." Als ob ich nicht sähe, dachte sie zürnend, wie sein Gesicht hinschmilzt in Liebe, sobald er dir gegenüber sitzt. O, könnte ich fort, die Luft hier erstickt mich . . . . .

„Was habt Ihr mit Adgise gemacht?" fragte Troarn vorm Schlafengehen Albereta. „Ich sah sie, früher als sie beabsichtigt hatte, sich zum Heimweg rüsten. Ihre Augen waren voll Tränen."

„Sie ist nie hübscher, als wenn sie weint, und wollte einen guten Eindruck hinterlassen."

„O, Albereta!" Troarn hatte mit Überraschung und Schrecken den eisigen Ton vernommen. „Wenn Ihr wüßtet, wie hoch diese Frau steht, knien würdet Ihr vor ihr."

Albereta zuckte die Schultern.

„Das letztere ist Eure Sache, und ich denke, ich mache sie Euch nicht schwer."

Es war doch Feuer, nicht Balsamöl, was er sich da nach Troarn geholt hatte . . . . .

* * *

Zinken und Pauken schmetterten bei ihrem Einzug. Die Glocken läuteten und die Geistlichkeit in ihrem höchsten Prunk mit Gesängen und brennenden Lichtern zog ihm in Winchester entgegen.

Das Volk betrank sich auf des Königs Wohl, wenn auch nur mit dünnem Bier und Honigwasser. Daß es ärmer als andere Untertanen war, daran trug er selbst die Schuld. Preßte er nicht jede Gegend seiner Marken solange, bis aller Wohlstand gewichen war? Die Großen und die Kleinen des Reiches mußten heran, der König brauchte Geld, Geld, Geld!

Sie alle hatten, was sie besaßen, hingegeben, damit er die Zurüstungen für den Krieg mit Schottland bestreiten konnte, für den Augenblick waren ihre Mittel erschöpft.

Er aber sah nichts weniger als zufrieden aus, wie er auf seinem kostbar geschirrten Hengst einzog. Der Gedanke, nun wieder still sitzen zu müssen, quälte ihn. Er schaute die ihm Zujubelnden an und dachte: Dumme Bestien, haltet besser das Maul, damit ich höre, was aus euern Säckeln klingt. Und er blickte auf die lichtertragenden Mönche und verwunderte sich, daß es noch einige unter ihnen gab, die wohlgenährt aussahen. Es geht euch zu gut, man muß höhere Steuern auflegen. Erst die hinter seinem Schloß Winchester aufsteigende Waldlinie versöhnte ihn ein wenig mit der Rückkehr.

Er gab seinen Kriegern Geschenke, seinen Freunden Rätsel auf. Gautier war in Ungnade gefallen und an seine Stelle gerückt war — Aquis.

Daß eine Dame mit die Ursache von Thrells Sturz war, das ahnte niemand, ebenso wenig den Grund von Aquis plötzlicher Begünstigung.

Aquis hatte nämlich — es standen Gesinnungsgenossen hinter ihm — eine große Summe zusammengebracht, die er Rufus als Zeichen der Huldigung nach dem siegreichen Ausgang der Schlacht überreichte.

Rufus hatte mit Genugtuung das Geld angenommen. Er stand im Begriff, eine Verschwörung einzuleiten, die ziemlich kostspielig zu werden schien.

Es handelte sich um Duncan, Malcolms natürlichen Sohn, für den Rufus eine starke Zuneigung besaß und den er auf den schottischen Thron erheben wollte.

* * *

Es war, als ob seit dem Tage, da er sich des Besten in sich geschämt hatte, alle Geister des Bösen hinter ihm her wären. Er wußte es selbst nicht, daß das, was ihn so flüchtig machte und umhertrieb, nur ein Sehnen nach dem Land seines verlorenen Friedens war. Heimweh!

Auf seiner Lieblingsburg in Winchester tauchte er alsobald in den dichten Wäldern unter, die sie umgaben.

Alle, die auf eine Unterredung mit ihm gewartet hatten, sahen sich in ihrer Hoffnung getäuscht. Gleichgültig gegen jedermann und gleichgültig gegen das riesige Arbeitsmaterial, das er mit seinen Ministern erledigen sollte, versteckte er sich vor allen Pflichten in das finstere Schweigen dieses Forstes, der ihn mit rätselhafter Gewalt anzog. Sechzig Kirchen und zahlreiche Dörfer waren verbrannt worden, um ihn zu erweitern. Die abgöttische Liebe und Verehrung der Urvordern, die in solchen Wäldern in mystischer Weise mit ihren Göttern verkehrt hatten, war in Rufus unbewußt zurückgeblieben. Nicht nur in der Herbstzeit, wo er mit fanatischer Lust sich den Freuden der Jagd hingab, auch im Sommer war er, wenn es halbwegs die Umstände zuließen, in der schattigen Waldhalle und ergötzte sich am Anblick des umherstreifenden Wildes, das er mit zärtlichster Fürsorge pflegen ließ. Vater des Wildes, hatte das Volk scherzhaft seinen Vater genannt, mit dem er diese Leidenschaft teilte. Wenn er so allein mit seinem Roß auf dem elastischen Rasen dahinritt, keinen Zweiten in der Nähe, dann verschwand all das Anmaßende, zuweilen Rohe aus seinem Gesicht. Ein Zug unbewußter Erwartung, Scheu vor etwas Unsichtbaren und doch wieder heimliche Sehnsucht, ihm zu begegnen, erwachte in ihm. Dann pflegte er wohl das Roß zu verlassen, das zögernd und ängstlich wie ein großer Hund ihm folgte.

Mehreremale waren beide, Roß und Herr, hier schon erschrocken. Ein Beben war durch die Wipfel gefahren, jeder einzelne Baum schien eine Stimme bekommen zu haben und zu sprechen anzufangen.

Sie klagten und zürnten, seufzten und knirschten, sie beteten und verwünschten und schlugen mit den Zweigen. Und dann zuckten Glutscheine auf hinter den Schwankenden und das Wild brach ängstlich hervor und suchte nach Auswegen.

Rufus schlang dann den Arm um sein schweratmendes Pferd, dessen Nüstern schnoben, und beruhigte es. Ihm selbst aber stockte der Athem. Er verstand, was diese Glutscheine, dieses Knirschen der tausend und tausend hohen Gestalten bedeutete. — Manchmal indes, da kam es anders. Das war an Frühlingstagen, wenn alles nach Glück strebt. Da tönten mit einem Male ferne, tiefe Glocken auf, sie läuteten langsam und feierlich und unter ihren Klängen schien sich der Boden zu öffnen, schienen unheimliche in Linnen gewickelte Gestalten hervor zu steigen und die Arme drohend gegen Rufus zu erheben. Weshalb hast du unsern Frieden gestört, die wir hier der Auferstehung entgegen schliefen? Deine Hunde haben unsere Knochen aus der Erde hervorgekratzt und spielen mit ihnen. Und weiter läuteten die Glocken: Weshalb hast du die Türme verbrannt, in denen wir wohnten, dem Herrn der Sonne alltäglich zujubelnd? Armen waren wir Musik und verkündeten ihnen nach der Frohn und Last ihrer Arbetstage einen ewigen Sonntag. Welchen Ersatz gabst du ihnen für unsere Botschaft? Rufus graute es und Entsetzen überrieselte ihn, doch er kam und kam immer wieder hierher. Aus dem gleichen, rätselhaften Grund schleicht sich der Mörder in die Nähe seines Opfers.

Auch heute lehnt er, die Brauen gefurcht, an einer hundertjährigen Buche und fühlt es zerren und zausen an sich. Die Bäume sind still, auch die Glocken schweigen. Aber die blutigen Scheine gilmmen über den Boden hin. Ich bin der König, denkt er trotzig, ich kann brennen und sengen in meinem Reich, wie ich will. Mein Eigentum ists. Und innerlich spinnt er den Gedanken weiter. Ich wollte, ich brauchte kein König zu sein. Dann trieb ich in meinem Schiff auf dem Meere hin. Was mir gefiel, trüg ich in meinen Armen davon. Wo ich landen wollte, hielt ich. Wo ich jagen wollte, jagte ich. Wenn ich haßte, erschlüg ich, wenn ich liebte, erkür ich. Verwünscht! Und all das darf ich nicht. Muß einen Haufen Pöbel verstehen, der mir gleichgültiger als das Wild meiner Wälder ist. Muß wichtig tun und Gesetze erlassen, die ich selbst verlache. Muß allerlei scheinen, das ich nicht bin, mich mit Dingen befassen, die

mich langweilen, und der Sklave meiner Sklaven sein. Beim Funkeln der Hölle! Wer kann mir das zu tun befehlen? Weil mein Herr Vater ein König war, muß auch ich ein König sein? Gut, daß ich keinen Sprossen besitz! Im Meer ersäufen würd ich ihn eher, als zu diesem undankbarsten aller Gewerbe erziehen. Fort aus diesen Fesseln. Wir wollen eine Schlacht schlagen, Luft muß ich haben . . . . Er ließ alle Herrscher und Fürsten, mit denen er anbinden konnte, an seinen Augen vorbeiziehen. Mit Philipp von Frankreich ist augenblicklich nichts anzufangen, er hat genug Beschäftigung. Ein feiner König! Die Frau eines andern hats ihm angetan. Er taumelt wie ein Falter in dem Blumenbeet, das dem Grafen Fulko von Anjou gehört, und trinkt den Honig der schönsten Blüte. Aber was hat der — Papst damit zu tun? Der arme Alte im Lateran soll seinen Segen dazu geben. Hat die Welt solche Komik erlebt? Der wird wohl selbst bei sich gedacht haben: Größtes Kameel im Reiche Chlodwigs, ziehe doch m i ch nicht in Deine Liebesaffären! Es gibt Schlösser mit starken Mauern bei Paris, Winternächte, die so finster sind, daß man Ochsen aus des Nachbars Stall wegführen kann, ohne daß ers merkt. Nicht als ob ich zur Heimlichkeit riete, aber wenn einer schon ein Spitzbube ist, was braucht ers der Welt auf die Nase zu binden und Ärgernis zu geben? Oder glaubst Du wahrhaftig, Dein Wunsch die bona anima, der Erzbischof von Rouen, möge durch einen seiner Suffragane Euch trauen, hübe die Sünde der unrechtmäßigen Verbindung auf? Rufus lächelte in Gedanken. Nein, Philippchen, seitdem Du meinen Vater wegen seines Leibesumfanges schwanger genannt hast und er Dir durch fünfundzwanzigtausend Krieger das Maul stopfen ließ, ist nichts mehr mit Dir anzufangen. Die Rache in der Gestalt eines Weibes, das Dir ununterbrochen zu schaffen gibt, hat Dich ereilt. Er sann eine Weile nach, dann blitzten seine Augen auf. Robert von der Normandie, sein Bruder, zankt er sich nicht beständig mit ihm herum? Will er nicht alle Augenblicke das, was Rufus nicht will? So jüngst. Hat er sich da nicht wieder Rechte angemaßt, die ihm nicht gebühren? Neuer Lebensmut stieg auf in Rufus, die Glutscheine versanken in der Erde. Blendende Schlachtenbilder erhoben sich vor ihm. Er zog gern in die Normandie hinüber. Dort spukte der Geist Robert des Teufels noch in den Schädeln. Auf denn!!! . . . . Rufus sprang in den Sattel und jagte davon. Zum Seekönig bin ich geboren, Landkönig muß ich sein.

Kunstbeigabe von „Nord und Süd"

Leader, Das Tal von Llugwy

Als er ein Stück weit geritten war, blieb sein Roß schnaubend stehen. Ein Weib mit glimmenden Augen wie Raubtieraugen erhob sich hinter einer mächtigen Eiche und starrte nach ihm. Er fühlte es wie Nordwind im Nacken. Verwünschte Hexe, was soll Dein Anblick? Er gab dem Pferd die Sporen, aber er wußte, bei dieser Begegnung war der Hengst nicht weiter zu bringen. „Warte, Gespenst," Rufus Lippen bebten leicht, „meine Hände erwürgen Dich doch noch einmal." Ein Kichern antwortete ihm. Die Erscheinung war verschwunden. Sie will mir Windchester verleiden, die Wehrwölfin! Er riß den Zügel an und raste aus dem Wald.

Einige Zeit später ließ sich Haimon bei ihm melden und machte ihm in seiner ergeben-freundschaftlichen Art Vorwürfe über sein gegenwärtiges Leben. Auch tadelte er sein Benehmen dem Volke gegenüber. (Haimon war der einzige, der sich solche Kühnheiten herausnehmen durfte.) Er bat ihn ferner, doch die Gerüchte zu entkräften, die über ihn herumgingen, daß er Schulden im Ausland mache und allerlei anderes Abenteuerliches mehr.

„Glaubt Ihr, daß ich im Ausland Kredit fände?" fragte der Unverbesserliche, hoch aufhorchend. „Bei wem denn? Sitzen die Ritter etwa nicht selbst bis über die Ohren in Schulden?"

Haimon schlug ihm vor, ein Fest zu geben, auf dem er sich seinen Leuten wieder im königlichen Glanze zeigen würde.

Rufus wehrte sich anfangs, schließlich willigte er ein.

Sie schleppten das Kostbarste der Schatztruhen herbei, um öffentlich zu zeigen, wie glänzend bestellt es um den Herrscher stünde. Alles, was sich zur vornehmen Hofgesellschaft zählte, wurde mit Einladungen bedacht.

Rufus selbst bestimmte die Plätze, die seine Gäste an der königlichen Tafel einnehmen sollten.

Seit jener Erkrankung im Frühjahr war seine innere Bosheit mehr und mehr gewachsen. Sie hatten ihm ein ruhiges Jenseits mißgönnt, er würde ihnen ein unruhiges Diesseits bereiten, soviel es in seinen Kräften stand.

Vor der Schloßtreppe in Windchester gings lebhaft her.

Reichgeschirrte Rosse, prunkvolle Sänften, Reisewagen, standen bunt durcheinander. Eine Schaar Hofbeamter, Lakaien und anderen Dienstvolkes erwarteten die Ankommenden und führten sie in

die verschiedenen Gemächer, in denen sie sich restaurieren sollten, ehe die Tafel anhob.

Albereta hatte anfangs geschwankt, ob sie ihren Gatten begleiten sollte, schließlich hatte sie nachgegeben und war mit ihm gekommen. Sie trug ein langherabwallendes Kleid von roter Seide. Ein Streifen aus Türkisen schmückte den Saum und klirrte leise, wenn er den Boden berührte. Auf ihrem tiefschwarzen Haar lag Goldstaub. Sie wußte nicht, weshalb sich alle Blicke auf sie richteten, als sie am Arm ihres Gemahls in den großen Empfangssaal trat.

Noch nie war ihre eigenartige Rasseschönheit so hervorgetreten, wie heute.

Die Haut des Gesichts glich der Farbe angebräunten Elfenbeins. Um die großen, verschleierten Augen lags wie leise Müdigkeit. — Sie verneigte sich vor Rufus und dessen Bruder Henry, der erst jüngst von seinen Abenteuern heimgekehrt war. Gautier Tyrell schwatzte in auffallender Vergnügtheit mit einigen Herren. Bei Alberetas Eintritt sandte er ihr einen Gruß hinüber, den sie indes nicht bemerkte. Adgise mußte die Belagerung des flachsblonden Allain von Clare aushalten, der nicht von ihr wich. Sie hätte sich lieber mit dem Grafen Northumberland unterhalten, der unweit von ihr stand. Sein hartes Gesicht schien noch härter als sonst zu sein.

Jetzt rauschte Orielde, von ihrem Vater geleitet, herein. Sie trug ein Gewand aus weißem Brocat mit Hermelin verbrämt, ihr goldenes Haar hatte sie wie eine Krone auf dem Haupt aufgetürmt. Sie glich einer Königin und wußte, daß für einen Augenblick alle verstummten und sie ansahen.

Es erschien mit Juwelen besät der bleiche Aquis, fast zu ernst für diese harmlose Gasterei, und wurde vom König vertraulich begrüßt und in ein Gespräch gewogen.

Aquis übersah seine Bekannten, nur der Graf von Northumberland, Robert Mowbray, erhielt einen Blick, den er zurückgab.

Als Adgise Albereta erspähte, ging sie zu ihr hin und wechselte ein paar Worte mit ihr, wobei Albereta zu bemreken glaubte, daß sie Troarns Blicke vermied.

Giffiu kam allein, ohne Gemahl — er steht ihr auch schlecht zu Gesicht, wie die Damen meinten —, sie lächelte den König überlegen an und schritt nachlässig ihre vier Ellen lange Schleppe hinter sich herziehend, auf den Bischof von Derham zu, dessen Gesicht sich un-

willkürlich tiefer färbte. Wilhelm von Warelwast, der Gesandte, mit dem er im Gesräch vertieft war, kam ihm zu Hilfe und schoß eine Ladung boshafter Bemerkungen auf Giffiu ab, die sie indes nicht aus der Fassung zu bringen schienen. Im Geegnteil, je mehr man sie abfertigte, um so besser schien sie sich in der Gesellschaft der beiden Herren zu gefallen. — Es verging noch einige Zeit mit dem Ankommen verschiedener Gäste, zuletzt kam Haimon mit seiner Mutter, die, unnahbar und über die Maßen hochmütig, vom König zu Tisch geführt wurde. Man bemerkte, daß er Wilhelm Tyrell wie Luft behandelte, daß Aquis fast nicht von seiner Seite kam, daß die Gräfin von Troarn das Beispiel ihres Herrn in höchst auffallender Weise nachahmte, Tyrell übersah und Aquis mit ihren Blicken verfolgte. Die Interessanteste von allen war doch sie, wenn Orielde auch schöner war.

Als man endlich an der Tafel Platz genommen hatte, richteten sich viele Augen lachend, viele mit heimlichem Vorwurf auf den Gastgeber, der höchst harmlos tat und sich von seiner Nachbarin das Alter ihres Stammbaumes schildern ließ, indes er seine Beobachtungen machte. Er hatte in einer Anwandlung von Liebenswürdigkeit alle, von denen er wußte, daß sie sich nicht ausstehen konnten, nebeneinander gesetzt. Da weniger Damen als Herren anwesend waren, so traf es sich, daß ab und zu zwei Ritter, die sich lieber mit Faustschlägen bedacht hätten, friedlich aus einer Schüssel essen mußten.

So sitzt Robert von Meulant, der kirchenfeindliche, neben dem frommen Roger von Bienfaite. Meulant besaß früher die Grafschaft Brionne in der Normandie, zu der das Kloster Bec gehörte. Rufus Bruder, Herzog Robert, nahm Meulant die Grafschaft auf allerlei vorgebrachte Beschwerden der Mönche und vergab sie an Roger. Diese zwei Männer beobachtete mit Vergnügen der rote Teufel. Er freute sich über die stille Wut, mit der jeder von beiden dem andern Höflichkeitsdienste erwies.

Der strenge, ernste Haimon wird von Jiffiu geplagt, und Bray — er ist später seiner Frau nachgekommen — sitzt neben Orielde, die ihm Herzlichkeiten sagt und bereits die dritte unauffällige Todesart vorgeschlagen hat, durch die er seinem schmählichen Dasein ein Ende machen könnte. Tyrell sitzt neben seiner — Frau und Albereta neben Flambard. Troarn hat den bestechend schönen, verwöhnten

Prinzen Titus neben sich, der ihm über sein Grinsen mit der Faust unter die Nase fahren möchte. Prinz Henry — er sah mehr einem Mädchen als einem Mann ähnlich — muß artig neben seinem Onkel Odo von Bayeux sitzen, der zu Besuch da ist, indeß ihm gegenüber Herrn von Sais naive Frau den Bischof von Losange erröten macht. Und noch viele schöne Damen und galante Ritter sitzen nicht dort, wo sie sitzen möchten, sondern da, wo sie ihre Sünden abbüßen können.

Als endlich ein lustiges Völklein Gaukler und Possenreißer hereintanzt und den Herrschaften im Gewande des Witzes unverschämte Grobheiten sagt, Narrheiten erzählt, Kunststücke aufführt, da erhebt sich Rufus. Mit ihm zugleich viele andere. Man begibt sich in die Nebensäle, wo Musik gemacht, Wein herumgereicht wird. Fräulein von Viants Vater, der neben dem stolzen Walchelin von Winchester saß und fast keine Antwort von ihm erhielt, humpelt auf Flambard zu, der mit seiner Nachbarin noch in tiefem Gespräch ist, und stört ihn durch eine unnötige Frage. Er weiß nicht, daß er durch seine Bosheit jemand einen großen Gefallen getan hat — im Augenblick, als sich Flambard ihm zuwendet, steht Rufus hinter Albereta.

„Kein einziges Lächeln, und ich habe doch den Heitersten Euch als Nachbar gesellt. Was ist Euch, liebe Gräfin?"

Sie stottert eine Phrase und blickt auf die Rubinrosen auf seinen goldenen Schuhen.

„Darf ich Euch ein bischen zur Musik führen? Nebenan singen italienische Knaben Lieder aus Eurer Heimat."

Er geleitet sie gegen den Nebensaal, bleibt aber vor einem der kostbaren Wandteppiche stehen, so daß es scheint, als erkläre er ihr dessen merkwürdige Zeichnung.

„Es ist seltsam, Ihr entschwindet mir immer aus dem Gedächtnis, wenn ich Euch nicht sehe, und begegne ich Euch, dann weiß ich, daß Ihr eigentlich die ganze Zeit über m i t mir wart."

Heute hat sie kein gläsernes Becherlein in der Hand und muß geduldig anhören, was er ihr sagt. Seine Augen weiden sich an ihrer Verwirrung.

„Sagt mir nur — nicht einmal Flambard hat Euren Wangen Farbe geben können — was fehlt Euch?"

„Ich wüßte nichts, Sir."

„Was habt Ihr erlebt."

„Ich habe eine Schlacht geschlagen."

„Ei, und bliebt Ihr Sieger."

„Ich bleibe immer Sieger."

„Ich danke Euch!" Sein Haupt neigt sich lächelnd vor ihr. „Und was gedenkt Ihr jetzt zu tun?"

Sie hebt die Augen voll schmerzlichen Vorwurfs zu ihm auf.

„Ists wahr, Sir, daß Ihr rüstet, um nach der Normandie zu ziehen? Ein neuer Krieg, neue Strapazen."

„Das letztere stimmt nicht, gnädige Frau; für mich ist es die größte Strapaze, still zu sitzen, die größte Erholung, meinen Schädel im Pfeilregen zu baden. Waffengetöse ist meine liebste Musik."

„Ja, wenn eiserne Notwendigkeit vorliegt, begreif ichs, das Leben für nichts zu achten, aber — mir kommt vor —"

„O, stockt nicht, redet frei, Euch nehme ich nichts übel."

„Mir kommt vor, Sir, Euch treibt der Wunsch, durch Zerstreuung Betäubung zu finden, von Ort zu Ort. Ihr wollt etwas, eine Art Heimweh in Euch, dadurch zum Schweigen rbingen."

Verstand er sie?

Er lächelte überlegen.

„Heimweh! Weil ich nach der Normandie, der Wiege meiner Ahnen, ziehe, glaubt Ihr, ich hätte Heimweh. Vielleicht hege ich wirklich dunkle Sehnsucht nach der meerumbrausten Küste, an der einst meine Vorfahren gelandet sind."

„So meine ichs nicht."

„Noch weiter zurück greift Ihr? Meint Ihr, nach jenen ernsten Schneetälern zogs mich, aus denen die Recken einst kamen, um die See zu ihrer Braut zu küren? Hätt ich nach diesen Schneetälern Heimweh? Aber wenn das Glück in ihnen gewohnt hat, weshalb, schöne Gräfin, kam Hastings mit seinen Scharen herüber, hungernd und frierend nach grünen Küsten und Sommerluft? Doch ich danke Euch für die paar kostbaren Minuten —" er zuckte leicht erschrocken zusammen. Ein Vogel, durch die iLchter angezogen, war zu einem der offenstehenden Fenster hereingeflogen, streifte mit seinen Flügeln die Decke und verschwand wieder in der Dämmerung draußen.

Albereta war ihm mit den Blicken gefolgt.

„Das erinnert mich an jenen Ealdorman, der einst König Edwin über das Christentum belehrte. Das Menschenleben, o König, sagte er, gleicht dem Fluge eines Sperlings durch die Halle, in der wir zur Winterzeit beim Essen am warmen Herdfeuer sitzen, während draußen

eisiiger Regensturm wütet. Der Sperling fliegt zur einen Tür herein, verweilt einen Augenblick beim Licht und der Wärme des Herdfeuers, fliegt dann durch die andere Tür fort und verschwindet in der winterlichen Dunkelheit, aus der er kam. So weilt das Menschenleben einen Augenblick vor uns, aber was vorher ist und was nachher kommt, wissen wir nicht." Edwin hat geantwortet: Wenn Eure Lehre etwas Gewisses darüber sagt, so will ich ihr folgen. Und er hat sich taufen lassen."

Rufus geleitete Albereta zu Troarn und wollte nach dem Gemach, wo Haimon ihn zum Schachspiel erwartete. Als er einen der entfernteren Säle durchschritt, erhoben sich zwei Menschen aus einer Ecke, um ihn zu grüßen. Es waren Aquis und Robert Mowbray, der Graf von Northumberland. Die, dachte Rufus, und tat, als sähe er sie nicht. Was brauen sie?

Robert Mowbray lächelte kalt, als die prachtvolle Gestalt des Königs hinter dem Türvorhang verschwunden war.

„War das — Absicht?"

„Keine Rede davon. Er ist unberechnend in allem, was er tut."

„Es ist kein Zweifel, Ihr habt ihm zu wenig Geld gegeben. Er fühlt sich nicht genötigt, das Dickicht seiner Kreaturen zu lichten, um anständige Männer zu Wort kommen zu lassen."

„Geduld! Wir wollen keine Summe zu hoch finden, ihn uns zu kaufen. Hat ihn erst angelsächsisches Geld gelockt, so wird er sich an den Geschmack dieser Quelle gewöhnen, in ihr sollen die fremden Mietlinge ersäuft werden."

* * *

Im September gabs großen Festtrubel in Canterbury. Der neue Bischof zog nun öffentlich in seine Residenz ein, vom Volk und der Geistlichkeit mit wirklicher Freude empfangen.

Er bezog seine Gemächer im Kloster St. Alban, das an seiner Metropolitankirche lag. Man erzählte viele Geschichten von seiner Güte und Menschenfreundlichkeit, und wie grenzenlos schlicht und einfach er lebte, trotzdem er nun einer der größten Würdenträger in England geworden war. Seine Mienen verrieten nichts weniger als Genugtuung über die ihm zuteil gewordene Ehre. Er sehnte sich heiß nach den stillen Klostermauern von Bec zurück, nach der friedlichen Einsamkeit seiner Spaziergänge, auf denen ihm die Gedanken zu

seinen Schriften gekommen waren. Immer sah er die drei uralten Mühlen des stillen Tales vor sich, das mitten im Baumdunkel des Forstes von Brionne gelegen war, jenem Eiland der Stille, des Friedens. Und er gedachte des Tages, da er, hochfliegender Pläne voll, sich aus den Armen seiner Eltern, aus einem Haus voll Wohlhabenheit und Luxus, losgerissen hatte, um nach dem einsamen Bec zu wandern. Lanfranc, damals Abt des Klosters, war der Magnet gewesen, der ihn nach Bec zog. Bei ihm lernen und arbeiten und dann, mit geistigen Schätzen bereichert, wieder in die Welt zurückkehren, das war sein Plan gewesen. Nachdem er indes aus dem tiefen Brunnen der Weisheit seines Lehrers geschöpft hatte, war ihm der Durst nach der Welt und ihren Darbietungen vergangen. Er blieb im Kloster und wurde Mönch. Hier störte nichts die Flüge seines Geistes, der weit über den Sternen Land entdeckte und sich da seine Heimat schuf. Was Hehres er geschaut, innerlich erlebt hatte, das legte er in den Schriften nieder, die nicht nur seine Mitwelt, auch die Nachwelt zu den tiefsten Schöpfungen im Reiche des Geistes zählte. Ergriff ihn das Verlangen nach menschlicher Teilnahme, nach Aussprache mit Gleichgesinnten, so fand er unter den Brüdern manchen, der ihm alles bot, was seine Sehnsucht sich wünschte. Nie ist die lautere Freundschaft zwischen hochgemuten Männern so verherrlicht worden wie durch Anselmus in dessen Briefen an seine Freunde. Es war ein Stück Himmel, das da zwischen den dunklen Forsten der Normandie glühte und leuchtete und seine Strahlen weit hinaus in die Welt sandte. Geist, Wissen, Frömmigkeit, Lauterkeit der Gesinnung schmückte die Brüder des Klosters. Bec hieß es von „Bach". Es stand nämlich an einem Bach, einem Seitenflüßchen der Risle. Fürsten und Könige holten sich aus Bec die Lehrer ihrer Söhne, die geistigen Leiter des Volkes. Und all dies reine, stille Glück sollte Anselmus für immer missen, um einem König zu dienen, dessen ungezügelter Charakter das Zusammenleben mit ihm zu einer Qual machte, um einer Diözese vorzustehen, in der er Zustände antraf, daß ihm das Herz jammerte. Wird er jemals wieder an seine Arbeiten kommen, die Freude geistigen Schaffens genießen?

Mit stummer Ergebung hörte er die lobpreisenden Reden an, die ihm von allen Seiten ertönten.

Kurze Zeit darauf begab er sich zu dem Hoftag, der gewöhnlich um die Winterzeit gehalten wurde. Rufus kam ihm höflich entgegen, wenngleich er anders zu ihm war, als damals in Winchester.

Nun war es Brauch, daß beim Tode eines Lehnsmannes der Nachfolger desselben bei der Belehnung eine Abgabe entrichtete. Auch Äbte und Bischöfe hatten sich diesem Brauch gefügt. Edgars Gesetz hatte ihn wohl als Simonie verboten, doch ein freiwilliges Geschenk wurde noch immer entrichtet. Rufus hatte ungeduldig diese Gabe seines jüngsten Lehnsmannes erwartet. Anselmus bot ihm fünfhundert Pfund Silber an. Enttäuscht wies Rufus die Summe zurück. Fünfhundert Pfund Silber! Das war ja lächerlich! Der erste Anlaß zur Verstimmung war gegeben.

In diesen Tagen begab sich Anselmus nach Herga, einem der Dörfer des Erzstifts, die in der Diözese von London lagen, um da eine noch von Lanfranc erbaute Kirche einzuweihen. Bei dieser Gelegenheit mischte sich einer der Kleriker, die mit dem Domherrn gekommen waren, unter die Ministranten und eignete sich das erzbischöfliche Chrismatorium an, mit dem er in der Menge verschwand. Der Täter verriet sich selbst und die Sache machte ungeheures Aufsehen. Mit allerlei Legenden ausgeschmückt, durchflog sie das Land und fand selbst in das still gelegene Troarn ihren Weg. Albereta hörte ihre Frauen darüber sprechen und ihre innere Bedrücktheit mehrte sich. Schien nicht alles in diesem Lande für die Rache des Himmels reif zu sein? Der König rüstet sich — ach, daß sie ihn an die Spitze ihrer Anklagen stellen muß, zu einem Bruderkrieg, der viel Elend heraufbeschwören wird, Simonie, diese Pest, die das Volk um jegliches Vertrauen zu seinen geistigen Leitern bringt, ist an der Tagesordnung, Laster, die näher zu bezeichnen die Lippen sich sträuben, werden mit einigen Witzen gerichtet, hingegen der Töter eines Edelhundes mit hohen Geldbußen oder dem Galgen bestraft. Gibt es noch einen Menschen in England, der nicht stiehlt, betrügt, heuchelt, bis ins Herz hinein verfault ist?

* * *

Im Februar, an einem Donnerstag, dem Tag, den Rufus für seinen Glückstag hielt — zog er mit seinen Truppen nach Hastings, um von hier aus in die Normandie überzusetzen. Alle Großen versammelten sich dort, um ihm das Geleite zu geben.

Auch Troarn war hingeeilt, um ihn noch einmal zu begrüßen, und hatte auf ihre Bitte Albereta mit sich genommen.

Im Schloß zu Hastings wurden noch wichtige Unterhandlungen gepflogen und die Minister hatten schwere Stunden. Rufus war in finsterster Stimmung. Böse Winde zwangen die Schiffe, untätig im Hafen zu liegen, und in ihm fieberte doch alles, hinauszueilen. Tag um Tag verstrich und es änderte sich nichts an der Lage. Man erzählte von wilden Vorgängen im Schloß, und Albereta bat ihren Gemahl, mit dem sie bei Bekannten Absteigequaertier genommen, ihr nichts von diesen Dingen mitzuteilen, deren Zeuge er einige Male gewesen war. Hingegen sah sie einen andern langgehegten Wunsch hier in Erfüllung gehen. Anselmus war mit seinen Mitbischöfen erschienen und hielt sich hier auf. Es wurde bekannt, daß es zwischen ihm und dem König zu einer heftigen Aussprache gekommen war. Er hatte um Audienz nachgesucht. Rufus hatte sie ihm unfreundlich bewilligt. Trieben doch seine Gedanken und Wünsche nach einer andern Richtung und er war augenblicklich nicht geneigt, Vorwürfe oder Ermahnungen anzuhören.

Nach einigen einleitenden Worten sagte der sanfte Erzbischof von Canterbury zu Rufus:

„Sir, wenn Ihr Segen und Glück für die Ausführung Eures Planes wünscht, so tut vor allem eins: Schenkt der Kirche Euern Schutz."

Da hatte der König stirnrunzelnd ihn angefahren: „Welchen Schutz?"

„Laßt eine Synode zusammenkommen, Sir, es ist dringend nötig, es geht nicht weiter."

Da soll sich Rufus barsch auflachend auf der Ferse umgedreht haben: „Nach nichts anderem steht jetzt mein Sinn. Laßt mich zufrieden."

Es war noch ein- und das andere Wort zwischen den beiden gefallen und traurig aber gefaßt und voll Würde hatte Anselmus den König verlassen. In der Schloßkirche von Hastings erteilte er Robert Bloet, der zum Bischof von Lincoln ernannt worden war — auch das Kanzleramt versah er bei Rufus — die Ordination.

Fortsetzung im nächsten Heft

Else Spiller:
Aus den Schlammvierteln Berlins

Wenn der Abend in die Nacht hinein schreitet, dann beginnt sich der weiße Sklavenmarkt zu beleben. Wir kommen gegen das Studentenviertel, auch hier dasselbe Bild. Die Mädchen haben gewisse Straßen als „Jagdrevier“ und diese dürfen sie nicht überschreiten. Inzwischen ist auch auf der berüchtigten Friedrichstraße das Treiben bewegter geworden. Es rückt gegen Mitternacht. Soll ich die Frauen, die hier auf und ab promenieren, mit scharfen Blicken um sich spähen, ob sich nicht ein Liebhaber für ihre Reize findet, schön nennen? Nein, dazu fehlt ihnen zuviel Anmut und Würde. Sie lachen, wenn ich hier Würde suche, und ich sehe ein, daß Sie recht haben. Die Hauptpromenade spielt sich nur auf der einen Trottoirseite ab und sie wächst zu einem starken Strom an, so daß das Weiterkommen beinahe schwierig wird. Das bunt an uns vorüberflutende Leben hat müde gemacht. Wir gehen in eins der zahlreichen Cafés an der Friedrichstraße. Merkwürdigerweise führt uns der Zufall in das Café National, das durch den bekannten Roman „Tagebuch einer Verlorenen“ eine gewisse traurige Berühmtheit erlangt hat. Sind wir denn in einen Ballsaal hineingeraten, daß wir so viele entblößte Schultern sehen? Einer, der hier Bescheid weiß, erzählt, daß heute am Sonnabend nur kleine Toilette Verpflichtung sei. Also müssen sich die „Damen“ sogar noch bestimmte Toilette-Vorschriften machen lassen. Die Seidenstoffe und Federhüte aber kosten Geld —.

Sklavenmarkt! Moderne Zivilisation und Sklavenmarkt, an dem sich diejenigen beteiligen, die des Landes Kulturträger sein wollen. Sklavinnen der Leidenschaften, der Sünde, manchmal auch Opfer der Not, warten hier auf ihre Abnehmer, Liebe und Gold sind da die Tauschmittel, die Stunden rinnen dahin. Viele an den kleinen Tischen warten umsonst. Der Kaffee in den zierlichen Tassen wird

kalt, die Zigaretten verglimmen, die Sorge schleicht empor und greift mit gierigen Händen an die zermürbten Seelen der käuflichen Frauen. Die geschminkten Stirnen runzeln sich, wenn auch der gemalte Mund ein Lächeln versucht. Die Enttäuschung, daß keiner ihre Reize begehrt, zieht die Mundwinkel tief herab und eine müde, verbitterte Linie in das Gesicht hinein. Welch eine betäubende Luft liegt über dem Caféhaus mit seinem Glitzern und Gleißen unechter Diamanten. Was kann hier echt sein in diesem Labyrinth von Lüge und Laster, weder die Worte, die man flüsternd spricht, noch die Liebe, die man heuchelt. Manche von den Mädchen hätte ich gerne gefragt: „wie kommst du hierher?" Wie viele Geschichten von mangelndem Verantwortlichkeitsgefühl, von Not und Leichtsinn hätte ich da zu hören bekommen!

„So ist das Leben!" höre ich sagen und ich antworte: „Nein, so soll es nicht sein". Als ich wieder auf die Straße hinaus trat, sah ich, daß das Nachtleben einen noch größeren Umfang angenommen hatte und doch zeigte die Uhr schon weit über Mitternacht. Mit einem Führer, der ein Salutist war, schlenderte ich durch die Passage, welche die Linden mit der Friedrichstraße verbindet. Sie war von „Damen" ziemlich frei, dafür machte eine andere Sorte Menschen den Platz unsicher. Man erlasse mir Einzelheiten!

Immer, wenn ich den Mädchen begegne, die durch Unreinheit ihr Brot verdienen, muß ich an ihr späteres Alter denken. Es mögen viele unter denen sein, die ich dann im Obdachlosenheim traf. Draußen in der Colbergerstraße ist es. In einem Jahre nächtigten dort 50 547 Frauen, Mädchen und Kinder. Sie waren in den verschiedenen Lebensaltern, die Statistik darüber ist sehr interessant. Es standen im Alter bis zu 20 Jahren 1464, von 20 bis 30 Jahren 5699, von 30 bis 40 Jahren 10 202, von 40 bis 50 Jahren 15 493, von 50 bis 60 Jahren 14 546, von 60 bis 70 Jahren und darüber 3143. Über dreitausend Frauen, die älter als sechzig Jahre sind und obdachlos in den Straßen von Berlin. Niemand wird sich bei dieser Tatsache des Ergriffenseins erwehren können. Die Halle des Asyls, in der sich die Angekommenen aufhalten, bis die Aufnahme erfolgt, ist groß und hell.

Da erzählte mir eine Frau, daß sie mit Gelegenheitsarbeiten sich ihr kümmerliches Brot verdiene, die Kinder haben genug für sich zu tun, dieselben können mir nicht helfen, sagt sie mit verzeihenden

Worten. Wir oft und oft habe ich das schon aus Muttermund gehört: „Die Kinder haben genug für sich zu tun". Sie können nichts der Darbenden geben, die ihnen einst das Leben schenkte.

Unsere humane Zeit gründet Kinderschutzvereine und ist mit Recht erbittert, wenn Eltern ihre Pflicht für ihre Sprößlinge nicht tun. Ersteht denn nicht auch einmal den armen Leuten, die Kinder haben, welche nichts für sie erübrigen wollen, ein Schutz? Wie wahr ist doch das Sprichwort: „Ein Vater kann eher zehn Kinder ernähren, als zehn Kinder einen Vater." Fragen Sie einmal bei den Obdachlosen, bei denen von Gemeinden Unterstützten, was ihre Kinder für sie tun, und Sie werden erröten vor Scham über die lebende Generation. Es ist ein schweres Kapitel und man braucht nicht etwa nur nach Berlin zu gehen, um die Illustrationen dafür zu finden. Es fehlt den Menschen am Verantwortlichkeitsgefühl.

Sich auszuleben ist die Parole, ob dann die Sittengesetze darüber in Brüche gehen, die einfache menschliche Gerechtigkeit trauernd zur Seite stehen muß, wer fragt von unserer modernen Jugend darnach? Ich bin ein wenig von meinem Thema abgekommen. Das mag deshalb sein, weil in meinem Erinnern so viele armselige Gestalten auftauchen, die mit weißen Haaren um ihr jämmerliches tägliches Brot betteln gehen müssen. Unter den Frauen, die ich im Obdachlosenheim in Berlin traf, sah ich manch eine, die Freund Alkohol ihr heruntergekomemnes Dasein verdankte. Immer ist es dieselbe alte Geschichte. Zuerst Sorgen, dann wird als Trostmittel Bier oder Schnaps genommen, der Rest ist bald erzählt. — — — Unsäglich schmutzige Gestalten saßen auf den Bänken, hatten ihre ganze Habe in einem Taschentuch bei sich. Oftmals sind die Frauen auch noch von Kindern begleitet, die dann bei den Asylisten so manches sehen, das nicht für junge Augen paßt.

Das Frauen-Obdachlosenhaus bietet 400 Personen Unterkunft. Die Bett- und Handtücher werden täglich gewechselt und für die Frauen sind reichliche Waschgelegenheiten vorhanden. Die Schlafräume haben keine Türen und werden in der Nacht durch Glühlampen erleuchtet, so daß die Nachtwache jeden Winkel des Asyls beobachten kann. Alle Räume sind mit Dampfheizung, elektrischer Beleuchtung und künstlicher Ventilation versehen, bei welcher die vorgewärmte frische Luft durch unterirdische begehbare Kanäle mittelst Ventilator in die Räume hineingedrückt wird, so daß ein halbstündiger Luft-

wechsel stattfindet. Das Frauenheim gehört dem Berliner Asylverein für Obdachlose, welcher auch das nahe Männerheim erbaut hat.

Die im Jahre 1868 in Berlin herrschende Wohnungsnot wurde gewissermaßen die Mutter des Vereins. Seit seiner Gründung besitzt er ein für den Ordnungsstaat Preußen seltenes Privilegium. In den Asylverein muß das Elend ungekannt und ungenannt kommen und gehen. Die Polizei darf die Schwelle des Asylhauses nicht betreten. Der seinerzeitige Polizeipräsident Herr v. Wurmb hat das Privilegium zugesagt, und obwohl ungeschrieben, haben seine Nachfolger dasselbe stillschweigend respektiert.

Meinem Besuch im Frauenasyl, der recht tiefe Eindrücke von Frauenelend bei mir hinterließ, folgte die Besichtigung des Männerhauses. Was ich in der weiblichen Abteilung schmerzlich vermißte, fand ich glücklicherweise hier. Der weißbärtige Verwalter mit den unendlich guten blauen Augen trug etwas Warmes, Herzliches uns entgegen und dieses Sympathische beherrschte die weiten Säle, die schon mit wartenden und essenden Männern angefüllt waren. Unter ihnen sah ich einen, anscheinend den besseren Ständen angehörenden Mann. Er zog tief den Hut vor uns. Ob er aus der Heimat war, mich vielleicht kannte? Möglich wäre es wegewesen, denn die Großstadt zieht manchen an, der voll Mut in die Fremde zieht und dann bald genug untergeht. Kein Name wird genannt und so wurde mir auch keine Auskunft nach dem Schicksal des Mannes, der einsam unter den vielen saß. In den Schlafsälen hatten sich schon viele zur Ruhe gelegt. Es besteht eine Vorschrift, wie manches Mal die Leute im Monat in den Asylen anklopfen dürfen; doch fragte ich mich, wo die Ärmsten sich wohl an den Abenden aufhalten, da ihnen diese Tür verschlossen bleibt. Allerdings hat die Stadt auch noch ein Asyl, zur Palme, doch sollen dort die Zustände nicht eben errfeulich sein, und außerdem kann der Obdachlose auch nur fünfmal im Monat hinkommen, wenn er es nämlich nicht versteht, den Beamten ein Schnippchen zu schlagen. Zum Schlusse bilden dann nur noch die Kaschemmen, die niedersten Kellerwirtschaften, in denen die jungen Taugenichtse von den alten Pennbrüdern Unterricht in allen schlechten Dingen nehmen. Im Jahre 1908 suchten 210 358 Männer beim Asylverein Unterkunft, davon waren 17 800 unter 20 Jahren und 4083 über 60 Jahre alt. Welch eine Summe von Mißerfolgen und zerschellten Lebenshoffnungen liegt in diesen Zahlen begraben! Ich

war auch in der mächtigen Küche und ließ mir einen ganzen Teller voll der ausgezeichneten Suppe schmecken. Den Leuten wird diese Suppe sehr reichlich ausgeteilt; morgens bekommen sie Kaffee und eine „Schrippe", das bekannte Berliner Frühstücksbrötchen. Die zur Abendsuppe gereichte „Stulle" hat ziemlichen Umfang; es ist schmackhaftes Schwarzbrot.

Wenn auch mit beiden Heimen eine Stellenvermittlung verbunden ist, so kann derselben aus verschiedenen Gründen doch nicht diejenige Aufmerksamkeit geschenkt werden, wie es sein sollte. Gewiß ist es sehr anerkennenswert, daß die armen Obdachlosen hier ohne Entgelt so gut aufgenommen werden; doch entspricht das nicht den modernen Anschauungen der Armenpflege. Ohne Arbeit keine Hilfe; man sollte die Leute, welche hier Wohltaten empfangen, zur Arbeit anhalten. Dann könnte es nicht vorkommen, daß sich Kerle in den Asylen, in den Krankenhäusern, in den Wärmehallen und Kaschemmen über zwanzig, dreißig Jahre herumdrücken und junge Lehrlinge des Lasters ausbilden.

Die Heilsarmee besitzt in der Metropole ein Heim für durchreisende Mädchen und in Friedenau eine Rettungsanstalt, sowie ein Mütterhein in Berlin. Eine der zürcherischen Hauspflege ähnliche Mission erfüllte das Samariterheim, von welchem sieben Heilsarmeeschwestern ausgehen, um die Pflege von armen und kranken Leuten zu übernehmen. Es ist eine sehr aufopfernde Tätigkeit, welche von den jungen Mädchen ohne anderes Entgelt als den Unterhalt geleistet wird.

Ich habe einige Vormittage mit einer Samariterschwester Besuche gemacht. Im Osten und Norden von Berlin. Da habe ich denn studieren können, wie dichtbevölkert die Stadt Berlin ist. Vom Keller bis zur Mansarde sind Wohnungen, im Hof ist gewöhnlich das für Berlin so typische Hinterhaus. Bitterarme Menschen habe ich kennen gelernt, Mütter, die für ihre Kinder keine Betten und kaum Brot haben, weil der Ernährer im Spital liegt. Oftmals steht allerdings die Armenpflege mit Hilfe bereit, aber dieselbe ist spärlich. Unbegreiflich ist mir die Tatsache, daß so viele Kellerräume bewohnt sind. Wenn auch anzunehmen ist, daß das Grundwasser dort tiefer liegt, muß doch schon der Umstand gesundheitsschädlich wirken, daß die

Fenster mit dem Trottoir in gleicher Höhe laufen, also der Staub sich leicht eindrängen kann. Und was ist nicht alles im Straßenstaub enthalten!

Einmal bin ich mit einem Heilsarmee-Offizier durch die heißen, von hohen Häusern eingeengten Straßen Berlins gegangen. Sie wohnten im Hinterhaus, direkt über einem Kuhstall. Eigentlich wunderte ich mich sehr über die Tatsache, daß mitten in Berlin, sogar in einem belebten Teile, Kühe zu finden sind. Schmale, abgetretene Stiegen ging es hinauf, wir traten in eine kleine Küche, die halb als Wohnzimmer möbliert war. Die alte Frau erzählte ihren Kummer:

„Ich habe zwei Stuben und eine Küche und muß dafür 34 Mark im Monat bezahlen. Bis jetzt ist es ordentlich gegangen, ich habe eine Schlafstelle vermietet; aber nun, da ich die Gicht habe und manchmal am frühen Morgen fast nicht aufstehen kann, um das Frühstück zu kochen, hat mir der Mieter gekündigt. Ein großes Glück in meiner Einsamkeit besitze ich doch. Seit vielen Jahren lebe ich mit einer gelähmten Freundin zusammen. Wir freuen uns miteinander, wenn uns etwas Gutes begegnet, tragen unsere Krankheiten gemeinsam und manchmal danken wir dem lieben Gott, daß er uns immer noch zusammenläßt. Ich bin jetzt doch schon 65 Jahre alt und könnte einmal unerwartet weg müssen. Alle Tage habe ich bis vor kurzem meine Freundin an das Küchenfenster getragen, da kann sie in den Hof hinuntersehen. Die Vögel — sie wies auf ein Vogelbauer — kennen die Kranke und sie spricht mit ihnen. Jetzt bin ich wegen der Gicht zu schwach geworden, um die Arme zu tragen, nun kommt die Tochter der Hausmeisterin und hilft mir.“

Während sie mir das sagte, erschien ein robustes Mädchen in der Türe und trug sorgfältig die schwache Gestalt ans Fenster. Die Kranke spricht mit leiser Stimme mit mir, eine tiefe Sehnsucht klingt es ihr. Nur einmal möchte sie am Sonntag zur Kirche gehen und ein tröstliches Lied singen hören! Mir brennen die Augen, da ich die Leidensgestalt ansehe, die nur einmal ein Lied singen hören möchte — — —

Am nächsten Sonntag nachmittag standen ein paar Mädchen im Hof und sangen. Schlichte Lieder vom Himmel, der keine Schmerzen kennt, vom Heiland, der die Lahmen heilte. Ich weiß, daß das ein

Festtag für die beiden einsamen, kranken Frauen in der engen Wohnung überm Kuhstall gewesen ist.

Als ich von diesem Besuch kam, stieß ich an der Belle-Alliance-straße auf lebhaften Verkehr. Wie eine Mauer standen die Menschen, alle Fenster waren besetzt. In der Ferne erscholl Musik und laute Rufe, die Truppen kamen von der Parade vom Tempelhoferfelde. Glanz und Pracht! Voraus ritt der Kronprinz, ihm folgten die Generale, der Hof mit der Kaiserin, den Prinzessinnen, von schneidiger Eskorte begleitet. Welch ein Wechsel für meine Augen, die arme Wohnstätte der Gelähmten, das arme Herz mit seiner tiefen Sehnsucht nach einem Lied und hier der Luxus des Kaisertums.

„So ist das Leben", sagte mein Begleiter!

Ohne Zweifel wird in Berlin sehr viel für die soziale Not getan, aber es ist dennoch nicht verwunderlich, wenn noch so viele Tränen um der tiefsten Sorge willen fließen müssen. Die Stadt ist groß, der Kampf ums Dasein wird unerbittlich geführt, und mancher fällt am Wegrand nieder, bevor er sein Ziel erreicht hat.*).

---

*) Eine junge Dame macht Reisen in moderne Großstädte, schleppt aber weder einen größeren Hut noch einen engeren Rock nach Haus. Statt der Tandgeschenke aus den Schaufenstern der Paradestraßen bringt sie ihre Beobachtungen aus Hintergassen und Armleutkasernen, Arbeitshäusern und Nachtasylen; überall war sie gewesen, wo es Not und Armut, Elend und Verwahrlosung gibt, meist unter der Führung von Mitgliedern der Heilsarmee, die ihrer jungen Schutzbefohlenen die überall respektierten Kennzeichen der eignen Tracht liehen. Also berichtet Else Spiller in ihrem soeben im Verlage von Erwin Meyer, Aarau, erschienenen Buche von dem Schlamme moderner Großstädte. Sie hat Holland durchwandert, England, Frankreich und Dänemark; auch Deutschland weiß sie anziehend zu schildern. Das Buch ist bereits in zweiter Auflage erschienen, betitelt: „Slums", Erlebnisse in den Schlammvierteln moderner Großstädte, und mit einem Vorwort von Dr. Hedwig Bleuler-Waser versehen. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages drucken wir obenstehend einen kleinen Abschnitt über Berlin ab. Wenn auch Else Spiller Berlin im Großen-Ganzen nicht genau kennt — sie spricht z. B. von einem typischen Judenviertel in Berlin, das gar nicht existiert —, so entspringen doch ihre Schilderungen einem einfachen menschlichen Mitgefühl, das ihren schlichten Bericht durchwärmt. Unendlich viel Elend gibts noch, das nicht naturbedingt, nicht notwendig ist, das verschwinden müßte, wenn einmal alle dagegen aufstehen wollten: Wohnungsnot, Verwahrlosung der Jugend, Alkoholismus und Prostitution. Vielleicht trägt dieses Buch ein wenig zur Lösung der schlichten Aufgabe bei, immer wieder auf das Elend der Großstadt hinzuweisen und dadurch nicht notwendigen Uebeln das Lebenslicht auszublasen. Dr. R. C.

Ernst Schur:
Karl Larsson

Innerhalb der europäischen Kunstentwicklung spielt die nordische Kunst eine besondere Rolle. Sie hat einen ausgesprochen eigenen Charakter, der auf die empfänglichen Sinne erfrischend, ursprünglich wirkt. Etwas von Volkskraft ist hier noch lebendig. Das spricht sich auch in den Schöpfungen der Künstler aus, der Munthe, Gallen; ja selbst in Munch, der ganz und gar ein Kulturmoderner ist, ist das noch erhalten. Dazu aber kommt ein Drang nach Kultur. Alle diese Nordländer gehen gern nach Paris, um dort zu studieren. Und so bleibt ihre „Volkstumsnote" nicht oberflächlich, primitiv, sondern wird gewandelt durch ein bewußtes Streben, sich im Technischen zu vervollkommnen.

Karl Larsson, dessen Werke jetzt den Deutschen, den Kleinen wie den Großen, in einer billigen aber hübsch ausgestatteten und reichhaltigen Sammlung („Das Haus in der Sonne", bei Langewiesche in Düsseldorf) zugänglich gemacht ist, ist solch ein nordischer Vollbluttyp.

Im Heim der Arbeiter, in einer engen Gasse, ist Karl Larsson am 28. Mai 1853 geboren. Er retouchierte als Knabe Photographien, das war seine erste „künstlerische" Beschäftigung. Er besucht die Kunstakademie und steigt höher: er zeichnet für ein Witzblatt, ja er illustriert Bücher. Und da er so seine Begabung spürt, steckt er sich ein hohes Ziel, das er aus eigenen Mitteln verwirklicht. Er spart und spart, um nach Paris gehen zu können; dort will er malen lernen. 1876 führt er den Plan aus.

Aber bald ging ihm das Geld aus. Er muß wieder zurück. Wieder verdient er. Wieder geht er, 1880, nach Paris.

Diesmal gelang es ihm, Aufsehen zu machen. Seine Aquarelle, Freilichtstudien, wurden gekauft. Er bekam Aufträge; er verheiratete sich. Karin, eine Malerin, die mit anderen sein und seines Freundes

Atelier in Frankreich ansehen wollte. Als sie weg ist, sagt er zu seinem Freund: „Wie schade, daß Frl. Bergöö solche Kartoffelnase hat.“ Kurze Zeit darauf ist er verlobt; und dann, nachdem er den Termin zur Hochzeit beinahe versäumt hat, erscheint er in aller Pracht, mit blauen Hosen, blauer Weste, und der Schwiegervater will ihn hinauswerfen, weil er ihn für einen Handlungsreisenden hält. „Aber,“ sagt Larsson (er erzählt das alles in dem erwähnten Buch „Das Haus in der Sonne“), „ich klammerte mich am Türpfosten fest und rief, wer ich sei. Ungern ließ er mich verweilen.“

Von da ab datiert Larsson sein Glück; im Leben wie in der Arbeit. Eigentlich sei er erst da geboren. Und nun erscheinen (seit 1883) seine Bilderbuch-Schöpfungen, in denen er ganz naiv und doch so recht glücklich-bewußt von seinem Leben, seiner Frau, seinen Kindern erzählt; er stellt sie alle vor, und ihre Erlebnisse werden uns nicht vorenthalten. So rundet sich in „Ein Heim“, in „Bei Larssons“ eine kleine Welt, die ihre besonderen Lebenskreise hat. Von diesem Geist, der das Dasein ganz auszufüllen sucht, der darum Grenzen sucht, sind diese Werke voll. „Wenn Karin es sich selbst und andern klar machen will, wie reizend es durch die Kinder bei uns zugeht, pflegt sie zu sagen: es ist viel lustiger als im Theater.“ Er nimmt das Große und das Kleine in seinen Schöpfungen auf. Wie fein schildert er das Entstehen seines kleinen Heims (einer Hütte, die er ausbaut), das nicht weit vom Bach liegt; alles zieht er hinein, Natur, Bäume, Wiesen; im Innern alles bunt, einfach, derb, Delekarlinos Bauernkraft klingt an; das kleine Menschenleben erwüchse daraus wie etwas Selbstverständliches und dehnt sich aus, und auch davon wird berichtet. Nicht geschwätzig, nur andeutend, nur Episoden. Auch der Erzähler Larsson hat Delikatesse. Man könnte wohl sagen: Diese Bücher haben in ihrer soliden, gesunden Kraft, in ihrer Lebensfreude, von der sie voll sind, so daß es nur so glänzt und gleißt, Ewigkeitswert.

* * *

Aber wie der Vater, der, ehemals Bauer, als Arbeiter nach der Stadt zog, den Zug nach Kultur und Entwicklung betätigte, so hatte der Sohn die Sehnsucht nach der weiten Welt. Dieser Bauer-Künstler ging resolut, mit Sparpfennigen nach Paris. Dieser Naturbursche hat soviel Geschmack, daß er sich an den Holzschnitten der Japaner erfreute und ihre helle Farbigkeit auf sich wirken ließ. Eine gesunde,

klare, nordische Atmosphäre umweht diese Menschen. Urwüchsigkeit und Feinheit paaren sich in ihnen; Bodenständigkeit und Fernsehnsucht.

Menschen sind das, ganze Menschen. Hinter der Larssonschen Lustigkeit steckt eine Weltanschauung. Und so ist auch seine Kunst. Ernst, fest, voller Spiele, natürlich und eigen. In diesen Bildern gibt es keine Komik, kein Spaßmachen. Es ist alles voller Saft und strotzend von Wahrheit. Dennoch lächelt man, man lacht. Man spürt eine behagliche Wärme. Man fühlt sich aus Wirrnissen hinweggeführt. Larsson ist einer der großen Humoristen, die dem Leben in das tiefe, rätselvolle Auge gesehen und sich in ihrem Wesen einen Teil Kindtums bewahrten.

Man muß nicht glauben, daß solche Eigenart erreicht sei durch die bloße Stimmung, die der Inhalt suggeriert, durch die Anekdote, durch die Wirkung auf das Gemüt. Darum mag man ein Weniges nachdenken über den künstlerischen Gehalt dieser Bilder.

Larsson liebt als gewissenhafter Zeichner, als einer, der mit dem Stift umgehen kann, die L i n i e. Die Kontur dient ihm zur abschließenden Charakteristik. Sie gibt den Erscheinungen die Struktur, das Organische. Wie bewußt Larsson das anwendet, ersieht man, wenn man gewöhnliche Zeichnungen, die er schnell, aber doch sorgsam hinwirft, damit vergleicht. Da hat er eine leichte, impressionistische Art, die er von den Franzosen lernte. Tausend kleine, kurze, lange Strichelchen setzen die Erscheinung zusammen (ein Kind, die Mutter, eine Landschaft), so daß sie dasteht, umflossen von leichtem Licht und sich fein auflöst. Hier aber, der Graphik gemäß, abstrahiert der Künstler von dieser Vielheit. Er wird einfacher, um großflächiger, dekorativer werden zu können, damit die Farbe um so vorherrschender wirkt. Seine Linie wird ornamenter, abstrakter, bestimmter. Er geht darin nicht so weit wie die Engländer, deren Kontur breit und dick wird. Er bleibt nicht so malerisch, wie die Franzosen, deren Graphik malerische Skizze ist. Larsson hat seine persönliche Art.

In dieses Liniengefüge setzt er die F a r b e n hinein. Bunte, kräftige Farben von ausgesprochenem Charakter. Lokalfarben, ungebrochen. Er erreicht damit die schöne, breitflächige Wirkung, die im Farbigen die Volkskunst hat. Aber man wird auch hier die Dezenz empfinden. Er wird nicht kraß. Er tönt letzten Endes doch ab. Er wählt. So geht er nicht soweit wie die mehr kunstgewerblich

arbeitenden Dekorativen, die absichtliche Kontrastwirkungen schreiendsten Charakters suchen. Er bleibt auch hier Persönlichkeit, er bleibt Künstler.

Mit all dem erhebt sich Larssons Art über das bloße Schildern, das Illustrieren. Diese Blätter zeigen Vorgänge, die bis ins einzelnste ausgeführt sind. Linie und Farbe wirken zusammen, aber in jener modernen Art, die das Künstlerische betont, weil sie bei jedem Blatt den Gesamteffekt im Auge behält. Diese Blätter sind nicht illustrativ, sondern in den Linien ornamental, in der Farbe dekorativ. Von der breitflächigen, dick-konturigen Graphik der Engländer unterscheiden sie sich durch eine diffizilere Mache. Von der leichteren, mehr malerischen Art der Franzosen durch die härtere Struktur.

* * *

Auch als Buchillustrator hat sich Larsson betätigt. Er begann damit schon in früher Zeit; aber seine Art war da noch unsicher, unfrei, schwankend. Auch für Witzblätter zeichnete er. In den achtziger Jahren gelang es ihm, sich auch hier zu einem eigenen Stil hinzutasten. Frei schaltet er nun, ist dekorativ, illustrativ; er fühlt keine Fesseln mehr; er ist humorvoll, satirisch, keck, gemütvoll, idyllisch. Seine lustig-reiche Laune kann sich nun austoben. Er begleitet den Text oder geht eigene Wege, immer wahrt er sich seine selbständige Note. Immer kräftiger wird er auch auf diesem Gebiet; schwedische Lyriker geben ihm die Gelegenheit, seinen Reichtum auszustreuen. Er ist auch hier ganz, in Lachen, Versonnenheit und Derbheit. Das blonde, dicke Dienstmädchen, das die Fenster abwischt mit dem großen, breiten Vorstenpinsel, die Großmutter mit Spinnrocken und Katze, im grünen Schlafrock, mit großen Blumen am Kleid, die zarte Birkenwaldung, die licht im Blauen dasteht, in deren Erscheinung er die ganze Naturseligkeit hineinlegt — das sind herausgegriffene Motive. Aber die Art, wie er das darstellt, wie er durch einen Linienzug, schnörkelig, fest, ausdrucksvoll, die Darstellung aus der bloßen Illustration heraushebt und „eigene Welt" gibt, die ist das Wesentliche.

Noch mehr findet er sich zu sich selbst, wenn es gilt, Märchen zu illustrieren. Da ist er zu Hause. Seine romantische Welt erwacht. Schlösser im Walde, Verstecke in Laub, Urwald, Mondschein; und hier vertiefen sich seine Farben, um größere Kontraste zu gewinnen.

Er weiß wirklich, Märchenstimmung real zu machen, er lebt darin, es ist sein Wesen und bedeutet für ihn kein künstlerisches Sichzurückversetzen.

Diese Arbeiten setzt er zwischendurch immer fort. Dann erscheint plötzlich wieder etwas ganz anderes. Dornröschen. In einer ganz zarten Weise. Japanisch leicht und frei. Andererseits betont er bei den Menschen solchen Märchens das Wirkliche. Diese Menschen und Kinder sind ganz prachtvoll gesehen, echte, volle Charakterstudien. Dagegen wirkt dann das Märchenhafte der Feen usw. um so duftiger, graziöser. Die Komposition ist hier ganz frei und doch immer bewußt; der Ausschnitt ist immer charakteristisch gewählt und zeigt in seiner Art den japanischen Einfluß. Auch daß er, in diesen lichten Nüancen, plötzlich ein reiches Schwarz erscheinen läßt, als wohltuenden Kontrast, erinnert an die Holzschnitte Japans, in denen oft ein sattes Schwarz die hellen Töne um so lieblicher klingen läßt. Und wir konstatieren auch hier, daß Larsson, trotzdem er das Detail liebt und es wie kein anderer zu beleben versteht, dennoch sich in der Gewalt hat. Er läßt es nicht überwuchern. Er liebt ebenso das Knappe — wie einige Bildnisse auch zeigen, die das Markante im Gesicht bedeutsam herausstreichen, die im Moment scharf gesehen sind und dieses Wesentliche festhalten — und immer beherrscht die Treffsicherheit der Wirkung, das Gefühl für das Dekorative, die Liebe zum Detail, zum Beleben.

Wenn man den zurückgelegten Weg betrachtet, der vom Tasten zur Vollendung, von der Unsicherheit zur Eigenart führt, so finden wir die gleiche Entwicklung auf anderem Gebiet, der Radierung. 1888 lernt er radieren, in Paris. Auch hier ist er erst unsicher. Er findet sich und er findet auch hier das Wesentliche, den zeichnerisch-malerischen Charakter der Radierung. Frei, leicht, graziös werden seine Striche. Wie seine Zeichnungen sind diese Blätter; voller Leben, voller Reiz im Detail. In der Art, wie die Menschen gesehen sind, die er zeichnet, im Ausschnitt, ohne Symmetrie, wie sie sitzen, spürt man wieder die Schulung durch die Japaner, und in der Technik merkt man die geistreiche, leichte Mache der Franzosen. Das tiefe, satte Braun meidet er. Leicht, duftig soll alles sein, und das arabeskenhaft schnörkelnde Spiel der Linie hebt sich apart ab von dem freien, weißgelben Grunde. 1895 beginnt dann wieder eine neue Epoche.

Da werden seine Radierungen voller, tiefer in den Tönen, werden malerischer, reicher.

* * *

Aber Larsson hat nicht nur Bilderbücher, Bücherillustraitonen, Bildnisse und Radierungen geschaffen, er hat sein Können auch ins Große gesteigert und er hat damit seine Art nur wesensgemäß erweitert. Die Freskenmalerei lag ihm besonders. Das Dekorative in Linien und Farben war ihm nicht fremd. Das Inhaltliche hielt sich in seiner ihm eigenen Frische und Urwüchsigkeit fern von Phrase. So entwarf er den „Einzug Gustav Wasas in Stockholm". Auf weißem Gaul den Ritter, unter grünem Laub, lichte Farben, sonnigblaue Luft; ganz farbig gedacht. Wie ein alter Gobelin wirkt das, und selbst das scheinbar Primitive, Ungewisse. Dieses Bild blieb Entwurf.

Selbst da, wo er inhaltlich illustrativ bleibt, wo er Allegorien malt (er bekam den Auftrag, Renaissance, Rokoko und die Kunst der Gegenwart in symbolischen Bildern darzustellen), gibt er der frostigen Allegorie eine lebendige Erscheinung, wirkt er durch seine Frische. Das von Mönchen und Rittern bestaunte vornehme Weib ist die Renaissance. Die „Kunst der Gegenwart" erscheint mit einem Plakat und Japan assistiert. Den Rahmen bilden schöne Schnitzereien, Figuren in Holz, ein Meerweib, eine liegende Aktfigur.

Dann aber malt er das Treppenhaus (1891) einer Mädchenschule und findet da sein eigentliches Feld. Breit, farbig, licht ist alles gehalten. Larsson kommt hinter die Technik des Fresko. Seine Phantasie tut sich nun frei aus: junge Wilde kochen Fische; Wikingerinnen mit Kind; Bürgerinnen im Stadthaus waltend; Damen, die Laute spielen. Lust und Laune verklären diese Darstellungen. Ein langer Zug von Kindern, eine Fülle von Typen, die geschmückt zur Schule ziehen, ist das für ihn am meisten Charakteristische.

Dann macht Larsson längere Zeit Studien im Ausland. Als er zurückkommt, 1896, malt er die Fresken im schwedischen Nationalmuseum. Er malt sie, der Technik entsprechend, schnell herunter, da alles schon im Detail vorbereitet war. Auf großen Feldern erscheinen die Szenen der schwedischen Geschichte. Aber auch hier ist nicht das Historische das Bedeutsame, sondern die Kraft, mit der in geist-

reicher Weise Züge des Lebens vermischt mit der Darstellung der Phantasie. Es ist seine Note, die dem Ganzen Gehalt und Charakter gibt.

* * *

So charakterisiert Larsson einen Typ Schwedens, der sehr zukunftskräftig ist. Gesund, froh, lachend, doch wissend von den Tiefen des Lebens, voll Untergefühl, voll Kulturreife, ein Mensch, den man, denkt man an ihn, in heller Sonne stehen sieht, in blauer Luft, lachend, voll Glück. Voll von einem Glück, das nicht der Tiefe entbehrt, das aus dem Grund eines von jeder oberflächlichen Koketterie freien, großen und starken Temperaments erwächst, das die Erde liebt.

Darum wird dieser Künstler denen, die ihn suchen, Sonne bringen. Und wer brauchte nicht solche Freude?

Wilhelm Hüttemann:
Muladewa

Ein indischer Romanheld.

Muladewa ist der beliebteste Romanheld der indischen Prakrit-literatur, deren Blüte in die Zeit vom dritten bis fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung fiel. Sein Charakter, der Liebenswürdigkeit mit List, Unternehmungslust mit Vorsicht verband, seine Persönlichkeit, die feine Bildung und reiches Wissen mit weltmännischen Manieren, zugleich aber auch mit den bei Kavalieren üblichen Lastern vereinigte, der selbstverspottende Humor, der ihm in peinlichen Lagen zur Seite steht, das alles zusammengenommen bildet einen Typus, wie ihn der Inder liebt. Muladewa ist eine Art Odysseus, aber noch verschlagener, ränkevoller als der Laërtiade; auch er ist ein Dulder, aber es fehlt ihm das Heroische; er duldet nicht mit dem innerlichen Unmut des Achäers, der voll Indignation empfindet, daß die Götter Schmähliches zulassen, sondern er sieht die Gefahr und Not mehr mit den Augen Meister Reinekes an, lediglich vom praktischen, nie vom ethischen Standpunkte. Als er König geworden war, tat er mancherlei Gutes für sein Land; er befreite es von gefährlichen Räubern und Plagen und war so eine Art Theseus oder Herakles. Aber er suchte die Gefahr nicht frisch und fröhlich auf, um ihr ins Gesicht zu sehen, wie jene, sondern er umging sie mit List, und nur wenn das gar nicht möglich war, pflegte er auf geradem Wege vorzugehen. Da ihm seine Gewandtheit und Erfahrung in Lebensabenteuern bei allen Unternehmungen die Sympathie und Hilfe der etwa beteiligten Frauen und Mädchen

sicherte, spielt in seine Erlebnisse ein Stück Intrige hinein — sehr seinen persönlichen Anlagen entsprechend.

Aus solchem Holze schnitt die Phantasie indischer Dichter ihre großen Männer. Als Muladewa König wurde, verbreitete sich sein Ruhm über alle Welt; er galt als Muster der Weisheit und Lebensklugheit. So brachte der Kaufmann Hiraujagupta seinen Sohn Tschaudragupta zu ihm, damit er von den Ränken der Welt Kenntnis erhalte und ihnen nicht zum Opfer falle: „Denn es gibt kein Entrinnen für die naiv unschuldigen Söhne aus reichem Hause; wie Spielbälle sind sie in der Hand der Spitzbuben, und wie Edelsteine an den Fußspangen der Hetären", — d. h. „so werden sie hin und hergeschüttelt". Und Muladewa belehrte ihn aus dem Schatze seiner reichen Erfahrung.

Die folgende Geschichte behandelt eine Episode aus der Sturm- und Drangperiode des weisen Königs, als er noch nicht weise und König war, ein Kapitel aus der Zeit, wo es ihm schlecht ging und er festsaß wie der Fuchs in der Falle. Um so reizender und interessanter ist die Erzählung. Aber sie ist ungleich in ihrem Fortgang, sie erscheint nicht aus einem Guß. Die letzte Hälfte fällt gegen den ersten Teil sehr ab, wenngleich sie auch noch recht hübsche Züge zeigt. Daran mag die Überlieferung schuld sein, die vielleicht zwei verschiedene Versionen miteinander verknüpft hat; Launen der Abschreiber, die sich in der indischen Literatur alle möglichen Freiheiten herausnahmen, mögen Fremdartiges hineingefügt, Zugehöriges vergessen haben; keinesfalls ist der Abschluß eine Einheit mit der ersten Hälfte. Ich gebe ihn deshalb nur auszugsweise wieder.

Muladewa war der Sohn des Königs von Pataliputra. Der hochbegabte Prinz zeichnete sich durch alle guten Eigenschaften vor seinen Altersgenossen aus; er war schön, gewandt, in allen ritterlichen Künsten geübt, leutselig und doch vornehm im Umgang mit Menschen, seine Bildung stand auf der Höhe der Zeit, seine künstlerische Begabung, seine wissenschaftlichen Kenntnisse, sein feines Urteil wurde

von allen, die ihn kannten, bewundert, und doch verstieß ihn sein Vater und verbannte ihn aus seinem Reiche; denn ein Laster beherrschte den jungen Prinzen ganz. Muladewa spielte und konnte diese Leidenschaft nicht überwinden.

Darum hatte er auf die Thronfolge verzichten müssen und war arm und einsam in die Welt hinaus gewandert. Nach langen Irrfahrten, auf denen er die Not und mit ihr alle Schliche und Kniffe des Vagabundenlebens kennen gelernt hatte, kam er nach Udschajini. Er hoffte, sich dort als Spaßmacher eines Fürsten oder in einer ähnlichen Stellung durchschlagen zu können. Um sein Äußeres dem neuen Berufe anzupassen, nahm er seine Zauberkünste zu Hilfe und drehte sich eine Pille zurecht, die ihm die Gestalt eines wunderlich zusammengeschrumpften Zwerges gab, sobald er sie in den Mund nahm. So trieb er sich unerkannt in Udschajini herum, erzählte Märchen an den Straßenecken und reizte die Neugier und Spannung der Leute, die ihm begeistert zuhörten. Er machte ihnen auch allerlei Zauberstückchen vor und trieb alle möglichen Possen. Bald war der drollige Zwerg stadtbekannt.

In Udschajini war damals eine Hetäre das Entzücken aller Welt. Die gesamte männliche Jugend in der Stadt schwärmte für die schöne Dewadatta; und mit Recht, denn ihre Anmut und Geistesbildung waren unvergleichlich. Aber sie war wählerisch und empfing nur ganz vornehme Besucher; man behauptete sogar, nur ganz außergewöhnlichen Menschen stehe ihr Haus offen.

Auch Muladewa hörte von der schönen Frau und wünschte, sie kennen zu lernen. Darum ging er eines Tages an ihr Haus und sang dort ein Lied nach einer anmutigen, vielfach wechselnden Melodie. Und Dewadatta hörte den Gesang und dachte: „Wie herrlich ist diese Stimme! So kann kein Mensch, so kann nur ein Gott singen!"

Und sie schickte ihre Sklavinnen hinaus, den Sänger zu holen.

Die Mädchen gingen eilig fort und dachten: „Wer so eine schöne Stimme hat, muß auch ein schöner Mann sein." Aber sie fanden nur

den wunderlichen Zwerg, und der konnte doch unmöglich der Sänger gewesen sein. So kehrten sie unverrichteter Sache um. Nun gab Dewadatta einer alten, buckligen Sklavin den Auftrag, den Sänger unter allen Umständen herbeizuschaffen. Und die kluge Alte ging mit so zierlichen Schritten, wie sie nur konnte, auf den Zwerg zu und redete ihn an:

„Hoher Herr! Meine Gebieterin Dewadatta läßt Sie bitten, ihrem Hause die Ehre Ihres Besuches zu schenken."

Aber Muladewa war ein Frauenkenner und wußte, daß scheinbare Zurückhaltung die Leidenschaft steigert; deshalb antwortete er unwirsch ablehnend:

„Es liegt mir gar nicht daran, Umgang mit Hetären anzuknüpfen; so etwas schickt sich nicht für vornehme Leute. Man sagt ja von Damen solcher Art:

Viel tausend Männer hat schon ihr Arm umschlungen,
Berauschender Trank oft ihren Geist bezwungen,
Süß klingt ihr Wort, im Herzen lauern die Schlangen;
Kein Edler läßt sich von solcher Dirne fangen.
Sie gießt in die Adern Feuer und Flamme hinein
Und Schmerzen ins Haupt wie falscher, betörender Wein,
Wie schneidende Messer zerstört sie des Mannes Leib —
Und ist doch nur ein schlechtes, verachtetes Weib. —

Nein, ich habe keine Lust mitzugehen."

Aber die alte Kupplerin redete ihm unermüdlich zu und faßte ihn schließlich bei der Hand, um ihn mit sich fortzuziehen; und schließlich ließ er sich willig führen. Unterwegs rief er geschwind seine Zauberkünste zu Hilfe, gab der Buckligen einen leisen Schlag auf den Rücken und — plötzlich streckte sich der Körper und wurde gerade wie der Schaft einer Palme. Die Sklavin ging, noch ganz benommen vor Verwunderung, mit ihm ins Haus und stellte ihn ihrer Herrin Devadatta vor.

Und der Zwerg schien der Hetäre trotz seiner kleinen Gestalt unvergleichlich schön zu sein. Sie lud ihn höflich ein, Platz zu

nehmen, bot ihm Betel an und wollte gerade eine liebenswürdige Unterhaltung mit ihm beginnen, als sie bemerkte, wie sehr sich die Gestalt ihrer buckligen Mahätwa verändert hatte.

Nun war die Verwunderung groß. Mahätwa mußte erzählen, wie alles gekommen war, und bald war Dewadatta in eine lebhafte Unterhaltung mit Muladewa verwickelt. So pflegt es ja zu gehen:

Mit Schmeichelreden vertraut und scharf im Witz,
Hebst du die Nebenbuhler leicht aus galantem Sitz,
Und plauderst du flott, dann hast du die Schöne gleich,
Dann zählet kein Andrer mehr, und sei er auch noch so reich.

Bald darauf trat ein Musikant ein und spielte die Wina.*) Dewadatta war entzückt von seinem Spiel und klatschte wiederholt Beifall. Muladewa aber blieb kühl und sagte etwas spöttisch: „Die Leute von Udschajini sind ja die besten Kunstkenner, die müssen wohl wissen, was schön und unschön ist!"

Dewadatta fragte verwundert: „Gefiel dir die Musik nicht? Was hast du daran auszusetzen?"

Muladewa antwortete: „Das Resonanzrohr ist unrein, und die Saite ist fehlerhaft."

„Woran merkt man das?" fragte Dewadatta.

Muladewa ließ sich die Wina reichen, untersuchte das Instrument und zog aus dem Rohr ein Steinchen und aus der Saite ein Haar. Dann stimmte er und fing an, zu spielen. Und er spielte so hinreißend schön, daß die Mädchen alle bezaubert waren und Dewadatta von wonnigstem Entzücken erfüllt wurde.

In der Nachbarschaft hatte ein Elefantenweibchen seinen Stall, das schrie sonst imerzu; jetzt war es auf einmal ganz still, ließ die Ohren hängen und bewegte den Kopf im Takt hin und her.

Und der Winaspieler selbst, der anfangs ärgerlich gewesen war, wurde von dem unvergleichlichen Spiel ganz hingerissen; Dewadatta

---

* Eine Art Geige mit nur einer Saite.

aber und alle ihre Mädchen dachten: „Das ist Wischwakarman der Allmächtige selbst, der Menschengestalt angenommen hat."

Inzwischen war es Essenszeit geworden, und Dewadatta lud ihren Gast zur Mahlzeit ein. Zuvor aber ließ sie, wie es Brauch war, den Masseur rufen, damit er sie und Muladewa bade und massiere.

Aber Muladewa erbot sich höflich, Massage und Waschung selbst vorzunehmen.

„Wie? Das verstehst du auch?" fragte ihn Dewadatta, erstaunt über die Vielseitigkeit dieses Mannes.

„Nicht gerade meisterhaft," antwortete er, „aber ich habe zuweilen dabei zugesehen."

Nun wurde Tschampakaod gebracht; die Hetäre legte die Kleider ab, und er salbte sie mit solcher Kunst, daß all ihre Sinne mit Lust gefüllt wurden. Und sie dachte bei sich: „Wie herrlich versteht er auch das! Wie zart ist die Berührung seiner Hand! Das kann kein Mensch sein, das ist ein Siddha*), der menschliche Gestalt angenommen hat; denn die Natur bringt so Vollendetes nicht hervor. Aber ich will seine wahre Gestalt sehen!"

Und sie fiel zitternd vor ihm nieder und sagte:

„Großmütiger! Durch unvergleichliche Eigenschaften bist du berühmt und erhaben über alle Menschen. Zu Schutzflehenden bist du liebreich, und Liebenswürdigkeit ist deine Zier! Zeige dich mir in deiner wahren Gestalt; denn mein Herz sehnt sich nach deinem Anblick!"

Als das Mädchen gar nicht nachließ mit ihren Bitten und immer dringender wurde, nahm Muladewa lächelnd die Pille aus dem Munde, und — sieh da! sein Körper streckte sich und wurde schlank und geschmeidig, seine Muskel dehnten sich, seine Brust wurde gewölbt, und plötzlich stand er da, strahlend wie die Sonne, reizend wie der Liebesgott, der alle Menschen betört, und alle Jugend und Schön-

* Siddha, ein geistiges Wesen.

heit war in seiner Gestalt vereinigt. Und der Dewadatta sträubten sich alle Härchen*) vor Seligkeit. Wieder sank sie zitternd vor ihm hin und stammelte:

„Sei mir gnädig und schenke mir Glück!"

Dann salbte sie ihn mit ihren eigenen Händen. Sie badeten und speisten zusammen, sie kleideten sich in prächtige Gewänder und setzten sich dann zu zärtlicher Unterhaltung auf den Pallanka nieder.

Jetzt wußte Dewadatta, daß sie sich von diesem Manne nie mehr trennen konnte. Es war ihr so, als ob alle Freuden, die sie früher schon genossen hatte, aus der Ferne von ihm zu ihr herübergeschwebt wären, und sie sagte:

„Wenn ich jemals liebte, hab ich dich geliebt! Kein anderer hat jemals mein Herz ausgefüllt, und die Sehnsucht flog aus weiter Ferne her zu mir und raunte mir Lieder zu, die ich noch nicht verstand. Jetzt weiß ich, daß sie die Wahrheit sangen:

Mein Auge schaute dich nicht, nie sprach dein Mund zu mir,

Und doch, du seltener Mann, kam all mein Glück von dir.

Darum sollst du bei mir im Hause wohnen und nie wieder von mir gehen."

Aber Muladewa kannte die Frauen zu gut, als daß er gleich auf ihre Wünsche eingegangen wäre, und antwortete vorsichtig:

„Deine Wünsche sind so außergewöhnlich, daß ich unmöglich so schnell darauf eingehen kann. Denn sieh! Mit armen Landstreichern, wie ich einer bin, macht man doch keine Umstände, und vor allem übernimmt man ihnen gegenüber keinerlei Verpflichtungen. Die Liebe ist ja schließlich nur ein Geschäft für dich, und bald würdest du deine Gutmütigkeit bereuen. Man pflegt doch zu sagen:

---

* Härchensträuben ist die Aeußerung höchster Wonne, die in der indischen Dichtung immer wiederkehrt.

Vom früchteberaubten Baum die Vögel weiter ziehn,
Den ausgetrockneten Teich die Wasserenten fliehn,
Verwelkte Blumen verläßt die Biene summend alsbald,
Und flüchtig enteilt die Gazell aus dem verdorrten Wald;
Arme Verehrer weist barsch die Hetäre hinaus,
Wird ein König gestürzt, leert sich das fürstliche Haus;
So gibt auch die Liebe schnöde das Liebste hin,
Denn der Menschen Sinn hängt ja nur am Gewinn."

Aber Dewadatta ließ sich nicht abweisen. Auch sie kannte die Dichter und wußte, ihre Meinung durch Gründe und Verse zu stützen.

„Ob du aus diesem oder einem anderen Lande bist," wendete sie ein, „das kommt gar nicht in Betracht; ich habe es ja an mir selbst erfahren, daß man einander fern sein und doch zusammengehören kann. Für das Empfindungsleben ist der Raum keine Trennung; wenn zwei Seelen für einander bestimmt sind, dann finden sie sich auch aus weitester Ferne zusammen.

Dem Meere so fern, in schimmernder Tiefe thront
Im Traum versunken ins träumende Meer der Mond,
Und leuchtende Seelen durchschwirren die Nacht geschwind
Und forschen, wo leuchtende Seelen zu finden sind.

Und auf Reichtum kommt es auch nicht an. Noch nie hat ein Weiser großen Wert darauf gelegt; und wir sagen doch von ihm:

Sein Wort allein ist tausend Dukaten wert
Und hunderttausend seine Gefälligkeit,
Und hat er sein Herz und Leben dir ganz geweiht,
So ist das tausend Millionen Dukaten wert.

Darum darfst du mir meine Bitte nicht abschlagen!"

So kam es, daß Muladewa schließlich in das Haus der Hetäre zog, wo beide nun in zärtlicher Liebe zusammen wohnten.

Eines Tages wurde Dewadatta zum König befohlen, um vor dem königlichen Hofe zu tanzen. Muladewa schlug die Pauke zum

Tanz. Der König erfreute sich so sehr an der graziösen Kunst der Bajadere, daß er ihr jede Belohnung versprach, die sie sich wünschen wolle. Aber sie behielt sich den Wunsch für spätere Zeiten vor.

Und allmählich regte sich in Muladewa die alte, verderbliche Leidenschaft wieder; er fing wieder an zu spielen und hatte solches Unglück dabei, daß er alles verlor, was er hatte, bis auf die Kleider an seinem Leibe.

Dewadatta suchte ihn mit liebevollen Worten zu bessern:

„Liebster!" sagte sie freundlich zu ihm, „sieh! Der Vollmond, der so weiß und klar leuchtet, hat einen Flecken an sich, der so aussieht wie das Bild einer Gazelle. Der einzige Makel an deinem Charakter ist die Leidenschaft des Spiels. Sie ist die Quelle zahlloser Fehler, sie beschmutzt den Adel und vernichtet die Wahrheitsliebe, sie verursacht Kummer und Scham, untergräbt die Frömmigkeit und führt zum Ruin. Ohne selbst Freude zu haben, betrübt der Spieler Söhne, Gattin, Vater und Mutter. Er kann Wahres vom Falschen nicht mehr unterscheiden, Redliches nicht mehr vom Unredlichen, sein Körper welkt dahin, und wenn er gestorben ist, führt ihn der Weg des Todes durch die niedrigen Wiedergeburten. Deshalb bitte ich dich, spiel doch niemals wieder!"

Aber Muladewa konnte nicht mehr davon lassen, und Dewadatta, die so gern ihm ganz allein gelebt hätte, mußte dem Erwerb nachgehen, um seine Spielschulden zu bezahlen.

Nun lebte in der Stadt Udschajini auch ein junger, sehr reicher Kaufmanns namens Atschala, der sich in Dewadatta verliebt hatte und sich bemühte, ihr jeden Wunsch von den Augen abzulesen, und sie reich mit Kleidern und Schmucksachen beschenkte; aber er war auf Muladewa eifersüchtig und suchte nach einer passenden Gelegenheit, ihm irgend einen tückischen Streich zu spielen. Muladewa wußte das und blieb deshalb dem Hause fern, wenn Atschalas Besuch erwartet wurde.

Der Kaufmann hatte sich in der alten Mahäwa eine Bundesgenossin gesichert, und diese hetzte nun immerfort gegen den Nebenbuhler.

„Töchterchen," pflegte sie zu Dewadatta zu sagen, „laß doch den Muladewa laufen, diesen armen Schlucker! Er ist ja ein hübscher Kerl, das ist wahr; aber was hast du denn von ihm? Er verspielt dein Geld und verdient deine Liebe wirklich nicht. Sieh dir doch den Herrn Atschala an! Das ist doch ein anderer Kerl! Der bringt dir immer wieder neue Geschenke, der verdient es wirklich, daß du dich mit ganzer Seele an ihn hängst. Zwei Schwerter haben nicht in einer Scheide Platz, und niemand wird so töricht sein, Kieselsteine zu schleifen. Darum schick den Spieler weg!"

Aber Dewadatta blieb fest:

„Nein, Mutter, Reichtum allein füllt mein Herz nicht aus; hervorragende Charaktereigenschaften und glänzende Geistesgaben fesseln mich mehr als alles Geld."

„Was für glänzende Eigenschaften findest du denn an diesem Spieler?"

„Mütterchen! In meinem Muladewa sind alle Vorzüge vereinigt; auf ihn paßt, was der Dichter sagt:

> Ein kluger Mann von edelm Sinn,
> Galant, charmant und weltgewandt,
> Leicht eilt der Rede Fluß dahin,
> Und witzig urteilt sein Verstand.

Darum lasse ich nicht von ihm."

Nun versuchte die Alte, Dewadattas Gedanken durch alle möglichen Anspielungen eine andere Richtung zu geben. Verlangte Dewadatta zum Beispiel roten Lack, so gab sie ihr vertrocknetes Zeug, wollte sie ein Stückchen frisches Zuckerrohr, so brachte sie gestoßenen Zucker, wurden Blumen gewünscht, so reichte sie Stengel; und wenn ihre Herrin ungeduldig wurde, antwortete sie:

„Gerade so ist es mit deinem Liebsten, das Beste fehlt ihm, und trotzdem kannst du dich nicht entschließen, ihn wegzuschicken.“

Dewadatta aber dachte: „Wie dumm ist diese Frau! Sie findet immer nur Gleichnisse, die gar nicht passen,“ und eines Tages sagte sie zu ihr:

„Sag doch dem Atschala, ich ließe um etwas Zuckerrohr bitten!“

Kaum hatte der Kaufmann von ihrem Wunsch gehört, so ließ er einen ganzen Wagen voll Zuckerrohr vorfahren. Aber Dewadatta lachte ihn aus und sprach:

„Bin ich denn ein Elefant, daß ich solche Massen Blätter und Stiele fressen soll?

Und am folgenden Tage stellte sie an Muladewa dieselbe Bitte. Dieser nahm zwei Stangen Zuckerrohr, zerschnitt sie in fingerlange Stücke, parfümierte sie, bestreute sie mit Gewürz und etwas Kampfer, spaltete ihre Enden, packte alles in ein zierliches Körbchen, deckte es mit frischem Jasmin zu und sandte es so der Geliebten.

Da sagte Dewadatta zu Mahäwa:

„Sieh, Mutter! So benimmt sich ein Mann, der weiß, was sich schickt.“

Nun entschloß sich die alte Intrigantin, Muladewa seinen Aufenthalt im Hause und in der Stadt zu verleiden. Sie redete Atschala zu, er solle zum Schein eine Reise antreten, dann aber plötzlich zurückkehren, seinen Nebenbuhler bei der Liebsten überraschen und in so lächerlich machen, daß ihm das Leben in Udschajini verleidet werde.

Am folgenden Tage verabschiedete sich Atschala, und kaum hatte er sich entfernt, so kam auch Muladewa, der, wie immer, wenn Atschala kam, fortgegangen war, wieder herbei und freute sich, nun seine Liebe ungestört zu genießen. Aber Mahäwa lief sofort zu dem angeblich verreisten Nebenbuhler und benachrichtigte ihn, daß der andere am Platze sei. Und der Eifersüchtige sammelte rasch eine Schar von Bewaffneten und zog mit ihnen zum Hause der Hetäre.

Dewadatta aber hatte den Lärm der Heranziehenden gehört und sah, wie Atschala an der Spitze seiner Leute ins Haus eindrang.

„In diese schlimme Lage hat uns gewiß die Alte gebracht," dachte sie, und in ihrer Angst versteckte sie den Geliebten unter dem Pallanka; denn sie hoffte, den Gegner bald wieder los zu werden.

Aber Atschala betrat gerade in diesem Augenblick das Zimmer — seine Begleiter hatte er im Vorraume gelassen — und sah noch, wie sein Feind unter dem Diwan verschwand. Er tat jedoch ganz unbefangen, als ob er gar nichts gesehen hätte, begrüßte Dewadatta liebenswürdig und sagte:

„So, nun möchte ich von dir gewaschen werden — und alles andere — wie gewöhnlich."

„Gern," antwortete die Hetäre, „steh nur auf und zieh die Kleider aus, damit ich dich salben kann!"

Aber Atschala antwortete: „Ich habe vor kurzem geträumt, daß ich entkleidet und gesalbt auf diesem Pallanka läge und hier auf diesem Pallanka habest du mich gewaschen. Diesen Traum möchte ich gern erfüllt sehen."

„Das geht doch nicht," widersprach Dewadatta, „wir würden ja die teuren Kissen ganz verderben!"

„Ist mir ganz gleichgültig," gähnte der Kaufmann, ich schenke dir noch viel wertvollere."

Voll Angst und Verlegenheit machte Dewadatta noch allerlei Ausreden, aber Atschala bestand auf seiner Forderung, und schließlich mischte sich auch noch die alte Mahäwa ein, ohne zu bedenken, daß Muladewa sie doch von ihrem Buckel befreit hatte, und sagte:

„So mach doch keine langen Geschichten! Wenn der Herr bezahlt, ist es ja gut. Diese kleine Gefälligkeit kannst du so einem noblen Mann schon tun."

Dewadatta wußte sich nicht mehr zu helfen. Atschala hatte sich schon entkleidet und behaglich auf den Pallanka gelegt, und sie mußte tun, was ihr Gewerbe vorschrieb, und als sie Atschala mit heißem Wasser übergoß und duschte und das Wasser durch die Polster des Pallanka träufelte, da wurde Muladewa sehr unangenehm an die Gegenwart seines Feindes erinnert, aber er hielt still und rührte sich nicht.

Plötzlich drangen des Kaufmanns Bewaffnete ins Zimmer, Atschala sprang auf, griff unter den Pallanka und zog Muladewa an den Haaren darunter hervor.

„Spitzbube," rief er, „nun sieh, wo du Schutz findest!"

Schön sah Muladewa in diesem Augenblicke nicht aus. Er schielte nach allen Seiten, ob nicht irgendwo eine Lücke zum Entkommen wäre, aber die Männer bedrohten ihn von allen Seiten mit ihren Schwertern. Doch dachte er, das sei nicht die rechte Stunde zum Mutigsein; er gab jeden Widerstand auf und sagte nur:

„Tu, was dir gefällt!"

Aber er nahm sich vor, später einmal Vergeltung zu üben. Atschala beabsichtigte keineswegs, ihn zu töten; er wollte ihn nur so bloßstellen, daß ihm die Lust zu weiterem Aufenthalte in Udschajini vollständig vergehen sollte; deshalb überschüttete er ihn mit höhnischen Reden.

„Man sieht dir an, daß du aus fürstlichem Hause stammst," sagte er. „Das ist wohl Staub aus dem Reiche deiner Väter, was dir da an den Kleidern hängt? Sie! Von deinen Haaren trieft Wasser. — Du hast wohl in der heiligen Ganga gebadet! — Oder ist dir etwas Unangenehmes passiert? — Ja, ja! So etwas geschieht mitunter sogar in Fürstenhäusern, besonders aber, wenn einer in solcher Lage ist wie du. Denn es heißt ja:

Wenn das Glück uns lacht und die Liebe loht,
Hat das Schicksal Macht, und das Unglück droht.

Wie konntest du Ärmster auch nur da unter den Pallanka geraten? — Sollte ich einmal durch die Macht des Unglücks ähnlich gebettet werden, dann sei ebenso großmütig zu mir wie ich zu dir, und nun geh!" —

Muladewa ging hinaus und wanderte niedergeschlagen durchs Stadttor davon.

„Wie konnte ich mich nur so übertölpeln lassen!" dachte er. Und dieser Gedanke verließ ihn nicht mehr, und noch mehr als die Trennung von seiner Dewadatta, als der Verlust eines behaglichen, wonnevollen Lebens, noch mehr als die Beleidigungen seines verachteten Nebenbuhlers Atschala kränkte ihn das Bewußtsein, daß er diesem Tölpel so ahnungslos in die Falle gegangen war und nachher so hilflos und kläglich dagestanden hatte. Staub und Schmutz hing ihm noch an Kopf und Händen; er nahm ein Bad in einem See, an dem er vorbeikam, und reinigte sich. Dann brach er sich vom nächsten Baum einen Stecken und ging in die Fremde.

Hiermit schließt unserer Geschichte erster Teil, und sie könnte füglich ganz schließen; denn es wäre ja gar nicht nötig, daß Muladewa mit seiner geliebten Dewadatta wieder vereinigt wurde. Sie ist ja nur eine Hetäre.

Aber in Indien nahm die Hetäre eine ähnliche Stellung ein wie in Griechenland, bei ihr fanden die Männer jene Geistesbildung und Eleganz, die man bei Bürgerfrauen vergeblich gesucht hätte und die deshalb im Leben wie in der Literatur eine ganz untergeordnete Rolle spielen. Nach indischer Poetik können nur vier Frauen Heldinnen eines Dramas sein: eine Göttin, Königin, eine Frau aus edlem Geschlecht und eine Hetäre. Nur diese sind imstande, die Bewunderung und Liebe des Mannes dauernd zu fesseln. Und wie die europäische Romanleserin gütigen Herzens die Vereinigung unglücklich Liebender herbeisehnt, so auch der Inder; denn Muladewa und Dewadatta sind ihm wie ein unschuldig verfolgtes Liebespaar.

Muladewa kam nach langer und hungriger Wanderschaft in die Stadt Benartäda und wurde dort nach mannigfachen Abenteuern, in denen er fort und fort Gelegenheit hatte, seine glänzenden Geistesgaben zu zeigen, unter dem Namen „Vikramarädscha" zum Könige geweiht. Er knüpfte Verbindungen mit den Regenten der Nachbarländer an und wurde mit dem Könige von Utschajini, vor dem er früher zu Dewadattas Tanz die Pauke geschlagen hatte, innig befreundet.

— — — — — — — — — — —

Dewadatta hatte nach Muladewas Flucht Atschala empört aus dem Hause gewiesen und, da dieser nicht nachließ, sie mit Zudringlichkeiten zu verfolgen, erinnerte sie sich, daß sie von ihrem Tanze her noch einen Wunsch beim Könige frei hatte. Deshalb ging sie ins Schloß und warf sich flehend vor ihm nieder:

„Erweise mir jetzt eine Gnade! Ich bitte dich darum!"

„Sprich nur, meine Schöne! Dein Wunsch ist dir gewährt," antwortete Vitschäradhawala gnädig.

„Dann gib Befehl, o Herr, daß kein anderer Mann als Muladewa jemals etwas von mir verlangen darf, und besonders diesem abscheulichen Atschala verbiete den Eintritt in mein Haus!"

„Es sei, wie du sagst! Aber teil mir doch den Grund deiner seltsamen Bitte mit!"

Dewadatta erzählte ihre Geschichte, und als sie damit fertig war, rief der König erzürnt:

„Wie? — In meiner Stadt sind zwei solche Perlen, und dieser Mann versucht, sie zugrunde zu richten?"

Und er ließ den Atschala heranholen, ihm eine Tracht Prügel verabreichen und schalt ihn aus:

„Bist du etwa der König, daß du dich so benimmst? Erforsche dein Gewissen; denn jetzt ist dein letztes Stündlein gekommen!"

Dewadatta aber beruhigte ihn.

„Was hast du davon, Herr, wenn du diese Hundepfote tötest?" sagte sie. „Laß den Kerl laufen."

„Wohlan," sprach der König zu Atschala, „dieses Wort von ihren schönen Lippen macht dich frei; aber vollständige Verzeihung wirst du erst dann erhalten, wenn du mir Muladewa wiederbringst."

Atschala fiel zitternd vor dem König nieder und versprach alles mögliche. Dann raffte er sich auf und verließ den Palast, so schnell er konnte. Er suchte in allen Winkeln der Stadt nach dem Verschollenen, aber er konnte ihn nicht finden. Da beschloß er, für längere Zeit ins Ausland zu gehen. Er befrachtete mehrere Wagen mit Waren aller Art und trat eine Geschäftsreise nach Persien an.

— — — — — — — — — — —

Inzwischen hatte Muladewa, der seine Dewadatta nicht vergessen konnte, einen Brief an den König geschrieben, worin es hieß:

„Mein Herz hängt an Dewadatta; darum tue mir die Liebe an, und schick sie mir zu! Aber nur, wenn sie gerne kommt und du nichts einzuwenden hast."

Und der König sagte zu seinem Adjutanten:

„Was schreibt mir da mein Freund Wikramarädscha? Gibt es denn einen Unterschied zwischen ihm und mir? Was mein ist, das ist sein, und so gehört ihm mein ganzes Reich mitsamt der Dewadatta. Aber weil er es einmal will, soll sie selbst entscheiden. Schnell! Hole sie!"

Dewadatta war natürlich mit Freuden zu der Reise bereit und wurde von Muladewa ehrenvoll empfangen. Für beide begann jetzt ein Leben des Glücks und der Freude, und bei den Regierungsgeschäften unterstützte sie den König durch manchen Rat.

Nach einiger Zeit kam Atschala auf der Rückkehr von seiner Reise in Muladewas Reich. Dort wurde er bei einer Zollrevision als Betrüger entlarvt und hatte eine empfindliche Strafe zu er-

warten. Aber Muladewa, der ihn sofort erkannte, verzieh ihm großmütig, denn es widersprach seiner edeln Natur, an einem so jämmerlichen Feinde Rache zu nehmen.

Der Ruf von der Größe und Weisheit des Königs von Benartado verbreitete sich weiter und weiter und viele seiner klugen Lehren wanderten, in die Gewänder hübscher Fabeln gekleidet, in die Welt hinaus. Eine der besten und charakteristischsten ist wohl die Fabel vom Heucheltrug:

Als Brahman die Welt geschaffen hatte, stand er lange in betrachtenden Gedanken über seine Werke. Er erkannte, daß die Menschen, die jetzt vollkommen geradsinnig und ehrlich waren, es so in der Welt zu nichts bringen könnten, darum machte er zu ihrem Heile den Heucheltrug, gab ihm die Gestalt eines Asketen allerstrengster Richtung und stattete ihn mit allen Symbolen des Asketenstandes aus. Die Lippen dieses Mönches bebten im Flüstergebet, sein Auge war in mystisches Schauen versenkt, in den Händen trug er einen Rosenkranz usw. Mit zornigen Augenwinkeln und gerunzelten Brauen gab er brummend oder durch Zeichen seine Wünsche zu erkennen; denn er hatte das Gelübde des Schweigens abgelegt. Selbst Brahman war ihm nicht mehr rein und heilig genug, und der Gott mußte beim Reden die Hand vor den Mund halten, damit sein Atem die Heiligkeit des Mönches nicht beflecke.

Brahman lächelte und sandte ihn zur Erde herab, wo er bis zum heutigen Tage aufs trefflichste gedeiht.

Rundschau

Clemens Brentano: Sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von Heinz Amelung, Victor Michels, Julius Petersen, August Sauer, Erich Schmidt, Franz Schultz, Reinhold, herausgegeben von Carl Schüddekopf. In achtzehn Bänden. Zuerst erschienen Band 5: „Godri oder das steinerne Bild der Mutter", herausgegeben von Heinz Amelung.

Endlich hat es ein Verleger, hat es ein Konsortium auserlesener deutscher Gelehrter gewagt, eine Gesamtausgabe der Werke Clemens Brentanos zu veranstalten! Wie lange haben wir darauf warten müssen und — wie lange müssen wir trotzdem noch warten, bis Clemens Brentano, dieser vielleicht genialste deutsche Lyriker, auch von seinem Volke oder wenigstens von den Besten der Nation so bewertet wird, wie er es verdient. Möge diese monumental gedachte Ausgabe — eine solche Ausgabe verspricht sie nach dem ersten vorliegenden Bande und nach dem Plane zu werden — in hohem Maße dazu beitragen, jene Erkenntnis wenigstens vorzubereiten. Jedenfalls werden wir eine Gesamtausgabe Brentanos demnächst haben. Der Verlag Georg Müller, München, hat sich schon manches schöne Verdienst um die moderne und um die ältere deutsche Literatur erworben — ich erinnere nur an das Pendant zur Brentano-Ausgabe, an die textkritische große E. Th. A. Hoffmann-Ausgabe, von der bisher die beiden ersten Bände vorliegen. Literaturfreunden aber wird er mit der Brentano-Ausgabe den allergrößten Gefallen getan haben. Die Ausgabe wird nicht nur die Gedichte — allein drei Bände —, die „Romanzen vom Rosenkranz", die Lust- und Singspiele, die „Gründung Prags", die Märchen, sondern auch die Übersetzungen und religiösen Schriften und vor allem die Briefe bringen. Ein „Kritischer Apparat", Nachträge und Gesamtregister werden den letzten Band füllen. Selbstverständlich wird diese Ausgabe auch vieles zum erstenmal wieder enthalten, was in Zeitschriften, Almanachen und dergl. verstreut und versteckt gewesen ist. Aus öffentlichen und privaten Sammlungen ist eine Fülle ungedruckten Materials, vornehmlich Gedichte und Briefe hervorgeholt worden und wird jetzt zum erstenmal veröffentlicht werden. Die Ausgabe ist eine Subskriptionsausgabe. Doch ist der Preis von 8,50 Mark für den in großem Format erscheinenden, im Stile der Zeit Brentanos, und zwar außerordentlich geschmackvoll ausgestatteten, in Halbleder gebundenen Band geradezu billig zu nennen. Ich verweise im übrigen auf den Prospekt.

Brentano ist der romantischste Romantiker, in der ganzen Reihe der leidenschaftlichste, phantasievollste, launenhafteste, wunderlichste Künstler. In ihm lebt eine gewaltige sprachschöpferische Kraft, seine Verse haben eine Melodie, deren Reiz nicht zu analysieren ist, weil er aus

der Ursprünglichkeit des Empfindens und der Vorstellung ganz blumenhaft emporblüht. Gern läßt sich Brentano von der Musik der Worte ins Uferlose hinaustragen, seine phantastische Spielfreude ist manchmal noch stärker als sein künstlerisches Gewissen. Er wird selbst überrascht von dem Aufkeimen immer neuer Blüten, und so überrascht er auch uns durch die ewige Bewegtheit seines innersten Lebens. Er hat die letzten Geheimnisse des Volksliedes erlauscht, und wenn er Strophen aus dem Volksmund weiterdichtet, kann man kaum das Alte vom Neuen unterscheiden. Groß wird er, wenn seine Sehnsucht nach Selbsterkenntnis und Läuterung leidenschaftlich zum Durchbruch kommt. Die Phantasie „Alhambra" ist eine der großartigsten Dichtungen der deutschen Literatur, die persönlichste und lebendigste Allegorie. Brentanos religiöse Lieder sind von einer seltenen Inbrunst erfüllt, sie leuchten von wunderbaren Visionen, wie die „Romanzen vom Rosenkranz" oder der Hymnus „An den Engel in der Wüste". — Es ist geradezu beschämend, daß ein solcher Dichter bisher nicht die Würdigung erhielt, daß fast hundert Jahre vergehen mußten, ehe es versucht wurde, ihn zu verstehen und die strahlenden Lichtseiten seines allerdings zwiespältigen und von dämonischen, dunklen Trieben beherrschten Wesens hervorzukehren.

Dies zur Einführung der Ausgabe. — Der zuerst vorliegende Band enthält den merkwürdigen phantastischen Roman „Godri oder das steinerne Herz der Mutter". Man könnte über die Schönheiten und Vertracktheiten dieses Buches wiederum Bücher schreiben. Man muß Muße haben, um dieses Erzeugnis einer romantischen Phantasie des subjektiven Dichters genießen zu können. Von Zeitgenossen haben sich Vermehren, Heinse und Chamisso mit Begeisterung über ihn ausgesprochen. Letzterer schreibt an Varnhagen über den Roman (23. 5. 1806): „Ich lese den Godri; nur die ersten Blätter, aber welch ein Kernteufel scheint in ihm zu hausen! Verhält er sich nicht zu Wilhelm Meister, wie der gärende Most zu Lacrimae Christi?" Ich vermag auf den Inhalt hier nicht näher einzugehen, um so weniger, als der Reiz des Romans nicht in der Handlung zu suchen ist, sondern in den tausend verschiedenartigen Einfällen, Situationen, Phantasien, Arabesken, die seinen krausen Inhalt ausmachen. Brentanos Leben als Dichter spiegelt sich getreu in ihm. Hierzu teilt die Einleitung Amelungs einige wichtige Daten mit. — Dem Bande sind die Kupfer von Ramberg beigegeben, die die erste Ausgabe des Jahres 1801 zierten.

Hans Benzmann.

Abseits vom Wege.

Zwei Wiener Todesfälle aus der Theaterwelt vom Juli 1911.

Von Professor Dr. L. Fränkel

Dieser ungewöhnliche Sommer mit seinen marokkanischen Weltverwicklungen, wo es sich um Gleichgewicht und Austausch in tropischen Ländern dreht, und seiner afrikanischen Hitze, die über ganz Mitteleuropa lastet und brütet, hat mit der weit übernormalen Juliglut oder gar durch sie eine lange Reihe Menschen dahingerafft, die einstmals, sei es in engeren Kreisen, sei es bei größeren Massen, viel genannt, vielleicht sogar hochgeehrt, jetzt aber

längst in den tiefen Hintergrund des Tagesinteresses zurückgetreten waren. Zwei solchen Todesfällen aus der Kaiserstadt an der Donau, die wir der Welt des Theaters zurechnen müssen, sei hier ein kurzes Gedenkwort gewidmet; und wäre es auch nur — abgesehen von dem sachlichen Reize, den die beiden Gestalten bieten — um einmal wieder zu zeigen, wie gerade in der Sphäre des Theaters abseits der großen Heerstraße ganz eigentümliche Erscheinungen leben und weben, welche dem unparteiischen geschichtlichen Betrachter Aufmerksamkeit abzwingen. Scheidet, oft genug nach eigenen dramatischen oder theatralischen Erlebnissen, ein solcher „Nebenmensch" aus dem Diesseits, so bringen hie und da Lokalblätter bald verläßliche, bald fragliche Nachrufnotizen, wie sie eben schwankendes Wissen von Theater- und ähnlichen -Verhältnissen an den Strand wirft, bucht man diese nicht rasch mit kritischem Auge an sichtbarer Stelle, so schwindet binnen kurzer Frist fast jede Möglichkeit, Authentisches über die sowieso dem großen Gesichtskreis meistens Entrückten zu erfahren.

Otto Franz Leitenberger erlag am 22. Juli zu Wien plötzlich einem Schlaganfall, im 64. Lebensjahre. Obwohl nicht mit sonderlicher Tatkraft und Nachhaltigkeit auf dramatischem Felde hervorgetreten, ja, ihm seit Jahren beinahe entrückt, auch in weiteren Kreisen kaum näher bekannt geworden, verdient dieser vielseitige Literat hier doch eine knappe Würdigung. Denn wenn Leitenberger auch tiefergreifende Wirkungen doch nur als ausgesprochen katholischer Volks- und Jugendschriftsteller*) erreicht haben dürfte, so hegte und pflegte er zweifellos von jeher eine ungewöhnliche Neigung fürs Theater und war in mannigfacher Weise dafür tätig. Der — zu Aussig am 16. August 1847 — geborene Deutschböhme hatte sich zwar zunächst dem praktischen Eisenbahndienste in seinem Vaterlande Oesterreich, als dessen treuen Sohn ihn auch glücklich getroffene Dialektpoesien (voran „Hansl am Weg", 1880) bewährten, zugewandt, widmete sich aber gar bald der literarischen Tätigkeit. Er bevorzugte da, neben harmlos liebenswürdigen Gedichten und Erzählungen, mit denen er die Kinderwelt beschenkte, das ihm warm am Herzen liegende Drama. Na-

*) Meistens in den Sammlungen „Katholische Hausbibliothek", später „Katholische Schul- und Hausbibliothek", „Katholische Volksbibliothek". Es ist auffällig, daß folgende Nachschlagewerke keinerlei Angaben über Leitenberger enthalten: Fr. Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts; L. Eisenberg, Das geistige Wien. Künstler- und Schriftsteller-Lexikon I (1893); Fr. Wienstein, Lexikon der katholischen deutschen Schriftsteller (1899). Kürschners Deutscher Literaturkalender bringt ihn in den neueren Jahrgängen nicht mehr, jedenfalls wegen dauernden Schweigens auf Anfrage. Nur Keiters Katholischer Literaturkalender, 11. Jahrgang (1911), herausgegeben von K. Menne, bietet auf S. 280 Name und Geburtsangaben nebst nötigster Biographie (ohne Jahreszahlen). Kurzer, aber auf persönlicher Kenntnis beruhender Nachruf in den „Münchener Neusten Nachrichten" 1911 Nr. 348, S. 3; die in der „Frankfurter Zeitung", der „Kölnischen Volkszeitung", der „Germania" (Berlin) am 28. bezw. 29. Juli erschienenen Nachrufe stammen sichtlich aus zweiter Hand.

mentlich seine Volksstücke ernteten Erfolg und, wie er auf die breiteren Massen wirken wollte, zeigt seine Teilnahme an der „Katholischen Dilettantenbühne". Ich will hier von seinen theatralischen Erzeugnissen diejenigen nennen, die allein gedruckt und aufgeführt worden zu sein scheinen: das Lustspiel „Die zwei Diebe (1879), die Volksstücke „Die Straßbauer" und „Der Wunderdoktor" (dies 1891), das dramatische Gedicht „Der kleine Missionär", das Weihnachtsspiel „Die heilige Nacht". Seine andern buchmäßigen Veröffentlichungen liegen auf belletristisch-erzählendem Gebiete und sind an den in der Anmerkung unten notierten Stellen bei Kürschner oder Keiter größtenteils zu finden. Auch die vieljährige publizistische und journalistische Wirksamkeit des kenntnisreichen, liebenswürdigen und auch humanitär verdienten Mannes, die er lange Jahre erst an katholischen Zeitungen und Zeitschriften Münchens, dann am leitenden klerikal-konservativen Organ in Wien, dem „Vaterland", aber nie in hetzerischem Sinne, ausgeübt hat, gehört jedenfalls soweit hierher, als er dabei öfters auch das „Theaterspielen" gefördert und die Theaterkritik gelegentlich in die Hand genommen hat. Wohl aber muß eine Bemerkung aus dem in unserer Anmerkung angeführten anonymen Nekrolog aus vertrauter Feder Raum vergönnt werden. Dort heißt es nach allgemeiner Erwähnung seiner mit Erfolg dargestellten Volksstücke: er wirkte unter Heinrich Laube, mit dem ihn persönliche Freundschaft verband, in Wien, später bei Pollini in Hamburg, und trat dann zur Tagespublizistik über. Trotz gründlicher Umschau bei H. Laube und in der Literatur über ihn — so auch in A. von Weilens gediegener Ausgabe seiner Theaterkritiken und dramaturgischen Aufsätze in den „Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte", 1906 — und obwohl ich als Verfasser der Lebens- und Charakterskizze des Hamburger Theater-Napoleon (H. Stümcke in den „Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte", Band 17, 1911, S. 24) in der „Allgemeinen deutschen Biographie" das Pollini-Material zu beherrschen meine, vermag ich leider nichts zur Aufhellung obiger Notiz beizutragen. Wer hilft da etwas weiter, erzählt vielleicht von dem „reichen Schatz interessanter persönlicher Erinnerungen", aus dem Otto Leitenberger zu spenden pflegte und die sich zweifellos gutenteils auf seine Erfahrungen mit Theater- und Bühnenwesen bezogen?

Die erste Wiener Volkssängerin. Nicht nur die Besucher der vielberufenen Vergnügungen des Praters in der österreichischen Hauptstadt wissen von dem Jubel, der den echten „Wiener Volkssängern" dort in der Heimat dieser durchaus selbständigen Abart lebender, gutenteils improvisierter Volksbühnen entgegenschallt. Vielmehr konnte man wiederholt auf sachkundige Schilderungen von diesen Vertretern einer ganz eigenartigen melodramatischen Kunstgattung lesen: Vincenz Chcavonci, Eduard Pötzl, wohl auch Balduin Groller, besonders aber Friedrich Schlögl haben zum Ruhm der angeborenen Theaterfreudigkeit und unerschöpflichen Lustigkeit ihrer schönen Vaterstadt mancherlei davon erzählt. Nun hat sich Schillers „Wallenstein"-Vers: „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" schon bei Lebzeiten an

einem Mitgliede dieses berühmten Wiener Volkssängertums bewahrheitet, dessen einstige Triumphe eine Fortdauer des Namens ernstlich verdient hätten. War sie, Karoline Weidinger, doch gleichsam die Trägerin der Frauenemanzipation für ihren Stand: zeitlich die erste Volkssängerin Wiens, die auf dem Brettl den Beruf ausübte und durch wagemutiges Auftreten ungezählten Geschlechtsgenossinnen den Schritt zur Volksbühne zeigte. Sie war dazumal geradezu eine der populärsten Persönlichkeiten Wiens: in ihrer Blütezeit, da sie zur Volkssänger-Gesellschaft des sogenannten „hatscheten Stöckl“ gehörte. Als sie später mit einem kleinen Beamten, Milao, die Ehe schloß (machte sie etwa schon der neue urslavische Name der Abtrünnigkeit vom urdeutschen Wiener dramatischen Volkshumor und -Gesang verdächtig?) und vom abendlichen ins Alltagsdasein trat, gerieten ihr Ruf wie ihr Name in Vergessenheit und jetzt, wo sie Mitte der zweiten Juliwoche in der Wiener Landesheilanstalt am Steinhof ziemlich bejahrt verstarb, bedarf es erst des Chronisten, um an diese älteste Repräsentantin des weltbekannten Typus der Wiener theatralischen Volkssängerin zu erinnern.

Insbesondere in einer ausgesprochenen, noch dazu halb internationalen Theaterstadt wie die Habsburgerresidenz laufen Pflege und Lust, welche die Bevölkerung den berufenen Vertretern entgegenträgt, mit Vorliebe nachhaltig in versteckten Seitenkanälen. Um so schwieriger, aber auch um so nötiger bleibt es, auf diese verborgenen Strömungen zu achten und gerecht zu würdigen; eben sie eröffnen mannigfachen lehrreichen Einblick in die Irrgänge des Fortschritt oder Stillstandes beim deutschen Theater.

Henri Bergsons Schriften.

Henri Bergson: Zeit und Freiheit (Essai sur dannées immédiates, de la conscieuce) Einführung in die Metaphisik, Materie und Gedächtnis. Vlg. Eugen Diederichs, Jena.

Einem jeden, der sich in das Gebiet einarbeiten will, wird die Philosophie als ein unentwirrbares Chaos erscheinen, in dem kleinlichste Originalitätshascherei in armseliger Sucht nach Differenzierung scheinbar die wenigen großen, die Menschheit seit Urbeginn bewegenden Probleme mit einer Fülle von Lösungen zugedeckt hat. So ist die königliche Wissenschaft, die nach Simmel ein Reagieren auf das Ganze des Daseins bedeutet, zu einem Tohuwabohu geworden, in das der Atem eines Schöpfers dringen muß, damit die Wasser sich trennen und eine Scheide werde zwischen Himmel, Wasser und Erde.

Ein solcher Künstler ist Henri Bergson. Ich sehe ihn mit seinem Meißel vor den Block treten und ihn mit Meisterhand zerteilen, um zwei Figuren heraus zu arbeiten aus dem toten Gestein, und dann die Figuren verwerfen, um sich dem Fluidum zwischen ihnen zuzuwenden. „Wenn man sich buchstäblich an das hielte, was Metaphysiker und Gelehrte sagen, ebenso wie an den Inhalt von dem, was sie tun, könnte man glauben, daß die ersteren unter der Wirklichkeit einen tiefen Tunnel gebohrt haben, daß aber der lebendige Strom der Dinge zwischen diesen zwei kunstvollen Arbeiten hindurchgleitet, ohne sie zu berühren.“

Um ihn seinerseits zu fassen, revidiert Bergson das Mittel zur Erkenntnis. Wie hoch ist der Begriff und das Denken einzuschätzen? Sie ziehen ihren Wert aus der Praxis, sagt Bergson, und da es für das praktische Handeln zum Erfassen und Beherrschen der Erscheinungen geeignet ist, mechanisiert unser Intellekt das Geschehen. Die Tätigkeit des Intellektes ist immer interessiert, entweder auf ein Ziel hin oder von einem Gesichtspunkt aus und es geht nicht an, diese Art auf ein uninteressiertes Erkennen des Objektes anzuwenden. Und dann: jede Analyse stellt uns den Dingen gegenüber, reißt eine Kluft auf zwischen Subjekt und Objekt, die der Begriff nicht überbrücken kann, „da er ein Schema, eine vereinfachte Rekonstruktion, oft ein bloßes Symbol, in jedem Fall eine bloße Ansicht von der verfließenden Realität ist."

Um die ewig werdende Kontinuität des Lebens, die nie rastende Schöpfung eines Neuen einzufangen, muß Bergson ein neues Erkenntnismittel finden. Er ist die Intuition, vermöge deren wir die Dinge gleichsam von innen her sehen, eine Art intellektueller Einfühlung, die ein Zusammentreffen, ein Decken mit dem Gegenstande betrifft, so daß ich nun sein eigenstes Leben, sein Individuellstes, Unausdrückbarstes besitze. Während der Verstand alles Geschehen in Teile zerlegt und die wahre Bewegung und Stätigkeit durch stabile Elemente vergeblich zu rekonstruieren sucht, geht der Instinkt auf das Leben selbst, und findet hier nicht die Ruhe, die Grenze, den Raum, sondern Bewegung, Verfließen und Zeit.

Ich denke mir, daß dieses das erschütternde Erlebnis Bergsons gewesen ist, nachdem ihn seine mehr künstlerische Attitude der Außenwelt gegenüber auf das Erkenntnismittel der Intuition gewiesen hatte: daß alles ewiges Fließen, Ineinanderverschwimmen und Werden ist. Es ist der stärkste Kontrast, wenn man Bergson gegen die antike Philosophie stellt. Ihr Wesen erschöpft sich in der Entwicklung des Unveränderlichen, der unbeweglichen, ewigen Ideen. Nur indem man das Beharrliche, die in sich ruhende Existenz zum Prinzip machte, konnte Zeno in seinem berühmten Paradoxon die Bewegung leugnen, während er sie in Wirklichkeit nur zu einer Raumstrecke gemacht hat. Auch die christliche Philosophie und Wissenschaft ist räumlich orientiert, und selbst die moderne Naturwissenschaft betont „die Identität der Welt mit sich selbst". Ihre „Gesetze" leugnen die Möglichkeit eiens Neuen in der Welt.

Was ist Bergsons „durée intévieuve". Sie ist die unmittelbar lebendige Zeit als Entfaltung des Lebens, ist ein ununterbrochener, lückenloser Zusammenhang, ist „le progrès continu du passé". Sie ist nicht zerlegbar und meßbar — das beruht auf räumlichen Verwechslungen, gegen die sich Bergson wahrt. Sie ist eine absolute, nicht reduzierbare, einfache und klare Tatsache und die Unbeweglichkeit ist nur die äußerste Grenze der Verlangsamung der Bewegung, eine vielleicht bloß gedachte Grenze die niemals in der Natur realisiert ist. Diese durée ist nicht durch Analyse zu fassen, sondern man muß sich durch Intuition in sie hineinversetzen, um jene Spannung zu

erreichen, die wir nach zwei Seiten hin verfolgen können. Auf der einen treffen wir auf „eine immer zerstreutere Dauer, deren Pulsschläge schneller als die unseren sind, indem sie unsere einfache Wahrnehmung zerteilen, ihre Qualität in Quantität verdünnen: an der Grenze wäre das rein Homogene, die reine Wiederholung, durch welche wir die Materialität definieren. In der anderen Richtung gehen wir auf eine Dauer zu, die sich immer mehr in sich spannt, sich zusammenzieht, immer intensiver wird; an der Grenze würde die Ewigkeit des Lebens sein".

So kommt Bergson aus der Definition der Dauer zu dem großen Problem: Materie und Geist, und widmet der Lösung sein Buch: Materie und Gedächtnis. Im Psychologischen muß mehr als irgendwo sein Zeitbegriff anzuwenden sein. Hier ist alles kontinuierliches Werden. Zunächst reißt er die Kluft auf und setzt die Materie an das eine, den Geist an das andere Ende der Stimmung. Aber die erstere ist nur durch Unterbrechung des zweiten entstanden. In einem seiner anschaulichsten und prächtigsten Bilder sucht er das klar zu machen. Der Dichter kann durch Inspiration ein neues Gedicht schaffen, aber die schöpferische Spannung braucht nur nachzulassen, damit das Gedicht gleichsam automatisch in Buchstaben und Worte zerfällt.

„Das Universum, das Absolute selbst ist Werden und Leben", ist schöpferisch bildender Trieb, der die Materie beseelt, der immer neue und immer reichere Gestalten aus ihr formt, bis er im Menschen sich befreit und zum Herrn des überwundenen Stoffes macht. So sind wir selbst Wellen in dieser anschwellenden Flut; wir stehen in den vordersten Reihen dieser emporbrängenden Selbstentwicklung und Entfaltung der Welt, in uns hat die steigende Woge einen vorläufigen Höhepunkt erreicht. Aber sie selbst dringt vorwärts, über uns hinaus, die wir nur flüchtige, vorübergehende, einmalige Materialisationen des unerschöpflichen Lebensschwunges sind. Da das Universum selbst lebt und strebt, so können wir ihm nur nahen, wenn wir den Blick auf unser lebendiges Wollen richten. Nicht in Gedanken läßt Gott sich nachbilden, er ist keine in sich ruhende Idee, keine reine Form, er ist Bewegung, Werden, Wachsen. In der freien Tat der künstlerischen Phantasie, da ist er zugegen, da wiederholt sich in uns sein Schöppfungsakt. „Daß eine Welt von Dingen geschaffen werden kann, verstehen wir nicht, daß aber unser Tun wächst und sich steigert, das kann jeder von uns selbst in sich wahrnehmne. Solches Tun ist das Wesen der Welt."

In diesen scharf charakterisierenden Worten Kroners (Logos, Heft 1) liegt schon Bergsons Anschauung vom freien Willen beschlossen. Ein Mensch, der sich der Welt gegenüber so eminent tätig, schöpferisch fühlt, wie sonst nur ein Künstler, muß gegen die Entpersönlichung und Entwertung des Lebens opponiert. Während alle Materie unveränderlichen, gleichen Gesetzen folgt, folgen muß, so daß in ihrer Gegenwart jede Zukunft zu berechnen ist, hat der Mensch die Wahlmöglichkeit oder wenigstens, er kann sie haben. Denn Freiheit und Notwendigkeit sind nur Gradunterschiede. Je mehr wir von

uns selbst Besitz ergreifen, je mehr wir individuell, persönlich sind, um so freier werden wir handeln. Aber es kann kommen, daß Menschen zwischen Geburt und Tod nicht einmal die wahre Freiheit gekannt haben. So sagt Bergson in seinem genialen Erstlingswerk: Zeit und Freiheit: „Es gibt zweierlei verschiedene Ichs, wovon das eine gleichsam den äußeren Niederschlag des anderen bildet, es räumlich und gewissermaßen sozial vertritt. Das erste Ich erreichen wir durch ein vertieftes Nachsinnen, das uns in unseren inneren Zuständen lebende Wesen erkennen läßt, die sich ohne Aufenthalt umbilden, Wesen, die sich jeder Messung sträuben, die sich einander vollkommen durchdringen und deren Aufeinanderfolge in der Zeit nichts gemeinsam hat mit einer Nebeneinanderreihung im gleichförmigen Raum. Aber die Augenblicke, in denen wir uns selbst in dieser Weise erfassen, sind selten und deshalb sind wir auch nur selten frei. Meistenteils leben wir entäußert von unserem wahren Selbst, wir bemerken das nur farblose Gespenst unseres Ichs, den Schatten, der von der reinen Dauer in den homogenen Raum geworfen wird. So entfaltet sich unser Dasein eher im Raume als in der Zeit; wir leben mehr für die Außenwelt als für uns selb; wir werden mehr gehandelt als daß wir handeln; wir sprechen mehr als daß wir denken. Frei handeln heißt, wieder Besitz von sich selbst ergreifen, sich in die reine Dauer zurückversetzen."

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, die Fülle der feinen Problemstellungen und eigenartigen Lösungen anzudeuten und den umfassenden, schöpferischen Geist in die nötige Distanz zu stellen zu den Krämern und Kärnern der heutigen Philosophie. Es wird nichts helfen, ihn uns näherzubringen, indem wir unsere Riminiszenzen betonen. Wenn wir auch an Fichte und den Mystizismus, an Mach und James erinnert werden, keine Aufteilung und Synthese dieser Art wird uns Bergsons Gedankengänge näherbringen. Er würde uns darauf vielleicht antworten, alle Gegenwart sei ein Punkt, der gesättigt mit den Momenten der Vergangenheit in die Zukunft strebe. Er will als Ganzes, als Künstler betrachtet sein, als Meister des Wortes, als Kenner des Stoffes, als Schaffender aus dem Urgrund. Er hat wieder einmal eine bedeutsame Antwort auf das Ganze gegeben, vielleicht nicht in den Grenzen der Philosophie. Aber die Grenzen sind nicht dazu da, den Geist einzuzwängen, sondern um vom Geist gezogen zu werden. M. R. Schönlank.

Carl Fr. Glasenapp: Das Leben Richard Wagners. 6. Band. Leipzig. Breitkopf u. Härtel.

Ein Lebenswerk liegt nun vollendet vor uns. Endlich ist der Schlußband dieses gewaltigen Werkes ausgegeben worden, nachdem dessen 5 erste Bände bereits in vier starken Auflagen Verbreitung gefunden. Auf mehr als 800 Seiten Großoktav-Formats werden uns die letzten Lebensjahre des Bayreuther Meisters von 1877 ab zum Teil nach eigenen Erlebnissen des Verfassers, größtenteils aber auf Grund eines ungemein reichhaltigen, ja überwältigenden Quellenmaterials detailliert geschildert. Sehr dankbar müssen wir

es begrüßen, daß mit Bienenfleiß alles zusammengetragen ist, was an denkwürdigen und interessanten Aussprüchen Wagners aus jener Zeit bekannt geworden ist, und zwar besonders auf Grund der von diesem gepflegten reichhaltigen Lektüre und musikalischen Hausbeschäftigung. Der Hauptteil des Bandes gilt natürlich dem Parsival, dessen Entstehungsgeschichte bis ins kleinste dargelegt wird, ebenso auch die Zeit seiner ersten Aufführungen. Eine große Rolle spielt auch die Begründung und Ausgestaltung der Bayreuther Blätter. Ausführlich wird auch all der Persönlichkeiten gedacht, die mit dem Meister in Berührung gekommen sind; ich erwähne da nur Hans von Wolzogen, den Grafen Gobineau, Paul von Joukowsky, Adolf Groß, Heinrich von Stein, Anton Steidl, Humperdinck und die zahlreiche an den Aufführungen beteiligte Künstlerschaar, nicht zu vergessen auch Angelo Neumann, den Begründer des wandernden Richard-Wagnertheaters. Die große Verehrung für die „hohe" Frau (Cosima Wagner), die schwärmerische Liebe des Verfassers für Siegfried Wagner kommt auch in diesem Bande öfters zum Ausdruck. Bei allem Bemühen Glasenapps, objektiv zu sein, verfällt er doch nicht selten in den Fehler, den Meister, für den doch durchaus das Wort gilt: „Homo sum", für unfehlbar anzusehen. Ebenso wie er, was er hervorhebt, die früheren Bände auf Grund namentlich der Briefpublikationen neuester Zeit noch einer Umarbeitung zu unterziehen hat, so wird er auch im Schlußband noch kleine Korrekturen vornehmen müssen. Wenn Frau Cosima dem Chef der Firma B. Schotts Söhne schriftlich bezeugt hat (am 12. Nov. 1877; vgl. Wagners Briefwechsel mit seinen Verlegern, Bd. 2. S. 211), daß er Wagners bei seiner Firma kontrahierte Schuld nie exigiert habe und daß diese Schuld ihrem Manne nie drückend gewesen sei, so nimmt sich die gegenteilige Behauptung Glasenapps (S. 17) doch merkwürdig aus. Auch die Darstellung über das Verhalten Mendelssohns in betreff der ihm dedizierten C-dur-Sinfonie Wagners bedarf der Berichtigung. Zu falschen Vorstellungen verführt auch, was G. über das persönliche Liniieren der Parseval-Partitur durch Wagner erzählt. Arg verstimmend in der Ausdrucksweise G.s muß wirken, was Wagner über die Brahmssche C-moll-Sinfonie gesagt haben soll. Auch manches mitgeteilte Urteil Wagners über Schumann (z. B. er kenne von diesem keine eigentliche Melodie) hätte als gelegentliche Entgleisung bezeichnet werden müssen. Dem Aesthetiker Wagner kann eben nicht dieselbe Bedeutung beigelegt werden, wie dem Dichterkomponisten. Aus der Rolle des Historikers fällt übrigens G. bei seiner Parteinahme für die 50jährige Schutzfrist und in seinem Überblick über die Bayreuther Festspiele nach Wagners Tod.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Joh. Brandenberger, Das Konservatorium für Musik in Prag 1811 bis 1911. Verlag des Vereins zur Beförderung der Tonkunst in Böhmen zu Prag.

Auf 400 Seiten Großoktav gibt der Verfasser unter ausgiebiger Benutzung der 1858 erschienenen Denkschrift von A. W. Ambros eine auf Urkunden beruhende ausgezeichnete

Geschichte des rühmlichst weit über die Grenzen Böhmens bekannten Prager Konservatoriums und damit einen recht wichtigen Beitrag zur Musikgeschichte Böhmens, welches Land einen ungemein rührigen und opferwilligen Verein zur Beförderung der Tonkunst besitzt. Sehr wertvoll ist die Uebersicht über die Programme der Konzerte der Anstalt seit 1815; leider war oft nicht mehr festzustellen, welche Nummer die in dem einen oder anderen Programm nur als „große Symphonie" von Beethoven angeführte gewesen ist. Zu den Konzerten der Anstalt sind auch noch die Konzerte der sogen. Tonkünstlersozietät hinzugerechnet. Sehr willkommen ist das Verzeichnis aller derer, die das Konservatorium bezw. die später damit vereinigte alte Orgelschule absolviert haben. — Eine schöne Ergänzung zu diesem wertvollen Buche bietet der Katalog der von Rudolph Freiherrn von Prochazka anläßlich der Jahrhundertfeier des Konservatoriums veranstalteten musikalischen Ausstellung, die Musikschätze aus fünf Jahrhunderten enthalten hat. In diesem Katalog sind auch Briefe von Wagner, Liszt, Rubinstein, Smetana abgedruckt. W. A.

Versuchung.

Kann eine Seele von sich selber weichen?

Jedes Wesen sucht sein Selbst.

Jedes Wesen hat ein Selbst — das ist in ihm der Wille des Weltwesens, der ihn so — nicht anders — gewollt. Darum ist auch jede Unwahrheit ein von sich selber weichen, denn jede Kürze verleugnet das wahre Wesen des Redenden.

Wir aber unterstehen alle der Versuchung „von uns selber zu weichen", wenn wir außer uns liegende Dinge höher bewerten als unser Selbst. Sich treu sein ist Lohn und Tugend in sich selber. Sich selbst erfüllen kann nur jedes Wesens Ideal sein.

Ein Huhn wird nie ein guter Jagdhund, ein Nähmädchen kaum ein Buddha und ein Napoleon kaum ein gutes Nähmädchen.

Das Tier, das nicht so viel reflektiert, erfüllt den Sinn seines Daseins zumeist weit besser, als der viel weiter reflektierende Mensch.

Und, je höher der Mensch steht, um so mehr reflektiert er und um so eher wird er versucht, sein Selbst zu verlieren um irgend eines Gewinnstes willen.

Aber auch um so höher bewertet der Mensch sein Selbst.

Die Treue großer Männer zu ihrem eigenen Wesen hat darum auch höchste Bedeutung, weil eben diese Treue den Griffel der Geschichte führt.

Adams Fall bedingte nach Mose eine völlige Umwandlung aller Dinge.

Jesu Fall hätte nicht mindere Bedeutung gehabt. Nehmt der Weltgeschichte den Sieg des Nazareners über an ihn herandrängende Versuchung und ihr wandelt das Antlitz der Erde.

———

Christus: Epische Dichtung von Paul Friedrich. 3. Aufl. Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle a. d. S. Beschreibt in Traumbildern Jesu dessen Versuchung. Es sind tiefe, ernste Gedanken, welche sich durch Friedrichs Gesänge um die Stationen der Versuchung Christi drängen.

Seelisch empfindsame Regungen über die Frage: „Bin ich's — Jesus: der Christus?" Es sind nicht nur Worte, nicht nur dichterische Werte.

Fahrenkrog.

Die Ehrung von Pierre Loti.

Mit einer Anrede überreichte der Kommandierende Admiral des französischen Mittelmeergeschwaders de Jonquières einem alten Kameraden, dem Fregattenkapitän a. D. Julien Viaud das Komturkreuz der Ehrenlegion. Mr. Viaud ist der berühmte Romanschriftsteller Pierre Loti. Seine alten Kameraden von der Kriegsmarine machten sich das Vergnügen, ihm an Bord des Schlachtschiffes „La Patrie" die Dekoration überreichen zu lassen; denn sie wußten, daß Mr. Viaud allen Ruhm als Dichter hingeben würde, um die Uniform eines aktiven Admirals tragen zu dürfen. Der Admiral de Jonquières hielt die Anrede, weil er und Viaud zusammen die erste Reise in die ostasiatischen Gewässer machten, und die Sprache ist die der Taiti-Insulaner, deren Liebesleben P. Loti mit so viel poetischem Glanz gefeiert hat. Seine ehemaligen Kameraden ließen beim Bankett alle Hauptfiguren von Lotis exotischen Romanen aufleben, um ihren Erzeuger zu feiern. Beim Abschied von den Kameraden erklärte der schriftstellernde Seemann, daß der Kapitän J. Viaud allerdings in Pension gegangen sei, daß dafür aber Pierre Loti in aktivem Dienste bis an sein Lebensende verbleiben werde. Dr. F. L.

Franz Servaes: Wenn der Traum zerrinnt. Novellen. Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin W.

Der Verfasser des vielbesprochenen Romans „Michael De Ruyters Witwerjahre" trit hier mit einem Novellenbande hervor. Er erscheint als der gleiche, und doch als ein anderer. Auch hier überrascht uns wieder die unbedingte Lebendigkeit und erstaunliche Vielgestaltigkeit der Personen, die knappe, malerische, heißblütige Diktion; und nicht minder daneben ein Unterton von weiser, stiller, wehmütig-entsagender Weltbetrachtung, die sich jedoch im Handumdrehen in schalkhaft-spöttische Ironie zu verwandeln vermag. Doch von den Gegenden des Rheines, in denen der Roman und sein Verfasser heimisch sind, werden wir in den Novellen hinweggeführt und in bunter Reise fast durch ganz Deutschland und Österreich, nach Wien, Berlin, Dresden, München, in einem Falle auch nach Oberitalien geleitet, und in jedem Falle ist die erzählte Handlung aufs engste mit ihrem Schauplatz verwachsen, voll echter, greifbarer Bodenbeständigkeit.

Humor und Tragik reichen sich in diesen Geschichten die Hand und schlingen einen bunten Reigen. Sie bewegen sich, bald klagend und ergriffen, bald ausgelassen-übermütig, um das ewige Menschheitshema der Enttäuschung. „Wenn der Traum zerrinnnt" hat daher der Verfasser seine Novellensammlung betitelt. Und was kommt, wann der Traum zerronnen ist? Gewiß, für die einen ein graues Erwachen, für die andern vielleicht auch — ein neuer Tag . . .

Musikbeigabe

Auf der Heide.

(Martin Greif.)

Edmund Schröder, Op. 1.

Sehr getragen und schwer.

Singstimme.

Auf ö - der Hei - de steh' ich da, sie liegt so schweig - sam fern und nah. Die Nacht schon brei - tet ernst sich hin, die See - le möch - te wei - ter - zieh'n

Klavier.

pp poco a poco cresc.

Die Bässe sind sehr gebunden zu spielen.

con sordino

p

senza sordino con sordino

poco a poco diminuendo pp

*) Mit freundl. Erlaubnis des Verlages Ries & Erler Berlin.

Romantische Walzer.

Ernst Mehlich, Op. 3.

1. Grazioso.

p dolce

Ped.

1. 2. Poco più moto

mf

poco agitato

calmato

a tempo

pp.

f

Tempo I.

poco rit.

grazioso

M. W. 501

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages R. Reibenstein, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Musikbeigabe

2.

Dolce.

p

Ped.

sempre legato

più p

dolce legato

p dolce

sempre legato

Zu unsrer Musikbeigabe

Ernst Mehlich und Edmund Schröder.

Wie schon öfters, so sollen auch unsere diesmaligen Musikbeilagen auf zwei talentvolle junge Tonsetzer aufmerksam machen, die, wenn nicht alles täuscht, einer aussichtsreichen Zukunft entgegengehen. Beide stammen aus Berlin.

Der jüngere Ernst Mehlich (geb. 9. Februar 1888) ist der bisher vom Glück mehr begünstigte. Er hat bereits in Robert Reibenstein (Verlag der Musikwelt, Groß-Lichterfelde-Berlin) einen Verleger gefunden, der auf sein ganzes Schaffen Beschlag gelegt hat, weil er darauf vertraut, daß es bald nachhaltige Beachtung finden wird. Er hat bereits fünf Werke Mehlichs durch den Druck bekannt gemacht. Es sind dies zwei Hefte schwungvoller und packender, in der Klavierbegleitung vielleicht etwas anspruchsvoller Lieder (op. 2: Vier Gedichte von Theodor Storm: Schließe mir die Augen beide; Abseits; Abends; Im Volkston — op. 5: Drei Gedichte von Goethe: Rastlose Liebe; Gleich und gleich; Mut) und drei Hefte Klaviermusik, nämlich 4 Intermezzi op. 1, die romantischen Walzer op. 3, aus denen wir die melodisch und harmonisch höchst anziehenden ersten beiden Nummern zum Abdruck bringen, sowie die eben herausgekommenen Phantasie-Variationen über ein eigenes Thema op. 6, die recht viel Eigenartiges auch in rhytmischer Hinsicht bieten. Demnächst erscheint auch ein ganz reizendes, den alten Rokokostil nachahmendes und doch modernes Menuett für Klavier und in verschiedenen andern Ausgaben. In einer Bearbeitung für Streichorchester ist dieses Menuett vor kurzem in einem Konzert des Berliner Tonkünstlerinnen-Orchesters zur Aufführung gekommen und hat sehr gefallen. Das bedeutendste Werk Mehlichs ist noch ungedruckt; es ist dies ein umfangreiches Klavierquartett, in dem eine mächtige Phantasie, wuchtige, ja grandiose Gedanken, aber auch reizvolle Melodien zahllose Feinheiten der Harmonik und Rhythmik jedermann fesseln müssen. Einen starken Einfluß hat offenbar Brahms auf den jungen Komponisten ausgeübt, doch merkt man es sofort, daß er auch in der Ideenwelt eines Richard Wagner und Richard Strauß zu Hause ist, ohne in den äußeren Formen das Vorbild der Klassiker aufzugeben. Er verdankt seine höhere musikalische Ausbildung der Königlichen Hochschule für Musik, die er neben der Universität bezog, nachdem er mit 18 Jahren das Abiturientenexamen gemacht hatte. Seine ersten kompositorischen Versuche fallen schon in sein zwölftes Lebensjahr; seine Veranlagung verdankt er seiner hochmusikalischen Mutter. Nach Absolvierung der Hochschule, woselbst er Klavier bei Heinrich Barth und Theorie bei Max Bruch und Robert Kahn studiert hatte, wurde er 1909 Theaterkapellmeister in Detmold, 1910 in Koblenz und wirkt jetzt am Stadttheater in Barmen. Sein Ehrgeiz zielt darauf hin, später Diri-

gent eines großen Sinfonieorchesters zu werden.

Von Edmund Schröder sind bisher nur drei Lieder op. 3 von dem bekannten großen Verlag Ries u. Erler in Berlin veröffentlicht worden, während in seinem Pulte zahllose Lieder, Violin- und Klavierstücke, sowie ein großes Klaviertrio ruhen. Man merkt es dem vorwiegend düsteren, gegen den Schluß aber von echter Inspiration zeugenden Liede „Auf der Heide", dessen Abdruck uns gestattet ist, an, daß dem Komponisten von früher Jugend an die Glücksgöttin nicht gerade hold gewesen ist. Er ist am 13. Dezember 1882 geboren und fand in seiner durchaus unmusikalischen Familie nicht allzu viel Verständnis für seinen Künstlerberuf. Gefördert wurde er sehr von Professor Philipp Scharwenka, später besuchte er drei und ein halbes Jahr die Königliche Hochschule für Musik und erhielt Unterricht im Klavierspiel von Karl Heimann in der Theorie von dem vortrefflichen, seiner Lehrtätigkeit leider schon entrissenen Heinrich van Eyken. Sehr viel Anregung wurde ihm neuerdings von Max Reger zuteil, der ihm eine Freistelle bewilligt hatte. Er lebt jetzt in Berlin als Privatlehrer, jedoch ohne den Vorzug zu haben, in den Kreisen der oberen Zehntausend Beachtung zu finden. Doch tröstet ihn dafür sein eigenes Schaffen, mag dieses auch zunächst nur einem sehr, sehr kleinen Kreise bekannt werden.

Professor Dr. Wilh. Altmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. Curt Radlauer, Berlin W., Traunsteinerstraße 3. — Redakteur für Kunstwissenschaft und künstlerische Naturbetrachtung: Prof. Hanns Fechner, z. Zt. Schreiberhau. —
Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 115/16.

Inhalt des 138. Bandes:
Juli/August/September 1911

Politik, Geschichte und Volkswirtschaft:

Wissenschaft und Reisebeschreibungen:

Romane, Novellen und Skizzen:

Gedichte:

Literatur und Theater:

Bildende Kunst:

Mufikbeigaben:

Kmiftbeigaben:

Privatdozent Tr. Albrecht Wirt!) (München):

Ein japanisches Festlandreich.

Die Normannen eroberten vom europäischen Festland e aus die britischen Inseln. Später wandten sie sich, die allerdings niemals ihren Besitz in der Normandic aufgegeben hatten, nach dem Festlande zurück und eroberten mit gewaltiger Faust ein gutes Drittel von Frankreich, zeitweilig sogar die Pyrenäen überschreitend. Ganz ähnlich sind „die 10 000 Inseln" im fernen Osten, wenn anders der Sinologe Parker recht hat, um 200 n. Chr. von tungusischen Herr- schern, von dem Sienti Tan shtih-kwei besetzt und seinem ungeheuren Reiche, das sich in einer Ausdehnung von beiläufig 18 Millionen Kilometer bis zum Eismeer und im Westen bis mindestens zum Balkasch-See erstreckte, zugefügt worden. Höchst wahrscheinlich ist über dies Unternehmen nicht das einzige seiner Art gewesen. In noch früherer Zeit muß eine ganze Reihe von tungusischen und mon- golischen Zügen nach Iapan gegangen sein. Das ergibt sich schon aus der Sprache. Denn wie man schon seit Grunzet wußte und wie jüngst durch ein erschöpfendes wissenschaftlich grundlegendes Werk von Winkler abermals bestätigt wurde, gehört das Iapanisch zur Al- taischen Sprachgruppe. Ich würde allerdings nicht annehmen, daß es ohne Rest in das Altaischc aufgeht, sondern würde nicht unwesent- liche malajischc Einflüsse und außerdem solche wenn auch geringere, der Dravida- und der Tibeto-Barmaner annehmen, von der in ihren Zusammenhängen noch immer rätselhaften Sprache der Aino ganz abgesehen: Genug, ein weitgehender linguistischer Zusammenhang zwischen Iapan und dem asiatischen Festland ist vollauf bewiesen und die notwendige Folgerung daraus ist, daß in Urzeiten die ja- panischen Inseln vom Festlande aus besetzt worden sind. In der Gegenwart machen es nun die Iapaner so, wie einst die Nor- mannen. Sie kehren nach dem Festlande zurück und suchen, mit ihren Inseln nicht zufrieden, auch auf dem Kontinente weiträumigen Besitz zu erwerben. Die erste Stufe war die Angliederung von

trstion pacilic in der ganzen Südhälfte der Mandschurei und die dritte Stufe ist der Versuch, einen gewaltigen Pufferstaat, der unter dem Einflusse des Mikado stünde, zwischen Sibirien und China zu schaffen.

Die Bevölkerung Dei-Nipons ist in rascher Zunahme begriffen. Man kann bis auf mehr als eine halbe Million im Iahre schätzen. Das Kaiserreich beherbergt jetzt mehr als 51 Millionen Bewohner, davon reichlich 47^ Millionen Iapaner (die angegliederten Gebiete auf dem Festlande nicht mitgerechnet). Schon längst erscholl denn auch der Ruf: Land, neues Land! bei den geringen Löhnen und den steigenden Preisen der Lebensmittel, bei dem unerbittlichen Wett-bewerb des Wirtschaftslebens in der Gegenwart haben die Berater des Mikado schon seit Iahrzehnten nach Mitteln und Wegen gesucht, um den Überschuß der Bevölkerung geeignet unterzubringen. Zunächst haben sie dabei Lücken in dem eigenen Lande auszufüllen gesucht. Eine starke Auswanderung wurde nach dem Norden der Hauptinsel Hondo und besonders nach der Insel Iesso, heute gewöhnlich Hokeido (ungefähr „Nordgebiet") gelenkt. Noch vor einem Menschenalter betrug die Bevölkerung Iessos kaum 160 OVO Seelen; jetzt hat sie eine Million überschritten. Blühende Städte haben sich dort erhoben, wo noch unlängst Urwälder wuchsen und der Bär hauste; die Häfen wer-den von zahlreichen Schiffen angefahren und sogar eine Art Universi-tät wurde in Sapore errichtet. Allein für die rasche Zunahme der Bevölkerung genügte Iesso allein bei weitem nicht. Nun wurde auch noch Formosa gewonnen. Es scheint jedoch seltsamer Weise, als ob den Kindern Amaterasus, der Sonnengöttin, die tropische HKtze weniger zusagt, als arktische Kälte. Auch konnte man schon bei dem Kriege von 1895 beobachten, daß aus Formosa nicht weniger als 12<XX) Soldaten durch Krankheiten zugrunde gingen, während der mandschurische Feldzug nur 3000 Opfer durch Krankheiten erforderte. Vielleicht ist diese auffallende Erscheinung dadurch zu erklären, daß eben doch vielmehr Iapaner aus Sibirien und Nachbarländern stammen, als aus malayischen und Dravidagegenden. In Überein-stimmung mit dieser Beobachtung steht es, daß bis zum heutigen Tage, nach einer fünfzehnjährigen Besetzung, nicht mehr als 65 bis 80 000 Iapaner — es ist sehr schwer, genaue Statistiken zu erlan-gen — sich dauernd auf der schönen Insel niedergelassen haben. Also auch hier, auch in der tropischen Erwerbung, war nicht Raum genug

für den Geburtenüberschuß des tatkräftigen, beständig wachsenden Volkes. Seit etwa anderthalb Iahrzehnten hat man es dann weiter mit einer überseeischen Auswanderung versucht. Zehntausende von Kindern Nippons ergossen sich nach Sibirien, um dort an der großen Bahn oder sonstwo zu arbeiten, nach Siam und Australasien, nach der weitzerstreuten Inselflur der Südfee, nach der Terresstraße, wo die Auswanderer besonders in der Perlenfischerei Beschäftigung fanden, endlich nach Australien, Amerika und fogar nach Südafrika. Der Mittelpunkt diefer überseeischen Auswanderung wurde Hawaii. Die Zahl der Iapaner soll heute auf 125 000 angeschwollen sein. Vor dem Iahre 1895, als die Eilandgruppen von den Vereinigten Staaten eingesteckt wurde, hatte die Zahl nur 26 000 betragen. Im Iahre 1907 kam es bereits darüber zu einem ernstlichen Streite dem jedoch nach längeren Schwankungen zuletzt die sinanziell erschöpften Japaner aus dem Wege gingen.

In ganz Nordamerika, dem der Briten, der Aankees und der Mexikaner dürfte die Menge von Iapanern gegenwärtig an 50 000 betragen, doch ist borläufig keine Aussicht vorhanden, daß sie in Zukunft noch mehr anschwelle, da ja die Abneigung der Angelsachsen und infolgedessen die Ausschließungsmaßregeln hier einen Riegel vorgeschoben haben und da andererseits in Mexiko die Pflanzungskolonien japanischer Kulis, besonders in der tropischen, außerordentlich ungesunden Provinz Chiapas, eben wegen des schlechten Klimas, vollkommen scheiterten und heute so ziemlich wieder aufgegeben worden sind. Ebenso sind die Niederlassungen solcher Kulis auf Kuba und im französischen Quadelpoupe nicht von Dauer gewesen. Immerhin waren sie in der französischen Kolonie so bedeutend, daß einmal ein Aufstand des Kuli-Elementes erfolgen konnte, um allerdings mit verhältnismäßig leichter Mühe niedergeschlagen zu werden. Am meisten Erfolg versprechen bis jetzt die Anknüpfungen in Südamerika. Hier hat China vorgearbeitet. Schon im Iahre 1877 sind Tausende von chinesischen Minenarbeitern nach den Silbergruben Perus gegangen; die Mißstände waren dort aber so schrecklich, daß es zu diplomatischen Protesten kam und daß zuletzt, da die Proteste nichts fruchteten, das damalige Auswärtige Amt des himmlischen Reiches, das Tsungli-Iamen, kurzerhand die Auswanderung nach Peru verbot. Der erste, der eine japanische Auswanderung nach Südamerika ins Werk setzte, war Herr Asano, der Gründer und

Leiter der drittgrößten Rhederei des Landes, der Tojo Kissen Kaisha. Ich machte zufällig seine Bekanntschaft, als er im Iahre 1896 die ersten Schritte dazu tat, um eine Schiffahrtsverbindung mit Santiago in Südkalifornien ins Leben zu rufen. Damals waren die Augen des Herrn Asfano noch ganz auf Nordamerika gerichtet. In der Folge aber, zumal durch Versprechungen von Regierungshilfe angestachelt, wandte er sich mehr den südamerikanischen Freistaaten zu. Seit 1901 wurde eine Reihe von Verträgen mit solchen Staaten, namentlich mit Brasilien und Peru, abgeschlossen, um eine Auswanderung dorthin im großen Stil zu schaffen. Die Tojo Kissen Taisha spielte dabei immer eine Hauptrolle. So recht fruchtbar sind aber die Verträge erst seit dem Iahre 1908 geworden. Besonders die brasilianische Regierung zeigte ein ungemeines Entgegenkommen. Sie ging so weit, die Einwanderer sogar mit Geld zu unterstützen. Wie viele Kulis jedoch bisher hinübergegangen und wie viele namentlich dauernd angesiedelt seien, das entzieht sich meiner Kenntnis. Wenn man nun über alle diese vielen und weitzerstreuten Unternehmungen einen Überschlag macht, so muß man sich doch sagen, daß sie bis jetzt noch nicht recht gelohnt haben. Die Gesamtziffer des Vevölkerungsüberschusses, die derart in überseeischer Fremde versorgt wurde, kann nicht mehr als auf höchstens 250 000 veranschlagt werden. Das ist noch nicht die Hälfte der alljährlichen Bevölkerungszunahme. Auch Formosa ist, wie gesagt, in dieser Beziehung ein Fehlschlag gewesen, wenn es auch durch den Betrieb von Pflanzungen und Goldminen sowie Schiffahrt und sonstige Geschäfte nicht verächtliche Ergebnisse gebracht hat. Es ist zu verstehen, daß unter solchen Verhältnissen die Sehnsucht der Iapaner anderswo Spielraum für die Ernährung seiner allzu großen Bevölkerung zu erringen, nur noch verstärkt wurde. Da blieb jedoch nur noch das asiatische Festland übrig. Werfen wir nun unsere Augen auf Korea, das feit August 1910 amtlich zu Dainipon gehört! Ich habe kürzlichieinü Statistik gesehen, derzufolge die Mannen des Mikado in Korea bereits die steile Höhe von anderthalb Millionen Seelen erklommen hätten. Eine solche Menge erscheint mir völlig unglaublich. Man muß wissen, daß die ganze Halbinsel der „ewig weißen Berge" nach der letzten Zählung nur 10 Millionen Bewohner beherbergt. Daß mit einem Schlage diese Ziffer um mehr als ein Siebentel vermehrt worden wäre, ist nicht glaublich. Die übertriebene Statistik geht

auf einen britophilen Inder zurück, der in der Fortnigthlv, Review behauptete, daß Asien von Iapan noch mehr Tyrannei zu befürchten habe, als von den Europäern. Er zielte dabei namentlich auf die Unterdrückung der Koreaner. Nur zeigte er sich recht schlecht unterrichtet. Er gab an, daß bereits anderthalb Millionen Iapaner in das Land der Morgenfrische eingewandert seien. Tatsächlich betragt nach amtlicher Angabe, der zu mißtrauen kein Grund, die Zahl nur 146 000, dergestalt, daß nicht mehr als 15 Iapaner auf je 1000 Koreaner kommen. Ter japanische Besitz auf der Halbinsel an Land wurde Ende 1909 auf ungefähr 270 Millionen Mark veranschlagt, wozu »och Gebäude im Werte von 12 Millionen Mark kamen. In jedem Falle ist diese Ziffer ganz bedeutend geringer als die Auswanderung, die die Russen nach dem benachbarten Sibirien ins Werk gesetzt haben. Denn allein im Iahre 1909 sind über Tscheljapinsk, die Kontrollstätte der Auswanderer, 688 000 Leute nach Sibirien gekommen; zurückgewandert sind allerdings in dem gleichen Iahre nicht weniger als 182 000. Immerhin bleibt der beträchtliche Überschuß von mehr als 400 000 für ein einziges Iahr, alfo mehr, als seit einem halben Menschcnalter Iapaner überhaupt in alle Lander der Welt ausgewandert sind. Auch sind die Aufwendungen der zarischen Regierung viel bedeutender als die der japanischen. Denn in Petersburg hat man für 1910 an 26 Millionen Rubel für die neuen Siedler bereit gestellt.

Besonders eifrig sind die japanischen Einwanderer in Korea um bergbauliche Konzessionen bemüht. Es wurden im verflossenen Iahre 4^74 Anträge auf Erwerbung von Minenrechten eingereicht und davon 46 genehmigt. Auch koreanische Adlige sicherten sich einige Gerechtsame, aber sie wollten gar nicht selbst Bergbau treiben, sondern nur die Kommission für die Konzessionsvermittlung ergattern. In erster Linie steht Gold. Doch hat die Iahresausbeute 10 Millionen Mark noch nicht überstiegen. Es ist Aluvial- und Quarzgold. Die deutschen Goldgräber haben jüngst eine neue Mine in der Nähe' von Sönschen eröffnet. Die Amerikaner, die Hauptbesitzer, sind schon seit einer R^ihe von Iahren in dem gebirg- und waldreichen Norden der Provinz Kinjang. Sie sagen, sie hätten die zweitgrößte Goldgrube der Welt; aber man weiß ja, was man von Janker-Enthusiasmus zu halten hat. Engländer sind bei Sak-Tschu am Ialuflusse tätig; eine Gesellschaft, die inzwischen in Südafrika und Australien arbeitet, hat

auch dort am Ialu eine Option sich gesichert. Die Franzosen setzen ebenfalls ihre Hoffnung auf die Ialufelder; sie haben sich bei Tschangsöng niedergelassen. Nicht minder sind Iapaner, wie eine Gesellschaft des Großkapitalisten Barons Chibusava, und Koreaner darauf aus, durch Goldminen ungefähr in derselben Gegend ihr Glück zu machen. Überhaupt ist der Strich am Ialu sehr aussichtsreich. Kupfer, Eisen und Kohle gibt es dort in größerer Menge. Kohle wird schon jetzt am Tatong-Flusse ausgebeutet, das ist nicht ohne Wert für die Schifffahrt, da die Mündung des sehr malerischen Tatong, in dem die Flut über 70 Kilometer bis fast an die Stadt Pingjang vom Meere heraufdringt, nicht weit von den großen Straßen des Weltverkehrs abliegt. Dagegen hat man mit Holz gar keine sonderlichen Gewinnste eingeheimst, obwohl doch um eine Holzkonzession der ganze Krieg von 1904 ausbrach. Die Wälder sind zu weit oben am Ialu. Das Flößen erfordert an 40 Tage. Eine japanisch-chinesische Holzgesellschaft, die dort arbeitete, erlitt zuerst ansehnliche Verluste. Erst seit 1908 sollen Gewinne eingelaufen sein. Das Holz, so hofft man, soll sogar bis Deutschland versandt werden. Die Bestände sind hauptsächlich Lärche, Kiefer und Tanne, sodann einiges Hartholz. Man sieht nicht recht ein, wie der Transport von solchen Arten bis nach Deutschland sich jemals lohnen könne. Die Holzfäller sind meist Chinesen, die am abgehärtetsten sind und daher den Winter am leichtesten überstehen.
Die Bahnen auf der Halbinsel gehören sämtlich dem japanischen Staate. Ihre Schienenlänge beträgt rund 1300 Kilometer. Es sind die Linien Fusan—Söul in der Südhälfte, Söul—Wiju in der Nordhälfte und im Westen die schon 1896 von Amerikanern gegründete, 1901 von Iapanern vollendete Linie Söul—Chemulpo und die 1905 fertig gestellte, hauptsächlich strategische und denn auch von der japanischen Armee gebaute Linie Sarnrajoschin—Masampo. Technisch sind die Bahnen, im Gegensatz zu den mandschurischen und chinesischen, durchweg recht schwierig; sie erfordern zahlreiche Kunstbauten und Tunnels. Trotzdem sind die Kosten, zumal ja in der Regel Soldaten verwendet wurden, ganz bedeutend geringer gewesen, als sie in anderen überseeischen Ländern, geschweige denn in Europa zu sein pflegen. Allerdings war ja auch das Gelände billiger zu erwerben und ist die Ausrüstung der Bahnen lange nicht so gediegen, wie auf amerikanischen oder europäischen Strecken. Der Kilometer kostete unter 90 000 Mark. Um so auffallender ist es, daß keine ein-

zige Linie mit Gewinn jemals abgeschlossen hat. Im Iahre 1908
betrug der Gesamtverlust 77 000 Fen. Dabei ist nicht einmal deut-
lich, ob bei den Ausgaben die Kapitalzinsen mit verrechnet werden.
Höchstwahrscheinlich nicht. Allerdings hat auch nach zwanzigjährigem
Zeitraume die sibirische Bahn noch niemals den geringsten Überschuß
erbracht, sondern hat stets mit einem Verluste, der in manchen Iahren
auf 6 Millionen Rubel und mehr stieg, gearbeitet. Der Grund hier-
für ist bei den Russen freilich nicht in der mangelnden Rentabilität,
sor dern in der mangelnden Ehrlichkeit des Betriebs zu finden. Eine
jüngste amtliche Untersuchung hat allein in der Westhälfte Westsibi-
riens Unterschlagungen, die sich vermutlich auf mehrere Iahre er-
streckten, in der Höhe von 50 Millionen Rubel aufgedeckt.
Wenn wir nun noch einen flüchtigen Blick auf das Geld- und-
Bankwesen in Korea werfen, so ist anzuerkennen, daß da die Iapaner
nützliches geleistet haben. Sie haben 1905 die Goldwährung durch-
geführt und haben an Münzen fast 8 Millionen Fen geprägt, dazu
auch allerdings noch Banknoten von bald 11 Millionen Ten ausge-
geben, mehr als die Dai-Ichi-Dinko, die diese Transaktion durch-
führte, durch ihr Statut ermächtigt war. Außer dieser Bank sind noch
einige kleinere mit zusammen etwa 8 Millionen Ten vorhanden und
an einheimischen koreanischen ebenfalls drei mit zusammen nur 3,65
Millionen Ten und auch von diesen ist noch nicht viel angezahlt. Die
Einnahmen Koreas betrugen 1909/10 über 221 Millionen Fen, die
Ausgaben balanzierten so ziemlich damit. Die Schulden beliefen sich
auf 30^ Millionen Den nebst einer „außerordentlichen Anleihe" von
6,3 Millionen. Das gesamte Nationalvermögen wird auf 2,3 Mil-
liarden Aen geschätzt. Das wäre also ungefähr ein Fünfzigste! des
deutschen Nationalvermögens.
Für Bauern werden, zumal das Land der Morgenfrische durch-
aus nicht übermäßig fruchtbar ist, nicht allzu große Möglichkeiten er-
öffnet, Überhaupt sind nur an vier Stellen der Halbinsel größere
Flächen vorhanden, wo sich eine dichtere Bevölkerung ansässig machen
kann: im Nordosten in der Nähe von Wönsan oder Port Lazare, auch
Gcnsan geheißen; im Nordwesten am unteren Laufe des Tatong, in
dem malerischen Striche von Pingjan; in der Gegend zwischen Söul
und Chemulpo; endlich zwischen Fusan im Süden und der Kreis-
hauptstadt Heiku. Sonst erschweren überall ragende Gebirge die
Niederlassung, Gebirge, die noch vielfach durch große Scharen von

Tigern unbewohnbar gemacht werden. Wenn auch durch die Gefechte der letzten vier Iahre beiläufig 50 000 Koreaner aus dem Wege geräumt wurden, so glaube ich doch nicht, daß noch für sehr viele neue Ansiedler Raum sein wird. Gleiche Erwägungen müssen den Iapanern schon längst gekommen sein, die denn auch nur durch schärfste Maßregeln, gar nicht selten durch einfache Vertreibung der früheren Besitzer brauchbares Gelände in die Hand bekommen haben. Wenn also überhaupt noch ein Ausweg gebahnt werden, wenn der überheizte Kessel nicht platzen soll, so muß nach irgend einem neuen, wirklich aussichtsreichen und wirklich weiträumigen und viele neue Siedler noch zulassenden Lande der überströmende Strom geleitet werden. Dies Land glaubte man in der Mandschurei zu finden. Die Mandschurei ist um mehr als die Hälfte größer als das Deutsche Reich. Sie hat noch viele Möglichkeiten. Sic beginnt erst jetzt erschlossen zu werden. Auch ist sie bis jetzt nur dünn bevölkert gewesen. Es ergab sich, daß reiche Kohlenlager und sonstige Mineralien in der Mandschurei sind und ergab sich ferner, daß die Landwirtschaft dort viel verspricht, geradezu berühmt ist ja in letzter Zeit die Sova-Bohne geworden, dieeinenStapelartikel im Werte von etwa 20 Millionen Mark jährlich darstellt. Rechtbedeutend ist die Gewinnung von Rohseide; sie beträgt über 7 Millionen Mark. Die Seide ist gut und sehr billig. Ich selbst hatte einmal einen Anzug aus mandschurischer Rohseide und hatte den Stoff dazu an Ort und Stelle gekauft; er kostete nur 6 Mark. Nicht minder ist der Anbau von Tabak lohnend, er liefert eine brauchbare Mittelsorte. Endlich ist die Viehzucht ziemlich entwickelt. So schien denn die Mandschurei den Iapanern alles zu bieten, was sie nur verlangen konnten. Sehr bald aber stellte sjch heraus, daß die schönsten Träume sich nie restlos verwirklichen. Tie bösen anderen sind immer eben auch da. In die so schwach bevölkerte Mandschurei drangen Millionen von Chinesen ein und an dem wachsenden Lande wollten auch die Europäer teil haben. So hat denn das Geschäft in der Mandschurei zu einer Fülle von diplomatischen Verwicklungen geführt. Allein die Iapaner dachten sich wohl: Iedes Geschäft ist eine Kette von Unannehmlichkeiten! und sie blieben bei der Stange. Wenn jetzt die Bevölkerung der Mandschurei auf höchstens 14 Millionen veranschlagt werden darf, so ist das eine Volksdichtigkeit, die noch immer um das zwanzigfache hinter der Iapans zurückbleibt. Der diplomatischen Schwierigkeiten aber wurde man

dadurch Herr, daß man mit den Russen, namentlich mit den russischen Eisenbahninteressen, sich verbündete, während man die Chinesen, soweit es irgend angängig war, einfach ignorierte.

Gerade in der Mandschurei haben die Iapaner im Grunde sich glänzend eingeführt. Sic haben auf die unzweideutigste Art bewiesen, daß sie kolonisieren, daß sie latente Schätze an die Oberfläche bringen, daß sie unerschlossene Striche entwickeln können. Zunächst haben sie mit der Eisenbahn Antung—Mukden etwas Tüchtiges und Ertragreiches geschaffen. Sodann haben sie die gewaltige Kohlenmine von Tuschung erschlossen. Hierüber sagt einer der letzten, der jene fernen Gegenden bereist hat, Fritz Wertheimer: Die Stadtanlage Fuschun ist in Wirklichkeit eine der größten kolonialen Leistungen der Iapaner. Daß sie hier richtig erkannt haben, was Klima und Land verlangen, beweist, daß das Nichterkennen dieser Notwendigkeiten in anderen Kolonien nicht auf Unvermögen, sondern auf andere Dinge zurückgeht. Hier sind für die Iapaner, die doch ihre luftigen Holzhäufer gewöhnt sind, feste Steinbauten mit wind- und kältesichercn Toppelfenstern gebaut, die ganze Stadtanlage wird von einer Zentrale aus mit weißem Dampf geheitzt. Aber im Innern der Häuser ist alles japanisch mit Matten und Papierschiebetüren eingerichtet, so daß der Iapaner sich da ganz wohl fühlt. Die Kohlenminc lohnt auch alle diese Auslagen. Sie ist eine der allerreichsten im ganzen Osten. Bis jetzt förderte sie etwa 2000 Tonnen pro Tag, ihre geringere Förderung lag aber am zeitweiligen Wagenmangel der Eisenbahn. Ietzt ist die Förderung auf 5—<!000 Tonnen täglich gestiegen. Neben chinesischen und koreanischen Arbeitern sind an 3000 Iapaner in der Kohlenmine beschäftigt.

Der große Sieg des Feldzuges 1904/5 ist in zweifacher Hinsicht für die Kinder des Morgen- und Sonnenlandes eine herbe Enttäuschung gewesen. Der Sieg hat ihnen weder den erwünschten Landzuwachs noch die so heiß ersehnten Entschädigungsmilliarden gebracht. Erfindungsreich jedoch, wie die Iapaner sind, haben sie sich nicht verdrießen lassen und haben es wiederum mit einem neuen Mittel versuchen wollen. Sie schlossen Freundschaft mit dem soeben noch befehdeten Rußland. Sie sicherten sich dadurch gegenüber einer Bedrohung von Norden und bekamen ihre Kräfte frei gegen China.

Taten schatten besser ab als Worte. Die Praxis sieht in der Regel ganz anders aus als in der Theorie. Die Japaner begannen

damit, daß sie den Ostasiaten die Befreiung von dem europäischen
Drucke versprachen, sie endeten damit, daß sie Korea unterjochten.
Ganz ähnlich haben sie im Reich der Mitte damit angefangen, daß sie
dem Pekinger Kabinette ein Zusammenwirken gegen die Westmächte
in Aussicht stellten, und liebten es, darauf hinzuweifen, daß ja auch
Deutschland und Österreich nach 1866 zu einer innigen Annäherung
gelangt seien; sie enden damit, daß sie überall den Chinesen Schwie-
rigkeiten machen, überall gegen sie Partei ergreifen und zuguterletzt
sich anschicken, den chinesischen Einfluß in den Außenprovinzen des
himmlischen Reiches durch japanischen zu ersetzen. Dazu hatten die
Japaner eine gewisse Ermächtigung durch frühere geschichtliche
Vorgänge.
Seit rund 2000 Iahren hat immer ein oder gleich eine ganze
Reihe von Pufferstaaten zwischen China und nördlicheren Staats-
wesen bestanden. Im ersten vorchristlichen Iahrhundert bildete sich
dergestalt ein Reich t>er Südhunnen und ein anderes, das aus Stäm-
men der südlichen Tungusen aufgebaut war. In der Folge entstand
eine Anzahl von halbzivilisierten Herrschaften, die eine schwankende
Zwitterstellung zwischen den Toba und Sung in der Südhälfte des
himmlischen Reiches und den nordbarbarischen Herrschaften ihrer
Rasfengenossen weiter im Norden einnahmen, ungefähr in der Art,
wie die Bayern und Burgunder sich zwischen das Byzanz und das
Reich Theodorichs auf der einen Seite und das aufstrebende Franken-
-reich auf der anderen Seite legten. Die folgenden Iahrhunderte
brachten mehrfache Wiederholungen von diesem Typus. Am aus-
geprägtesten war die Eigenart des Pufferstaates in dem Kalmücken-
reich der goldenen Khane, das um 1700 eine große Bedeutung erlangt
hat. Kurz zuvor hatte sich die russische Macht über ganz Nordasien
ausgedehnt, während durch Kantg ti China neuerdings zu einer
Großmacht erwachsen war. Zwischen den Russen und Chinesen er-
streckte sich nun das neue Kalmückenreich von den Kalkhamongolen in
der Mongolei bis an die Schwelle Ferganas, also bis an die Grenzen
Persiens. Und zeitweilig sogar über Tibet, wo bei der Besetzung der
Dalaijamas die goldenen Chane maßgebend wurden. Alle diese
Pufferstaaten haben nicht allzu lange Bestand gehabt. Entweder
reckten sie sich selbst zur Großmacht empor und verschluckten halb
Ohina, oder aber sie wurden von übermächtigen Nachbarn allmählig
aufgerieben. Im Falle des Kalmückenreiches taten die Mandschu

dem Zaren Peter der Große den Gefallen, ihm das ärgerliche Hindernis feiner sibirischen Ausdehnung aus dem Wege zu räumen. Kanghis Heere zerstörten die Macht der Kalmücken, nachdem eine Weile ein Kondominium Rußlands und Chinas daselbst gewaltet hatte.
Ganz bestimmte Anzeichen deuten nun darauf, daß Iapan in der Bahn solcher früherer Pufferbildungen zu schreiten trachtet. Am bedeutsamsten ist in diesem Zusammenhange die religiöse Propaganda.
Verschiedene Fürsten bewarben sich um die Gunst des Papstes, die fränkischen und die burgundischen, später auch die burgundischen, später auch noch Knut der Große, der sich Kaiser und König nannte, sowie ein Engländer und ein Spanier, ebenfalls die Hände nach dem Kaiserthrone ausstreckend. Dazu machte der Kaiser von Byzanz noch Jahrhunderte hindurch den Anspruch, der Schutzherr des Papstes zu sein Eine ähnliche Bedeutung, wenn auch nicht ganz so gewaltige, wie der Papst, hat der Dalailama. Die buddhistische Welt hat ja noch mehr Mittelpunkte als lediglich Lhassa und hat noch mehr Spitzen als nur den Lama, der da so tief und unermeßlich ist wie das Meer; allein darüber kann doch kein Zweifel sein, daß der Herr von Potala der wichtigste unter den höchsten Geistlichen der buddhistischen Welt ist, daß er alle seine Nebenbuhler überstrahlt. Auch um die Gunst des Dalailama haben sich in buntem Wechsel verschiedene Herrscher bemüht. Zuerst die mehrfach genannten Kalmücken, die zwar äußerlich mit Gewalt vorgingen, die aber doch diplomatisch die Formen geistlicher Unterordnung wahrten; so dann verschiedene Oberhäuptlinge der Mongolei; endlich die Mandschu. Der große Kaiser Kanghi erkannte, daß die neue Dynastie trotz ihrer überragenden militärischen Erfolge doch auf die Dauer einer kirchlichen Hilfe nicht entraten könne, um auf die Chinesen einen dauernden Eindruck zu machen und sie beständig unter der Faust der Mandschu zu halten. Denn einmal war doch offenbar die Kultur der Besiegten viel höher als die der Sieger und zweitens war ihre Zahl, damals etwa eine Viertelmilliarde gegen über 430 Millionen heute — die geringeren Zahlen sind durch jüngste Forschungen endgültig beseitigt — unvergleichlich der der Mandschu, die man allerhöchstens, nebst verwandten Tungusenstämmen, auf 3 Millionen schätzen konnte, überlegen. So schloß denn der Kaiser im Iahre 1720 ein förmliches Konkordat mit dem Kirchenfürsten zu Lassa, des Inhalts, daß die kaiserliche Gewalt

überall und jederzeit die Lamaistische Kirche schützen werde, daß aber dafür der Dalailama auch der kaiserlichen Regierung immer hold und gewärtig sei und daß er seinen Einfluß dafür aufbiete, um auch alle die, so auf feinen Spruch hörten, den Geboten der Zentral-regierung gefügig zu machen. Dieses Konkordat hat 170 Iahre lang bestanden. Nur einmal wurde das gute Einvernehmen zwischen Kaiser und dem lamaistischen Papste unterbrochen, im Iahre 1792, als chinesische Truppen Laß besetzten und sogar bis Nepal vor-drangen, wo ihnen dann die Engländer Halt geboten. Im Iahre 1890 kam der Großfürst-Thronfolger nach Indien und wünschte eine Zusammenkunft mit dem Dalai-Lama. Die Engländer hintertrieben dies und besetzten außerdem Sikkim. Hierüber empört, wandte sich ?er Dalai-Lama um Schutz. Der wurde verweigert. Da kündigte der Herr von Lassa das Konkordat, da die Zentralregierung zu Peking eine der Hauptbestimmungen des Konkordats, nämlich die Verpflichtung zum Schutze der Kirche, verletzt habe. In Peking scheint man diese Kündigung ruhig hingenommen zu haben. Die Folge jedenfalls davon war, daß sofort der Dalai-Lama sich voll-kommen unabhängig fühlte und als souveräner Herrscher — genau wie oer Papst bis 1870 war er ja nicht nur Geistlicher, sondern auch Territorialherrscher — Verträge mit fremden Staaten abschloß. Es handelte sich um die Annäherung an Rußland, die durch den Fürsten Z'chtomski nnd einige hochstehende Burjaten eingeleitet wurde und die in einer vorläufigen Anerkennung der russischen Oberhoheit von seiien Tibets gipfelte. Der^Vertrag, zu dem der Buriate Dorfhiff am meisten beigetragen hatte und der zwei Gesandtschaften oes Dalai-Lama an den Zaren zeitigte, wurde 1902 unter Beihilfe des riissenfrcundlichen Kanzlers Aluuglu von China bestätigt.

Fast ein halbes Iahr vorher war jedoch bereits das Bünd-nis zwischen England und Japan abgeschlossen worden, am 30. Ianuar 1902. Beide Mächte sahen es äußerst ungern, daß der Zar, in dem sie ihren gemeinsamen Feind erblickten, sich in Tibet festsetzte und zugleich sich eine Art von Schutzherrschaft über die Lama-Kirche anmaßte. England hat ungefähr 8 Millionen Buddhisten, die fleißig nach Lassa pilgern, in Assam und Barma. Iapan aber gedachte die Rolle zu spielen, die der Himmelssohn aus Nachlässigkeit oder Schwäche aufgegeben hatte. Japanische Pilger, sogar ein Standesherr darunter, gingen in Verkleidung nach Lassa.

Hanns Fechner
Die Tochter des Meisters

v^-
'55
v^

Vorerst jedoch haben sie wenig ausgerichtet. Etwas mehr Förderung wird der allbuddhistische Kongreß gebracht haben, der im Iahre 1903 zu Kioto abgehalten wurde. Man hat zwar nie etwas Rechtes über das erfahren, was dort verhandelt und beschlossen wurde, doch wurde schon vor dem Zusammentritt des Kongresses in der ganzen buddhistischen Welt es freudig begrüßt, daß nach mehr als 2000 Iahren nach dem Konzile des Gupta-Herrschers Asoka jetzt wieder zum erstenmal Abgeordnete aller buddhistischen Sekten friedlich zusammenkommen sollten. So lang nämlich hatte das Schisma gedauert, das durch das ökumenische Konzil unter Chanischka um 120 nach Chr. verschärft und formell festgelegt worden war.
Der Manschurische Krieg brachte eine weitere Betätigung der Iapaner auf buddhistischem Felde. Iapanische Sendlinge durchstreiften die Mongolei. Wichtiger freilich als die geistlichen Agenten waren zur Zeit die militärischen. Sie wiegelten die mongolischen Horden auf, brachten ihnen Gewehre, stellten sich auch wohl selbst als Führer an die Spitze reisiger Abteilungen, die, von Räuberscharen nicht leicht zu unterscheiden, dem Kriegsschauplatze zustrebten und dort der russischen Armee in die Flanke fielen. Der Oberhäuptling Adachi hat damals nicht weniger als 15 000 Reiter mit neuzeitlichen Waffen ausgerüstet. Schon träumten die Mongolen davon, eine Wiederauferstehung der Zeiten Tschingi-tans feiern zu können. Nicht minder erzielten jene Sendboten dadurch Erfolge, daß sie die Buriatenbevölkerung diesseits und jenseits der Grenze zu einer Störung der sibirischen Bahn aufstachelten. An mehreren Stellen südöstlich vom Balkalsee wurde denn auch tatsächlich die Bahn unterbrochen, allerdings nicht für sehr lange. Selbst die christlichen Buriaten waren damals nicht gut auf Rußland zu sprechen, weil eine Abordnung von ihnen in Petersburg unfreundlich empfangen worden war. Lediglich infolge von bureaukratischem Mißgeschick, nicht etwa aus besonderen politischen Gründen. Nach dem Kriege haben die Sendlinge ihre Wühlarbeit wieder eifrig aufgenommen.
Ist es ja doch für Iapaner besonders leicht, unbemerkt die Mongolei zu durchreisen, da der japanische Typus dem mongolischen sehr nahe steht und z. B. von ihm viel weniger abweicht als von dem chinesischen. So manche japanischen Errungenschaften stammen aus der Mongolei, so das kleine Steppenpferd, der spitze breitrandige Hut und sonst noch das eine oder das andere in der Tracht. Der

eben erwähnte Name Adachi kommt auch in Iapan nicht selten vor.
Diesmal aber scheint die Propaganda überwiegend kirchlicher Art
gewesen zu sein. Der Fürstabt der Wanjan-Sekte sandte eifrige
Iünger aus Iapan, um das Gelände vorzubereiten. Die Tätigkeit
dieser Männer war so auffallend, daß trotz aller Heimlichkeit, in der
ja die Iapaner Meister sind, Mongolen, Chinesen und auch Russen
aufmerksam wurden. Was tat nun inzwischen der Dalai-Lama?
Vertrieben von den Engländern, floh er, wenige Tage bevor die
britischen Truppen Lassa erreichten, aus seinem Palast zu Potala
und ging zunächst nach Urga, wo ihn sein Nebenbuhler Gegen mit
saurer Miene empfing und wo zum erstenmal Europäer, dar-
unter der berühmte russische Forschungsreisende Kosloff mit ihm
zusammentrafen. Von Urga ging der verbannte Kirchenfürst nach
Kumbunim-Tangutenlande, wo ihn der Deutsche Tafel und ver-
schiedene andere Reisende trafen. Nach einem Aufenthalt, der unge-
fähr ein Iahr dauerte, begab sich dann der Dalai-Lama nach Peking.
Aus dieser Zeit ist besonders anziehend die Beschreibung, die der
französische Major d'Ollone von dem Verbannten, den er in Wo-Tai-
Tschan traf, gegeben hat. Tubdan-Gyatso war damals 35 Iahre alt.
Sein Gesicht bekam durch den starken Schnurrbart einen gewissen
kriegerischen Ausdruck, während sein Gesicht im übrigen nur von
tiefer Ermüdung und Abgespanntheit sprach. Ihrem Schnitte
nach weichen sie von denen eines Europäers nicht viel ab, aber merk-
würdig ist die Gesichtsfarbe: sie ist nämlich geradezu orange. Stellt
man sich dazu noch vor, daß der Dalai-Lama einen langen orange-
farbenen Mantel, gelbe Hosen und hohe gelbe Stiefel trug, so kann
man sich wohl den einigermaßen phantastischen Eindruck vergegen-
wärtigen, den dieser „Papst in Gelb" auf den Franzosen hervor-
bringen mußte. Er war barhäuptig und sein Haar kurz geschnitten.
Die Unterhaltung zwischen d'Ollone und dem Dalai-Lama war etwas
schwierig. Es gehörten dazu drei Dolmetscher. In Peking wurde
der Verbannte zwar ehrenvoll aufgenommen, aber von dem welt-
lichen Arm vollkommen an die Wand gedrückt. Nur wenige Tage
vor ihrem Tode unterzeichnete die Kaiserin Tsü-Hsi einen Enaß, in
dem dem Dalai-Lama sein Standpunkt gehörig klar gemacht wurde.
Das Ergebnis war, daß der Dalai-Lama hinfort sich nur als einen
Vasallen zu betrachten hatte, der die von Peking ausgehenden Geheiße
gehorsam zu folgen hatte. Wiederum ein Iahr brachte er auf der
Rückreife nach Tibet zu. Unterdessen waren die Chinesen nicht un-

tätig gewesen, der Vizekönig von Suet-schan hatte eine ansehnliche Streitmacht zusammengebracht und marschierte mit ihr nach Lassa. Nur zwei Monate weilte der Dalai-Lama in seinem Palaste zu Potaka, als er von dem Herannahen jener Streitmacht hörte. Da floh er abermals, diesmal nach Indien; jetzt ist er in Kalkutta.
Die Iapaner sind auf jeden Fall mit Tubtan-Kiazso in Verbindung getreten. Auch in Indien war dies eher noch leichter als früher, da ja Scharen von Fremden, sogar von Europäern, beständig bei dem Dalai-Lama aus- und eingingen. Aber die klugen Ratgeber des Mikado hatten mehr als einen Pfeil im Köcher. Mit dem englischen Bündnis, mit den kirchlichen Treibereien in Hochasien noch nicht zufrieden, knüpften sie auch mit ihren Feinden von gestern, mit den Russen wieder an und schlossen mit ihnen Ende Iuni 1910 ein Bündnis ab. Die Spitze dieses Bündnisses richtete sich gegen das Reich der Mitte. Vielleicht zielte es auch noch auf andere Möglichkeiten, aber die können wir hier außer acht lassen; in jedem Falle war es einer der seltsamsten Saltomortale, die bisher noch die Weltpolitik erlebt hat. Die Solidarität der gelben Rassen gesprengt und der Malaie-Altaier Schulter an Schulter mit dem Slaven, um gegen die „100 Familien" zu fechten. China hat denn auch schon längst die Gefahr erkannt, die ihm von beiden Gegnern droht und hat in den letzten Iahren die Auswanderung aus dem eigentlichen China nach den Außenprovinzen auf jede Weise begünstigt. Man rechnet, daß mehrere Millionen Chinesen in den letzten Iahren in der Mandschurei und Mongolei sich angesiedelt haben. So sollte ein lebendiges Bollwerk gegen die Angriffe von Norden und Osten errichtet werden.
Nun kommt aber das Inselreich mit seinem Meisterstrich. Es will sowohl den Russen als auch den Chinesen ein Paroli bieten und will eine Staatengruvpe auf der Grenze zwischen Zarenreich und dem Blumenkönigreich errichten. Natürlich hofft es in jener Gruppe den maßgebenden Einfluß ausüben zu können. Damit wäre die Entwicklung auf das Kalmükenreich von 1700 und auf die Staatsbildungen im ersten nach christlichem Iahrtausend zurückgeführt.

Hanns Fechner.

Hanns Fechner, der regsame Sohn der Großstadt, hat seinen
Pakt nicht bloß mit einer Muse abgeschlossen. Er ist ja wohl mit
Leib und Seele Maler. Aber des Lebens Fügungen sind kraus und
wunderlich und auch die Töchter des Zeus und der Mnemosyne ge-
bärden sich herrisch und launenhaft. Nur gut, daß es ihrer Neune
sind. Will die Kalliope an der Staffelei nicht mehr mithelfen, nun,
so beeilt sich bie Thaleia, ihrem Spreehans den Soccus unter die
Sohlen zu schnallen und den Epheukranz auf das Lockenhaupt zu
setzen, so ereifert sich sogar die Kleio, ihm den Steigbügel des Pegasus
zu halten. Solches Anerbieten hat sich Fechner natürlich nicht zwei-
mal machen lassen. Er hat zugegriffen und pendelt nun zwischen
Staffelei und Schreibtisch geschäftig hin und her, jedesmal die Gunst
der malerischen oder der dichterischen Stunde ausnützend. Man wird
heute nicht so leicht einen Künstler finden, dem die Doppelmaske deK
Ianus so gut auf den Schultern steht, wie dem Hanns Fechner.
Überhaupt ist der alte Herr Ianus, der Geist des herzhaften Be-
ginnens und frischen Vollbringens, der auf der Stirn den Ernst und
im Nacken den Schalk sitzen hat, seit jeher der Patron des Berliner
Dichter-Malers gewesen. Mit seiner helltönenden Frische hat Fechner
sich durch heitere und trübe Zeitläufte, niemals übermütig und nie-
mals kleinmütig, hindurchgearbeitet, um am guten Ende auf der
Sonnenseite des Lebens sich den Erfolg frisch vom Strauch zu
pflücken. Nun fragt sich aber, von welcher Seite man dem doppel-
lebigen Künstler am besten beikommt. In der Praxis löst sich die
Frage sehr einfach. Der Weg zum Dichter Fechner geht die Vorder^
treppe hinauf in den Salon, wo man zuerst seufzenden, bald aber
frohlockenden Herzens die langen Vorlefungen über sich dahinrieseln
läßt, und das ist allein eine herzerquickende Brause. Fechner hat
als Erzähler ohne Zweifel eine große Zukunft. Will man zum

Hanns Fechner M. Rapsilber
Maler Fechner, so zeigt der Ianus zur Hintertreppe, wohinaus sich die Pforten des Ateliers öffnen, und dadrinnen stehen und hängen die Bilder und sehen uns an und fragen, ob man nicht doch lieber auf den Maler schwören soll. Als Erzähler und heiterer Fabuliere! hat Fechner den Reiz der Neuheit, den Zauber der eigenartigen und neuen Nummer auf dem Parnaß. Als Maler hat er zum Pantheon unserer Zeit ein erheblich Teil beigesteuert. Er hat eine lange Reihe von Bildnissen geschaffen, die bleiben werden, eine Reihe von Männern und Frauen so in ihres Lebens und Geistes Pracht hingestellt, daß sie in dieser und keiner andern Gestalt in die Zukunft eingehen und den Späteren leibhaftig vor Augen stehen werden. Das ist viel, aber gewiß nicht zu viel gesagt, denn die Bilder haben bereits im Wandel der Iahre und im Karkadensturz der Sensationen Probe bestanden und sie wirken immer noch unmittelbar und neu wie am ersten Tag, wo der frische Firniß das lachende Gesicht des Meisters wiederspiegelte. Der Firniß ist ja schon lange trocken und der Staub wird ja auch nicht alle Tage aus Respekt vor den Berühmtheiten von den Gesichtern abgewischt, aber die Bilder lachen und leuchten immer noch und blicken hell wie der Morgen, der über die hohen Berliner Dächer hinabsteigt in die Werkstatt und sich da neugierig umschaut. So hat also doch wohl der fünfzigjährige Professor und Maler einen Vorsprung vor dem blutjungen Dichter.
Auch als Maler hat Fechner ein Doppelwesen. Einen Berliner Avers und eine Münchener Kehrseite. Auf den ersten Blick mutet gerade diese Konstellation etwas verwunderlich an und man meint Wohl, der junge Künstler sei nicht gut beraten gewesen, als er nach Irarathen abschwenkte und sich in der Region der Knödel aus dem ihm vorherbestimmten Kurs werfen ließ. Iedenfalls habe sich besagte Kehrseite im Laufe der weiteren Entwickelung bis zur Unkenntlichkeit blank gescheuert, so daß Fechner lediglich als Berliner ernsthaft in Erwägung kommt. Es ist etwas Wahres daran; doch man soll Münchener Lehrjahre nicht zu gering einschätzen, so viele Talente auch dort vergröbert und im Kitsch untergegangen sind. Schließlich versteht sich Sankt Lukas darauf, denen, die er lieb hat, auch einen Seitensprung zum Besten zu kehren. Und so bedeuten Fechners Lodenjahre, wenn auch keinen bestimmenden, so doch einen interessanten Einschlag in das gewebte Lebenswerk. Fechner ist Berliner, wie er im Buche steht, nicht bloß zufällig auf dem nahrhaften Kar-

toffelboden geboren, er gehört zugleich zu den wenigen echten Berlinern, die als solche überall willkommen geheißen werden wegen der ganz besonderen Eigentümlichkeiten, die sonst niemand hat in der weiten Welt. Wenn daher Fechner, wo er in seinen Büchern als handelnde und redende Person auftritt, sich selber unter dem Decknamen „Spreehanns" einführt, so gibt er da ein treffendes Selbstkonterfei. Schon die helle Klangfarbe dieses Beinamens samt der ganzen Vorstellungsreihe, die das kecke und fröhliche Wortbild auf einmal entrückt, will beachtet fein, weil sie einen Hauptwesenszug unseres Künstlers ans Licht rückt. Aber nun fragt man: Warum hat Fechner die in Berlin begonnenen akademischen Studien nicht in Paris fortgesetzt und gekrönt? Die in seinen Bildnissen später hervortretende Eigenart wäre von vornherein in Paris geweckt und vielleicht auch zu einer schärferen Silhouette gefördert worden. Aber wäre er dann imstande gewesen, uns den deutschen Fabulierer und Grübler Wilhelm Raabe in der ganzen Urwüchsigkeit vor Augen zu führen? Es muß ihn aber wohl eine innere Stimme gewarnt haben. Den großstädtischen Esprit, den sich die deutschen Maler mit Vorliebe auf den Boulevards und am Montmartre anzueignen versuchen, besaß er von Haus aus als gewecktes Berliner Kind schon in Hülle und Fülle. Er suchte, bewußt oder unbewußt, ein Gegengewicht zu dem in ihm schlummernden Fürwitz und der quecksilbernen Unruhe, er sehnte sich fort aus dem flachen Horizont der Mark und aus dem babylonischen Wirrwarr in die herzhafte Einfachheit des Landlebens, in die kernfrische Cyklopenart jenes Volksstammes, der den größten Gegensatz zu dem geschwätzigen Berlin bildet. Dem Sohn des Flachlandes hatten es die Berge angetan mit ihren springenden Forellenbächen, den kühnen Felsgeschieben und den faftstrotzenden Wäldern, die damals wenigstens noch nicht durch Stullenpapier entweiht waren wie der heimische Grunewald. In der Defregger-Schulc, die vor dreißig Iahren in der höchsten Blüte stand, hat er denn auch ein recht solides Fundament gelegt, die naive und kraftvolle Malweise mit ihrer unmittelbaren Naturanschauung schätzen gelernt. Im Fluge ordnete er sich die Form und Motive seines Meisters an und setzte in den prächtigen und lachenden Studienköpfen der Burgels, Vronis usw. lauter echte Defreggers in die Welt, wie man es von einein zwanzigjährigen Schwärmer nicht besser verlangen kann. In jener Sphäre hat er sich über die Maßen glücklich gefühlt, zumal da

bald in ihm der Spreeathener obenauf karn und er einen neuen
Accent auf die Defreggerei setzte. Davon legte sein erstes größeres
Genrebild „Schwere Wahl" Zeugnis ab. Er malte sich selber an der
Staffelei als Gegenstand der Bewunderung der Sennerinnen und
Dorfkinder, die dem freundlichen Künstler um alles gern auf der
Landschaft Staffage stehen möchten. Daß dieser Herr Fechner ein
echter und semer Künstler ist, das sieht man ihm schon auf Büchsen-
schußweite an, schon allein an dem Kneifer mit der breiten schwarzen
Schnur und an der schottischen Malermütze mit dem seidigen Pompon
obenauf. Im gleichen Iahre "rscheint aber auch ein Bildnis des
Prinzen Arnulf von Bayern, die Tat des Fünfundzwanzigjährigen,
die in den ernsthaften Künstlerkreisen von München und Berlin mit
Respekt begrüßt wird. Man sieht also, Fechner begnügt sich nicht
mit den Erfolgen der Genre- und Landschaftsmalerei, die ihm ziem--
lich leicht in den Schoß fielen, das ganze Malen und Studiereu bei
Defregger und in den Bergen war ihm nur Vorstoß und Sprung-
brett zu der Darstellung geistiger Persönlichkeiten, die seines Lebens
und Strebens Kern und Höhepunkt werden sollte. Dazu aber be-
durfte er in Berlin wieder eines neuen Anlaufes und eines Ein-
lebens in die große Welt der Geister, die sich nur dem Ebenbürtigen
erschließt.
Man könnte nun über die Münchener Frühzeit und ihre Stoff-
kreise leicht hinweggleiten, wenn die gute alte Zeit nicht eben jetzt
wieder aufgelebt, ja geradezu aktuell geworden ware durch Fcchners
neues Buch „Die Angelbrüder", das bei F. Fontane u. Cie. erschienen
ist. Die heiteren und ernsten Schilderungen aus dem Städtchen
Mittenwald und aus den Bergen im Bannkreis der Karvendelwand
werden durch eine Reihe von Kunstwerken damaliger Zeit illustriert.
Daß die Iugendarbeiten nicht veraltet, in ihrer Art sogar nicht über-
holt sind, ist wahrhaft überraschend. Nun ja, was so in des Lebens
Mai in erster Frische und Begeisterung und zugleich mit einem
heiligen Arbeitsernst geschaffen wird, warum follte das für alle
Zeiten nicht erfreuen? Die Einblicke in die Mittenwalder Geigen-
bauerei, all diese Studienköpfe der Alten und Iungen, darunter der
Nachtwächter in der alten Montur, ein berühmtes Blatt, das als
Originallithographie in alle Kupferstichkadinette eingemündet ist,
dann die Bergbilder und malerischen Dorfwinkel stellen auch heute
noch der Fähigkeit des Künstlers ein glänzendes Zeugnis aus. Dar-

unter befindet sich auch die Landschaft „Der Angler", die entschieden unter Fechners Hauptwerken einen guten Platz behauptet hat. Da sieht man den Forellenbach um die Felsecke schießen, mit den Glanzlichtern auf der kühlen Flut, und den routinierten Angler mit feingezielter Behutsamkeit der Strömung entgegenschreitend, wöhrend die schroffen Bergzinken gewaltig über die Abendschatten emporsteigen und des Tages letzten Sonnengruß herniedocsenden. Der Ausschnitt aus der Natur ist fein berechnet, großartig in der Komposition und der Bach doch wieder so l^end naheliegend, so zum Angeln magnetisch verleitend, und d^s Ganze von einem ergreifenden Stimmungszauber der laufen und einsamen Natur.
Schon Ende der achtziger Iahre hatte sich Fechner als Bildnismaler durchgesetzt, so daß sich ihm fortan alle Türen der Berühmtheiten öffnen und der berühmte Maler von Hand zu Hand bei den deutschen Bundesfürsten eingeführt wird. Er zeigte niemals höfischen Ehrgeiz, noch ließ er sich zu der blanken Mache des Modemalers brcitschlagen; er malte die diversen Herrschaften, weil es ihm Spaß machte, wie es schien, und nicht, wie sie wollten, sondern wie es ihm am besten schien. Das aber gefiel gerade den hohen Herren und Damen. Sie tauten auf, stellten Krone und Szepter in die Ecke, sie gingen aus sich heraus und zeigten das wahre und menschliche Gesicht, das auch an Fürsten der bessere Teil ist. Wohl aus der Gabe, die Menschen auf den ersten Blick zu erfassen und sie so vor den Spiegel zu stellen, daß sie sich selber von einer neuen Seite entdecken, rührt die eigentümliche Lebendigkeit von Fechners Fürstenbildern her. Gerade aus dem bürgerlichen Rock schaut das faszinierende Wesen der unverkennbaren Fürstlichkeit hervor, bei dem einen schlicht, bei dem andern wieder durchgeistigt, hier soldatisch streng und dort mit weltmännischer Glätte. Und für jede neue Spielart fand Fechner den eigenartigen Ton und die überzeugende Form. Dabei stieg er nie zu dem Niveau der Thronsaal- oder Kasino-Bilder herab, die lautere Persönlichkeit mußte er unter allen Umständen herausbekommen, sonst wanderte die Leinwand unbarmherzig in den Ofen. Der beschränkte Raum verbietet hier eine Katalogisierung, aber erwähnen wollen wir wenigstens die sieben Bildnisse aus dem Hause Wittelsbach, aus dem Hause Anhalt, das sich fürstlich revanchierte und Fechner zu dem hohen Amt eines Konservators des Herzoglich Anhaltischen Kupferstich-Kabinetts begnadete und den Professortitel

dazugab, aus dem Hause Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Wcimar-
Eisenach, Oldenburg usw. usw. In ihrer Art unübertroffen ge-
blieben find die Bildnisse der Herzogs von Meiningen, dessen Per-
sönlichkeit dem Künstler ganz außerordentlich imponiert hat, ferner
des Großherzogs von Hessen und seiner damaligen Gemahlin, jetzigen
Großfürstin Kyrill, ohne Zweifel wohl das interessanteste Damen-
bildnis Fechners, und des Großherzogs Friedrich von Baden. Vor
zehn Iahren war es, als auch der Kaiser an Fechner ein großes Ge-
fallen fand und ihn mit Aufträgen überhäufte. Seit der Zeit hat
er den Kaiser häufig gemalt, aber die beste Leistung ist doch wohl die
bekannte Originallithographie von 1901 geblieben, wobei der Künst-
ler allein dem eigenen Genius folgen durfte. Die Durcharbeitung
des Kopfes bis in die feinsten Einzelzüge, die Energie des Mundes
und vor allem auch das individuelle Auge, das die Künstler in der
Regel nicht herausbringen, und der besondere malerische Umstand,
daß das Antlitz hell und klar auf den breiten schwarzen Pelzkragen
gesetzt ist, der in großen Strichen und tiefsten Tönen die rechte Folie
bildet zu der Darstellung des Kopfes — das alles stempelt dieses
Blatt zu einem Kunstwerk von bleibendem Wert. Überhaupt hat
Fechner die Künstler-Steinzeichnnng, für deren Wiederbelebung er in
erster Linie tätig war, sehr häufig in den Dienst der hohen Bildnis-
runst gestellt, aber nicht in der Art, daß er seine berühmten Fürsten-
und Dichterporträts auf Stein kopiert, sondern er schuf allemal
Varianten, die eigens für den Stein stilisiert und empfunden waren
und ganz andere Eigentümlichkeiten ans Licht rückten als auf dem
Ölbild zu finden waren. Die Pastelltechnik hinwiederum verwandte
er mit Vorliebe für jene anmutigen Frauenbildniffe, die ins Sym-
bolische hinüberspielen und die Schönheitsgalerie unserer Zeit wacker
mit vermehren helfen sollen. In dieser oder jener Weise künstlerisch
tätige Damen hob er besonders in die ideale Sphäre empor. Mit
Tamenbildnissen ohne allegorischen Accent hat er die Ausstellungen
Wohl reichlich beschickt, aber es ist schwer, das Einzelne nachzuweisen.
Nur so im allgemeinen hat man eine Fülle von Anmut, Eleganz und
koloristischem Brio im Gedächtnis. Die mit leichter und zarter
Hand gemalten Frauenbilder sind übrigens auch alle individuell er-
faßt und gerade hier trat die malerische Beweglichkeit Fechners
augenfällig in die Erscheinung. Das berühmteste von feinen Frauen-
bilonissen bleibt aber entschieden die Dame in Schwarz, eine Malerei,

die allein drei goldene Medaillen nach sich gezogen hat. Das ist eine Dame, wies scheint, in Trauer und daher tief schwarz gekleidet, mit ganz hellem Antlitz, hochblondem Haar und wunderbaren und rätselhaften Nixenaugen, die den aus der hellen Tiefe dringenden Schein haben wie die versteckten Bergseen im Engadin. Die Antithese von Hell und Dunkel ist über die Maßen glänzend und so hat sich nie. mand dem Zauber dieser genialen Malerei entziehen können, selbst die Medaillen-Iuroren nicht, die auf ein pikantes Motiv allein nicht hereinfallen.

Im übrigen hat Fechner ein ganzes Pantheon von männlichen Berühmtheiten gemalt und seine in hohem Auftrage geschaffenen Meisterwerke sind eine Zierde der Nationalgalerie und anderer Museen, und man findet sie in Rathäusern, Universitäten und sonstigen öffentlichen Gebäuden.

Man könnte nicht eigentlich sagen, daß eins oder mehrere dieser Bilder vor dem andern den Vorzug verdienen, wenn auch dieses oder jenes eine lithographische Verbreitung gefunden und somit populär geworden ist. Fechner hat seine Erfolge nicht etwa Glückstreffern zu verdanken, er arbeitete vielmehr gleichmäßig intensiv und signierte oder lieferte nur Bilder, mit denen er nach bestem Gewissen selber zufrieden war. Und so erleichterte er seinen lieben Nebcnmenschcn die Kritik dadurch, daß er vorerst an sich selber schärfste Selbstkritik übte und etwaige Mängel auch niemals unter den Scheffel stellte, auch darin ein echter Berliner. Ich will den Mann nicht auf Kosten der Wahrheit verherrlichen, das sei ferne! sondern nur begreiflich machen, wieso die Bildnisse Fechners eine so durchgehend gute und hohe Qualität zeigen. Für die demnächst in Erscheinung tretende deutsche Porträtgalerie, die einen gewissen Ersatz für das uns fehlende Pantheon oder Westminster bilden könnte, würden allein von Fechners Hand folgende mustergültige Bildnisse in Frage kommen: Herr v. Podbielski, Rud. Virchow, Gerhart Hauptmann, Prof. von Bergmann, Fürst von Bülow, Generaldirektor Wiegand, Herzog von Trachenberg, L. Passini. A. Wilbrandt, Ernst Curtius, Theodor Fontane, Wilhelm Raabe, aber ich sehe schon, die Reihe wird so prahlerisch lang, daß ich lieber abbreche. Fontane sowohl wie Raabe hat Fechner in vielfachen Varianten gemalt und gezeichnet und es kann behauptet werden, daß Raabe einen guten Teil feiner Fördenmg den frappanten Konterfeis, die förmlich in Raabischem Stil hinge-

Hanns Fechner
M. Rapsilber
schrieben sind, zu verdanken hat, zumal da Fechner für den großen
niedersächsischen Meister mit helltönender und begeisternder Bered-
samkeit auch literarisch eingetreten ist. Bei dieser Gelegenheit ent»
deckte Fechner sein feuilletonistisches Talent, er wurde ermutigt und
förmlich gezwungen, auf dieser Bahn weiterzuschreiten, und so findet
man neuerdings feinen Namen mehr und mehr in dem papierncn
Blätterwald. Was wird nur der Mann, der sich mit scharfen Augen
im Leben so weidlich umgeschaut und mit seinem leicht entzündbaren
Herzen allüberall engagiert ist, noch alles zu erzählen haben! Er
wälzt jedenfalls Riefenpläne in seinem unternehmungslustigen Ge-
müt. Zwischen Ostern und Pfingsten bescherte er uns als Kostprobe,
als Nummer Eins aus dem Schatz seiner Erinnerungen das für den
Angelsport und zugleich für den auffrischenden Verkehr mit Mutter
Natur, bescheiden gesagt, klassische Buch „Die Angelbrüder". Er schil-
dert da einen Malersommer in Mittenwald, Künstlerisches, Fisch-
waidliches, Landschaftliches, Volksergründcndes, Anekdotisches,
Lustiges und Sentimentales in kunstvoller Verschlingung der Motive,
ein tiefer Ausleger der Natur wie des Menschenherzens und vor
allem ein Erzähler, so frisch und natürlich, wie die Forellenbäche und
Bergseen, an denen er als heller Berliner ein so klotziges Fischglück
gehabt hat. Der Laie und Nichtangler möge eine etwaige Vorein-
genommenheit gegen das Sport-Thema überwinden und er wird von
dem Buche überrascht und begeistert werden und da einen Weg finden
aus dem Staube der Sommerfrischen, aus dem Stumpfsinn der
Sportarena in die lautere Natur, die immer noch das Heil in sich.
schließt und mit vollen Händen zu spenden bereit ist.

Maria Janitschek:
Heimweh
Roman.

Es war gegen die Mitte des Monats August, als der Garten der königlichen Burg in Winchester eine erlesene Gesellschaft empfing. König Wilhelm hatte noch einmal seine Freunde bei sich bewirten wollen, bevor die großen Herbstjagden angingen. Nach dem prunkvollen Mahl waren alle hinausgeeilt, um die köstliche Sommerluft zu genießen.

Di.c Brokatschleppen der Damon schleiften über den Rasen hin und gaben den Kavalieren zu schaffen, denn die zwei Ellen langen Schuhschnabel der letzten Mode boten zu allerlei Verwickelungen Anlaß.

Orielbe von Viant, die schöne Freundin des Königs, hatte ihm ^ben eine boshafte Bemerkung über jemand zugeflüstert, als Lord Haimon mit einer Verbeugung herantrat.

„Sir, eine Bitte! Wollt Ihr Graf Troarn gestatten, Euch seine Gemahlin vorzustellen? Er brennt nach dem Augenblick."

Wilhelm wandte sich lebhaft dem Freund zu. „Was sagt Ihr? Der Wasserspeier schon zurück? Per vultum dei, auf d i e Dame bin ich neugierig."

„Ich nicht." Orielde schnitt eine Grimasse. „Nur eine sthnliche wird ihn genommen haben. Laßt mich die Flucht ergreifen . . . ."

„Bleibt zu meiner Unterstützung." Wilhelm lächelte und sagte dem Vertrauten einige Worte.

Etliche Minuten später beugte Graf Troarn sein Knie vor dem König. Rufus — seiner roten Haare wegen nannte man ihn so — reichte huldreich seine Hand der Gräfin und vergaß sie in der ihren. Er hatte erwartet, eine groteske Häßlichkeit zu erblicken, und begegnete einem palmenschlanken Kinde mit bräunlicher Hautfarbe und Augen, dunkel und voll Seligkeiten wie eine Frühlingsnacht im

Orient. Und diese Augen hingen in reizender Verwirrung an ihm.
Auch sie hatte sich ein Bild von ihm entworfen. Sein prachtvoller
Normannenschädel, der stolz und selbstbewußt auf einer reckenhaften
Gestalt saß, trug indes andere Züge.
„Darf ich," flüsterte Orielde zu Rufus, „meine Fackelträger
holen lasten, damit sie Euch heimleuchten aus der Nacht dieser Augen,
aus der Ihr, wie's scheint, den Rückweg verloren habt."
Er hörte ihre Worte nicht. Er sagte dem Grafen und fe-ner
Gemahlin einige Phrasen und wandte sich an einen der Hofherren,
die ihn umgaben.
„Bei Lucifers Stirnfalte, das kann nicht mit rechten Dingen
zugehen; wie kommt der Mensch zu dieser Frau?" Fräulein
Orielde von Viant drehte sich auf der Ferse um und rauschte davon,
von mehreren Kavalieren gefolgt. „Was fagt Ihr dazu, Graf
Bellesme?"
Der Graf mit der Glatze und dem Doppelkinn legte die Rechte
an den juwelenfunkelnden Griff seines Degens. „Sie ist, Sir, die
Tochter eines sarazenischen Häuptlings, der zum Christentum über-
getreten ist. Ihr Vater soll Fehde mit Herzog Roger —"
„Die Hautevilles sind Schlauköpfe. Obzwar Lehnsträger des-
Papstes, wollen sie lieber Ungläubige als Christen in ihrem Dienst
haben, die kosten sie weniger und sind zuverlässiger; übrigens — ha,
wie vergnüglich er grinst —" Rufus blitzende blaue Augen richteten
sich auf Troarn, der mit seinem Freund Mortimer in ein Gespräch
vertieft war.
„Wenn ich so viele Pfund Goldes hätte, als er Furchen im
Gesicht hat! Seh ihn nur einer an!" Rufus fühlte die Anwandlung
eines Schulbuben über sich kommen und äffte heimlich Troarns
Miene nach. In der Tat war Troarn von einer ungewöhnlich stark
entwickelten Häßlichkeit. Sein Gesicht glich einer Landkarte, taufend
Linien durchzogen es nach allen Seiten hin, dazu lag unaufhörlich
ein grinsendes Lächeln um seine dicken Lippen. Rötliche, schwach
gezeichnete Augenbrauen, langes ölig glänzendes Schwarzhaar und
eine kartoffelförmige Nase vervollständigten das Bild dieses sonst
ehrenwerten Mannes. Freilich, manchmal, wenn er sich ungesehen
wähnte, trat ein Zug tiefen Leides in seine kurzsichtigen Augen, die-

für gewöhnlich das öde Lächeln des Mundes teilten. In solchen Minuten konnte man seiner Häßlichkeit vergessen, ihn selbst anziehend finden.
„Er spürt Euern Blick, Sir," scherzte Bellesme, „er hat sich soeben unterbrochen und her gesehen."
In diesem Augenblick trat Robert von Meulauts ehrfurchtgebietende Gestalt an den König heran.
Sic pflegten ihn den weisesten Staatsmann zwischen „London und Ierusalem" zu nennen, und er war ohne Zweifel einer der besten Berater des Königs. Rufus warf noch einen Blick auf die Gräfin Troarn, die eben Goutier Tyrell, dem braunlockigen Apollo des englischen Hofes, ihr entzückendes Gesicht zugewendet hatte, und vergaß für eine Weile an der Seite Herrn von Meulants der galanten Neigungen.
Sie war so befangen, die junge Frau, daß Gautier Mitleid mit ihr fühlte. Seine sonnigen Augen richteten sich voll Wohlgefallen auf sie. Seinen Namen teilte er mit Adgife, einer Tochter des Herrn von Rongemont, seine Liebe besaß die blonde Gräfin von Bray.
„Ich fürchte," sagte er nach einigen galanten Redensarten, „Ihr werdet bei uns frieren, Gräfin, Ihr seid kein Geschöpf für unser Inselreich."
„Frieren? Mein Gemahl hat mir erzählt, daß die Sonne hier viel schöner scheint, als bei uns daheim. Ein leichter Schleier liege auf ihr und dämpfe ihre Glut."
„Ia, Ilbert lobt sein Vaterland und findet alles in ihm schön, selbst den rauhen Ostwind, der das Gesicht wie mit Degen zerschneidet. Ich für meinen Teil möchte gern Sizilien mit England vertauschen."
/,Weshalb tut Ihr es nicht?" Ein Hauch beginnender Vertraulichkeit wehte aus ihren Worten.
„Weshalb nicht? Das ist leicht zu sagen. Ich müßte meine Besitzungen, meine Freunde, alles, was ich liebe, hier zurücklassen, eine Entbehrung, die der Aufenthalt in dem schönen Lande nicht aufwiegen würde."
Eine Gruppe verschwenderisch gekleideter Damen, von Kavalieren gefolgt, schritt vorüber.
„Welche Pracht!" rief Albereta, „wie einnehmend sind die Frauen hier!"

Er lächelte mit seinen frischen, roten Lippen. „Andere Frauen
schön finden, kann nur die Schönste. Euere dunkle Herrlichkeit stellt
alle in den Schatten."
„Ihr seid ja selbst dunkel."
„Meine Eltern sind Franzosen. Doch möchte ich lieber sein
wie der König."
„Seid Ihr viel in seiner Nähe?"
Sie errötete bis über die kleinen Ohrmuscheln, und Gautier
dachte: Wie entzückend sie ist!
„Ich hänge sehr an ihm, und meine heitere Art, das Leben hin-
zunehmen, mißfällt ihm nicht. Meine Scherze haben ihm oft schwere
Gedanken verscheucht, er ist zum Grübeln und zur Schwermut
geneigt."
„Da müßt Ihr oft um ihn sein —"
„Das bin ich auch."
„Und ihn so leicht machen, wie Ihr selbst seid."
„Das wird mir kaum gelingen. Am wohlsten ist ihm in der
Freiheit, im schaukelnden Nachen auf der See oder wenn Stürme
seine Stirn umbrausen. Das sind seine besten Stunden, in denen
er am gütigsten ist."
„Ist er — nicht immer gütig?"
„O geWiß!" Tyrell blickte in leichter Verlegenheit vor sich hin,
„er ist immer gütig. Er hat mir einmal erzählt, daß er als Knabe,
bevor er einen Apfel aß, den Apefl inbrünstig geküßt habe."
„Aber — gegessen hat er ihn doch."
Der Ritter lachte. „Das ist so Knabenbrauch, gnädige Frau,
man läßt nichts Schönes übrig."
„Was ist Knabenbrauch?" Albereta fuhr erschreckt zurück.
Über ihre Schulter blickte Rufus Gesicht.
„Habe ich Euch erschreckt? Ich kam, um Euch Schreckliches
zu melden. Graf Troarn ist soeben mit Adgife von Tyrell durch-
gegangen, ich sah sie in einem dämmerigen Laubengang hinschreiten.
Gautier blickte schalkhaft Albereta an, die des Königs Scherz
nicht verstanden zu haben schien und wie eine scheue Taube zu ihm
aufschaute.
Rufus bot ihr feinen Arm. Tyrell entfernte sich unbemerkt.
Sie raffte die Schleppe ihres gelbseidenen Gewandes auf und folgte
dem König. Er erblickte die Spitze ihres Füßchens, fühlte das Leben

ihrer leichten Gestalt und dachte in aufglühendem Zorn: Morgen
werden seine häßlichen Lippen wieder mehr vom Blumenstaub ihrer
Anmut verwischt haben. O, über alle diese höchst überflüssigen Leute,
auch über die hier, die hinter den Büschen und Sträuchern nach uns
spähen! ....
„Wollen wir nicht diese Richtung wählen?" Er führte Albereta
in eine dämmerige Allee, die sich seitwärts von den breiten blumen-
umsäumten Plätzen dahinzog.
Da zuckte er zusammen.
Eine hohe Frauengestalt, wie aus dem Erdboden heraus-
gewachsen, stand vor ihm.
Weiße Haarsträhnen «quollen unter der dunklen Lammfellkappe
lang über ihren Rücken herab. In den tiefliegenden Augen brannte
das Feuer unauslöschlichen Hasses. Rufus ballte die Faust und
wollte auf sie zustürzen, da war sie zwischen den Baumstämmen ver-
schwunden.
„Wer war das?" flüsterte Albereta erbleicht.
„Eine Irre" — des Königs Stimme klang unsicher — „ich
werde Auftrag geben, sie von meinen Hunden zerreißen zu lassen."
„Ihr werdet sie nicht in Euere Gewalt bekommen."
„Vielleicht doch. Mehr als einen schönen Augenblick hat sie mir
schon durch ihr plötzliches Erscheinen zerstört. Aber was ich Euch
sagen will," er schlug einen übermütigen Ton an, „glaubt auch Ihr,
daß nach dem Tode der Märtyrer ihre Seelen in den Kröpfen grüner
Papageien hausen? So stehts im Koran, Euer Vater las ihn doch,
oder nicht?"
Er hatte sie wieder ins Helle auf die freundlichen kiesbestreuten
Plätze geführt. In einiger Entfernung sah sie ihren Mann neben
Adgife Tyrell hingehen.
„Seht, wie recht ich hatte." Rufus deutete auf die Beiden.
„Übrigens, auch in der Trompete des Engels, der zum jüngsten
Gericht ruft, soll sichs angenehm wohnen, wie Bevorzugte Eures
Stammes behaupten," scherzte er weiter und geleitete die Gräfin
mit einem Lächeln, das nicht gut war, zu ihrem Gemahl.

Hanns Fechner:
GroÃŸfÃ¼rstin Knrill
(Rembrandt-GravÃ¼re)

EMPTY

Einige Tage später ruht Albereta daheim in ihrem Gemach in
einem riesigen Sessel, der fast sv tief ist wie Karls des Großen
Krönungsstuhl. Man hat ihr Kissen und Felle hineingelegt, damit
ihre zarten Glieder nicht mit dem uralten starren Holz in Berührung
kommen. Graf Troarn sitzt auf einem Schemel zu ihren Füßen und
betrachtet bewundernd die Goldstickerei auf dem Saum ihres blauen
Samtkleides.
„Könnt Ihr — sticken? Ihr sagt doch immer, Ihr könntet
alles."
Er sieht das schelmische Lächeln in ihrem Gesicht und ist
glücklich über den kostbaren Augenblick. Bald wird er wieder vor-
über sein und der Zug der Schwermut ihren Mund umlagern. „Frei-
lich kann ich sticken, in roter Farbe, mit dem Schwert, das hält ebenso
gut wie Euere goldnen Granatapfelblüten hier."
Sie schauert zusammen. „Redet nicht so Häßliches in meinem
Frauengemach."
„Könnt Ihr jagen?" fragt er scherzhaft, ihren Ton nachahmend.
„Iagen? Ei, gewiß. Ihr wißt doch, was der Christ unter dem
Iagdvergnügen versteht. Es ist die Bekehrung der Sünder. Ziegen
bedeuten die Stolzen, die wilden Eber die Reichen, die Hirsche die
weltlich Gesinnten. Diese und andere Bestien besiegen wir mit den
Pfeilen der Demut, der freiwilligen Armut, der vollkommenen
Liebe."
„Wie trefflich!" Troarn lacht. „Ich glaube, Ihr werdet da
oft auf Hirschjagden gehen können, manche Ziege aufstören und ganze
Rudel wilder Eber erlegen können."
Es pocht leise. Eine Kammerfrau sieht herein. „Ein Bote ist
draußen, ob Ihr, gnädige Frau, das Fräulein von Viant und den
Grafen Bray empfangen wollt?"
Troarn zieht die rötlichen Augenbrauen in die Höhe und blickt
seine Gemahlin an. „Die Tochter des Baronets Viant, boshaft,
schwatzhaft, launisch, in ihren Launen oft freigebig mit Haß und
Gunst, je nachdem. Hütet Euch vor ihr! In Bray lernt Ihr den
gefährlichsten Recken des Hofes kennen."
Ein Weilchen später empfing die Gräfin Troarn im Waffen-
saal ihres Gemahls die Gäste.
„Wir hatten, wir beide allein — ein Wettrennen angestellt" —
Orielde von Viant brachte einen Strom frischer Waldluft mit sich —

„und plötzlich befanden wir uns auf Euerm Boden. Da wollen wir
doch gleich der Herrin auf Troarn Guten Tag sagen, schlug ich vor.
Hier sind wir."
Albereta blickte die stattliche Normannin mit bewundernden
Blicken an. Wie schön sah sie aus! Das goldne Haar durch den
schnellen Ritt verwirrt, glänzte unter dem großen Laubhut hervor.
Die langen grauen Handschuhe, das dunkle enganliegende Kleid
gaben ihr ein keckes und zugleich bezauberndes Aussehen. Albereta
geleitete sie zu einem der hohen Sessel und wandte sich Brav, zu, den
ihr Gemahl ihr zuführte. Ein vornübergeneigtes Männlein mit
spärlichem, kunstvoll gekräuseltem Braunhaar, langen gelben
Zähnen in dem leicht geöffneten Mund, höb mit gespreizten Fingern
iher Hand an die Lippen. Vogelköpfe zierten seine Spangen, und
eine goldene Kette fiel ihm bis übers Knie herab. Bei der Be-
rührung seiner Hand fühlte Albereta, wie er zitterte. Er trippelte
zu dem ihm angebotenen Sitz und fiel leicht ausseufzend darauf
nieder. „Das Fräulein von Viani reitet wie Herrn Odins Tochter,
es kostet einem die Lunge."
„Ihr habt ja gar keine mehr." Orielde warf ihm einen bos-
haften Blick zu. Dann sah sie sich um und wandte sich wieder zu
Albereta. „Schön ist's bei Euch; übrigens kenne ich den Saal, mehr
als einmal war ich mit andern Gästen Eures Gemahls hier, aber
wißt," setzte sie leiser hinzu, „für eine Schwatzstunde ist's mir hier zu
weitläufig, auch ist eine Unterhaltung zu vieren nicht mein Geschmack.
Wenns Euch recht ist, wollen wir in Euer Gemach gehen."
„Wie es Euch beliebt." Albereta erhob sich, nahm die Hand
ihres Gastes und schritt, den Herren flüchtig zunickend, hinauf nach
dem obern Stockwerk, in dem ihre Zimmer lagen.
„O, wie ich Euch um Euere breiten Treppen beneide," seufzte
Orielde im Emporsteigen, „die unsern sind schmal und steil wie eine
Hühnerleiter."
Kaum hate sie sich in Alberetas lauschiger Kemenate nieder-
gelassen, als ein Knabe erschien und heißen, mit Gewürzen durch-
setzten Wein anbot. Orielde nahm einen tüchtigen Schluck davon,
verließ ihren Faltenstuhl, auf dem sie geruht hatte und ließ sich in
jenen andern tiefen Sessel nieder, in dem Albereta zu liegen pflegte,
wenn sie allein war. „Bei allem Guten, das ist ein vornehmer
Sitz!" Das schöne Weib wühlte sich in die Felle und Kissen ein.

Heimweh
Maria Janitschek
„Um den beneide ich Euch, kleine Möhrin, vergebt, aber Ihr seid so satanisch schwarz, was Euch freilich interessant macht. Nun kommt einmal —" sie wollte Albereta auf ihren Schoß ziehen, doch diese ließ sich, innerlich etwas abgestoßen durch die Umgangsformen ihres Besuchs, auf den Schemel nieder, den Graf Troarn vorhin eingenommen hatte.
Orieldes Augen folgten ihr, brennende Mißgunst blickte aus ihnen.
„Dunkle Frau Venus, erzählt mir nun, wie Ihr es angefangen habt, Gräfin Troarn zu werden, nachher erzähle i ch Euch, was Graf Troarn auf die Brautschau getrieben hat."
Albereta war siebzehn Iahre alt. Nach der Eltern Tod war sie von ihrer Muhme aufgenommen und erzogen worden. Alles Bittere, Schwere, Häßliche, das das Leben auf seinem Untergrund birgt, war ihr bis jetzt nicht unbekannt geblieben.
Mit leichtem Widerwillen vernahm sie Orieldes Fragen. Sie war von der Fragestellerin so überrumpelt worden, daß sie vergaß, der Frechen die Tür zu weisen, und wirklich Rede stand.
„Vor etwa drei Monaten kam er —" sie meinte ihren Gemahl, „und sah mich —"
„Wo sah er Euch? Bei einem Tournier, auf einer Festlichkeit, bei Euerem Grafen?"
„Nein, am Sonntag, als ich die Muhme zum Hochamt begleitete."
„Wart Ihr denn nicht verschleiert?"
„Nein, die Christen bei uns gehen unverschleiert."
„Ich weiß nicht, ob es nicht schöner bei euch war, bevor ihr Lchnsträgern des Papstes dientet; ein wilder Maurenfürst ist mir lieber als Roger Hauterille, der im Leben in Allahs Paradies schwelgt und nach dem Tode mit Christus tafeln will."
Das versteh ich nicht, sagten die unschuldigen Augen Alberetas.
Orielde streckte die Hand nach dem Becher aus und tat wieder einen tiefen Schluck.
„Und als Ihr aus dem Hochamt kamt? Wo war es? In Palermo?"
„Nicht weit davon, in Alia. Da folgte er uns und schickte einen Boten, ob er selbst kommen dürfte."
„Und Ihr jubeltet: Ia, ja, er soll kommen, heute lieber als morgen."

„Nicht doch." Stille Hoheit trat in das jugendliche Gesicht der
Gräfin. „Ich blickte meine Muhme an, der ich stets gehorsam war,
denn ich liebte sie am meisten von allen Menschen."
„Uno diese glückliche Muhme rief: „Laß ihn kommen! Und
schmückte Euch und zog Euch ein schwarzseidnes Gewand an."
Albereta schüttelte das Haupt. „Nicht doch. Sie legte ihre
Hand auf meinen Kopf und sagte: Wenn Graf Troarn, wie er sich
nennt, Dir gefällt und Dich zu seiner Gattin machen will, so nimm
ihn, denn meine Tage sind gezählt. Ich bin die älteste Schwester
Deiner Mutter und unsere Familie erreicht kein besonders hohes
Lebensalter. Und dann saßen wir am Springbrunnen in unserm
Hof, der eigentlich ein Matten ist, und Taubenvolk stand neugierig
um mich herum, und meine Muhme las aus einem alten Fabelbuch,
in dein sie schon gelesen Halle, bevor sie Christin geworden war. Da
kam die Dienerin nd sagte: Er ist da. Und indem sie das sagte,
tauchte er auch schon auf Mischen den Säulchen des Ganges, d^r den
Hof einfaßt- ging zur Muhme uno küßte ihre Haud. Und es mar,
als tonnte er den Koos nicht wieder von ihrer Hand erheben. Mir
hat das Herz gepocht, denn ich wußte, er sprach rmt dieser Hiud
und bat sie um elwas! Ich giug zwischen den Rosenoü,chen hin-
ourch, hinauf auf mcinc Kammer und fah herunter. Ich h.itte n^ch
nie einen Mann fo ncht angeschaut. Und wie ich noch nachsann, ob
ich ihn Ieiocn könnte oder nicht, erhob meine Muhme oen Kopf und
winkte mir. Und bevor die Sonne versunken war, war ich Vrant
geworden. Zweite Wochen darauf bereitete uns Roger Hanteoille
das Hochzeitsmahl in seinem Palais. Und dann bin ich herüber
gekommen."
Oriclde legte die Hand auf Äloertas Schulter. „Euer Leben
war bis jetzt ein Traum, Gräfin, gebt acht, daß kein — Traum Euch
als Leben erscheine. Leicht könnte das eintreffen. Ihr reizt alle
durch Euer eigenartiges Wesen, das hier neu ist. Teio Ihr erst einige
Zeit hier, so wird man sich beruhigen, des seid gewiß."
Albereta, ohne Omieldens Bosheit zu verstehen, versetzte: „Ich
werde nicht viel in Gesellschaften gehen, ich finde es hier auf Irvarm
sehr angenehm."
Ein böser Zug trat in das schöne Gesicht des Fräuleins von
Niant. „Also die Geheimnisrolle spielen wollt Ihr, damit Ihr
länger neu bleibt. Ihr seid sehr schlau. Nun, wenn Ihr nicht

kommt, so wird man zu Euch kommen; Graf Trearin ist als guter
Wirt bekannt, man kommt gern zu seinen Iagden und Festlichkeiten.
Auch der König pflegt ihn ab und zu zu besuchen."
Eine dunkle Purpurwelle schlug über das Gesicht der Gräfin
hin. Den Augen der Normannin entging sie nicht.
„Ein einnehmender Ritter —" welche Unverschämtheit! dachte
Rufus Freundin — „besonders wenn er scherzt, und er scherzt ja so
oft. Ist auch seine Gemahlin so freundlich?"
„Solltet Ihr nicht wiffen, daß der König unverheiratet ist?
Ach, tut doch nicht so."
„Ich dachte nicht an den König, ich dachte an Gautier Tyrell."
„Ach, der! das Walterchen ist ein guter Iunge. Er sieht aus,
als ob er nicht bis zehn zählen könnte. Übrigens schade, daß nicht
auch er den Einfall gehabt hat, Euch heute zu besuchen. Er ist sehr
befreundet mit — Graf Leray."
„Ach," fagte Albereta harmlos. „Wie gefällt Euch Bray?"
„Er scheint mir krank zu sein."
„Krank?" Um Ovieldes Lippen zuckte verhaltenes Lachen. „Ja,
so, so. Er hat sich in früheren Iahren durch allzu kostbare Gerichte
den Magen überladen."
„Ach, die arme Gräfin!"
„Nun, die ist nicht so arm, sie weiß ihn zu behandeln. Kennt
Ihr sie nicht?"
„Nein."
„Ein hageres Weib mit blutroten Lippen und langen Finger-
nägeln. Eine Wölfin. Aber klug. Für einen Bray die richtige
Frau. Sie vermag selbst Schafe zum Girren zu bringen. Maltern-
chen kukurut, wenn er sie sieht. Das geht immer so. Die Unfertigen
und die Fertigen laufen an demselben Lenkseil. Aber was ich sagen
will. Die Herren werden gleich erscheinen. Troarn erklärt ihm wohl
wieder die Geschichte seiner ältesten Fahne, die Robert des Teufels
Urgroßmutter gewoben haben soll. Nun möchte ich, bevor ich scheide
— ihre Augen leuchteten boshaft auf — erzählen, wie Euer Gemahl
dazu kam, auf die Brautschau zu gehen. Ich weiß nicht, ob Ihr, un-
schuldiges Lamm, schon entdeckt habt, daß Graf Troarn nicht durch
allzu große Schönheit auffällt. Es gibt jedenfalls an unferm Hof
viele Frauen, die er so anblickte, wie die Hand Eurer Muhme, die
ihm aber eine weniger liebevolle Antwort gaben. Man hat ihm den

Spitznamen Wasserspeier gegeben, weil sein Kopf den Kopsen dieser lieblichen Ungeheuer nicht ganz unähnlich ist, die unsere Dachtraufen und Brunnen zieren. Nun, bei einem der berühmten kleinen Abendessen, die der König gibt — es werden leider nur Männer als Gäste ^ladcn — soll die Rede davon gewesen sein, Troarn musse sich mit einen? Krähenweibchen, einer Elefantentochter oder ähnlichem verheiraten, weil eine Menschenfrau ihn wohl kaum zum Mann wünschte. Da soll er auf den Tisch geschlagen und geproßt haben — ich habe das aus sicherer Quelle —: „Wenn ichwill, so führe ich die schönste Frau der Welt als mein Ehegemahl heim." „Gut," wurde von allen Seiten gerufen, „die Wette gilt." (Was ihr Preis war, weiß ich nicht mehr.) — Ein paar Tage darauf ist Troarn abgereist, um durch Euch zu beweisen, daß kein Mann zu häßlich sei, um eine Frau zu gewinnen." Sie lachte übermütig und erhob sich. „Nun will ich aber auf die Suche nach Bray gehen, der sich aus Gefälligkeit für Euern Gatten wohl gar selbst in eine Fahne verwandelt hat."

Albereta fuhr wie aus einem Traum auf. Sie fühlte ihre Wangen brennen.

„Verzeiht, daß ich Euch nicht hinabgelcite, mir ist unwohl geworden."

„O! Soll ich Eure Frauen rufen?"

„Nicht für mich."

„Für mich nicht, ich finde mich auf Iroarn zurecht." Sie warf einen Gruß hin und entfernte sich.

Als die Gräfin allein war, senkte sie das Gesicht in die Hände und weinte.

Rufus rannte wie ein gefangenes Raubtier im Käfig, in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Auf seinem schönen Gesicht, das leichte Sommersprossen bedeckten, brannten zwei rote Flecken, Zeugen innern Aufruhrs bei ihm. Ungeduldig klatschte er in die Hände und befahl dem erscheinenden Sekretär, sofort nach Flambart, dem Iustiarius zu schicken. Dann begann er von neuem seine hastige Wanderung durchs Zimmmer, bis ihn sine Vorstellung stehen bleiben und die Stirne kraus ziehen ließ. Und er machte abermals den Sekretär kommen. „Boten zum Justiarius schicken."

„Sie sind abgegangen, Sir."
„Gaimon kann eintreten."
„Graf Gaimon ist nicht anwesend, Sir."
„Boten zu ihm schicken."
Der Sekretär verschwand.
Der König in seinem kurzen Leibrock aus malvefarbenem Samt
taste weiter, dann warf er sich in einen der herumstehenden Sessel.
Wie lange das dauerte. Wars nicht schon eine Stunde her, daß er
Flambard erwartete? Konnte dieser nicht längst hier sein? Da
pochte es leise: der Sekretär schob sich zaghaft herein. Er fürchtete
die roten Flecken auf des Königs Wangen.
„Sir, der Herr Iustiarius hat sich zur Iagd begeben und ist
noch nicht zurückgekehrt. Des Königs Augen blitzten auf, doch er-
widerte er kein Wort. Geräuschlos schloß sich die Tür. Voll stummen
Ingrimms warf sich Rufus an seinen mächtigen Schreibtisch, ver-
grub die Hände in die rote Haarmähne, kritzelte einige Namen auf
ein Blatt Papier, sann ein Weilchen nach, schrieb neue dazu und
machte sich daneben kleine Notizen. Darüber fiel ihm verschiedenes
ein,- er grübelte vor sich hin und versank in Nachdenken. Die Ruhe
gab seinen Zügen ihre ursprüngliche Schönheit und jene Anmut
wieder, die sein großer Lehrer Lanfranc so sorgfältig gepflegt hatte.
Lanfranc hatte ihn vor mehr als drei Jahren verlassen und ruhte
in der Gruft der Metropolitenkirche von Canterbury. Mit jedem
Jahr entwuchs Rufus mehr und mehr dem veredelnden Einfluß
jenes vornehmen Geistes, der durch feine Überlegenheit ihn beherrscht
und gebändigt hatte. Das Beispiel der Großen seines Hofes übte
nun ungehindert feine Macht über ihn aus und trug zu feiner Ver-
wilderung bei.
Als der Sekretär nach einer Weile anpochte nd Seine Herrlich-
keit den Herrn Iustiarius anmeldete, ärgerte sich Rufus, in seinen
Gedanken unterbrochen worden zu sein.
Einen Augenblick später trat ein Mann herein, dessen Gesicht
jeden Seelenforscher reizen mußte. Rufus verzog spöttisch die
Lippen, ohne den Kopf nach dem Eintretenben umzuwenden.
„Habt Ihr — ausgejagt, edler Flambard? Seid Ihr nüchtern
genug, um über Staatsgeschäfte zu sprechen, oder prickeln Euch noch
die Genüsse der letzten Stunden im Blut?"

Maria Janitschek
Heimweh
Das glatte, volle Gesicht Rainiis Flambards verriet durch keine
Miene, was er dachte.
„Ich war in Rochester, Sir, um Eueres Vorteils, nicht um
meines Vergnügens willen. Ich habe die an Herrn von Clare ver-
pachteten Landgüter ihm wegnehmen lassen und den Leons gegeben,
die um dreihundert Pfund Silber mehr Zins dafür zahlen werden.
Es war kein leichtes Stück, denn der Pachtvertrag lautete auf zehn
Iahre und das zweite Iahr ist noch nicht abgelaufen. Mehrere ähn-
liche Geschäfte, die ich abwickelte, tragen die Schuld an meiner ver-
späteten Jurückkunft. Ihr wißt nicht, Sir, wie hart die Schäöel
Euerer Untertanen sind und wie wenig sies begreifen, das; ihr Herr
Geld braucht."
Bei diesem Wort warf sich Rufus mit einem jähen Ruck auf
feinem Sessel herum.
„Geld! Geld! Du hast das rechte Wort ausgesprochen, aber
viel Geld, meine Iackel, nicht ein paar hundert Pfund lumpiges
Silber, das nützt mir nichts. Deshalb habe ich Dich zu mir be-
schieden, ich brauche, und zwar gleich, mindestens fünfhundert Pfund
Gold. Lasse also Dein Licht in die verborgensten Winkel unseres
Reiches leuchten und suche, Du wirst schon finden."
„Sir, Euere Forderung," Flambard senkte nachdenkend die
verschwiegenen Augen, „setzt mich in die größte Bestürzung. Ich habe
getan, was ich konnte; Silber vermochte ich Euch zu verschaffen, Gold
Euch zu bieten, wird mir unmöglich fein."
„Was! Euch etwas unmöglich?" Der König stand ärgerlich
auf. „Wozu seid Ihr denn Ihr, wenns für Euch etwas Unmög-
liches gibt? Ich lasse Euch vollständige Freiheit in der Wahl Eurer
Mittel, aber das Gold muß herbeigeschafft werden, muß, ver-
steht mich."
Die wohlgepflegte Hand Flambards fuhr streichelnd über sein
glattes Kinn.
„Muß, Sir, das ist — verzeiht, leicht gesagt, aber schwer voll-
bracht."
Fortsetzung im nächsten Heft.

Moritz Band!

Die Bäder und Kurorte Oesterreichs.

Wenn man von Österreichs Bädern und Kurorten spricht, mutz man mit einer veritablen Reklamepauke oder mit einem ehrfurchtsvollen Dank an die gütige Mutter Natur beginnen, denn kein anders Land der Welt ist so reich mit Heilquellen und Naturschätzen für die leidende Menschheit gesegnet, als eben Österreich. Von der weltberühmten Nordwesteckc Böhmens, auf dessen einst vulkanischem Boden sich in bruderlicher Nachbarschaft die Wunderquellen von Karlsbad, Marienbad und Franzensbad auftun, zu denen sich in naher Zeit noch die Radiumwässer von St. Ioachimsthal als jüngste Errungenschaft gesellen werden, bis hinab an die dalmatinischen Gestade, von Westtirol bis in die Wälder der Bukowina zieht sich ein Kranz von Kurorten und Heilquellen. . . Nicht alle sind so glücklich wie etwa Karlsbad, Gastein und Abbazia, zu Weltbädern geschaffen zu sein, in deren Gemarkung sich Kurgäste aus aller Herren Ländern einfinden, aber eine gewisse provinzielle oder lokale Bedeutung besitzt selbst das Geringste unter ihnen und in diesem Sinne erfreut sich jedes Kronland Österreichs seiner mehr oder minder bedeutenden Kurorte.

Den ganzen Reichtum Österreichs auf diesem Gebiete aufzuzeigen, kann unmöglich Aufgabe dieser kurzgefaßten Zusammenstellung sein, wohl aber soll hier in möglichster Vollständigkeit ein Überblick über die Bäder und Kurorte Österreichs geboten werden. Da heißt es nun, ein gewisses System in die Sache bringen, und ein solches muß sich bedächtigerweise an die Wissenschaft — in diesem Falle an die Dalncologie — halten. Wir wollen demnach die Kurorte in solche einteilen, denen durch die dort vorhandenen Quellen ein bestimmter Heilwert zukommt, und in solche, die durch ihre klimatische Lage und andere Umstände als klimatische Kurorte, Luftkurort? und Seebäder, angesprochen werden können.

Unter den Heilquellen nimmt in jeder Hinsicht Karlsbad,
Österreichs Weltkurort par excellence, den ersten Rang ein, den es
seinem förmlich geheiligten „Sprudel" und seinen zahlreichen an-
deren Quellen verdankt, deren verschiedene Wirkung der Stadt Karls-
bad geradezu den Charakter eines „Universalbades" für alle Leiden
geben. Den Karlsbader Quellen ähnlich, aber nicht ganz ebenbürtig,
sind jene von Rohitsch-Sauerbrunn in Steiermark, welcher
Ort einer verheißungsvollen Entwicklung entgegengeht. Nächst diesen
beiden Kurorten, die sich in keine spezielle Klasse einfügen lassen,
gibt es solche, die man nach den in ihren Quellen enthaltenen Salzen
in verschiedene Kategorien, wie Eisenbäder, Moorbäder, Iodbäder,
Soolbäder usw. einteilt. Wir wenden uns zunächst den sogenannten
Akratothermen oder indifferenten Thermen zu, von denen Österreich
eine recht stattliche Anzahl besitzt. Die landschaftlich reizvollste und
durch ihre historischen Kurgäste, wie Kaiser Wilhelm I., König Leo-
pold von Belgien, Fürst Bismarck u. a. berühmteste Akratotherme,
ein wahrer Jungbrunnen, ist jene von Badgastein in Salzburg,
die am Fuße der hohen Tauern gelegen, eine wahre Perle malerischer
Schönheit. Durch den Bau der Tauernbahn ist Badgastein und sein
aufstrebender Nachbarort Hofgastein dem Weltverkehr unmittel-
bar angeschlossen und eine neue Blütezeit ist für das herrliche
Gasteiner Tal angebrochen. Ihm zunächst ist wohl Töplitz.
Schönau im deutschen Böhmen zu nennen, das seine Blüte dem
preußischen Königshause zu Anfang des vorigen Iahrhunderts ver-
dankt und noch heute der Sammelpunkt zumeist reichsdeutscher Kur-
gäste ist. Hieran reiht sich Iohannisbad im Riesengebirge,
in anmutiger Landschaft gelegen, und in Südsteiermark ein Kranz
teils altberühmter, teils erst jüngst zu Bedeutung gelangter Kur-
orte wie das Wildbad Tobelbad bei Graz, Römerbad,
Tüffer, Neuhaus bei Cilli und Tapolschitz, deren land-
schaftliche Lage nicht minder reizvoll ist, als jene der früher genann-
ten Bäder. Noch weiter im Süden liegen das kreinische Töplitz
und die schon den Römern bekannt gewesene Therme von Mon -
falconebei Triest, die in den letzten Iahren wieder stärker in den
Vordergrund des Interesses getreten ist.
An die indifferenten Thermen reihen sich die Schwefelthermen
an, deren älteste und bedeutendste Baden bei Wien ist, die seit der
Römerzeit zum Heil der leidenoen Menschheit wirken. Baden, in

der unmittelbarsten Nähe der Kaiserstadt gelegen, gehört zu den schönsten und wertvollsten Kurorten Österreichs und hat eben jetzt einen bedeutenden Schritt in seiner Entwicklung gemacht, indem es in seinem anfangs Mai 1910 eröffneten „Herzogshof" das modernste und vornehmste Badehotel Österreichs geschaffen hat. Ungemein wertvoll und für den Süden der Monarchie wie für die Balkanländer geradezu dominierend ist das Bad Ilidze bei Sarajewo, eine Schöpfung der bosnischen Landesregierung, die hier auf dem früheren osmanischen Boden einen vornehmen europäischen Kurort mit allen Vorzügen eines solchen geschaffen hat. Schließlich wäre noch die Schwefeltherme von Obladis in Tirol zu erwähnen, die aber kaum mehr als lokale Bedeutung hat.

Nun gelangen wir zu der Gruppe der Eisenbäder, in denen nebst anderen chemischen Bestandteilen Eisenverbindungen die dominierende Rolle spielen. Unter diesen steht das weltberühmte Franzensbad in Böhmen weitaus an der Spitze, da es nebst seinen Eisenquellen auch die lithiumhaltige Nataliequelle und einen ganz unermeßlichen Reichtum an Moorerde und Moorsalzen besitzt. Franzensbad, das in einem wahren Gartenparadiese liegt, ist das Mekka aller Frauen, die nach Mutterglück leckren, und hat so manche schon geknickte Hoffnung glücklich erfüllen geholfen. Auch als Herzheilbad steht Franzensbad mit feinen Kohlensäure-Quellen heute in allererster Reihe. In dieselbe Kategorie gehören auch die Quellen von Levico-Vetriolo und Roncegno im Süden Tirols^ wiche neben dem Eisen auch noch Arsen enthalten und sowohl als Kurorte wie als Verfandstätten ihrer Wasser erhebliche Bedeutung besitzen. Prachtvoll gelegen und von herrlichen Waldungen umgeben ist K a r l s b r u n n in Schlesien, das leider lange nicht nach Gebühr gewürdigt wird, trotzdem es schon Tausenden blutarmer Wesen Kraft und neues Leben gespendet. In Niederösterreich ist, kaum zwei Stunden von Wien entfernt, das altberühmte Bad Pyrawarth, einst das gesegnete Heilbad der Mutter Kaiser Franz Iosephs, das nach jahrelanger Vergessenheit nunmehr einer neuen Zeit des Aufschwungs entgegengeht.

Ungemein reich an eisen- und kohlensäurehaltigen Quellen ist Böhmen, dessen Quellenprodukte sich den ganzen Erdball erobert haben. Wir nennen nur die Tafel- und Heilwasser von Gießhübl bei K a r l s b a d, K r o n d o r f, B i l i n, K l ö st e r l e, N e u d o r f^

Königswart u. a., die den Namen ihrer Ursprungsorte in aller
Welt bekannt gemacht haben. Gicszhübl, Bilm und Königswart sind
gleichzeitig auch Kurorte vornehmsten Stils und verdienen darum
besonders hervorgehoben zu werden. Eine wertvolle Eisenquelle weist
auch noch Peso in Tirol ans.
Reichen Gehalt an Glaubersalz nnd daher heilsame Einwirkung
auf die Verdauungsorgane haben die Quellen von Marienbad.
an dessen beliebten Brunnen sich die beleibten Menschen aller Länder
einfinden, um ihres Leibes Last möglichst zu vermindern. Auch
die Moor- und Stahlbäder von Marienbad sind ganz hervorragend
und haben mitgeholfen, die freundliche Stadt zu einem Weltkurort
von wahrhaft internationaler Bedeutung zu machen. König Eduard
von England gehörte zu den treuesten Stammgästen Marienbads.
Auch Karlsbad und Rohitsch-Sauerbrunn besitzen glaubersalzhaltige
Quellen und müssen daher an dieser Stelle nochmals erwähnt
werden.
Eine ganz eigene Art von Quellen, die Kochsalz-Soole enthalten,
sind jene von Ischl, Hallein nnd Aufsce, Kurorte, die durch
ihre entzückende landschaftliche Lage im Herzen des herrlichen Salz-
kammerguts allerdings mehr als Sommerfrischen betrachtet werden.
Ischl, feit langen Iahren die SommerresidenzKaiserFranz Iosephs,
ist allerdings in dieser Eigenschaft einer der fashiunabelsten „Kur-
orte" Österreichs, ohne eine eigentliche balneologische Bedeutung zu
besitzen. Eine zweite Gruppe der Kochsalzwässer, die außer diesem
noch Iod und Brom in erheblicher Menge aufweisen, sind Bajd
Hall in Oberösterreich und D a r k a u in Schlesien, deren Quellen
ungemein wertvoll nnd wirksam sind. Ihnen reihen sich gleichartige,
aber minder berühmte Quellen in Rabka in Galizien und Goi -
fern in Oberösterreich an.
Die alkalisch- mnriatischen Säuerlinge — Quellen, die neben
kohlensaurem Natron beträchtliche Mengen von Kochsalz enthalten
und darum gegen Erkrankungen der Luftwege mit Erfolg Anwen-
dung finden — sind in Österreich reich vertreten. An erster Stelle
durch seine modernen Kureinrichtungen und den Wert der Quellen
steht hier Gleichenberg in Steiermark mit seiner weltbekann-
ten Constantinquelle. Neuerlich ist das gleichartige Salzbad Lu-
tz a t s ch o w i tz in Mähren erfolgreich in den Wettbewerb eingetreten
und erfreut sich einer sichtlich wachsenden Beliebtheit. Die alkalischen

Kurorte Oesterreichs
Moritz Band
Säuerlinge von Bilin in Böhmen und Prcblau in Kärnten
sind durch ihren Gehalt an kohlensaurem Natron und freier Kohlen-
säure besonders ausgezeichnet und erfreuen sich einer wohlverdien-
ten Beliebtheit.
Wir gehen nun zu der bedeutenden Gruppe jener Kurorte
Österreichs über, deren Heilwert in dem Klima, der Höhenlage und
der Luft liegt, die also Höhenkurorte oder Winterkurorte sind. Hier
gibt es eine ganz ungeheure Zahl von Orten, nmsomehr, als d^e
Grenze zwischen Kurort und Sommerfrische schwer zu ziehen ist und
der Ehrgeiz jede strebsame Gemeinde verführt, um jeden Preis Kur-
ort zu spielen, mag es auch an Kureinrichtungen noch so sehr fehlen.
An Höhenkurorten wollen wir nur die bedeutendsten hervorheben
und uns auf die namentliche Aufzählung nach den Kronlöndern be-
schränken. In Niederösterreich wären dies das Alpenparadies der
Wiener, der Se mn:er ing mit feiner prächtigen Hotelkolonie,
der Hochs ch Neeberg, Payerbach, Reichenau, Edlach,
Mödling, Weisenbach, Grimmen st ein, Vöslau
usw. In Oberösterreich: Ischl, Gmunde n, Kammer,
Hallstadt, St. Wolfgang; in Steiermark: Frohnlei -
ten, Admont, Aflenz, Mürzzuschlag; in Kärnten:
Pört f chach, Beiden, Ossiach, Mill st adt, Warmbad
Villach; in Krain: Veldes; in Salzburg: Barsch, Hall-
ein. Wolling, Fusch, Zell am See; in Böhmen und
Schlesien: Roznau, Zuckmantel, Nieder-Linde-
wiese, Gräfenberg; in Galizien und der Bukowina: Za-
kopanc, Dorna Watra. Die Krone aller österreichischen
Länder bildet Tirol und Vorarlberg, deren ganzes Gebiet eigentlich
ein einziger großer Luftkurort ist; hier können wir mir die „creme
de la creme" hervorheben, und zwar: Kitzbühcl, Igls, Gof-
sensaß, Niederdorf, Ianichen, Cortina, Landro,
Schluderbach, Brennerbad, Mendel, Prags, Ma-
donna diCampiglio, Molveno,Trafoi, Karer-
fee — damit haben wir die schönsten aller schönen Plätze Tirols
genannt.
An Winterkurorten hat Österreich eine große Zahl, von denen
wir das herrliche Meran, Gries bei Bozen, Ares, Riva,
Görz, Abbazia, Lovrana, Losina und Ragusa her-
vorheben, deren südliches Klima und reiche Vegetation sie zu einem
^7

bnen retiro für die leidende Menschheit gestalten, die in der milden Sonne des österreichischen Südens dem herben nördlichen Winter entfliehen.
Die jüngsten Schöpfungen auf dem Gebiete des Kurortwesens in Österreich sind seine Seebäder, deren bedeutendstes — Abbazia — kaum drei Iahrzehnte alt ist. Spät hat sich das alte Habsburger Reich an seinen herrlichen „Platz an der Sonne", an sein Küstengebiet erinnert, aber mit Riesenschritten holt es heute an den Küsten der Adria das Versäumte nach. Abbazia, das heute aller Welt bekannt, machte den glücklichen Anfang, Lovrana folgte ihm und heute ziert fast die ganze österreichische und dalmatinische Küste eine Kette von Seebädern, die von Iahr zu Iahr an Bedeutung und Frequenz zunehmen. Vom Nordwesten der Adria nennen wir Grado, Sistiana, Grignano, Porte Rose, Parenzo, die Insel Brioni bei Pola, dann die Insel Lussin mitLussinpiccolo, Lussingranda, Cigale und Sanfego, die förmlich neu entdeckte dalmatinische Insel Arbe, Lesina, Gravosa, Ragusa, Zelenika und andere, die förmlich über Nacht aus dem Boden wachsen werden. Das Dornröschen Dalmatien ist am Erwachen und an seiner zauberisch schönen Küste werden zahlreiche Seebäder und Kurorte erstehen, die eine neue Riviera voll südlicher Farben- und Sonnenpracht bilden werden. Auch Österreichs Zukunft liegt auf dem Wasser, an den Gestaden seiner herrlichen Adria, welche den blühenden Kranz seiner Kurorte mit dem Allheilmittel der modernen nervösen Menschheit, Wasser, Sonne und Luft, glücklich bereichern werden. Das moderne Schlagwort von der Förderung des Fremdenverkehrs hat in Österreich an den Kurorten wohl seine stärkste Stütze und Zukunftshoffnung und mit dem Blühen und Gedeihen der Kurorte wird diese gewaltige volkswirtschaftliche Aufgabe einer glücklichen und verheißungsvollen Lösung zugeführt werden.

^U
Hanns Fechner:
Der FischfangÂ«!

Carl Hagemann

Kein Zweifel: unsre ganze „moderne Kunst" ist nur ein Über-
gangstyp, kann nur ein solcher sein, sonst wäre es übel bestellt um
sie und uns. Das Vacuum verteilt sich auf alle Kunstgattungen;
überall das Fehlen eines die Epoche kennzeichnenden eigen-selbst-
sicheren Stils, der Mangel an rechter innerer Bedeutsamkeit, an
echter Vertiefung. Die Epoche i st keine Evoche.

Das gilt nicht zum mindesten für die Dichtung im allgemeinen
und für die Bühnendichtung im besonderen. Nicht die Dichter, son-
dern die Aestheten regieren. Wortkunst nicht Wertkunst. Die Kunst
derDarstellung aber steckt teils im Konventionellen, teils ringt
sie direktionslos nach neuen Formen und Inhalten. Wobei es nur
zu leicht zur Nüancenjägerei und Geistreichelei kommt. In solcher
Zeit sind Führer nötig. Führer aus dem Chaos zur Klärung und
Wicdcrfestigung. Führer, in denen sich Erfahrung und^ Intuition
zur wahren Berufenheit einen. Nicht als ob es an mehr oder minder
neuen Theorien über und für das Theater gebräche, — beileibe nicht:
die moderne Bühne wird ungemein reichlich, von allen Seiten, aus-
der Vogel- und der Froschperspektive, von Fachleuten und Nicht-
fachleuten zum Gegenstande der Betrachtung gemacht. Aber die
Quantität kann auch auf diesem Gebiet nicht die Qualität ersetzen.
Alle bisher vorliegenden dramaturgischen Werke kranken an irgend
einer Einseitigkeit: entweder spricht nur der Techniker, oder nur der
Schauspieler, nur der Aesthet usw. Selbst die geistreiche Arbeit, die
Baron Berger, mit nicht mißverständlicher Gebärde des Daumens
nach hinten, seine hamburgische Dramaturgie nennt, ist allzu subjektiv
gehalten, mehr eine ästhetisch-technische Anthologie, als eine organisch-
umfassende, tiefgründige Direktive.

Iust Bergers Hamburger Nachfolger H a g e m a n n ist es nun,
kcr berufen und gewillt erscheint, zur Neuorientierung der Bühne
ein Durchgreifendes, Entscheidendes zu tun. Hat Berger (um auch

4'.,

den rein praktischen Vergleich zu ziehen) im jetzt abgelaufenen Iahre
seiner Burgtheaterleitung so gut wie völlig versagt, so hat man in
dem Hamburger Iahresdebut Hagemanns entschieden die „Klaue des
Löwen" verspürt. Der Diplomatie seines Vorgängers, der sich alle
anderswo bereits bewährten Autoren heranholte und in deren Neu-
werten seine hochkultivierte Regiekunst und Einfühlungsfähigkeit
Triumphe feiern ließ, dieser konservativen Kunst Bergers hat Hage-
mann eine solche selbstwilligen, kühn-künstlerischen Fortschritts folgen
lassen: er brachte dem Hamburger Publikum Strindberg und Eulen-
berg — und begann damit wieder da anzuknüpfen, wo das
DeutfcheSchauspiclhauszu Hamburg bei seiner Gründung
vor zehn Iahren prinzipiell angefangen hat, bei der Pflege des
modernen Dramas. Wenn Hagemann, treu seinen künstlerischen
Ansichten und Absichten, fortfährt im strebenden Bemühn, zeit-
genössischen Talenten von Eigenheit die öffentliche Anerkennung zu er-
obern, womöglich noch unerkannte Dichter von Innenkraft der Welt
zu zeigen, so wird er sich wahrhaft dankenswerte Verdienste um die
Kunst unserer Tage erwerben (die hat's wahrhaftig nötig!), wird er
das Kommen der Renaissance der Biihne, die unausbleiblich ist. be-
schleunigen helfen.

Doch zurück zu Hagemann, dem spezifisch dramaturgischen
Führer, dem Reformator der Regie. Ihm gerecht zu wer-
den, muß weiter ausgegriffen und am besten einmal chronologisch-
entwicklungsmäßig verfahren werden. Carl Hagemann ist am
22. September 1871 in Harburg an der Elbe als Sohn des Architekten
Carl Hagemann geboren. Frühzeitig reifte in ihm der Entschluß,
an leitender Stellung im Betriebe des modernen Theaters tätig zu
sein. Da er erkannt hatte, daß technische Kenntnisse dazu unbedingt
erforderlich seien, trat er nach Absolvierung des Realgymnasiums
zunächst in ein mehrjähriges Studium an der Technischen Hochschule
in Hannover ein, dessen Abschluß das erste technische Examen für den
preußischen Staatsdienst war. Diesen technischen Studien folgten
solche zur Erweiterung des allgemeinen Gesichtskreises in einer
großen Auslandsreise, auf der der Wissensdurstige die Kunst- und
Kulturverhältnisse der europäischen Länder von Skandinavien bis
nach Italien hinab eifrig studierte. Besonders Paris, das Dorado
des Theaters hat dem jungen Hagemann während eines halbjährigen
Aufenthalts in der Seinestadt wichtige, wertvolle Eindrücke und Er-

kenntnisse vermittelt. Die nächste Etappe auf seinem geistigen
Marsche war das Studium der deutschen Sprache und Literatur,
Philosophie, Kunst und Musikgeschichte an den Universitäten Rostock.
Berlin und Heidelberg. In Heidelberg promovierte er zum Dr. der
Philosophie und wurde Assistent beim Geheimen Hofrat Professor
Dr. Richard Schröder, dem bekannten germanistischen Rechtsgelehrten.
Hagemann nahm diese Stellung indessen nur in einer sehr weit-
sichtigen Erwägung an: um Zeit zu gewinnen, eine entsprechende
Stellung als Feuilleton-Redakteur an einer größeren Zeitung zu er-
langen.

Von den beiden Wegen, die einen Nicht-Schauspieler zum
modernen Theater führen können (erster Weg: als Volontär bei
irgend einem Theater einzutreten und langsam die Staffel bis zum
Theaterleiter zu erklimmen; zweiter Weg: über den Iournalismus
sofort an leitende Stelle zu gelangen), wählte er nämlich den letzten.
Im Iahre 1901 wurde Hagemann denn auch Feuilleton-Redakteur
ian einem hochangesehenen deutschen Blatt, der „Rheinisch-West-
fälischen Zeitung" in Essen, wodurch ihm Gelegenheit wurde, mit
weiteren Kunstkreisen in Rheinland und Westfalen, im übrigen
Teutschland und auch im Auslande in rege Beziehungen zu treten.
Hagemann entfaltete auf diesem Posten neben seiner redaktionellen
eine reiche schriftstellerische Tätigkeit auf mannigfachen Gebieten der
Kunstkritik, Dramaturgie und Aesthetik und hatte Gelegenheit, in
ersten literarischen und Kunstgesellschaften zahlreiche Vorträge aus
den Gebieten seiner engeren Studien zu halten.

Da wir eine grundlegende Literatur über moderne Theater-
Aesthetik und verwandte Fragen damals nicht besaßen, es Hagemann
aber unbedingt wichtig erschien, daß über diese Probleme einmal
wissenschaftlich und doch gemeinverständlich gearbeitet würde, so legte
er die Vorstudien zu einem großen Werke über „Moderne
Bühnenkun st" an, das inzwischen in drei Bänden vorliegt. Der
erste Band (Regie, die Kunst der szenischen Darstellung, 1902). der
bereits seit 1904 in zweiter und vollständig umgearbeiteter und be-
deutend vermehrter Auflage erschienen ist, behandelt zum ersten
Male in zusammenfassender Weise die Tätigkeit des modernen Regie-
und Inszenierungskünstlers. Der zweite Band (Schauspielkunst und
Schauspielkunstler, 1904) versucht eine Theorie der modernen Schau-
spielkunst zu geben. Der dritte Band (Oper und Szene, 1905)

bietet ergänzende Aufsätze über die Grundprobleme der modernen Opernregie. Nebenher gab Hagemann eine Sammlung von Monographien über Themen der Theatergeschichte und Theaterästhetik heraus (unter dem Titel „Das Theater"); er selbst schrieb darin die Bändchen „Wilhelmine Schröder-Devrient" und „Die Aufgaben des modernen Theaters", in dieser letzteren Arbeit Ergänzungen zu dem obengenannten Hauptwerk gebend, indem er die verwaltungstechnische und soziale Seite des Themas näher behandelte.
Da Hagemann nunmehr zunächst einmal alles gesagt zu haben glaubte, was er theoretisch für den Augenblick sagen konnte, so schien ihm der Zeitpunkt gekommen, wo er auf Grund seiner Sondervorbildung an eine leitende Stellung in die Theaterpraxis eintreten konnte. Der Zufall wollte es, daß am Hof- und Nationaltheater in Mannheim im Iahre 1906 der Posten des Intendanten frei wurde. Da diese Bühne damals zu den wenigen in Deutschland zählte, die ihren Leiter als Beamten anstellt, also nicht im üblichen Sinne Geschäfts-Theater ist, so bewarb sich Hagemann um diese Position. Obwohl er niemals in einem Theater praktisch tätig gewesen war, wählte ihn der Stadtrat in Mannheim einstimmig auf den 1. September 1906 zum Intendanten des Hoftheaters, — gewiß ein Zeichen, wie weit der künstlerische Ruf Hagemanns damals schon gedrungen, wie sehr er schon gefestigt war. Hagemann widmete sich jetzt, im ausgesprochenen Gegensatz zu seiner bisherigen theoretischen Beschäftigung mit den Problemen der modernen Bühnenkunst, neben den umfangreichen Verwaltungsgeschäften vornehmlich der Regiepraxis. Er hat während seiner vierjährigen Tätigkeit fast alle neuen Stücke und Neuinszenierungen des Schauspiels und die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Oper selbst inszeniert, wobei er außer auf eine wirksame Ausgestaltung der technischen Probleme vor allem auf die Lösung der jedesmaligen Stilfragen den allergrößten Wert legte. Da ihm sehr bald nach seinen ersten Regieerfolgen von Großindustriellen Mannheims namhafte Beträge für Neuinszenierungen großer Meisterwerke der dramatischen Literatur zur Verfügung gestellt wurden, so gelang es ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit, durch neue Klassiker-Inszenierungen des Schauspiels und durch stilvolle Inszenierungen in der klassischen und modernen Oper das bei seinem Dienstantritt recht unbedeutende Mannheimer

Hoftheater mit in die e r st e L i n i e der großen deutschen Bühnen zu rücken. Hagemanns Inszenierungen von Stücken großzügigster dramaturgischer Struktur und mit schwierigen szenischen Problemen und großen Massenentfaltungen (Ibsens „Brand" und „Kron-prätendanten", Goethes „Faust". Schillers „Wallenstein". Wagners „Meistersinger" usw.) und ferner eine Reihe von modernen literarischen Experimenten erregten mit Recht das Interesse weiter Kreise der deutschen Kunstfreunde.

Und Hagemanns Stern stieg weiter. Die Folge seiner Mannheimer Musteraufführungen war. daß er im Ianuar 1910 als Nachfolger des Barons Berger zum künstlerischen Leiter des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg berufen wurde.

Hagemann hat lange geschwankt, ob er diesen Antrag annehmen sollte, da es ihm, der auch zur M u s i k stets ein nahes künstlerisches Verhältnis hatte, außerordentlich schwer wurde, seine Regietätigkeit bei der Oper ganz aufzugeben, um sich künftighin nur dem Schauspiel zu widmen. Hagemann ist dem ehrenvollen Rufe schließlich doch gefolgt, einmal, weil ihm in Hamburg die besseren Schauspieler und wohl auch sonst noch größere Mittel zur Durchführung seiner künstlerischen Pläne zur Verfügung stehen, und dann reizte es ihn, seine Kräfte in den Dienst seiner Heimat zu stellen und die besten Jahre seines Lebens der Stadt zu widmen, die ihm die ersten Anregungen der Kunst gegeben hatte. —

Man sieht: Hagemann ist auf rein geistigem Wege, kraft eines bewundernswert großangelegten Lebens- und Schaffensplanes, zur Bühne gekommen und ihr Meister geworden. Seine künstlerischen Anschauungen und Pläne sind in seinen Werken niedergelegt, sie haben sich im Laufe seiner praktischen Theaterjahre in nichts geändert. Im Gegenteil: mehr denn je ist Hagemann heute davon durchdrungen, daß wir in einer kritischen Zeit der Theaterkunst stehen. Wie sich überall in der Kunst und im Kunstgewerbe ein neuer Stil zu bilden beginnt, wie sich auch sonst in der Lebensführung der Menschen überall das Bedürfnis geltend macht, von einer konventionellen, nüchternen Auffassung der Dinge und Erscheinungen loszukommen und zu einer wahrhaft menschlichen, gehobenen, im wahrsten Sinne stilvollen Auffassung des Daseins zu gelangen, so muß nach seiner Überzeugung auch das moderne Theater — als konzentriertes, verdichtetes Leben — hier jetzt energisch

vorangehen und von der zum Teil konventionellen, zum Teil niedrig-
naturalistischen Darstellungsmanier des letzten Drittels des vorigen
Iahrhunderts zu einem im besten Sinne wahrhaftigen, großzügigen,
von rein menschlichen Werten getragenen Stil der theatralischen Auf-
führung kommen. Dazu erscheint es ihm gleich wichtig zu sein, daß
die weitere Ausgestaltung der Theatertechnik mit der Ausbildung
eines neuen Darstellungsstils gleichen Schritt hält, wobei es selbst-
verständlich ist, daß die technische Seite der Inszenierungen niemals
zu dominieren hat, sondern stets Mittel zum Zweck bleibt. Hage-
mann gedenkt über alle diese Fragen in der dritten Auflage seines
Buches „Regi e", die er für Ende dieses Iahres vorbereitet und die
wiederum liedeulend erweitert werden wird, noch eingehender wie bisher zu
sprechen! hat ihm eine nunmehr fünfjährige Theaterpraxis doch
einen Einblick in den weitverzweiten Theaterbetrieb geboten, den er
jetzt endgültig für alle die nutzbar machen möchte, die sich der
Theaterkunst in irgend einer Weife zuwenden. Hagemann wird in
dieser Neuauslage vor allem den Stilfragen einen weiten Raum
lassen und dann auch über die Stilisierungsmöglichkeiten der
modernen Illusionsbühne und einer in den letzten Iahren neu auf-
getauchten Richtung, der sogenannten Idealbühne, weitere Aus-
führungen bieten.

Wer Hagemanns erhaben schöne Shakespeare- und Goethe-In-
szenierungen (er bot am Deutschen Schauspielhause u. a. „Viel Lärm
um nichts", den Tasso und den Götz), seine lebensprühenden modernen
Aufführungen (zwei eminent schwierige: Strindbergs „Totentanz"
und Eulenbergs „Alles um Liebe") gesehen hat, und wer sodann seine
jeder Geistreichelei abholden, norddeutsch-objektiv geschriebenen
dramaturgischen Werke, deren Inhalt dem Erntesegen üppiger Ähren-
felder vergleichbar ist, kennen lernte, der wird davon durchdrungen
sein, daß Hagemann nach Beendigung der oben letzterwähnten Arbeit
nicht die Legion von ästhetisch-spekulativen, rein-technischen, feuille-
tonistisch-schönrednerischen oder sonstigen derartigen mehr oder
minder kurzweiligen Büchern über die Bühne um eines vermehrt
haben, sondern daß er dann das fehlende Werk: die organisch-groß-
zügige Darstellung der Gegebenheiten und Notwendigkeiten der
Bühnenkunst, das Handbuch der modernen Regiekunst geschrieben
haben wird.

Carl Hagemann
Es war kein Leichtes für Hagemann, den Baron Berger zu
ersetzen, der, über glänzende künstlerische und gesellschaftliche Eigen-
fchaften verfügend, ein Iahrzehnt hindurch eine der ersten Hamburger
Notabilitäten repräsentierte. Aber Hagemann zeigte sich bald als
im Besitz eines Talismans, kraft dessen er die spröden Herzen der
Hamburger sich öffnete und weiterhin öffnen wird: das ist die
suggestiv wirkende — und in gewissem Siune norddeutsche — strenge
Gediegenheit, innere Wucht seiner Kunstleistung. Zwischen der Scylla
der Theatralik (resp. Dekoration) und der Charybdis des Natura-
lismus (resp. der Stillosiykeit) steuert er mit unfehlbarer Sicherheit
den Kurs der wahren Kunst, der künstlerisch geschlossenen mensch-
lichen Offenbarung. In einem interessanten Essai, in dem ins-
besondere auch auf eine Wilde- Biographie Hagemanns Bezug ge-
nommen und dieser zu jenem in Gegensatz gebracht wird, hat
Dr. H. Trabert Hagemanns Persönlichkeit psychologisch zu er-
fassen getrachtet; er weist in erster Linie auf ihn als Willens-
menschen, als „Genie des Willens" hin, also eine Individualität, bei
der der Wille das Primäre, das spezifisch Künstlerische, Phantastische
das Sekundäre sei. Diese Gegenüberstellung ist in der Tat bei
Hagemann sehr angebracht; nur möchte ich Willen und Phantasie bei
ihnl als gleich hoch entwickelt, als koordiniert betrachten. Wäre
Hagemann nicht ein Vollblut-Künstlermensch, er könnte unmöglich
Kunstleistungen von solch sinnlich-seelischer Kraft, wie er sie seinen
Schauspielern suggeriert, von solch poesiebegnadeter Stil- und
Slimmungsfchöne, wie er sie der Szene verleiht, darbieten. Aber
sicher hat Trabert recht, wenn er weiterhin sagt: „Hagemann hat
schon mehr als einmal bewiesen, daß sein gewaltiger, titanischer Be-
tätigungsdrang sich den Weg zu brechen weiß. In Mannheim hat er
als künstlerischer Reformator große Erfolge erzielt. Er hat be-
wiesen, daß seine Begabung auf dem Gebiete der Kunst, die ihn nicht
auf dem rein literarischen Boden fesseln konnte, zum Thater, zur
praktisch-organisatorischen Bühnenkunst hingeführt hat. Hier sind
die starken Wurzeln seiner Kraft ".
Diese bescheidene, knappe Studie soll nicht beendet werden, ohne
den Kern des Kunstbekenntnisses Hagemanns aus seinen eigenen
Worten wiederzugeben; in der Einleitung seines Buches „Schauspiel-
kunst und Schauspielkünstler" beginnt er: „Die Kunst ist nicht
Selbstzweck — nicht allein Selbstzweck. Der sogenannte Befreiungs-

akt, Selbst-Befreiungsakt des Künstlers in Ehren! Für das Publikum und seine Helfer, Berater und Förderer, für die ästhetische Kritik: für alle Kunst-Genuß-Menschcn bleibt aber dieser innere Vorgang beim Schaffen und Schaffenden stets eine Nebenerscheinung. Die Kunst ist für die menschliche Gemeinschaft, für das einzelne, äußeren Sinnes- und Gefühlseindrücken gegenüber empfängliche Individuum ein sozialer Faktor, eine Daseinsbedingung. psnem et Lircenses! Brot und Künste (Spiele) .... Oder will man es anders sagen: Etwas für den Hunger und etwas für die Liebe! Man fasse hier die Liebe so weit und tief wie immer denkbar: Die Liebe zu allem Ienseitigen, Ienseits-Täglichen — zu allem Schönen, Hohen, Erhabenen. Die Liebe zu dem Andern vom andern Geschlecht als eine Art von Anbetung des Menschlich-Schönen und Aesthetisch-Schönen. Und dann die Liebe zu den Kunstgegenständen der Kunst Übung, die der Künstler nach dem Bilde des Menschen schuf, erschuf."

Und wie er die Kunst kultiviert wissen will, sagt er in demselben Werk: „Als eigentlicher Fundamentalsatz des künstlerischen Schaffens hat das Streben nach ungeschminkter Wahrhaftigkeit zu gelten. Nicht absolute Natürlichkeit, sondern naive Natürlichkeit wird vom Künstler in den Produkten seines künstlerischen Könnens verlangt. Keine objektive Wirklichkeitswahrheit, fondern subjektive Kunstwahrheit: das heißt künstlerische Wahrhaftigkeit, die einer steten Variierung durch die Zeit, durch die sittlichen und ästhetischen Bedürfnisse der Rassen, Völker und Stämme unterliegt. Wir wollen in der höchsten Tätigkeit des Menschentums, in der Kunst, nichts Geschraubtes, Getriebenes. Gekünsteltes. Urwüchsigkeit, Wurzelhaftigkeit, Selbstverständlichkeit: das sind die Begriffe und Bedingungen, die wir Genießenden fordern und fortan fordern müssen. . . . Für niemanden im weiten Reich der Künste ist dieser kategorische Imperativ „Sei wahr — sei wahrhaftig" zwingender, bedeutungsvoller als für den Schauspieler, dessen Aufgabe eben in der Mithilfe zur Erzielung eines faktisch dargestellten Weltbildes, einer Schein-Welt besteht."

Der Mann, der der Kunst mit solch heiligem Ernst dient und der, w'e aus dem Vorhergesagten ersichtlich, die volle Kraft zur Tat, zur dauernden Tat in seinem Sinne, hat, er wird Wort halten und immer mehr erfüllen seinen allen Bühnenleitern angelegentlich

anS Herz zu legenden Leitsatz, mit dem er bei Übernahme der künstlerischen Leitung des Deuschen Schauspielhauses zu Hamburg dieses hohe Haus der Kunst weiterzuführen versprach, dergestalt, daß „der regelmäßige Besucher des Theaters eine immer deutlichere, umfassendere Anschauung von den großen Perioden der dramatischen Weltliteratur gewinnt und unsere Bühne nicht nur eine Gelegenheit zu künstlerischem Genießen, fondern mit Fug und Recht eine Weihstatt der Bildung und Vertiefung von Geist und Gemüt, der durchdringenden Kenntnis und Erkenntnis aller Kulturen genannt werden kann."

Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige! hat der großgeistige Stratege Moltke, der auch den Kriegsschauplatz des Menschendaseins weithin übersah, einmal gesagt. Das Wort trifft so recht auf Hagemann zu. Wie in der Kunst so ist ihm auch im Leben das Glück, das selbsterworbene, zuteil geworden. In seiner Gattin, Frau Milli Hagemann, einer ihm geistesverwandten, mit beseelter Sangeskunst bereits mehrfach erfolgreich hervorgetretenen Künstlernatur, hat er die Gefährtin gefunden, die im Schauspiel seines Künstlerlebens die glückhafte Rolle der Harmonie spielt.

F. B.

Du und die Zukunft.

Dich ärgert mein: „Ich weiß nicht mehr,"
sprichst du von unferm frühern Glück. Wie ein Verneinen
deiner Jugend klingts dir, die du mir geschenkt . .
Sieh, meine Vergangenheit ist so leer,
als hcitt ich das alles vor tausend Jahren gelebt.
Einmal ward ich gekrönt, ein andermal gehenkt,
wahrscheinlich Hab ich auch verraten:
mir träumt von den verschiedensten Taten . .
Tann, wenn dein Mund so wie bei Kindern bebt,
bevor sie weinen,
möcht ich dir sagen: „Du warst gewiß das Ziel
all meiner Sehnsucht. Soviel
und noch vielmehr
streckt aus dem Dunkel — ich fühlS — die Arme d i r entgegen.
Du bist meine ewige Wiederkehr."
Doch blendet meine Zukunft mich mit ihren tausend Wegen I

Renö Schickele.

Dr. Hans Schmidttunz:

Geschmacksverirrungen

Über Geschmack lasse sich nicht streiten, heißt es. Was den einen gefalle, mißfalle den anderen. So sei jegliches Urteil über Schönheitswerte, zumal über ein Mehr und Minder von solchen, lediglich subjektiv, also gänzlich unverläßlich. Und wer die Streitig« keiten über moderne Richtungen betrachtet, wobei die unglaublichsten Heftigkeiten einander gegenüberstehen, möchte beinahe wirklich zu einer solchen Enthaltsamkeit des Urteils gelangen.

Nun hat aber schon der Aesthetiker Gustav Theodor Fechner dem bekannten Satz „De ^usribus non est 6i8putänclum" entgegengehalten, daß trotzdem fortwährend iiber Geschmack gestritten werde, daß sich also doch darüber streiten lasse. Wir beobachten dies ja unsausgesetzt, und zwar meint jeder Streitende zunächst irgend einen mehr oder weniger allgemeinen Satz, deren Anwendung auf* einen bestimmten Fall das beifällige oder mißfällige Urteil ergebe. Ferner soll es nur einmal der Nächstbeste wagen, ein Drama zu schreiben oder ein Gemälde zu malen und sein Werk neben die Werke von Goethe oder von Rembrandt zu stellen: ein Hohngelächter würde rasch beweisen, daß eine Würdigung künstlerischer Qualitäten ganz wohl möglich ist, und zwar auch dann, wenn die sogenannten „technischen" Voraussetzungen beherrscht werden! Endlich zeigt sich historisch, daß über bestimmte Richtungen, um die sich früher ein kaum lösbarer Streit drehte, die Nachwelt dennoch einigermaßen entscheiden kann.

Es ergibt sich allmählich also doch wenigstens teilweise eine Übereinstimmung über ästhetisch Besseres und Schlechteres; und namentlich eine längere, zumal spezialistische Beschäftigung mit einem Kunstgebiete verleiht doch eine gewisse Verläßlichkeit des Urteils.

Am verläßlichsten wird das Urteil gegenüber extremen Verirrungen. Solche kennzeichnen sich schon durch die Gefährlichkeit, mit welcher sie

schwächliche Vertreter irgend eines Gebietes in den Abgrund der Geschmacklosigkeit hineinreißen. Als höchst wünschenswert erweist sich also der Kampf gegen solche extreme oder selbst gegen weniger extreme Verirrungen unzweifelhafter Art.

In neuerer Zeit ist ein besonderes Mittel angewendet worden, zu allgemein anerkannten Urteilen über Gut und oder Schlecht zu gelangen: die Methode der Beispiele und Gegenbeispiele. Mag es sich dabei auch manchmal um Gegensätze handeln, die einer künftigen Zeit noch anders erscheinen können, so wird doch durch solche Gegenüberstellungen eine Übereinstimmung erreicht, auf der weiter gebaut werden kann. Nicht mehr neu ist auch der Gedanke, geradezu Museen menschlicher Dummheiten, Geschmacklosigkeiten usw. anzulegen; und wenn einmal ein solches Museum zustande kommt, dann wird es wohl auch dafür gern sorgen, seine gesamte „Vorgeschichte" zu lammenzuftellen.

Nun ist ein Anlauf dazu genommen wgrden, und zwar aus berufener Hand. In Stuttgart hatte die Königliche Zentralstelle für Gewerbe und Handel sehr recht daran getan, für das dortige Königliche Landes-Gewerbe-Museum als Direktor einen Museumsmann von der Produktivkraft des früheren Direktors vom Nordböhmischen Gewerbemuseum in Reichenberg zu berufen. Professor Dr. Gustav E. Pazaurek waltet nun dort bereits seit einiger Zeit, und mit Ergebnissen, die wohl allgemein anerkannt worden sind. Namentlich waren es Spezinlausstellungen, welche die Aufmerksamkeit dorthin lenkten. So eine, welche das Thema von Symmetrie und Gleichgewicht behandelte, und eine andere, welche der Studentenkunst gewidmet war. Nun ist auch auf unfern Tisch eine Broschüre gekommen, welche ein Führer für die neueste Abteilung des Stuttgarter Landes-Gewerbe-Museums sein will, unter dem Titel: „Geschmacksverirrungen im Kunstgewerbe" (Stuttgart). Die Broschüre allein ist inhaltsreich und klar genug, um ein Wörtchen für sich auch von dem zu beanspruchen, der das Objekt selbst nicht gesehen hat.

Der Verfasser beginnt mit einer Gegenüberstellung der älteren wahllosen „Musterlager" und der neueren um so wählerischeren „Kunstgewerbemuseen". Ein Gegensatz, über den wir historisch gern noch ausführlicher orientiert werden möchten; anscheinend hat der Verfasser Spezialkenntnisse darüber ebenfalls gesammelt.

Sodann wird wieder zugunsten einer mehr historischen und
weniger systematischen Anordnung solcher Museen gesprochen; im
ganzen doch wohl mit Recht und mit Unrecht. Kein Kunstgewerbe-
museum werde sich dazu verstehen können, eine reiche Porzellan-
ansammlung in Tellern, Vasen, Tassen, Figuren usw. aufzuteilen,
werde sie vielmehr nach Fabrikationsstätten usw. anordnen. Daß
dies nicht fehlen darf, liegt auf der Hand; allein geordnete Überblicke
über die Kunstgattung des Tellers, über die der Vase usw. sind eben-
falls nötig, wie auf anderem Gebiet etwa solche über je eine einzelne
Möbelgattung.
Ebenfalls mit Recht bezeichnet der Verfasser „die ersten alten
Kunstgewerbeobjekte als den einzigen ruhenden Pol in der Er-
scheinungen Flucht". Wie weit sich damit seine eigene Abneigung
gegen historisches Weiterarbeiten vereinbaren läßt, mag eine andere
Frage fein. Iedenfalls können wir ihm nur sehr danken, daß er
auf die erzieherische Tätigkeit der Museen ein besonderes Gewicht
legt. Für eine solche lasse sich durch Zettelangaben bei den Objekten,
durch Ausdehnung der Kataloge usw. wenig erzielen; wogegen wir
trotzdem glauben, daß in dieser Richtung doch noch mehr getan wer-
den könne.
Der Verfasser findet den Ausweg in der Gegenüberstellung von
Beispiel und Gegenbeispiel; da jedoch die „seriösen Abteilungen"
nicht entweiht werden dürfen usw., empfehle sich eine Zusammen-
stellung der Gegenbeispiele für sich allein. Und eine solche hat nun
das Stuttgarter Museum in seiner neuen Abteilung durchgeführt.
Mit besonderem Interesse begrüßen wir die systematische, nicht etwa
historische Anordnung des Materials. Die „Art ihrer Versündigung
gegen den guten Geschmack" führt zu dem System der Aufstellung
solcher negativen Muster. Natürlich mache dieses System, als ein
erster Schritt überhaupt, keinen Anspruch auf Lückenlosigkeit oder gar
auf unbedingte Geltung.
Pazaurck gruppiert alle „kunstgewerblichen Verbrechen und
Vergehen" in drei Hauptgruppen mit jeweils zahlreichen Unter-
abteilungen. Es sind dies: 1. Materialfehler, 2. Konstruktions-
fehler, 3. Dccorfehler.
Erstens. Fünf Unterabteilungen gruppieren wieder die Ma«
terialfehler. An der Spitze steht „Schlechtes, verdorbenes Material",
wie es der Verfasser in bem Spezialfalle „Kranken-Gläser" bereit»

früher beschrieben hat. Weiterhin astreiches Holz u. dgl. m. — Es folgen „Wunderliche Materiale". Es tut wirklich dringend not, das weitverbreitete Entzücken an solchen Kuriositäten, Pimpeleien und dergl. bloßzusteelln. Natürlich kann auch in Stroh gesündigt werden; wer aber die in Kunstgewerbemuseen zu findenden guten Beispiele von „Strohmosaik" betrachtet, wird doch vielleicht über dieses Material günstiger denken als Pazaurek. Daran schließen sich „Schlechte Kombinationen", „Material-Übergriffe" und „Material-Surrogate".
Was die Übergriffe betrifft, so freut uns zwar die Einreihung der „Koepping-Gläfer" in die Verirrungen, nicht aber die der sogenannten „Diatreta-Gläser" schlechtweg. Denn die ornamentale Durchbohrung eines Materials (ä sour) ist ein fruchtbarer ästhetischer Faktor, daß zwar seine Leichtfertigkeit gegenüber den Materialschwächen, aber auch keine unbedingte Verurteilung eines solchen Formenwerkes kommen soll. Selbst über die „Nadelmalereien", d. i. gewebte und gestickte Gemälde mit Schattenwirkung, wird doch noch mancher etwas günstiger denken.
Über die Surrogatfrage ist schon viel gesagt worden, das die Surrogate doch einigermaßen rettet. Auch Pazaurek wünscht wenigstens ein minder strenges Urteil über Materialsurrogate in vorübergehender Verwendung und hält auch nachher bei der technischen Gruppe die Grenze der zulässigen Surrogate für schwer ziehbar, da der Großindustrie manche Erleichterung gestattet sein müsse. Endlich deutet der Verfasser im Späteren selbst ein gewisses Recht von zeitweiligen Ausnahmebestimmungen an. Und wir meinen: wenn etwa das Zinn zuerst als Surrogat für Silber gedient hat, so kann es dadurch sozusagen erzogen (freilich auch verzogen) worden sein, um später das Eigene in reichlicherer Weise finden zu können. — Besonders interessant werden noch zwei Kategorien: Surrogate zweiter Ordnung, d. h. Surrogate für Surrogate, und dann umgekehrte Surrogate, die ein schlechteres Material durch ein besseres ersetzen.
Zweitens. Die „Konstruktionsfehler sind: Schlechte, verfehlte Konstruktionen; schlechte Proportionen; Sinnwidrigkeiten; Konstruktions-Pimpeleien; Technik-Surrogate; Kitsch („Hurra-Kitsch" usw.). Auf diesen Gebieten ist vielleicht am ehesten schon in früherer Zeit energisch gegen verschiedenen Wahnwitz losgezogen worden (Thermometer als Peitsche usw.). Unter den unzweckmäßigen Kon-

struktionen werden auch „übertrieben scharfe Ecken und Kanten bei Möbelstücken" angeklagt; was uns nur wieder in einer Begünstigung des Rundlichen bestärken kann. Auch „Flächenhaftes für Körperliches und umgekehrt" wird gebrandmarkt. Anscheinend aber gehen die dort gesammelten Beispiele dafür nicht weit genug; die Flächenmanie unserer Zeit verdient wohl noch eindringlichere Kritik.
Drittens. Die „Dekorfehler" beziehen sich einerseits auf die Schmuckform, andererseits auf die Farbe. Dort gibt es die sieben Fehler der Brutalitäten, der Überladung oder des Gegenteils, der sinnwidrigen Wahl, der unrichtigen Stelle und falschen Richtung, der äußerlichen Anheftung, der Übergriffe, der Surrogate; hier werden an die schlechten Farben noch angereiht: die Übertreibungen, die unharmonischen Kombinationen, die Übergriffe, die Surrogate.
Unter den „Dekor-Brutalitäten" findet sich auch „Unfertiges, das als vollendet gelten soll", und sodann „Selbstherrliches Vorwalten einzelner Zufallskünste"; ob dabei der heute so beliebten absichtlichen nnd planvollen Bevorzugung des sonst Zufälligen genügend entgegengetreten wird, kann sich noch fragen. Die „äußerliche Anheftung" wird freilich vor starken Ansichtsverschiedenheiten nicht sicher sein: manchem erscheint etwas als äußerlich, nur weil es nicht nach einem Modegeschmack ist. Daß sich noch jetzt sehr große Kreise vom Barock usw. nit emanzipieren können, geht wohl zum Teil aus motiviertes Wollen und Überzeugtsein zurück.
Sowohl bei der Konstruktion wie auch beim Dekor tadelt der Verfasser mit Recht die „unverdienten Zurücksetzungen", die auf Mißkredit durch Dilettantismus u. dgl. zurückgehen. Vielleicht läßt sich dies noch weiter ausdehnen. Wie schon angedeutet, können irgend welche Werkzeuge heutzutage als Gegenbeispiele Entsetzen erregen, während eine künftige Zeit nicht nur ihnen gerechter werden, sondern auch in unseren Musterbeispielen ebensolches sehen kann, was wir heute in Gegenbeispielen sehen. — Daß endlich anhangsweise auch die „Fälscherkünste" vertreten sind, will keineswegs dem Begriffe der neuen Abteilung entsprechen, ist aber praktisch ganz wohl berechtigt; haben sich doch seit einiger Zeit zahlreiche Museumsleitungen zu einem systematischen Verteidigungskampfe gegen die Fälschungen zusammengetan.
Wir bemerkten schon, daß Pazaurck die Moderne recht sanst anfaßt, also sich z. B. auf den Tadel „gewisser Kinderkrankheiten der

Sezession" beschränkt. Vermutlich wird eine Fortsetzung des hier gegebenen Vorbildes auch darin sich noch schärfer sehen lassen. Solche Fortsetzungen dürfen wir wohl unter allen Umständen empfehlen.
Wo die Mittel usw. nicht zureichen, um körperliche Objekte zu sammeln, genügen auch graphische Blätter. Und zwar können in solchen einerseits schlechte Originale reproduziert und andererseits graphische Originale selbst gebracht werden; namentlich das Illustrationswesen unserer Iournalwelt dürfte bald eine verblüffende Ausbeute ergeben. (Wie sehr dem Vorgehen Pazaureks auch widersprochen werden kann, zeigt die Kritik, welche Professor Dr. Bruno Meyer unter dem Titel „Gegenbeispiele" in der „Deutschen Tapezierer-Zeitung". XXVII/9. 27. Februar 1909. veröffentlicht hat.)
Erleichtert werden solche Fortschritte noch durch Beschränkung auf Sondergebiete. also durch partielle Sammlungen von Geschamcksfehlern auf dem Gebiet etwa der Mübelkunst. des Tapeziererwesens u. dgl. m. Solche Sammlungen würden jedenfalls zu den besten der ..Lerngelegenheiten und Anregungen" gehören, nach denen mehr und mehr gerufen wird. Und wie gesagt: hier ergeben sich mit voraussichtlich allgemeiner Übereinstimmung Erkenntnisse von Gut und Schlecht, an die dann doch wohl Weiteres angeknüpft werden kann.
Auch besondere Zwecke können als Thema für solche Veranstaltungen gewählt werden. So war es der Fall mit der schon erwähnten Ausstellung für Studentenkunst durch die ihr vorgeführten Gegenbeispiele. Vielleicht wird einmal an das Thema des Kinderzimmers gedacht werden. Es freut uns sehr, daß auch eine Zeitschrift wie die „Körperkultur" (Berlin SW. 47, IV. Februar 1909. Seite 53) sich dieses Themas annimmt. Unter dem Titel „Kind und Hausgestühl" weist sie darauf hin, daß unsere Erinnerungsbilder für die Worte Tisch. Stuhl usw. vorwiegend der Kindheitszeit entnommen werden. „Tisch und Stuhl Deines Elternhauses, sie machen noch heute für Dich den Begriff dieser Dinge aus, und sie begleiten Dich durch die ganze Lebenszeit." Um so nötiger eine richtige und gefällige Konstruktion namentlich der Stühle! Wir möchten noch hinzufügen, daß sich in einem Kinderzimmer Sitzmöbel von verschiedenen Formen empfehlen, damit sich das Kind an keine einseitige Haltung gewöhne und damit es vergleichen lerne.

Über allem ästhetischen Streite steht die Forderung, daß ein Kunstwerk mit solidester Sorgfalt durchgearbeitet, kurz: daß es „durch" sei. Allmählich konzentrieren sich manche gegenwärtige Bestrebungen gerade darauf. So bemüht sich eine in Österreich vor einiger Zeit eingerichtete staatliche „Gewerbeförderung", auch vertreten durch eigene „Annalen". um Anerkennung und Verwirklichung des Gedankens von der „Qualitätsware", der gleichmäßig für das Handwerk und für die Kunst Geltung habe.
Vo.i dem namentlich durch die Redaktion der Zeitschrift „Kunst und Handwerk" wohlangesehenen Künstler und Kunstlehrer L. Gmelin werden die in jener „Gewerbeförderung" und auch sonst ausgesprochenen Postulate zusammengefaßt in dem Begriffe der „Sachkunst". Sachlich in jeder Beziehung, in Aufgabe und Zweck und Material und Bearbeitungsweise und Werkzeug und Überlieferung und Gewohnheitsrecht: all das müsse unter Führung der Kunst mitarbeiten am Werke, wenn etwa Gutes. Stilvolles zutage gefördert werden soll (vergl. im „Hochland", Kempten und München, Mai 1908: „Vom Kunstgewerbe zur Sachkunst").
Verschieden ist jene Wiener von dieser Münchner Bestrebung dadurch, daß diese die Kunst, jene die Qualität zu oberst stellt. Die Qualitätsforderung als folche mag auch darauf zurückgehen, daß ein Verzicht auf ästhetisches Urteil al5 solches sehr nahe liegt. Hoffentlich aber werden uns gerade die Stuttgarter Anläufe darin mutiger machen.

W.
Run
f ch a u

Ein unbekanntes Stück Hohen-
zollernsche« Geschichte.')

Der dritte Kurfürst aus der
Geschichte der Nürnberger Burg-
grafen in der Mark Branden-
burg hatte freilich durch die
nach ihm benannte dispositio Achillea
die Staatseinheit aller Hohenzollern-
scher Lande in der Mark in Franken
hausgesetzlich bestimmt, aber die
weiche Frauenhand der zweiten Ge-
mahlin Albrechts hatte diesen Grund-
satz, der für das Kurfürstentum auch
reichsgesetzlich festgelegt war, für die
Stammlande auf dem Fichtelgebirge
und Frankenwald bis zur Südgrenze
Frankens zum Schaden der gesamten
ßausmacht wieder durchbrochen. Selbst
für die Gegenwart wäre die Verbin-
dung der Mark mit Ober- und Mit-
telfranken oon hohem Wert nicht nur
für das preußische Königtum, sondern
auch für das heutige Reich geworden.
Fast (von 1486 ab) drei Iahrhun-
derte blieben beide Zweige des bran-
denburgischen Hauses getrennt. Als
der König von Preußen auch Mark-
graf oon Ansbach-Bayreuth wurde,
war der innerliche Zusammenhang
von Fürst und Land längst gestört.

*) Karl Heinrich Ritter v. Lang,
Geschichte des Fürstentums Ansbach-
Bayreuth. 2 Aufl. Herausgegeben
von der Bayer. Bd. 1 1486—1597.
Neudruck des einzigen Werkes über
die Geschichte dieser Landschaft lluf
Grund der urkundlichen Quellen.

Die spätere Angliederung an Bayern
war landschaftlich geboten und 1866
wünschte wohl der alte Kaiser den
Rückfall, aber weder die preußisch-
deutsche Politik noch die Neigung des
Landes unterstützten diese menschlich
verständliche Absicht des Sohnes des
letzten brandenburgischen Markgrafen
in Franken. König Friedrich Wil-
helms III. Dabei reichte Bayreuth bis
an den Kamm des Franken- und
Thüringer Waldes, wo der preußische
Kreis Ziegenrück auf der anderen
Gebirgsseite nicht fern lag. Außer
Bayern hätte Preußen dann alle
deutschen Stamme umfaßt, in Süd-
deutschland Schwaben und Franken.
Der Besitznachfolger befindet sich
übrigens in gleicher Lage. Auch das
Ctammland der Wittelsbacher, deren

Pfälzer Zweig bekanntlich die Kö-
nigskrone trägt, ist in fremder Hand.
Während indessen Preußen an die
Rückforderung ernstlich niemals
dachte, hat Bayern das schwächere
Baden öfters geängstigt, ja noch 1870
einen Austausch angeregt, um Baden
mit Elsaß zu entschädigen. Bismarcks
Weisheit verhinderte 1866, daß der
sonst für Preußen naheliegende Ge-
danke überhaupt politische Gestalt
einnahm. Trotzdem ist im Interesse
der Durchbringung unseres neuen
kleindeutschen Reiches durch den
Kaiserstaat Preußen der Verlauf der
Geschichte zu beklagen, aber nicht
mehr zu ändern. Die brandenbur-
gischen Franken sind gutbayrische
f. 5

Staatsangehörige, wie die rechts-
rheinischen Pfälzer getreue Unter-
tanen der Zähringer geworden sind.
Die Entwicklung des einstigen
fränkischen Kleinstaates ist aber auch
jetzt noch interessant genug, um dessen
Geschichte der Vergessenheit zu ent-
reißen, zumal die Reichs- und Refor-
mationsgeschichte eine beträchtliche
Rolle darin spielt. Zwei Drittel des
heutigen bayrischen Regierungsbezirks
Ober- und der größte Teil Mittel-
frankens bilden das einstige Fürsten-
tum der Burggrafen von Nürnberg
Hohenzollernschen Stammes, zu dem
schließlich Nürnberg mit seinem Land-
besitz nicht gehörte. Auch die Burg
felbst war nächst dem Reichswald
reichsstädtisch geworden. Ein Sechstel
des heutigen Königreichs Bayern ist
also althohenzollernscher Besitz gewe-
sen. Dazu kam im Nachbarlande
Böhmen das schlesische Herzogtum
Iägerndorff. Die Hohenzollern waren
fast stets gute Wirte. Während Habs-
burg durch Erbtöcher Land gewann,
verkauften es die Hohenzollern durch
wohlberechnete Pfandschaft, wie auch
die brandenburgische Cur errungen
wurde. Dazu gehörten aber geord-
nete Finanzen. Für die ältere Zeit
hat das hohenzollernsche Stammland
im letzten Archivar der Plassenburg
und späteren kgl. bayrischen Regie-
rungsdirektor in Bayreuth, dem
Ritter von Lang, einen geistreichen,
scharfen und überaus sachkundigen
Geschichtsschreiber gefunden, der noch
gegenwärtig nicht nur genießbar, son-
dern höchst unterhaltsam wirkt.
Der alte Adelshasser, der auf sei-
nen neuen Ritterstand doch so stolz
war, hat übrigens die auch sonst ur-
kundlich belegte Tatsache festgestellt,
daß die sog. Steuerfreiheit des Adels
und auch der Geistlichkeit lediglich
auf dem Papier stand. Die Reichs-
umlagen, wie der gemeine Pfennig
und die Türkenhilfe, trafen jeder-
mann, vom Landesherrn bis zum
Bauern. Aber auch alle außerordent-
lichen Landesausgaben mußte der
Edelmann tragen, dessen sonstige
Steuerpflicht im Lehns- und Landes-
dienst zu Roß, beispielsweise in den
Wirren der Grumbachschen Händel
des Markgrafen Albrecht Alkibrades.
den Landesadel geradezu wirtschaft-
lich ruinierten. Mit Zahlen und ge-

prüften Rechnungen wartet der flei-
ßige Archivar auf, die auch für unsere
deutsche Geschichtswissenschaft grund-
sätzlich und allgemein höchst lehrreich
sind und beweisen, wie vorurteilsvoll
selbst unsere Gelehrten durch die
parteipolitische Brille die Dinge be-
trachten. Kultur- und zeitgeschichtlich
sind die scheinbar trockenen Schilde-
rungen wirkliche Perlen kluger Beob-
achtungen. Die moralischen Betrach-
tungen in der Art des seligen
Schlosser muß man gnädig übersehen.
Selten ist eine Landesgeschichte mit
mehr Freimut und Sachkunde ge-
schrieben worden, obwohl sie noch
unter preußischer Herrschaft vor der
napoleonischen Zeit, also vor 120
Iahren, verfaßt ist. Ein Fürsten-
spiegel, der noch heute mit Nutzen ge-
lesen wird. Die ReislLuferei der klei-
nen Fürsten, das Elend der Klein-
staaterei, die Sparsamkeit der über-
bürdeten Stände, der Vorläufer der
heutigen Volksvertretung, die da-
mals schon auch die Bauern als „ge-
meine Landschaft" umfaßten, die
Selbstsucht des bloß dynastisch fühlen-
den Fürstentums und der gleiche
Eigennutz des Reichsoberhauptes
(Kaiser Max und Karl V.) findet ihr
getreues Abbild ohne jede gefällige
Schminke. Kurv von Strantz.

Rundschau

Der Roman des jungen Ofter«»
che«.

Wie wenig wir Österreicher gel-
ten, davon wissen wir erst eine er-
bauliche Geschichte zu erzählen, wenn
wir eine Reise ins Ausland tun.
Der Engländer wirft den Öster-
reicher als Germany mit dem Deut-
schen in einen Topf, bezeichnet ihn
als Neinlichen, unnobeln Geschäfts-
mann. Für den spottsüchtigen Fran-
zosen ist alles, was aus Österreich
kommt, k. k., also bureaukratisch, ver-
zopft, verknöchert, langweilig. Der
Amerikaner denkt ungefähr wie der
Engländer. Kein Mensch wird ernst-
haft behaupten, der Österreicher wäre
in Preußen-Deutschland beliebt, und
man hatte sämtliche Österreicher längst
aus Preußen verbannt, wenn das
nicht gar zu kraß gegen die Regeln
der Gastfreundschaft verstieße, die
man nun einmal von einem intimen
Freund erwartet. Selbst die Balkan-
völker haben, trotz der berühmten
Aktion des Grafen Aehrenthal. kei-
nen Respekt vor uns, und wenn der
Österreicher blond und klug ist, gibt
er sich in Konstantinopel, Sofia und
Belgrad für einen Reichsdeutschen
aus, sobald er seine eigenen Koffer
oder andere Dinge bekommen will,
auf die eigentlich auch ein Öster-
reicher ein gutes Recht hat.
Warum wir Österreicher im Aus-
land nichts bedeuten? Sehr einfach:
Erstens findet die österreichische Dip-
Erstens findet die österreichische Di-
plomatie in ihrer Schlafsucht keine
Energie und keine Zeit, sich um die
Interessen der dummen Untertanen
zu kümmern, zweitens wird der höf-
liche Österreicher, bei dem mangeln-
den Vertrauen zu dem. was er sein
gutes Recht nennt, immer dort bitten,
wo er zu fordern hätte, drittens hat
der Österreicher kein Vertrauen zu
sich selbst und viertens bedeutet er in
seinem eigenen Vaterlande am aller-
wenigsten.
Kein Land Europas ist an Talen-
ten reicher als Österreich. Aber die
Talente werden auch in keinem Land
Europas niedriger eingeschätzt als in
Österreich. Ein Talent hat es in
Österreich schwer, und so schlimm es
dem Österreicher im Ausland geht,
man kann ihm keinen besseren Rat
geben, als sein Ränzlein zu schnüren

und der Heimat den Rücken zu kehren.
Daß der junge Österreicher zu Hause gar nicht weiter kommt, das hat so seine Gründe. Nach österreichischem bürgerlichem Recht wird der Österreicher erst mit 24 Iahren mündig. Wenn er es wagt, in diesem Alter eine Stellung bekleiden zu wollen, die nicht halb so groß ist, wie die, die sein deutscher Altersgenosse längst nicht mehr annehmen möchte, obwohl er kaum mit der halben Intelligenz bedacht ist, dann kommen die Herrschaften, die um fünfzehn oder um zwanzig Iahre älter sind, und erinnern den Ehrgeizigen, daß sie ihn, den grünen Iungen, der hinter den Ohren noch nicht ganz trocken sei, noch gekannt hätten, als er in den Windeln gelegen habe, und mit der famosen Stellung ist es für die nächsten zehn Iahre vorbei.
So lange ein Österreicher Zähne hat, gibt man ihm in Österreich nichts zu beißen, und wenn er dann endlich etwas zu beißen bekommt, ergibt sich, daß er keine Zähne mehr hat.
Der Rechtsanwalt ist immer älter als dreißig Iahre, wenn er sich selbständig machen darf, und der deutsche Assessor, der bei einem Anwalt sitzt.

hat es dreimal besser als sein österreichischer Kollege, der Konzipient, der ein Iahr lang Gerichtsschreiber sein und sechs Iahre beim Anmalt fürs gesetzliche Existenzminimum und noch weniger arbeiten muß. Zum jungen Arzt hat kein österreichischer Patient Vertrauen, das Lehramt ist überfüllt, und es gibt in keinem Lande Europas ein so enormes geistiges Proletariat wie in Österreich.

An diese bildhübschen Zustände erinnert der soeben erschienene, außerordentlich begabte Roman eines jungen Österreichers, Richard A. Bermann.*) Die Fabel des Romans ist sehr einfach: Ein 25 jähriger, hyperästhetischer, hypernervöser Wiener Doktor der Philosophie, der mit sich nichts Rechtes anzufangen meiß, verdingt sich an einen italienischen jüdischen Baron, um dessen Sohn für ein mittleres Monatsgehalt zu erziehen. Der Zögling ist ein Vollidiot und ein Halbtier. Der Hofmeister vermißt selbst den erwarteten Luxus, weil man mit dem Halbidioten kaum unter Menschen gehen kann. Der Hofmeister will davonlaufen und droht damit einem Freunde in jedem Brief, den er an ihn schreibt. (Der Roman besteht nur aus den Briefen an den Freund.) Er droht mit seinem Abgang auch dem Vater des Zöglings. Aber er bleibt, weil er fühlt, daß ihn zuhause kaum etwas Besseres erwartet. Schließlich verspielt er in Monte Carlo ein paar tausend Francs, die dem Vater des Zöglings gehören, und nun läßt ihn der Baron erst recht nicht los. Denn der Baron ist mit dem begabten Erzieher sehr zufrieden und konstatiert, daß sich sein Sohn Raffael günstiger entwickle. Die Erziehungsmethode des Doktor Gärtner ist dabei zum Schreien komisch und hilflos. Reizend sind die Landschaftsschilderungen, am reizendsten aber an diesen Briefen der grimme Spott über italienische Unkultur und wienerische Bohöme-itberkultur. Ernst Friedcgg.

*) Der Hofmeister. Die Geschichte eines Niedergangs. Roman von Richard A. Bermann. Verlag von Georg Müller in München.

Bad Elster. Lustspiel in 4 Akten von Rudolf Fastenrath. Verlag Ceresto, Magliaso (Tessin, Schweiz. Ge-

bunden 2,40 ^t.)
Wann wäre es einem Lustspiel-
dichter wohl wie Rudolf Fastenrath
gelungen, ein Goldgespinst von solch
seidenfeiner Zartheit und blüten-
prangender Duftigkeit zu schaffen?
Und in das Gespinst hinein spielt die
strahlende Sonne eines Humors, der
in seiner Feinheit unnachahmlich ist,
daß es glitzert und funkelt an allen
Ecken und Enden. Und wie lieb-
kosend gleitet dann wieder ein sin-
niger, sittlicher Ernst darüber hin,
nicht Schatten gebend, aber eine köst-
liche Abtönung vom Funkellicht des
Übermuts bis in das milde, ver-
träumte, süß verschleierte Leuchten
einer Landschaft zur Dämmerstunde.
Ernst Redlich.

Darmftäoter Kunst

Die hessische Residenz hat es oer-
standen, die nun seit einem Iahr-
zehnt angebahnte Kunstbemegung
festzuhalten und, nachdem die besten
Kräfte der Künstlerkolonie die Stadt
verlassen hatten, sie mit neuen
Quellen und Zuflüssen zu speisen.
Das Ausstellungsgebäude auf der
Mathildenhöhe ist in seiner freund-

lichen Architektur (bei wundervoller
Lage) für Iahresausstellungen gut
geeignet. Im letzten Iahre war der
Künstlerbuno für die Saison einge-
zogen, in diesem Iahre hat die
‚Sreie Vereinigung Darm-
städter Künstler" die Ausstel-
lung veranstaltet. Sie ist demgemäß
auch in der Mehrzahl von Angehöri-
gen dieser Künstlervereinigung be-
schickt, ohne jedoch weiteren Kreisen
südwestdeutscher Künstler die Pforten
zu schließen. Eine Bereicherung sollte
die Ausstellung noch erfahren durch
eine reiche Auswahl von Aqua-
rellen englischer und schot-
tischer Meister, die durch die
Royal Society of Painters in Water
Colours in London zufammengestellt
wurde. Die Bereicherung ist indes
nur quantitativ zu verstehen, denn
diese süßlichen, teils mit routinierter
Technik ausgeführten Aquarelle sind
nicht geeignet, unser künstlerisches
Interesse irgendwie zu fesseln. Und
man hat füglich Grund, zu fragen,
ob nicht ein Protest deutscher Künst-
ler gegen diese gefährliche Afterkunst
mehr am Platze ist als der wider-
spruchsvolle Feldzug gegen die fran-
zösische Malerei. — So hat man denn
auch in Darmstadt wieder über 6<X)
Nummern zusammengebracht; sie
bieten an sich keine wesentliche Be-
reicherung zu der Anschauung des
Kunstschaffens unferer Zeit (wenn-
gleich einige beachtenswerte Stücke
(besonders in der plastischen Abtei-
lung) dargeboten werden. Die Aus-
stellung zeigt dann im besonderen
die große Mannigfaltigkeit in den
künstlerischen Bestrebungen der hessi-
schen Künstler selbst. Die in Darm-
stadt ansässigen Künstler machen ge-
rade nicht den besten Eindruck und
bewegen sich in konventionellen Bah-
formloses zeigen. Es sind da an-
spruchslose Landschaften von Bader,
Gg. Altheim, süßliche Porträts von
C. Kempin, frische Landschaften und
Stilleben von Adolf und Anna
Beyer. Ein farbenfreudiges Still-
leben in lezannescher Farbenab-
stufung zeigt P. Thesing- Von der
Künstlerkolonie hat H. Pellar zwei
seiner Temperabilder ausgestellt, die
durchaus in Stuck'scher Manier ge-
halten sind. R. Hölscher mit seinen
groß und schwer empfundenen Bau-

ernfiguren, nähert sich schon der Gruppe der Hessen, die um C. Bantzer und W. Thielmann sich scharen. Bantzer ist in seinen Ftgurenbildern weit erfreulicher als in den etwas farblosen Landschaften. Auch E. Beithans und E. Eimer können hier genannt werden. Sehr heiter und farbenfreudig ist eine Temperastudie von F. Beet (Mainz). Ein junger Mainzer, der unter Bracht gelernt bat und jetzt bei Dresden lebt, fällt besonders mit äußerst charaktervoll ausgeführten Bleistiftzeichnungen und Radierungen auf, Iakob Wetnheimer. Willy Preetorius, ebenfalls Mainzer, wirkt in seinen Landschaftsbildern nicht sehr erfreulich und entbehrt noch sehr eines ausgeglichenen Stils. — Einen der besten Räume füllt wieder die Karlsruher Triibnerschule. Der Meister selbst ist mit einem breit hingestrichenen „Rosenzaun" vertreten, dessen Farben von eminenter Leuchtkraft sind. Auch der „Nachtwächter" ist ein charakteristisches Bild der letzten Iahre. Alice Trübner erfreut durch saftige Stilleben und eine Odenwaldlandlandschaft. In Trübners Art, nicht ohne persönliche Note, sind die Stillleben und Landschaften von Dahlen und Wallischek. Die jüngere Gene-
W

ration ist mit Artur Grimm, Hans Sprung, H. Cutter, H. Göbel, Otto Gräber, W. Coste, Oskar Hagemann wirksam vertreten. Ihr großes technisches Können und ihr festgefügter Kolorismus zeigt sich in delikaten Stilleben, flott gemalten und farbigheiteren Landschaftsbildern, sowie sehr persönlichen Porträts. Am stärksten scheinen mir Grimm, Sprung und Sutter den Trübnerschen Stil verarbeitet zu haben, um nun ihren eigenen, persönlichen zu finden. Eine weitere Überraschung bietet die reichhaltige Kollektion von Werken des (ja auch aus Darmstadt gebürtigen) L. von Hofmanns. Seine jüngsten Bilder haben eine fast grelle Farbigkeit, die trotzdem durch den eigenartigen Rhythmus von Linie und Farbe zur künstlerischen Einheit verbunden werden. Gut hätte man m. E. getan, wenn man den fünfzehn ausgestellten Bildern einen eigenen Raum gewidmet hätte, statt sie über die ganze Ausstellung hin willkürlich zu zerstreuen. Was sonst noch zu sehen ist, ist meist süddeutscher Herkunft und hat den üblichen Charakter. Thoma ist mit einigen Märchenstimmungen und einer poetisch fein empfundenen Landschaft aus dem letzten Iahre (Frühlingsfreude) vertreten, in der der ehrwürdige Meister alte Motive in herzlicher Weise wieder aufnimmt und vereint. Die übrigen Karlsruher H. v. Volkmann, Conz, Dill. Luntz, Hellwag u. a., sind mit den für sie charakteristischen Bildern vertreten. Georgi kommt mit einer ganzen Gruppe (darunter zwei dekorative Wandfriese), die ihn ganz im Fahrwasser der Scholle zeigen. Von der Scholle selbst sind Püttner mit farbig heiteren Gruppenbildern, Erler, Münzer und Weise mit Werken ihres dekorativen Stils vertreten. Von Stuttgart sind C. Grethe, Landerberger, Faure, R. v. Haug mit wenig erfreulichen Bildern gekommen. Brühlmann zeigt ein ganz im Lezannestile gemaltes Stilleben und einen interessant bewegten Akt. Von Schweizern, die ja heute zum Teil in München wirken, nenne ich Marzers duftige Stilleben, Thomanns und H. B. Wielands kräftige Landschaften, Voellmys Zypressen

in Böcklinschem Stil! ein malerisch
und komposttionell vorzügliches Bild
von F. Widmann („Starenflug")
und E. Würtenbergers „Knechte-
kammer" verraten Hoblers starken
Einfluß. Zum Schluß verzeichne ich
noch einige Werke von guten Quali-
täten mit neuen Akzenten: von Nuß-
baum eine sprühend, ganz in vio-
lett getauchte Ansicht der Katharinen-
kirche in Frankfurt, von Drey-
dorff ein äußerst stimmungsvolles
Bild „Frühlingsmorgen am Rhein",
wo der feine Duft des Nebels über
dem Tal glänzend charakterisiert ist,
und Th. Schindlers „Diesseits",
wo zwei linear streng gebundene
Akte zusammengekauert sitzen (ein
Bild, das von einer eminenten For-
men- und Naturauffassung Zeugnis
ablegt). — Die Abteilung der
zeichnenden Künste bringt
Radierungen, Holzschnitte und Stu-
dien bekannter Art. Reifferscheid,
llbbelohde. Bantzer, P. Halm. Kalck-
reuth, H. Otto sind hier mit schönen
Beispielen vertreten. Natürlich durf-
ten hier Preetorius charaktervolle
Buchschmuckzeichnungen nicht fehlen.
Besonders beachtenswert schienen
mir eine vollendete Bildniszeichnung
von B. Elkan und eine Landschafts-
studie des genannten Weinheimer.
7l,

Im Olbrich-Zimmer hat man eine Sammelausstellung von Zeichnungen Heinrich Kleys veranstaltet, die dessen sprühenden Geist und raffinierte Technik in ihren guten und minder guten Seiten erkennen läßt. — In der plastischen Abteilung hat man von den mannigfachen Beispielen von B. Hoetgers Kunst, die über Maillol und Builach den Anschluß an indische Monumentalfkulpturen sucht, den stärksten Eindruck. Vorzüglich durchgebildet sind auch die Büsten des Darmstädter Iobst, sowie ein Kolossalkopf Michelangelos von der Hand H Volz'. Benno Elkan zeigt eine Auswahl seiner bekannten Plaketten, einen geistvollen Porträtkopf d'Alberts, sowie eine schon durch die Einzigartigkeit des Materials ausgezeichnete Marmorstlltue der Persephone. Arbeiten von H. Binz, Eauer, Echreitmüller mögen noch angemerkt sein-
Dr. Willy F. Storck.

Antike Kultur. Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Brüdern Horneffer. i. Bd.: Platon: Der Staat. Deutsch von A. Horneffer. Leipzig, Verlag von vr- Werner Klinkhardt.

Die Brüder Horneffer haben die Absicht, die hervorragendsten Werke der antiken Literatur durch neue sinngemäße Übersetzungen modernen Lesern zu erschließen. Ein gewisses Bedürfnis dafür ist ja stets vorhanden. Sie beginnen mit den Werken Platons. Grade Plato ist durch jene modernen Bestrebungen mannigfaltiger Art, die man die monistischen nennt, wieder aktuell geworden. Er ist der Begründer des Dualismus durch seine Lehre von den a priori existierenden Ideen, deren Zusammenfassung etwa dem berühmten „Ding an sich" entspricht. Andrerseits konnten die Theorien Platons doch in mancher Beziehung interessante Parallelen in der modernen Naturwissenschaft finden. Man vergleiche z. B. seine Lehre von den Praeeristenten der ewigen Ideen mit der modernen Anschauung von den Arten und ihrer Bedeutung. — Gerade das schwierigste, das sozial-ethische Werk Platons „Der Staat" haben die Herausgeber der neuen

Übertragung sich zuerst vorgenommen. Die Übersetzung ist durchaus anzuerkennen, jede Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit ist vermieden. Der Übersetzer hat sich nicht ängstlich an das Wort geklammert, diesem aber seine Bedeutung gelassen, indem er wortgetreu übersetzte und dann sinngemäß und gut-deutsch stilisierte. Das ist anzuerkennen. So liest man sein Werk mit Vertrauen- über Platons Staat ist viel geschrieben worden. Das Bedeutsame gleichsam für die Ewigkeit ist, daß dieser Staat ganz von der sozialen Idee beherrscht wird. Das Individuum hat sich dem Allgemeinen unterzuordnen. Dies entspricht Platons Anschauungen vom Wesen der Welt durchaus, aber es entspricht auch dem Wesen der Griechen. Platons Staat ist keine Utopie, er ist der in ein konsequentes System gebrachte griechische — besser antike — Staat. Allerdings auch für Aufhebung des Privateigentums und des Familienlebens (an deren Stelle Güter- und Werkesgemeinschaft tritt) tritt Platon ein. Im übrigen st'llt das an fruchtbaren Ideen unendlich reiche Werk eine Verherrlichung der aristokratischen Demokratie dar und enthält ein bis ins kleinste gegliedertes so-

ziales und staatsrechtliches System. Die Form ist auch hier die des Dialogs, den Plato, der Künstler, überall mit unnachahmlicher Anmut und Würde handhabt.

Hans Benzmann.

Maria Schmeidl«: Die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hezenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters, des Pfarrers Abraham Schmeidler in Coserow auf Usedom herausgegeben von Wilhelmine Meinhold. Insel-Verlag, Leipzig.

Diese Erzählung ist vielleicht eine der besten deutschen überhaupt. Als sie seiner Zeit erschien, mar man vielfach der Meinung, daß ihr tatsächlich eine alte Handschrift zugrunde liege. In diesem Glauben hat Laube die Erzählung dramatisiert. Der Stil der Zeit des dreißigährigen Krieges ist hier mit verblüffender Natürlichkeit getroffen. Ebenso bewunderungswürdig ist auch die Kunst des Dichters, die Menschen jener Zeit zu veranschaulichen und ihre Gesinnungen und Handlungen aus ihrer Seele, ihrer Art heraus zu entwickeln. Die Erzählung ist zugleich Kulturnovelle und Seelengemälde. Vor allem aber enthüllt sich in ihm aus grauenvollem dunkelm Hintergrund ein Schicksal, wie es ergreifender nicht sein kann; das Schicksal der holdseligen Pfarrertochter. Der Neudruck der Erzählung in stilvoller würdiger Ausstatung ist daher mit besonderer Freude zu begrüben.

Hans Benzmann.

Mr den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. E. E. Friedegg in Schöneberg — Druck von Richard Falk, Berlin W. 6«, Lcipzigerstr. 115/16.
Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

^NKiV^

Â»Â»Â»Â»Â»
SÃ„'.

AeitschriftenSerlagSrnbA
35. Jahrgang. Bd. IZ8. Heft 434- Zweites Zuliheft ^9tt

Schaft

Oberstleutnant a. D. Rogalla von Bieberstein:

Agadir und seine maritime Bedeutung für Deutschland.

Selten hat ein politischer Akt des deutschen Reiches derartiges Aufsehen erregt, wie nach dem letzten Schweigen seiner Regierung gegenüber der Operation Frankreichs auf Fez und derjenigen Spaniens auf Larrasch*) und Elksar, die Entsendung des deutschen Kanonenbootes „Panther" und nunmehr des Kreuzers „Berlin", nach Agadir. Bereits im November des Vorjahres hatte der französische Kreuzer du Chayla den Hafen von Agadir angelaufen, um die Eingeborenen vor Uebergriffen gegen die Europäer zu warnen, und neuerdings hat Frankreich den Hafen Mehedia an der Sebumündung, etwa 4 deutsche Meilen nordöstlich Rabats, besetzt, mit einigen Hafenanlagen versehen und befestigt. Nunmehr haben die chaotische Lage in Marokko, die gänzlich erschütterte Autorität des Sultans und die vollständige Verwirrung im Norden des Landes auch große Erregung im Süden hervorgerufen, und es höchst wahrscheinlich gemacht, daß auch der Süden in Mitleidenschaft gezogen wird, und daher baten bekanntlich die im Süden Marokkos interessierten deutschen Firmen, in Anbetracht dieser Gefahr, die Regiemng um Maßregeln zur Sicherung von Leben und Eigentum der Deutschen und deutschen Schutzbefohlenen in jenen Gegenden. Die dortigen wirtschaftlichen Interessen Deutschlands sind, wie wir mit Rücksicht auf unser Gesamtbild, hier besonders resumirend, zu erwähnen nicht unterlassen dürfen, bedeutende, daß bei Agadir mündende Susgebiet und die ihm anliegenden Provinzen sind die fruchtbarsten und reichsten Marokkos, auch hat der deutsche Handel im Süden Marokkos zugenommen und stieg, zum Teil von deutschen Firmen über England erfolgend, als englischer Import und Export gerechnet, besonders in letzter Zeit. Auch

*) Larrasch, ein nordwestmarokkanischer Hafen, 800 Km. etwa 107 d. M., siidwest>lich Tangers, Elksar, ein wichtiger Straßenknotenpunkt am Luccosflusse gelegen.

ist Deutschland am Bergbau im Hinterlande Agadirs erheblich interessiert; ferner gehören dort große Landstrecken mit landwirtschaftlichem Betrieb deutschen Häusern und beschäftigen dort deutsche Firmen hunderte von Angestellten, Handelsagenten und Schutzbefohlenen. Bei dieser Sachlage ist die Forderung des Schutzes der deutschen Interessen im Sus und seiner Umgebung eine gerechtfertigte und vielleicht genügt das demonstrative Auftreten des „Panther" und nunmehr des Kreuzers „Berlin" als Warnung der Eingeborenen, um diesen Schutz zu bewirken, da ihm, wenn dies nicht der Fall ist, nicht nur das Erscheinen der beiden anderen Schiffe der weftafrikanischen Station, des „Eber" und der „Möve", oder eher anderer, größerer, der Flotte, sondern vielleicht auch eine deutsche Besetzung Agadirs, mit der besten und tiefsten Rhede der Westküste Marokkos und anderer Punkte jener Küste folgen könnte, „bis in Marokko geordnete Verhältnisse zurückgekehrt sein werden". Dieser heute noch in weiter Ferne liegende Zeitpunkt aber wurde bereits ofsiziöserseits als der bezeichnet, in welchem der Panther, nunmehr der Kreuzer Berlin erst Agadir verlassen wird. Es sei nunmehr die noch nirgends berührte Frage hervorgehoben, inwieweit der Kreuzer „Berlin" überhaupt den Schutz der deutschen wirtschaftlichen Interessen im Susgebiet und den der dortigen Reichsangehörigen zu bewirken in der Lage ist. Zwar kann das kleine Kriegsschiff, wenn Leben und persönliche Habe derselben gefährdet sind, eine Anzahl von ihnen an Bord aufnehmen, oder aber bis sie forttransportierende Schiffe eingetroffen sind, den Schutz einer größeren Anzahl durch ein Bedeckungsdetachement, namentlich durch sein Geschütz- und Maschinengewehrfeuer bewirken, wenn sie in dem mit starken Mauern umgebenen auf 200 m hohem isolierten Gipfel am Abhang des Hahagebirges gelegenen Agadir oder im Dorfe Fonti am Strande untergebracht sind. Allein weiter wie der wirksame Bereich seiner zehn 10,4 cm Geschütze und der seiner 4 Maschinengewehre, etwa bezw. 2'/, Km, reicht seine taktische Wirkung nicht, jedoch vermag der Kreuzer gebotenen falls Agadir und andere durch eine Kasbah oder anderweitig befestigte und besetzte Küstenplätze jenes Gebiets zu beschießen, und die Fischerei, heut der alleinige Betrieb Agadirs, und etwaigen Handel (Waffenschmuggel usw.), an jener Küste lahm zu legen. Die geringe Stärke der Bemannung des Panther von 286 Mann, erlaubten aber nur die Entsendung eines Detachements von etwa 230 Mann zum vorstehend erwähnten Zweck nach dem nur 300 m von der Küste entfernten Agadir oder dem Stranddorf Fonti, oder, sollte dies

überhaupt Wirkung versprechen, zur KontributionZerhebung und Festnahme
von Geißeln. Ein etwaiger Streifzug ins Landesinnere ist
jedoch für eine so kleine Truppe, gegenüber der Möglichkeit des feind-
lichen Auftretens starker, heut meist gut bewaffneter Eingeborenen-Schaaren,
selbst beim Mitführen der Maschinengewehre, deshalb ausgeschlossen, weil
die rückwärtige Verbindung und die Verproviantierung, Munitionsver-
sorgung usw. von jenen Schaaren unterbrochen werden, und ihre nacht»
lichen Angriffe sowie Hinterhalte dem Detachement verhängnisvoll werden
könnten. Zu einem Streifzuge im Landesinnern zum Schutz unserer
dortigen Reichsangehörigen und unserer wirtschaftlichen Interessen würde
aber auch das Heranziehen der Bemannung der kleinen beiden anderen
Schiffe der westafrikanischen Station nicht ausreichen, und daher entweder
große deutsche Kriegsschiffe mit ihren starken Bemannungen zu diesem
Zweck vor Agadir erscheinen, oder eine vollständige Expedition,
ähnlich der französischen nach Fez, im Susgebiet stattsinden
müssen, die, wenn auch das Erscheinen des Panther, nunmehr des
„Nerlin", vor Agadir nur als die zunächst erfolgende Maaß-
regel bezeichnet wurde, vor der Hand als ausgefchlossen gelten
muß, weil die Reichsregierung mit dem Erscheinen des Kriegsschiffs bei
Agadir keine unfreundliche Absicht gegen Marokko und seine Bewohner
verbindet, und da keine Ausschiffung seiner Mannschaft erfolgt, und weil
schon das Erscheinen eines Kriegsschiffs des mächtigen deutschen Reiches
bei Agadir und die erwähnten, von ihm eventuell durchführbaren Maß-
regeln an der Küste, sowie auch die Möglichkeit eines eventuellen weiteren
Vorgehen Deutschlands in Südwestmarokko, die Gefährdung der dortigen
deutschen Reichsangehörigen und ihrer wirtschaftlichen Interessen auf-
zuheben vermag, zumal jenes Gebiet unter dem Einfluß des bisherigen
Großveziers el Glaui steht, der in ihm großen Besitz hat, für den er be-
sorgt sein muß. Überdies würde sich Deutschland durch eine derartige
Erpedition in Widerspruch mit der Enthaltung seiner Zustimmung zu
dem französischen Zuge nach Fez, dem England, Rußland und Spanien
zustimmten, setzten, und eventuell, ungeachtet aller Berechtigung zu einer
solchen Expedition, in Konflikt mit den Westmächten geraten können, die
eifersüchtig über ihren Einfluß, ihren Interessen und ihrer Position Ma-
rokko gegenüber und am atlantischen Ozean wachen. Einen derartigen,
eventuell ernsten Konflikt aber wegen eines verhältnismäßig so gering-
fügigen Objekts hat Deutschland um so mehr zu vermeiden, als es ohne
einen großen Krieg nicht in der Lage sein würde, ihn dem Widerstande der

Westmächte, vielleicht auch anderer Mächte gegenüber, nach seinem Willen zu beendigen. Wegen Marokkos und der dortigen deutschen wirtschaftlichen Interessen aber einen derartigen Krieg führen zu wollen, würde jeder Staatsraison widersprechen und überdies England, unterstützt durch Frankreich, das deutsche Unternehmen in Marokko durch seine Flotte ganz verhindern können, wenn es auch vor der Hand durch den englisch-französischen April-Vertrag von 1904 nur zur diplomatischen Unterstützung der französischen Marokkointeressen verpflichtet ist. Allein es ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß England, Frankreich, Spanien und Rußland als Ergebnis ihres jetzigen Meinungsaustausches über das völlig korrekte Vorgehen Deutschlands bei Agadir, keinen Einspruch dagegen, wenn auch gegen eine dauernde Besetzthaltung und somit Besitzergreifung Agadirs, erheben werden, da dieses Vorgehen völkerrechtlich unanfechtbar ist, und schon die Verwendung eines so unbedeutenden Kriegsschiffs, wie ein kleiner geschützter Kreuzer und die sie begleitenden amtlichen Erklärungen der deutschen Regierung auf die angegebenen begrenzten Ziele dieser Entsendung hinweisen. Inwieweit und auf welche Weise, ob nur auf diplomatischem oder auf anderem Wege sich Deutschland im Laufe der Zeit etwa an der „Wiederherstellung geordneter Zustände in Marokko" zu beteiligen beabsichtigen könnte, muh der Zukunft und der dortigen Entwicklung der Dinge überlassen bleiben. Sollte sich diese aber wider Erwarten etwa noch derart gestalten, daß Frankreich die versprochene Zurückziehung des Gros seines Expeditionscorps aus Marokko bis auf die geringe Besatzung in Fez, nicht ausführt, sondern daß die Erweiterung seiner Interessenphäre und die derjenigen Spaniens den Charakter einer Aufteilung Marokkos und seiner offenbaren noch stärkeren Verletzung seiner Unabhängigkeit und Integrität gewinnt, so könnte sich Deutschland eventuell veranlaßt sehen, da die Algecirasakte damit vollends durchbrochen wäre, auch seinerseits einen Teil Marokkos und zwar das Susgebiet mit dem wichtigen Agadir usw. zu beanspruchen. Für diesen Fall aber dürfte sich die vorherige Uebereinstimmung mit England und die Berücksichtigung seiner Interessen kaum umgehen lassen und ein ernster Konflikt mit dem seegewaltigen, durch großen beiderseitigen Handel mit Deutschland verknüpften Lande zu vermeiden sein, zumal die Ausbeutung der Reichtümer des Susgebiets doch erst in Perspektive besindlich und der geringe deutsche Gesamt-Handel mit Marokko mit etwas über 13 Millionen Mark gegenüber dem 2 Milliardenbudget des deutschen Gesamthandels ein nur unbedeutender, erst an

dritter Stelle hinter dem englischen und französischen sigurierender ist.
So lange jedoch bei Agadir keine Truppe ausgeschifft und gelandet,
und Agadir nicht von ihr besetzt ist, und keine Streifzüge ins Hinterland
oder etwa eine Erpedition dorthin unternommen werden, behält das
deutsche Erscheinen vor Agadir nur den Charakter einer Demonstration,
deren materielle Wirkung an der Küste in der angedeuteten Weise zu er-
folgen, und die sich im Hinterland durch ihren moralischen Effekt geltend
zu machen vermag.
Die vom englischen Ministerpräsidenten angekündigte, gebührende
Rücksichtsnahme der englischen Regierung auf den Schutz der britischen
Interessen in Marokko, und die Vertragsverpflichtungen gegenüber Frank-
reich, namentlich aber der in der Presse berichtete Beschluß des englischen
Ministerrats, daß England eine Festsetzung Deutschlands in Agadir nicht
zugeben könne, lenken die Aufmerksamkeit auf die maritime Be-
deutung Agadir s. Fast die gesamte englische Presse, namentlich
die konservative, tritt dasür ein, daß ein deutscher Hafen und Flotten-
basis an der marokkanischen Küste am Atlantischen Ozean nicht geduldet
werden könne, wozu Agadir ausgezeichnet geeignet sei, und von einer
Macht wie Deutschland leicht umgewandelt werden könne. Agadir liege
an der schmalsten Stelle des Atlantischen Ozeans, uni von dort könnte ein
Dreadnoughtkreuzer jeden der Handelswege durchschneiden, die nach England
führen. Die geschichtliche und praktische Bedeutung von Gibraltar werde da
durch vermindert. Die dauernde Besetzung von Agadir
durch die zweite Seemacht der Welt könne aber
vonZ England nicht willkommen geheißen oder mit
Gleichgültigkeit betrachtet werden. Für den Augenblick fei sie vielleicht
nicht gefährlich. Aber man müsse in die Zukunft blicken. Ebensowenig
könnten die Vereinigten Staaten von Amerika gleichgültig
bleiben, deren Haupthafen weiter von Südamerika entfernt liege als
Agadir. Mit der Eröffnung des Panamakanals würde eine
deutsche Flottenbasis an der marokkanischen Küste die amerikanischen
Interessen berühren. Deutschland habe sich zwar in den letzten Iahren
Mühe gegeben, die öffentliche Meinung in der Union zu beruhigen und
zu erklären, daß es keine Absichten auf irgend einen Teil von Süd-
amerika habe. Aber ein Hafen an der schmalsten Stelle der Atlantik
müsse die Union doch beunruhigen. Das mache die Frage zu einer so
außerordentlich schmerwiegenden. Das Toryblatt Standard sieht in dem
Vorgehen Deutschlands sogar einen lange vorhergefaßten und sorgfältig

ausgearbeiteten Plan, der einen Rückschlag auf die allgemeine
Lage haben solle. Wie früher mit seiner Militärpolitik, so be-
zwecke Deutschland seit 1900 mit seiner Marinepolitik, sich so stark zu
machen, daß seine Diplomatie unwiderstehlich werde. Mit feiner
ungeheuren Militärmacht sei Deutschland in der Lage gewesen, seinen
Nachkam seine Politik aufzuzwingen, z. B. Rußland in der bosnischen
Frage. Deutschlands Wünsche wolle England nicht bekämpfen, aber es
könne nicht dulden, daß sie Englands wirtschaftliche und strategische
Interessen schädigten.
Aus dem mannigfachen, auf den Inhalt zuverlässiger Reisemerke
und Berichte gestützten Darlegungen der Presse läßt sich ein Bild von
der maritimen Situation und Bedeutung Agadirs
gewinnen, und daran die heute besonders interessierenden Folgerungen
für den Wert knüpfen, den Agadir in deutschem Besitz
für Deutschland gewinnen könnte. Alsdann nicht nur zur
Kohlen st ation sondern auch zu einer starken Flottenbasis
mit geräumigen Hafen und stark befestigt, ausgestaltet, würde das Reich
festen Fuß an einer der schmalsten, wenn auch nicht der schmalsten
Stellen des atlantischen Ozeans fassen, und damit die gemaltige, so gut
wie hennetische Sperre durchbrechen, die es in der Nord- und Ostsee
durch die weit überlegenen englischen Geschwader, heut fast die Gesamt-
macht der englischen Flotte, im Kriegsfall vom atlantischen Ozean
trennt. Diese Sperre stützt sich überdies auf die stark befestigten
britischen Kriegshäfen, Chatham, Sheerneß, Dover,
Portsmouth und Devonport und die Flottenstationen
an der Westküste im Firthof Forth, sowie demnächst Hull am
Humber, 14 dort neuerdings anzulegende Sperrsorts und den Flotten-
stützpunkt Scapa Flow. Das deutsche Reich aber würde
mit der Durchbrechung jener Sperre aus den
Binnenmeeren der Ost- und Nordsee an das noch
wichtigste Weltmeer, den offenen Atlantischen
Ozean gelangen, und eine ungemein wichtige Etappe in seiner
maritimen Entwicklung zurücklegen, und, von jener Fessel befreit, als
zweite Seemacht der Welt ein ganz anderes Wort auf deren Meeren
mitsprechen können, wie bisher. Allerdings bedürfte es dazu der Statio-
nierung eines starken Dreadnoughtgeschmaders und schneller Kreuzer in
Agadir. Von dort beträgt der Weg nach Gibraltar nur etwa
190 d. Meilen, die nur eine 48 stündige Fahrt mit 16 Knoten erfordern.

nach den Antillen nur etwa zwei, nach New - Dork nur etwa
7 Tage, nach Rio de Janeiro etwa 14, und sind Madeira,
die Azoren, canarischen und capverdischen Inseln
zur Einnahme von Trinkwasser und Proviant leicht anzulaufen. Mit
der dauernden Stationierung eines starken Dreadnoughtgeschwaders aber
bei Agadir würde ein Ersatz desselben bei der heimatlichen Flotte not-
wendig werden, um die Hauptseemacht Deutschlands nicht zu schwächen.
Ferner würden die völlig neuzuschaffenden, modernsten Hafenan-
lagen bei Agadir, als Ausgestaltung seiner Rhede überhaupt
zum Hafen, u. a. auch die Anlage eines Wellenbrechers
zum Schutz gegen westliche Winde, sowie die starken Befestigungen, die
Errichtung von Reparaturwerkstätten, die Anlage eines Docks, die An-
häufung großer Kriegsvorräte und die Stationierung einer angemessenen
Garnison usw. erforderlich werden, um den vollen Nutzen aus der
neuen Flotten st ation ziehen zu können, Anlagen, die nebst dem
Bau eines Dreadnoughtgeschwaders viele Hunderte von Millionen er-
fordern würden. Allein schon zu einem kleinem Flottenstütz-
punkt und zur Koh len statt on und als Zufluchtshafen auch
für die Aufnahme tiefgehender Panzerschiffe ausgestaltet und mit einigen
schnellen Panzerkreuzern und den erforderlichen Reparaturwerkstätten aus-
gestattet, würde Agadir für unsere Flotte bei ihren in neuester Zeit
mehrfach auf den Atlantic sich erstreckenden Übungen ein willkommener
Reparatur- und Aprovisionierungs-Stützpunkt, namentlich aber im Kriegs»
fall für den Kreuzerkrieg von Wert werden können, den England für
seine Handelsflotte besonders zu fürchten Anlaß hat. Selbst nur als
KohleNstation würde Agadir von Wert für unsere im Atlantic auftretenden
Schiffe sein. In Anbetracht der derartigen Bedeutung, die Agadir für
Deutschlands Seemacht gewinnen, und diese, ungehindert durch die
Sperre der Nordsee mit einem beträchtlichen Teil im Atlantic auf-
zutreten in den Stand fetzen könnte, und wie man englischerseits
annimmt die Sicherheit des britischen Reiches herabmindern, eine
Blockade kaum mehr möglich machen würde, ist der Einspruch Englands
gegen ein dortiges Festsetzen Deutschlands begreiflich, da Englands
Weltstellung, Handel und Induftrieabsatz und Vorherrschaft auf den
Meeren ausschließlich auf der Ueberlegenheit seiner Seemacht beruht und
es dieselbe umsomehr intakt zu erhalten Anlaß hat, als sein früheres
Uebergewicht seit Trafalgar bis in die zweite Hälfte des 19 Iahrhunderts-
über die gesamten Flotten der Welt, seit geraumer Zeit nicht mehr besteht.

Was die Oertlichkeit Agadirs und seine lokale Geeignetheit zum
Hafen und Flottenstützpunkt betrifft, so erscheint sein bisheriger Ruf als,
der einzige gute und tiefe gegen die Nordwinde durch den hohen Atlas
gegen die Südostwinde durch den Anti-Atlas geschützte Hafen der West-
küste Marokkos, durch neuere Berichte erheblich gemindert. Diese Eigen-
schaften trafen in früherer Zeit zu, wo Agadir der Haupthafen jener
Küste bis gegen Ende des 18. Iahrhunderts mar und den Haupthandel
Marokkos vermittelte, bis Sultan Muhammed, eifersüchtig auf die reich-
gewordene, selbständige Stadt, dieselbe einnahm und das benachbarte
Mogador statt ihrer zum Hafen wählte. Der Handel Agadirs aber
erfolgte damals mit nur wenig tiefgehenden Schiffen. Während hingegen
frühere Reiseberichte meldeten, das Meer habe dort 30 m von der Küste 15m
Tiefe und somit die mehr wie genügende fürheutigeDreadnoughts undUeber-
dreadnoughts, fanden französische Blätter heute heraus, daß Agadir
nichts weniger als eine gute Anlagestelle, und seine Umgebung auf 100 Km
ringsum eine fast trostlose Wüste bilde. Die Karte des hydrographischen
Dienstes des Marineministenums zeige, daß der Meeresgrund am felsigen
Gestade erst mit Aufwendung ungeheurer Mittel vertieft werden müßte,
um mittleren Fahrzeugen das Anlegen zu ermöglichen. Aus der Karte
sei nicht ersichtlich, wie ein Hafenbecken angelegt werden könnte, jeden-
falls würden die Kosten nicht im Verhältnis zu dem Schiffs- und Hafen-
verkehr stehen, dcr sich hier in absehbarer Zeit entwickeln könnte. —

Prof. Hanns Fechner:
Meine Erinnerungen an Wilhelm Naabe
„Raabisch."
„Hätten wir Deutschen doch viele solcher Männer, deren
Name einfach als Eigenschaftswort gelten kann."
Diefe Worte setzte ich einst als Motto über ein Erinnerungs-
blatt an Wilhelm Raabe, das im „Zeitgeist" erschien. Wenn ich sie
setzt wieder voranstelle, so tu ich das, weil ich den darin enthaltenen
Wunsch noch eindringlicher wiederholen möchte. Ietzt, i»a unser Volk
seinem kerndeutschen Dichter ein Denkmal damit zu stellen beginnt,-
daß es ihn in seine unsterblichen Toten einreiht. Nicht nur für das
allein, was er mir in seinen Versen gab, bin ich ihm Dank schuldig,
sondern auch dafür, daß ich ihn kennen lernen und malen durfte.
Wohl 21 Iahre sind es her, als mir der Zufall den Abu Telfan in
die Hände spielte, die Geschichte von Leonhard Hagebucher, dem Dich-
ter, dem Künstler, dem vom Genius geküßten Menschen, den das
Leben mit Sklavenfesseln bindet, dem aber dennoch die Erlebnisse
zum Kunstwerk werden und ihn im Feuer des bitteren Ordens
kampfes und in der Menschheit Not stählen, ohne aber dabei den
Lebensmuskel dadrinnen in der Brust zu verhärten. Nicht zu seinem
Glück. Sein armes Herz wird weidlich geschunden und gemartert
von der blöden, kurzsichtigen Menge, die statt des geretteten und nicht
zu Stein gewordenen Herzens Lorbeeren, Ruhm und Erfolg als
Ausweispapiere vorgelegt haben will. Dieser Grundton im 3Ibu
Telfan, dieser Mollakkord ertönt überall in den Raabescheu Dich-
tungen, einmal laut und kräftig, ein andermal leise und von fern-
her. Für den, der hören kann, gibt er die Raabesche Tonart.
Und Raabe selber? Warum sah man ihn nicht, wo vergrub
sich der Dichter? Und warum tat er es, wo man hier die Großen
und die Kleinen täglich sehen kann, wenn sie sich an die Sonne
rücken, oder ans Rampenlicht stellen? Meinen sehnlichen Wunsch,
ihn kennen zu lernen, ihn im Bilde festzuhalten, kannte ich nach
dem Mu Talfan nicht mehr bezwingen. Auf meine Anfrage schrieb

er mir aus Braunschweig ein paar rührende Zeilen: Mein Brief
käme zu einem zu Tode betrübten Manne, der grade jetzt eben eine
Tochter, ein blühendes, lebensfrohes Mädchen, zu Grabe getragen
habe. Später aber solle ich ihm Zeit schenken. Ietzt müsse er mit
seinem Kummer noch allein bleiben. Einige Monate darnach schrieb
er dann: Kommen Sie jetzt, wir wollen Sie gut empfangen. Und
ich fuhr hin zu ihm, und er war so, wie ich ihn mir in Gedanken
ausgemalt hatte. Ein seltner Glücksfall, denn nicht immer deckt sich
der Mensch mit seinen Schöpfungen. Wo aber beides sich vereint,
offenbart sich höchste Vollendung des Menschentums. Mir scheint,
es gibt nichts Schöneres als die Einigung voL Seelenabel mit gott-
begnadeter Kunst. Es ist mir nicht gleichgültig, ob eine köstliche, herr-
liche Stimme aus der Kehle eines feinen, vornehmen Menschen, oder
aus der eines unsympathischen,groben Kerls erklingt. Mag sein, daß
wir im allgmeinen noch zu wenig Gewicht auf solches Empfinden
legen. Fehlt uns doch auch noch immer im Deutschen ein gebräuch-
licher Ausdruck, der sich mit der Bedeutung des Begriffs „^entlemsn"
deckt. Vielleicht könnte man das Wort „^cntlernsnlike" mit seelen-
adlig übersetzen, denn Acntlerns lilce ist der, der seiner Gesinnung,
seinem Fühlen nach adlig ist. Man wird es nun verstehen, was mir
der seelenadlige Raabe unter den andern bedeutete. Unter denen,
die ich näher kennen lernen durfte, waren ihm nur Fontane und
Wildenbruch vergleichbar. Das Menschliche in der Raabegestalt fühl-
ten feine wahren Verehrer und Freunde, auch wenn sie ihn persön-
lich nicht kannten, mit feinem Instinkte heraus. Nicht die Fürsten
und Großen im Lande, sondern die Kleinen mit den großen Seelen
und den fühlenden Herzen gehörten zu seinen Iüngern. Die nach
dem Heil der Menschheit Durstenden, die mit Krankheit und Not
Ringenden, sie alle fanden ihren Tröster in ihm. Und auch die Ein-
samen, die abseits vom Getümmel der Großstadt still Rastenden,
erblickten in ihm den willkommenen Freund in behaglicher Ruhe
und beschaulichem Übersehen der menschlichen Dinge. Aus diesen
Menschenkindern setzt sich die eigentliche Raabegemeinde zusammen,
aus Menschen, die in Treue zum Meister halten und auf sein Wort
horchen.

über die echten und unechten Raabefreunde habe ich mich schon
früher einmal geäußert:

„Wilhelm Raabe kennen Sie doch? — Raabe? Corvinus? Ia-
wohl, freilich. Hungerpastor. Sperlingsgasse. Corvinus, so nannte
er sich ja wohl früher, was?"

Diese Leute kennen ihn nicht. Die nur so eine dunkle Erinne-
rung von „früher Corvinus" haben, die wissen nichts von ihm, denen
schwebt nur so eine halbe Zeile aus der Literaturgeschichte vor. Von
unserm deutschen Dichter wissen sie gar nichts. Die ihn wirklich
kennen, aus seinen Schriften, das sind ganz andre Menschen.

Prof. Hanns Fechner
Neulich, im Trubel einer unsrer großstädtischen Gesellschaften
-^ natürlich wurde ein „Überbrettl" gemimt — saß ich neben einem alten Herrn, der sarkastisch den Humor unsrer Tage belächelte. In welchem unmittelbaren Zusammenhange, das weiß ich nicht mehr, aber es ging mir der Name über die Lippen.
„Raabe?" sagte er mit einem ganz veränderten, lebhaft auf. horchenden Gesicht. „Kennen Sie Raabe? Meinen Wilhelm Raabe?"
„Freilich," antwortete ich. „Ich kenne ihn recht gut persönlich. Ich habe ihn gemalt, wissen Sie. Zu verschiednen Malen gezeichnet und gemalt."
„Ei, hören Sie, das interessiert mich aber kolossal! Wissen Sie was? Kommen Sie doch ein bißchen mit ins Rauchzimmer, ja? Oder — möchten Sie lieber noch das da, das Dings da, das „Überbrettl" weiter genießen? Na, also. Und erzählen Sie mir von ihm. Das wäre ja wahrhaftig so etwas wie, na, wie sag' ich denn gleich? Wie ein gefunder Luftzug in das Gewimmel da hinein. Köstlich! Ich bin ja hier in dem Treiben eigentlich ganz fremd. Gehöre gar nicht recht hin. Wäre ich nicht Abgeordneter und müßte ichnicht immer wieder hierher in die große Weltstadt — keine zehn Pferde brächten mich aus meinem alten Nest dahinten in Soest. Da sitz ich mit meiner Frau, meinen zwei Mädeln und zwei Söhnen. Die Mädel sind prächtige liebe Dinger. Die Söhne, der eine wird jetzt Landrat, der andre ist Gutsbesitzer nahe bei meiner Heimatstadt. ."
Im Umsehen hatte ich die ganze Lebensgeschichte des famosen alten Herrn weg. Das ist einer der kuriosen, aber untrüglichen gemeinsamen Züge der echten Raabefreunde. Sie werden sofort persönlich, gemütlich, mitteilsam, wenn sie irgendwo in der Fremde, wie hier vor dem Überbrettl, zusammentreffen. Und sie vertiefen sich dann unaufhaltsam in ihre Herzenfreude, als wenn es für den Augenblick kein andres Interesse mehr gäbe.
„Nun aber, nun erzählen Sie mir von ihm", fuhr denn auch mein neuer Gevatter fast im nämlichen Atemzuge aus seinem eifrigen Daheimbericht in feine erste Frage zurück. „Was wissen Sie von ihm? Ich liebe Raabe so, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr. Darum möchte ich gern mehr von ihm erfahren. Vieles, Persönliches. Als wenn ich ihm dadurch näher kommen könnte, verstehen Sie? Es geht mir mit ihm so, wie etwa mit einem lieben, guten Freund, vielmehr mit einem Verwandten, mit dem man immer in einer Art Zusammenhang gestanden hat, den man aber, weil er so weit weg wohnt, seiner Lebtage nie zu Gesichte bekommen hat."
Wie ich mich freute. Da hatte ich wieder einmal einen echten rechten Raabefreund erwischt. Alle, die ich bisher kennen gelernt habe, waren so, mehr oder minder, je nach der Stärke ihrer eigenen Persönlichkeit. Dieses dringend Intime spricht auch aus allen Briefen, die ich empfing von Leuten, die Raabe lieb haben: Leute, die von
8?

mir die Reproduktion des Raabebildes haben wollten, nachdem sie es irgendwo gesehen hatten, und die nun auch von mir wissen wollten, „wie der Alte lebt". Wie gut ich es schon kenne, dieses freudighastige „erzählen sie mir von ihm!" Sein Name wirkt in seiner Gemeinde wie ein Freimaurergruß. —

Da fragte damals einer bei mir an, ob Raabe gutes Obst liebe, ich hätte ihn so schön gemalt und kenne ihn und seine Liebhabereien doch sicher. Ob er ihm wohl einen Korb Grcwensteiner eigner Züchtung schicken dürfe. Ein andrer, ob Raabe wohl gern Wein tränke, und was ich dazu meine, wenn er ihm einige Flaschen Rüdesheimer Beerenauslese sende, er habe sie noch von seinem Vater her im Keller liegen. Kürzlich noch kam ein Festgruß von einem Raabeverehrer, Dr. Koeppen, zu mir aus Schreiberhau. Er mag hier einen Platz finden:

„Der Weihnachtsbaum mit seinen bunten Flittern,
Der Kerzenglanz war eben im Erlöschen ....
Das aufgeregte Durcheinandersprechen
der Kinder still geworden.
Ein leises Zittern
Erregte noch die Seelen.
In unsern Kindern
Erkannten sie sich still und scheu und fanden
Einander wieder, wie in fremden Landen
Verstimmte Freunde, die daheim sich hindern.
In heitrer Ruhe saß mein Weib und ich.
Es war ganz still geworden. Nur draußen hallten —
Dieweil die Kleinen schon im Schlafe lallten —
Der Schlitten helle Glocken winterlich.
Da kam ein Gast zu vorgerückter Stunde ....
Er kam durch Berg und Tal auf überschnellen Pfaden
Mit Körben, Kisten überreich beladen
Und brachte Deine Gabe.
In unserm Bunde,
Ein guter Freund, der ungeahnte Freude
Uns überraschend schenkte, hieltst Du stille Rast.
O diese Freude noch mit Dir, als Gast,
Zu plaudern von dem Alten in dem stillen Kleide,
Von Naabe, dem Du ewige Gestalt
Verliehn! Wie er mit klugem Auge sinnt
Und Fäden aus Wirklichkeit und Traumwelt spinnt,
Weltweise schmunzelnd ob der Menschen Einfalt.
Die Schönheit der Gestalt, das Insichruhn
Inmitten seiner kleinen .... großen Welt —

Ward unserm Auge jetzt wie nie erhellt. —
Mit Deiner Seele sehn wir seine nun.
Die schöne Stunde wollen wir Dir danken,
Indem wir uns ganz in Dein Werk versenken ....
Der Geist, der aus ihm spricht, heißt: schenken
Sich selbst in Taten und Gedanken."

Wilhelm Raabe meinte einmal mir gegenüber, die Leute kamen erst zu ihm, wenn sie alt geworden seien, oder läsen ihn höchstens wohl einmal, wenn ein äußerer Anlaß sie zu ungewollter Muße zwänge, wenn sie z. B. auf dem Krankenbett lägen. „Ia, dann möchten sie immer zu mir kommen und mir die Hand drücken."
^ Vor 18 Iahren war das. Und heute bestätigt mir eine alte Dame aus Gotha, wie recht der Weise in Braunschweig hatte. Sie schreibt:

„Erschrecken Sie nicht — nicht eigne Sorgen führen mich zu Ihnen; der tote Meister im Vraunschweiger^ n^nde heißt mich reden. Tiefernstes, schmerzliches Erinnern uiangt sich mir auf, nacktem ich gelesen habe, was Sie über den „deutschen Eichbaum Wilhelm Raabe" schrieben. Vor langen Iahren habe ich lieben Menschen den Hungerpastor vorgelesen. Wir sind den Spuren des großen Einsiedlers im „Horacker" nachgegangen in Treue und Verehrung, und als ich das letzte Wort daraus vorgelesen, da endete auch ein Kapitel meines Lebensbuches in einem jener Schmerzen, die bloß noch leere Blätter lassen im Lebensbuch, weil man nichts mehr zu sagen hat vor übergroßem Weh. Und von diesem letzten Kapitel, Herr Professor, möchte ich Ihnen erzählen, Ihnen, der Sie gütig die Hand gehalten über dem Leid einer alten, einsamen Frau, und mein Erzählen sei zugleich ein Dank noch für den greisen Meister. Nicht, wie es seine Tochter getan — der großen Menge das wunderreiche Geheimnis tiefinnersten Verstehens zu übergeben —, nicht fo will ich es machen. Denn ich verstehe es nicht wie man fremde Augen hineinsehen lassen kann in das Zauberreich der Weihestunde, in der die alte Lampe den Heimkehrenden erwartete, in der Wilhelm Raabe die Weggenossin seines Lebens an sein Herz geschlossen und ihre lieben Worte in Händen hielt — das derstehe ich nicht, wie sein Kind all dies Zarte Tausenden preis geben konnte. Aber das will ich doch erzählen, wie gut der gewesen, der jetzt für Erde und Menschen verstummt ist. Da muß ich Sie in ein ernstes Haus führen, in ein Sanatorium, in eine Lungenheilstätte, an ein Krankenbett, an dem eine verzweifelte Mutter sitzt und auf ihr einzig liebes Kind sieht, das nun schon zehn lange Monate dort liegt — ihr schöner, blühender, geistvoller Iunge, der mit 2? Iahren schon scheiden soll aus dem reichen, ihm. dem jungen Künstler. Schätze des Lebens verheißenden Sein. S'ist Weihnachtszeit. Herr Professor, und unser Iunge ist es. der dort liegt, und ich sitze an der

Lampe, die mein Antlitz beleuchtet, ich sehe die Schatten auf diesen heißgeliebten Zügen und ich lese wieder den Hungerpastor vor. Und als ich an jenem Abend zu Ende gelesen, da erwacht die Sehnsucht in dem jungen Menschenherzen, dem Meister Corvinus das alles zu sagen, was es empfunden in tiefster Begeisterung bei all den frohen und ernsten Wahrheiten, die er den Menschen gegeben. Und so schrieb unser Junge und saß im Geist zu des Weltenklausners Füßen. Und da kam Weihnachten; Herr Professor, kann ich's je vergessen? Am Krankenbett strahlten zum letzten Mal die Christbaumkerzen, zwei schöne, dunkle, tränenfeuchte Menschenaugen sahen hinein und zwei blasse müde Hände falteten sich über sechs Raabe-Bänden — die hatte der alte Meister mit dem großen Herzen unserm Iungen gesandt. — Ich habe sie alle vorgelesen — immer mehr haben wir ihn geliebt, und als ich „Horacker" zu Ende las — da waren wir Bettler — das war am 3. März 1904 — da war unser Iunge tot. Wilhelm Raabe hatte ihm die letzte Lebensfreude geschaffen. Er sei gesegnet! Amen. Wenn die Heide wieder blüht und ich noch lebe, dann sende ich ihm einen Heidekranz. Es... .

Margarete N.

Ich antwortete ihr:

Erst jetzt komme ich dazu, mich zu Ihrem Weihnachtsbrief zu öußern. Natürlich verstehe ich, daß Sie es als ein scheinbar unzartes Rühren an heiligen Dingen empfinden, wenn von der alten Lampe im Familienwinkel des Raabeschen Hauses in dem Augenblick gesprochen wird, in dem überall Nachrufe für den großen Toten in den Zeitungen erscheinen. Es hätte vielleicht noch Zeit damit gehabt. Aber falsch wäre es doch, wenn über solche Intimitäten des häuslichen Glückes überhaupt nichts veröffentlicht würde. Sie sollten nicht vergessen, daß es keine größere Freude für das Volk gibt, als großen Leuten durch die Fenster in die Stuben zu schauen. Nicht aus Neugierde allein — seinen Lieblingen schaut es aus freundschaftlichem Mitempfinden auch bei den intimeren Dingen des Lebens gern zu. Es möchte überall dabei sein. ....

Und wie köstlich ein solches „Dabeisein" ist, habe ich ja selbst in Raabes Familie erfahren und werde es nie vergessen. Als ob es heute geschehen wäre, so lebt alles noch in meiner Erinnerung. Er stand in seiner Tür, als ich angefahren kam, groß, hager, im langen altvaterischen Rock. Ich sah zuerst dieses eigene, eigene Lächeln um Mund und Augen, das ich nie wieder vergessen werde. Corvinus! Mir schlug das Herz ziemlich jünglingshaft, als wir uns begrüßten und ich seine festen, sehnigen Hände in den meinen drückte.

„Endlich! Da sind Sie ja nun! Etwas später, als wir dachten, — der Zug ist doch schon eine ganze Weile da. — Aber das

macht ja nun nichts. Frau und Tochter haben ein Essen bereitet, dem mit Freude erwarteten Gast zu Ehren. Ein gutes Essen! Aber ich will Ihnen nicht zu viel verraten. Kommen Sie herein. Ich führe Sie in Ihr Zimmer, es ist für Sie bereit, so daß Sie gleich ein paar Wochen in Gemütsruhe dableiben können."

Da waren auch schon die Frau und die Mädchen. Was mir denn einfiele, daß ich meine Sachen nicht gleich mit hergebracht hätte. Eine unglaubliche Idee, die Nächte im Gasthaus bleiben zu wollen. Davon könne nun und nimmermehr die Rede sein. Bei ihnen sei es tausendmal netter und gemütlicher, das könne ich glauben.

Wie gern ich es glaubte. Und wie schnell ich mir zureden ließ. Und wie unbeschreiblich gemütlich ich gleich danach am Tisch bei Raabes saß, als wenn ich dazu gehört hätte von altersher.

Nie will ich die Zeit aus meiner dankbarsten Erinnerung verlieren, die jetzt für mich anhub.

Raab« faßte die Sitzungen so als eine Art Festzeit auf. Vormittags wurde fleißig gemalt. Sein Arbeitszimmer war unser Atelier. Da hatte ich ihn mitten in seinem allerpersönlichsten Um und Auf vor mir. An feinem gewöhnlichen Platz, nahe dem warmen eisernen Ofen, saß er im Lehnstuhl. Alles, was er brauchte, in Griffweite um sich her. Auch seine Vücherschätze auf den bescheidenen Gestellen. Geordnet, was man so nennt, waren sie nicht. Bescheid in ihnen wußte nur er allein. Bei seiner starken Kurzsichtigkeit konnte es ihm aufs Sehen weniger ankommen, als aufs Zufassen. Mit einem seiner langen, zielsicheren Griffe erwischte er bestimmt immer das, was er haben wollte, aus der Masse. Wie schnell, unheimlich schnell vergingen diese Vormittagsstunden. Wir malten, wir rauchten, wir „erzählten uns was". Unerschöpflich sprudelte, rauschte der köstliche Gebirgsquell in Raabischen Felsklüften. In krausem Geglitzer, unter Sonnenstrahlen funkelnd, in großen kräftigen Stößen springend übers Gestein, Dunstwolken zaubernd, dem durstig Aufhorchenden kühl und erquickend über die heiße Stirn hin. Wer ihn kennt, den Alten, gut kennt aus seinen Schriften, und ihn lieb hat, der weiß und versteht, wie mir in jenen Stunden zu Mute war, und auch, was für mich in jenen Stunden Schaffen hieß.

In der ältesten Tochter hatte ich eine Kollegin zu begrüßen gehabt, eine tüchtige, in München herangebildete Künstlerin, grade damals zum Besuch daheim. Sie machte mich mit einer mir noch ganz unbekannten Ecke aus ihres Vaters buntem Guckkasten bekannt. Die Mutter hatte „Ia" gewinkt, und so brachte sie denn Kästen und Mappen, voll von Federzeichnungen, geschleppt; Zeichnungen in ganz kuriosem, schmalem, langen Format. Es waren die Ränder seiner Manuskripte, von der Mutter sorgsam abgeschnitten

und verwahrt. Lauter Stimmungsblitze des Alten. Nicht etwa „Illustrationen" zu seinen Dichtungen; vielmehr gehört es zu Raabes Gewohnheit, nur die abirrenden Bilder seiner Phantasie mit der Feder zeichnerisch festzuhalten. In den Schaffenspausen seines Dichtens ist er Maler, und zwar einer von Bedeutung und mit einer Vielseitigkeit des Ausdrucksvermögens, um die ihn mancher unfrer großen Zunftgenossen schmerzlich beneiden würde, könnt er sehen, was ich staunend und freudig gesehen habe. Auf einer langen Fahne untereinander ein hagerer Reitersmann auf seinem Gaul, eine melancholische Silhouette am melancholischen, regentriefenden Himmel, und ein Negerhäuptling, an eine Palme gelehnt, südliche Sonne mit all ihrer Glut in jedem Federstrich. Dann ein Marktplatz, altertümliche Gebäude, Volk in mittelalterlicher Gewandung starr in die Höhe gaffend, glotzend. Droben reitet eine Hexe auf dem Besenstiel dahin.

Raabe schmunzelte still vergnügt, als ihm dies Blatt, wohl nach langer Pause, wieder unter die Augen kam.

„Ei ja, nicht wahr; die sperren die Mäuler, die gucken, daß Sie nun einmal eine wirkliche Hexe zu sehen gekriegt haben. Das glaub ich!"

„Und Sie müßten nur sehen können," sagte die Älteste, als sie mich so begeistert in den herrlichen Sachen kramen sah, „was Vater alles heimlich gezeichnet hat, und was wir nie zu sehen kriegen sollen. Es ist einfach eine tolle Geschichte."

„Es gibt Dinge," erklärte Corvinus in tiefem Ernst, „die das junge Volk nichts angehen, und die man ihm darum nicht unter die Augen bringen soll." — Als die ganze Familie in herzliches Lachen ausbrach, fuhr er ruhig fort: „Nun ja, damals wart Ihr doch eben noch ganz, ganz jung." — Er klopfte auf das Polster des Sofas, auf dem wir saßen. — „Da ist es drinnen, das Verbotene. Ich habe vor vielen Iahren einmal angefangen, die biblische Geschichte zu zeichnen, große Blätter. Na, da kommt denn wohl allerlei vor, was Kinder nichts angeht. Und darum hab' ich dazumal die ganze Geschichte hier in das Sopha hineinpolstern lassen, damit sie sicher untergebracht war. Nun sitz ich drauf, und hoffentlich noch recht lange, und passe auf. Das habt Ihr davon!"

Ein Genuß sondergleichen war es, mit Raabe abends zu seinem Stammklub im Rathaus zu gehen. Das ganze, uralte Braunschweig wurde lebendig, während er seine „Erinnerungen", Hätt' ich bald gesagt, auskramte. Es klang wirklich, als wenn es alles persönliche Erlebnisse gewesen wären, was er da aus Braunschweigs Vergangenheit erzählte. Der Stammtisch selbst hatte seinen altertümlichen Namen der „Kleiderseller" noch beibehalten, obwohl die Herren keine Trödler, keine Kleiderhändler (to sei! — verkaufen) mehr waren, sondern joden Beruf, gelehrten und ungelehrten, vertraten. Aus

Prof. Hanns Fechner
alten Zeiten her schreibt sich die Sitte, oder ?ie Gepflogenheit, wie man es nennen will, die Kleiderseller um Rat zu fragen, wo der eigne Witz versagt. Sie wissen über alles Bescheid, das weiß man, und verlangte man Aufklärung und Belehrung von ihnen über Dinge,die so verschieden sind, wie eine Birke und ein Feuersalamander. So wird auch am Stammtisch alsdann gemeinsam beraten und entschieden, einerlei, ob die Sache ernsthafte Bedeutung hat oder auf eine Scherzfrage hinausläuft. Ich habe, an Raabes Seite sitzend, Ständen des humorvollsten Genusses in der vergnügten Tafelrunde verlebt.
Die Menschen um ihn schienen geistig von ihm gehoben zu sein. Gleichgestimmte Seelen, die, so verschieden sie gearbeitet sein mochten, dennoch unter seiner Einwirkung nach den höchsten Gütern des Menschtums strebten. Menschen, die man übrigens nur in der kleinen Stadt um sich sammeln kann, wo die Gemüter der Ruhe und dem Frieden zuneigen, anders als in der Metropole, deren Hauptton auf Kampf und Vorwärtsstreben, auf Ringen und Sieg gestimmt ist.
Vor allem aber war es doch eine helle Freude, auf den Spaziergängen durch die altehrwürdigen Stadtviertel seinen behaglichen Erzählungen zuzuhören.
Einmal schritten wir, der hagere, lange Mann, das Haupt von seinem großen, breitkrämpigen Hut beschützt, ich getreulich an seiner Seite, mit mächtigen Schritten gegen den Wind voran; trotz Regen und Sturm machten wir einen Umweg zum Stammtische hin. Die Ocker lag bald vor unf"-n Blicken. Raabe schaute nachdenklich in die trüb dahingleitenden Wcllen; plötzlich hoben sich seine Mundwinkel zu einem humorvollen Schmunzeln und stillvergnügt nickte er. Hier habe vor Iahren eine Badeanstalt gestanden — mit dem Finger wies er an die Stelle —, hier habe die Iugend Flußbäder nehmen dürfen, und zu ihren größten Freuden habe es gehört, nach der Schule baden und bei genügendem Talente sogar schwimmen zu können. Wie im Leben aber oftmals freudiges Voranstreben jäh unterbrochen wird, fo geschahs auch hier. Wie das kam? Nun. eines schönen Tages tauchte ein Menageriebesitzer in der Stadt auf, und die Braunschweiger Iugend benutzte ihre Badegroschen, um sich dafür Eintritt zu den Seltsamkeiten und merkwürdigen Tieren der Schaubude zu verschaffen. Man konnte dem Völklein keinen Vorwurf daraus machen, da es galt, Wissen und Kenntnisse zu bereichern. Ganz besondere und grausige Freude erregte das große Krokodil, das sich von lebenden Schafen nährte, und in seiner heißen Heimat wöchentlich einen Menschen gefressen haben sollte. Die Erinnerung an das Ungetüm spukte noch in den Köpfen der Schuljugend herum, als der Menageriebesitzer schon längst eine andre Stadt mit seiner kostbaren Habe aufgesucht hatte. Der alte Möller, der Badeanstaltsbesitzer. der sich schon weidlich über die Beeinträchtigung seines Ge-

schäfts geärgert hatte, atmete auf, als die Iugend ihr Interesse den Schwimmübungen endlich wieder zuwendete. Hierbei hatte er leider nicht mit der Tücke eines Feindes gerechnet, der schon längst sein Mütchen an ihm kühlen wollte. Diesem schien der Augenblick günstig, sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Geflissentlich verbreitete er unter der Schuljugend die Nachricht, das Krokodil sei zum Schluß noch ein-mal ausgebrochen, direkt in die Ocker gelaufen und fühle sich dort behaglicher als in der Menagerie. Natürlich lauere das Ungetüm auf lebendige Beute, warte nur auf einen recht fetten Bissen. Unter diesen Umständen hütete sich die Schuljugend wohlweislich, in die Ocker baden zu gehen. Nach der Schule aber sah man sie stets in hellen Haufen am Ufer neben der Badeanstalt stehen und eifrigst ins Wasser spähen. Sollte doch das Ungeheuer gerade hier in der Nähe hausen. Der alte Möller wütete, half ihm aber nichts. Daß die ganze Geschichte Unsinn sei, glaubte ihm keiner. Es ging eben wie gewöhnlich im Leben, die unglaublichsten Dinge finden die willigsten Ohren. Bald war sich der Badbesitzer klar, daß er die Jugend nur durch einen Beweis sä oculus von ihrer Meinung heilen könne. Und nun begab sich ein amüsantes Schauspiel an einem der folgenden Tage. Wieder stand das junge Volk und stierte aufmerk-sam und furchtsam in die Wellen. Da plötzlich schreit einer der kleinsten aus vollem Halse: „Der Krokodill, der Krokodil!, da is das Krokodill!" In größter Spannung blicken alle auf die Stelle, auf die der Kleine voller Aufregung zeigte. Und, weiß Gott, unter dem BadehäuIchen erscheint der Kopf des Untiers, schiebt sich ganz langsam weiter und weiter hervor, jetzt wird sogar ein Teil des riesigen Leibes sichtbar. Die Kinder toben und schreien, als seien sie vom Teufel besessen. Im richtigen Augenblick erscheint jetzt Möller, schießt — krach! — mit einer Pistole nach dem Biest und schlägt zum Uberfluß noch einige zwanzig Mal mit dem Ruder auf seinen Kopf los. So kräftigem Angriffe kann es nicht standhalten. Es dreht sich auf den Rücken, so daß der helle Leib in der Sonne schillert. Der Alte zieht die Leiche von rückwärts geschwind beim Schwänze in die Badeanstalt hinein. Helles Iubelgeschrei aus all den jungen Kehlen belohnt den mutigen Drachcntöter. Aber die alte Geschichte, sofort setzt auch das Kriterium ein. Sie verübeln es sehr, daß er ihnen seine Beute nicht zur genauen Besichtigung herausgibt. Aber trotz der eindringlichen Rufe nach dem toten Krokodil müssen auch die Ausdauernsten bei hereinbrechender Nacht ohne Erfolg heim-ziehen. Andern Tnas sprach di? gonze Swdt nur vnn Möllers mutiger Tat. Spät abends aber konnte man ihn beobachten, wie er, ein riesengroßes Paket unterm Arme, zu seinem alten Freunde, dem Apotheker „Zum König Salomo", in die Offizin trat. Als dieser ihn begrüßt und schnell ein paar herzstärkende Magentropfen zum Willkommentrunke zusammengestellt hatte, machten sich beide heran,

das Paket von den Papierhüllen zu befreien. Und was kam zum Vorschein? Das erlegte Krokodil, dem die Rolle als lebendes Ungeheuer äußerst gut bekommen war. Ietzt holte der Apotheker eine Stehleiter herbei, und gemeinsam hängten sie das Wahrzeichen der Gelehrtenstube wieder an seinen alten Platz unter der Decke.
„Man sollte gar nicht glauben," m«inte Möller noch beim Fortgehen, „was solch Luder verträgt, ich hab« wie auf einem Hauklotz darauf herumgeschlagen, und doch Hab' ich ihm keine einzige Beule beigebracht."
Ein andermal führte uns unser Spaziergang an einen alten Stadtbrunnen vorüber. Da gedachte Raabe launig eines Ereignisses, das die Gemeinde von Krähenfelde in humorvolle Stimmung versetzt hatte. Die, die da draußen in der Vorstadt, am Rande des Krähenfeldes ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten, wollten die Vorzüge der Innenstadt mitgenießen und fo petitionierten sie eines Tages gemeinsam um Errichtung einer Straßenlaterne, und demgemäß wurde die Bewilligung und Aufstellung des lichtspendenden Schmuckstückes der Gegend feierlich begossen. Nicht immer aber zeigte sich der wohlweise Rat der Stadt den Eingaben und Wünschen derer vom Krähenfelde wohlgeneigt. Ein alter Brunnen mit drei Wappen, dem Wahrzeichen der ehemaligen drei Stadtbezirke, bot die Veranlassung zu einer neuen Eingabe. Das war so gekommen. In der Zeit des Faustrechts und der Städte Hochmut war die gute alte Stadt Vraunschweig in drei Stadtgemeinden geteilt. Iede von ihnen besaß verbrieftes Recht auf eigne Gerichtsbarkeit und eignen Galgen. Ihre drei Wappenschilder am Brunnen legten Zeugnis davon ab, daß sie ehrsam und unentwegt an ihren Vorrechten zu halten gedachten. Mancher Kampf mag wohl gekämpft worden sein um das Recht, einen armen Sünder zu henken. Blutige Köpfe mag's oft genug gegeben haben im Streit darum, wem das Recht auf das Halsgericht bei einem solchen armseligen Schlucker zustehe. Die Krähenfelder Gemeinde, die mit Stolz auf ihre „Erleuchtung" blicken durfte, machte nun eine Eingabe an der Stadt hohen Magistrat, um das Recht, auch ihrerseits als werdender Stadtteil ein Wappenschild an den Brunnen anbringen zu dürfen. Wurde ihnen aber ebenso abgeschlagen, wie die untertänige Bitte um eigne Gerichtsbarkeit und eignen Galgen.
Der Alte war unerschöpflich im Hervorkramen solcher Stücklein, und da ist es verständlich, wenn ich mir keine Gelegenheit entgehen ließ, die ihn zum Erzählen anregte. Leider war es mit den Spaziergängen, die an den Donnerstagen früher immer von Raabe und seinen Freunden hinaus zum „grünen Jäger" unternommen wurden, nichts mehr. Der Weg dorthin führte am Kirchhof vorbei, wo unter Blumen sein jüngstes Mädchen zur letzten Ruhe gebettet lag. Sobald konnte die tiefe Wunde, die das Schicksal ihm geschlagen hatte,

nicht vernarben. Mitten aus frohester Lebenslust — ich glaub«, sie
war beim 2 hilischuhlaufen unter das Eis geraten und ertrunken —
war sie dahingegangen. Alle um ihn vermieden aufs sorgfältigste,
auch nur mit einem Worte darauf z» deuten. Was half's? In
feinem Herzen lebte die schmerzliche Erinnerung weiter.
Um die freundliche Waldschänke zum „Grünen Iäger" wars
schade. Sie lugte so anheimelnd aus uralten Buchen hervor, die dem
Hörenden von vergangenen Zeiten zuraunen, ihm zuwispern von
den stolzen Zeiten des Cisterzienserklosters Riddagshausen, das seine
morschen Mauern nahebei auftürmt.
Wenn ich mit dem Dichter gelegentlich einmal von der neuen
Zeit und ihrer Entwicklung sprach, von den weittragenden Erfin-
dungen und überraschenden Entdeckungen, dann nickte er wohl be-
haglich und meinte: „Ia, ja, es geht vorwärts in raschem Tempo,
und manchmal vergessen sie darüber, daß das meiste doch schon ein»
mal früher dagewesen ist, wenn auch in andrer Form." Ich mußte
lächeln, mir fiel ein, wie ich ihm so nebenher einmal von der neuen
Modekrankheit erzählt hatte, der Influenza, die in der Hauptstadt
grassiere und ihre Opfer fordere, und wie er bann nach einem
uralten Lexikonband „6—H" gegriffen und ihn aufgeschlagen hatte:
„Influenza, eine neue Modekrankheit? O nein, die alte Grippe,
hier können Sie es selber nachlesen. Ein guter Trunk soll übrigens
in solcher Not auch als heilkräftiges Mittel wirken." Und in der
Tat, beim Alten hat es auch wirklich einmal seine Heilkraft bewährt,
als er es ernst und gewissenhaft nach seinem Lexikon gegen die
Influenza anwandte. Seine Tochter Margarete hat mirs verraten.
— Raabe hatte gegen die schweren Fieberanfälle die letzte Flasche
guten Mavro Davne, das Geschenk eines seiner Verehrer, aus dem
Keller hervorsuchen lassen. Man hatte sie ihm gebracht und ihn
dann mit der alten Bouteille. seinem Wunsche gemäß, allein gelassen.
In kurzen Pausen lugten Mutter oder Töchter abwechselnd vorsichtig
durch die Türspalte, um sich nach der Wirkung umzusehen. Sie sahen
ihn still vor sich hinbrütend im alten Lehnstuhl sitzen, das Glas in
der Hand, und zu ihrer Freude konnten sie feststellen, daß die
kranke, fahle Gesichtsfarbe sich zusehends besserte. Er merkte von
diesen Beobachtungen nichts, und immer wieder schauten sie nach,
und von einer Viertelstunde zur andern veränderte sich sein Aus-
sehen aufs beste. Endlich überließen sie ihn auf längere Stunden
der heilkräftigen Wirkung des Zaubertranks. Als es aber Mitter-
nacht schlug, konnten sie es nicht länger aushalten und gingen zu
ihm hinein. Sie erschraken sehr: krebsrot und unbeweglich saß er
da, nur aus den Augenschlitzen schoß gelegentlich ein vergnüglicher
Blick hervor. Die Flasche aber stand geleert vor ihm. Dann aber
löste er doch das beängstigende Schweigen und sprach ganz langsam
mit von weitherkommender Stimme:

„Kinder, der Wein ist sehr alt, furchtbar alt, er muß sehr
schwer sein, er schmeckt schon wie jener uralte Kognak, der aus
Frankreich Anno 20 herüber kam, und durch die Munifizenz unfres
alten Freundes in fünf wertvollen Bouteillen in unfern Keller
wanderte. Schwer ist er, sehr schwer und sehr alt, der brave Mavro
Davne."
Dann aber ging der Vater schweren Schritts ins Bett, um am
andern Morgen die Seinen mit einem: „Na, da bin ich wieder
gesund", froh und munter zu begrüßen. Die Tochter aber war als-
bald hinter das Geheimnis des Iaubertranks gekommen. Die letzte
Flasche Mavro Davne stand noch ruhig unten im Keller. Sie hatte
versehentlich grade jenen alten köstlichen Kognak erwischt, von dem
sich das Schildchen gelöst hatte. Der Vater aber hatte sich trotz
Krankheit kein 3 für ein U vormachen lassen; er hatte „seinen
Kognak" gleich erkannt.
Das trauliche Studierstübchen Raabes ist wohl öfter einmal
von seinen Freunden bis ins Kleinste beschrieben worden. Und
doch, eine Schilderung habe ich immer vermißt. Als ich mich
während einer Malpaufe prüfend umschaute, mußte der Alte wohl
meinen Blicken gefolgt sein, denn ehe ich noch fragen konnte,
zwinkerte er schon vergnügt mit den Augen und meinte dann be-
haglich:
„Ia, ja, Zahnbürsten und alte Leute wollen es gut warm
haben."
Hinter dem eisernen Ofen nämlich, gehalten durch ein an die
Wand genageltes Band, steckte eine Serie dieser nützlichen Instru-
mente, von den ältesten abgebrauchten bis zu einer funkelnagel-
neuen, die den Ehrenplatz einnahm. Ia, ja, gut trocken wollen sie
es haben und doch luftig.
Raabe hatte, wie ich schon erwähnte, Verehrer und Freunde
überall im Vaterlande. Rührend aber war es, ihn selber über die
paar wirklichen Freunde, die ihm ans Herz gewachsen waren, sprechen
zu hören. Es waren ihrer nur wenige. — Freundlich war er zu
jedem Menschen. An die echte Freundschaft aber stellte er die größten
Ansprüche. Daß er auch manchmal einen oder den andern Besucher
mit mißtrauischen Augen betrachtete, beweist eine reizende Episode,
die meinem Freunde Richard Schott passierte. Man wollte den
alten Dichter um die Zeit seines 70. Geburtstages herum gern dazu
veranlassen, hier in Berlin einen Vortrag zu halten. Der Verein
Berliner Presse leitete die Angelegenheit zugunsten Raabes in die
Wege und glaubte ihm mit dem Antrag eines hohen Vortrags-
Honorars eine besondre Freude zu machen. Der Alte in Braunschweig
ließ sich aber auf nichts ein. Briefe mit den wärmsten Vorschlägen
gingen zu ihm hin, abschlägige Antworten kamen zurück. Vor

40 Jahren hatten sie kommen sollen, jetzt sei's dazu zu spät. Er sei ein alter Mann, der sich auf solche Sachen nicht mehr einlassen könne. Man solle ihn in Frieden lassen. Die Anfrage aber, ob Herr Sudermann und Herr Schott, die Herren vom Vorstande, persönlich zu ihm kommen dürften, um ihm alles auseinander zu setzen, beantwortete er mit einem freudigen Ia, und er erwarte die beiden am Sonntag, da es ihnen bann am besten passe. Sudermann hatte aber nachher doch keine Zeit, und mein Freund Schott machte den Besuch allein. Raabe empfing ihn, den jungen Kollegen, mit den Worten:

„Schönen guten Tag, Herr Schott, wo bleibt- denn aber Herr Sudermann?"

Persönlich hatte er ihn zwar noch nicht gesehen, sich aber nach Bildern eine genaue Vorstellung von ihm gemacht. Nach entschuldigenden Erklärungen seitens des Ankömmlings, meinte der Alte:

„Schade drum, ich hätte ihm so manches zu sagen gehabt."

So kam Sudermann um eine Prüfungsnote. — Meinen Freund Richard mußte Raabe aber erst kennen lernen. Das Endresultat der langen und interessanten Unterredung war denn schließlich doch eine Absage des Alten unter den herzlichsten Dankesäußerungen. Schott war während der Unterhaltung unruhig geworden. Das Geschrei eines kleinen Kindes im verschlossenen Nebenraum machte ihn, der selbst junger Vater war, ganz nervös, und endlich, da Raabe gar nicht reagierte:

„Um Himmelswillen, was ist denn mit dem Kleinen. Lassen Sie mich doch einmal hin, ich weiß Bescheid mit so was, habe auch ein schreiendes Wurm daheim." Mit einem Schlage änderte sich das Wesen des Meisters. Vorher zwar freundlich, aber gemessen und zurückhaltend, wurde er jetzt plötzlich zum glückstrahlenden Großvater.

„Na, Ihnen darf ich also dann mein kleines Enkelkind zeigen, es scheint, Sie wissen ja Bescheid. Bei einem andern täte ich's nicht so leicht. Geht keinen sonst etwas an außer uns, der Kleine du drinn, unser Sonnenstrahl."

Und dann raffte er seinen Schlafrock zusammen und stieg mit langen Schritten hinüber, die Tür zu öffnen.

„Hier dürfen Sie ihn sehen, grade ist er mit seiner Lungenübung fertig."

Und nun „durfte" mein Freund ihn auf den Arm nehmen, was sich das Kerlchen seelenruhig gefallen ließ. Unter dem stolzen, befriedigten Schmunzeln des Großvaters wurde es Schott nicht schwer, seine Freude und Bewunderung zu zeigen. Der kleine Bursche war ja allerliebst.

„Ia, Sie sind junger Vater, das spürt man. Aber nun werden Sie mal erst junger Groß vater, wie ich!"

Prof. Hanns Fechner

Es war um die Zeit der Zentenarfeier, wenige Wochen vorher, als mich Wildenbruch, dessen Bild ich einmal gemalt hatte, herbeiholte, ihm zu helfen. Er wollte Zeichnungen zum „Willehalm" haben. Bei dieser Gelegenheit kam ich Wildenbruch näher, weil auch; ihn wahrhaftige Freundschaft für Raube beseelte. Damals schon versprach er mir, gegebenenfalls dem Kaiser, den Raabe nicht kannte, Vortrag über den deutschesten Dichter zu halten. Einen ausgezeichneten Anlaß hierfür bot der herannahende 70. Geburtstag Raabes. Am liebsten hätten wir ihm eine Art Ehrenfold bis zu seinem Lebensende vom Kaiser erwirkt. Ich suchte in seinen Werken nach geeigneten Stellen, die in Kürze Raabischen Geist und Raabische Feinheit offenbarten. Da zeigte sich's aber, daß, trotz der Überfülle an ernsten und humorvollen Spruchweisheiten auf fast jeder Seite^ für den Lesenden, der Raabe kennen lernen sollte, doch ein umfangreicheres Eindringen unbedingt erforderlich sei. Denn eben der Genuß und die Erkenntnis Raabischer Dichtungen besteht darin, der mit Edelsteinen geschmückten Filigranarbeit seiner Werke bis in die feinsten Ornamente nachzuspüren.

Es fand sich in der Tat keine Mußestunde für einen Vortrag. — Und das deutsche Volk? — Gewiß rüttelte die bevorstehende Feier die Gemüter kräftig auf und erinnerte es an seinen Fürsten im Geiste und vom Herzen, dort im Braunschweigischen Lande. Und der Geistesadel besann sich wieder auf seinen Sprecher und vereinte sich, der Größten Einen zu feiern. Schad' drum, daß sie es nicht früher taten, nicht daß die Sonne ihm dann wärmer geschienen hätte, der Himmel ihn tiefer gegrüßt, und die Herzen ihm noch inniger entgegengeschlagen hätten, aber — des Lebens äußere Güter hätten ihn eher erfreuen können. In der Folge schaffte die rege Nachfrage nach feinen Büchern ihm aber doch eine schöne Genugtuung. Nicht nur Bittstellerbriefe häuften sich in Unmengen auf des Siebzigjährigen Arbeitstisch, nein, auch ungezählte Briefe mit treuen guten Grüßen und Wünschen wuchsen zu großmächtigen Stößen an. Und alle, alle beantwortete er, und für jedweden fand er ein gutes und frohes Dankwort. So begann für ihn ein schöner Lebensabends den die untergehende Sonne mit den tiefsten und wärmsten Farbentönen vergoldete.

Zu den Geburtstagsgeschenken, die ihn besonders erfreuten, gehörte auch das größere Ölbild, das ich acht Iahre früher von ihm gemalt hatte. Ein kleineres Bildnis, zu gleicher Zeit entstanden, war damals schon in den Besitz der Braunschweiger Städtischen Galerie übergegangen. Wenn ich mich recht erinnere, so waren es die Verlagsbuchhändler, die das größere Bild dem Geburtstagskind als Spende brachten. Das Bild war in den Jahren vorher von Ausstellung zu Ausstellung durchs Vaterland gereist und hatte den Poeten seinen Freunden überall vorgeführt, und so half es dem Alten nichts, wenn er daheim in seiner Stadt blieb.

Prof. Hanns Fechner

Ich möchte fast glauben, daß es Corvinus mehr Freude gemacht hat, daß nun das Bildnis seiner Familie Eigentum wurde, als wenn ihm in der „Nationalgalerie" ein Platz gegönnt worden wäre. Wie groß seine persönliche Freude an dem Bilde war, weiß ich aus seinen Briefen. Ebenso würdigte er die Steinzeichnung, die als Hausblatt für seine Freunde gedacht war. '

„Sie tragen immer Ihr Augenglas," sagte er gelegentlich der Sitzungen zu mir. „Ich bin auch kurzsichtig, muß aber die Waffe zu meinem Glück nicht immer vor den Augen haben."

Nur wenn ihm ein Vorgang draußen vor den Fenstern beobachtenswert erschien, dann nahm er seine altmodische Lorgnette, klappte die Gläser übereinander, um so ein schärferes Bild zu bekommen. Ia, für gewöhnlich brauchte er die Gläser lieber nicht. Es sei nützlicher, die Dinge nicht zu scharf ins Auge zu fassen. Gutes käme in der Regel da nicht zum Vorschein. Ihm gab der Blick mit unbewaffneten Augen das malerisch Großzügige der Bilder draußen in weiten, weichen Konturen. Nur dann, wenn er es brauchte, holte er sich die Dinge mit mikroskopischer Schärfe zur genauesten Beobachtung heran, als Zeichner wie als Dichter. Und darum — durch die einfachen, großen Linien und die mit schlichtesten Mitteln gegebene Stimmung — war auch manch ein Blatt seiner kleinen Randfederzeichnungen für mich von so verblüffender Wirkung. — Dennoch ist mir der Unterschied zwischen der Malerei und der Dichtkunst nie schärfer fühlbar geworden, als bei Raabischen gedichteten und gezeichneten Stimmungen: Der Maler sieht und fühlt, der Dichter sieht, fühlt und — denkt. Soviel mehr kann der Hörer als der Beschauer in den Bann einer Stimmung gezwungen werden.

So wie Roabe seine Gestalten aus dem Kopf hinzeichnete — sie erfand — fo zeichnete er auch die Menschen in feinen Dichtungen. Wievielen der verschiedenartigsten Mcnschcnwesen hat er aus seinem Herzen heraus warmes Leben eingehaucht, das uns mit ihnen lachen und weinen macht. Wie ein großmächtiger Zauberer hat er seine Menschenkinder geschaffen und seinem deutschen Volke als treue Weggenossen geschenkt, damit es in allerhand Büngnissen und Nöten nach ihnen greifen und still bei ihnen gesunden könne.

Und doch, wie schwer hat es sich zu ihm hingefunden. Wieviele Iahre hat es gedauert, bis sich die Menschen seine Bücher vornahmen und ihn nicht bloß als Größe aus der Literaturgeschichte kannten.

Er hatte einen schweren Kampf zu kämpfen, der deutsche Mann mit der großen Künstlerseele und dem warmen Herzen. Wie muß es ihn gekränkt haben, als sein Freund Glaser, Redaktionsleiter von Westermanns Monatsheften, ihm das Manuskript von „Misters Mühle" zurückschickte, ihm zurückschickte, dessen Werke er seit Jahren regelmäßig veröffentlicht hatte. Das muß ein schwerer Schlag für ihn gewesen sein, denn noch zu mir sprach er bittere Worte: Es

stänke ihnen zu sehr in dem Buche — so hätten sie die Rückgabe Motiviert — und ihre Leser seien in solchen Dingen zu feinfühlig. Schmach über diese Philister! — Und dann gab er mir „Pfisters Mühle", oamit ich es läse . . . Ein schönes Buch, ein gutes, und obendrein ein modernes. Mit feinem Sarkasmus findet er sich in dem köstlichen kleinen „Sommerferienheft" mit der hereinbringenden Neuzeit ab. Die Neuzeit, die dem alter Müller auf Pfisters Mühle fein Idyll ausgiebig zerstört, ihm die Natur um seine Mühle herum verekelt, ihm durch die Abwässer der neumodischen Fabrik den Bach verpestet, daß er zum Himmel stinkt. Und wie der Alte dann doch endlich in kluger Resignation einsieht, daß die Deutsche Nation im Übergang sei von einem Bauernvolk in einen Industriestaat, daß- „der liebe Gott für die nächsten Iahre und Zeiten es wohl fürs beste halte, und daß ein richtiger Mensch wohl am Ende nicht die reine Luft, die grünen Bäume, die Blütenbüsche und das edle klare Wasser vom Quell, Bach und Fluß nötig habe, um ein rechter Mann zu sein." Er selber aber stirbt, feiner Sippe und seiner Tradition getreu, „der letzte, hiesige Müller". Sein Sohn, dem der Vater in kluger Voraussicht die Wege zur Neuzeit gebahnt hatte, und sein Freund Adam Asche sind es nun, die als „rechte Männer" auch in der Neuzeit ihren Platz ausfüllen und ihr Glück finden. — Ein gutes Buch ist es, ein kluges.

Eben habe ich es beiseite gelegt. Nach langer Zeit hatte ich's mir wieder vorgenommen und beim Durchlesen Bilder aus den Raabetagen an mir vorbeiziehen lassen. Er hatte ganz Recht mit seinem Ausspruch, daß man nur Bücher oder Erinnerungsgegenstände vorzunehmen brauche, um Zeiten, die man wieder heraufzaubern möchte, lebendig zu machen. Wie Talismane wirken sie. Man brauche nur sein Sprüchlein zu sprechen, und flugs sei man an dem gewünschten Ort in der Vergangenheit. Darum nahm er damals für seine letzte Reife in den Harz als „Iauberbücher" Campes Robinson und den Lederstrumpf mit, denn es galt einer Fahrt zurück ins Kinderland.

Und nun habe ich alles hervorgekramt und vor mir ausgebreitet: Erinnerungen an den Kleinstadtstammtisch, Brandani, des Seller- sängers Lieder, der andern Kumpamntiefsinnige Poeme, und aller- hand Gedrucktes aus der Sellergemeinde. Ach ja, da ist die Fest- karte, die der Meister der Feder seinen Freunden und sich zum sechzigsten Geburtstag zeichnete. Die gab er mir damals als Ersatz für die erbetenen Federzeichnungen, mit der Erlaubnis, sie bei Ge- legenheit abzudrucken. Die Federzeichnungen, die seien doch wohl nichts. Es war ihm peinlich, mit diesen Dingen vor die Öffentlich- keit zu treten. Nun, einige Iahre später haben ihn feine Freunde doch breit geschlagen, und an verschiedenen Stellen wurden die ver- schiedensten, leider grade nicht die interessantesten, veröffentlicht.

Prof. Hanns Fcchner
All die Erinnerungen liegen vor mir. Sogar einige Stengel
dürres Heidekraut sind noch nicht ganz zerfallen. Heide, von ihm
selber gepflückt und von mir auf einem meiner Bilder mit abgemalt.
Nicht zuletzt die Briefe Raabes an mich, meine liebsten Reliquien.
Wie oft habe ich sie schon gelesen. Da, diesen hier zumal, den er
mir geschrieben hat, als ich nach dem ersten, kurzen Besuch, während-
dessen ich mir nur einige Skizzen von ihm hatte machen können, um
die Zeit für neue Sitzungen angefragt hatte. Er kam mir in dem
damals ausgebrochenen Kunststreit, der alle Gemüter über Gebühr
erhitzte, wie ein erfrischendes Seelenbad. Er paßt eigentlich auch
Heute noch, er wird immer passen, und der Alte mit dem „sarkastisch-
humoristischen Gesicht", — wie ein Kritiker den Kopf auf meinem
Bilde bezeichnete —, wird immer Recht haben. Hören Sie:
Braunschweig. 19. Oktober 1892.
Lieber Herr Fechner!
Bis jetzt haben Sie noch nichts versäumt. Seit Mitte vorigen
Monats war ich erkältet, litt an Fieber, Flüssen und Anschüssen.
Gerade die auf Ihrer Skizze Ihnen zugewandte Gesichtsseite
war zeitweise durchaus kein Vorwurf für die schöne, bildende
Kunst.
Ietzt hoffe ich, aus dem herbstlichen Elend heraus zu sein,
und Sie sind wie immer willkommen, so der nun auch in Berlin
ausgebrochene Malerkrieg Ihr Verlassen der Wahl- und Malstadt
zuläßt.
Die Herren vom Pinsel scheinen übrigens, mit Erlaubnis zu
sagen, nicht viel vernünftiger zu fein, als die von der Feder. Nun.
nach hundert Iahren hat sich die Menschheit die paar Dutzend (?)
Meisterwerke vom Ende des neunzehnten Iahrhunderts heraus-
gesucht, und der Rest wird auch wohl seine Liebhaber oder seine
"Verwendung gefunden haben!
Aber wie langweilig wär's auf dieser Erde, wenn nicht immer
so ein bißchen Krakehl. sei es vom Zaune, sei es vom Lorbeer-
baume, abgebrochen würde? Gar nicht auszuhalten!
Also nur vorwärts mit fliegenden Fahnen und so viel
„Alarmes" als möglich; Unsereiner, der. wenn nichts anderes,
doch das Schäflein seines ästhetischen Gleichgewichts ins Trockene
gebracht hat, will doch auch noch ein bißchen Spaß von der Welt
haben. Und den kriegt er jetzt.
Mit freundlichsten Grüßen
Ihr ergebener
Wilhelm Raobe.

„Schwer? Tu nicht so zimperlich, mein Bester. Wir zwei
kennen uns, ich Dich nicht weniger, als mein Vater Dich gekannt hat.
Hier" — er drängte den Iustiarius nach dem Schreibtisch — „schreib
auf dieses Blatt, daß Du Dich verpflichtest, mir bis übermorgen
500 Pfund Gold zu verschaffen; hältst Du nicht, was Du versprichst,
so lasse ich Dich in Deinem eigenen Fett braten."
„Ihr seid in guter Laune, Sir, das beglückt mich; doch ein
schriftliches Versprechen ist ebenso leicht zu brechen wie ein münd-
liches, das wißt Ihr so gut wie ich, was nützen Euch meine hin.
gemalten Schriftzeichen?"
„Dann, beim heiligen Antlitz von Lucca, scher Dich zur Hölle,
Unfähiger, wenn Du mich in der ärgsten Ratlosigkeit sitzen läßt."
Zwischen Flambards Augen trat eine tiefe Falte hervor.
„Wenn es Schulden sind, Sir, so könnt Ihr auch ohne Geld
fertig werden. Ich habe Leute, auf deren Verschwiegenheit ich mich
verlassen kann, die ganz in meiner Hand sind. Wären es indeß
Wünsche, die Ihr hegt, auch diese sind ohne Geld zu erfüllen. Ihr
seid Herrscher über alles in Euerm Reich, weshalb sollt Ihr nicht
einen oder den andern Krämer nötigen können, Euch das, was doch
Euer Eigentum ist, herauszugeben?"
Der König spie aus. „Du bist ein herrlicher Mensch, Ranulf!
Nicht nur an unfern intimen Abenden, an denen Deine Geschichten
alles an Würze übertreffen, was ein Landstreicher am Wege auf-
klauben könnte, zeigst Du dies, sondern auch hier im Angesicht der
Majestät Deines Königs. Aber in einem irrst Du: in der Annahme,
daß ich auf das Gold verzichten könnte. Nein, mein Freund, das
kann ich nicht."

„Aber weshalb nicht, Sir?" Flambard verzog geringschätzig
den Mund.
„Weshalb nicht, weshalb nicht? Hör also! Erstens will ich
ein Fest geben, wie noch keins bei uns gewesen ist. New-Forest soll
Wachslichter auf seine Föhren erhalten, der Rasen mit blühenden
Rosen und Veilchen bestreut werden. Von Baum zu Baum sollen
sich Gewinde weißer Blumen ziehen, mein Bruder Robert mag mir
Tailifer-Schüler aus Ronen schicken, die mit schmeichelnden Geigen,
Zithern und Flöten die Sinne der Zuhörer ergötzen. Alle Kavalier-
pferde sollen mit goldenen Decken und goldenen Schellen behangen
fein, die Damen hingegen in ihrem vollsten Schmuck, mit all den
Iuwelen ihres Hauses geschmückt, erscheinen. Über das Mahl, das
im Wald bereitet wird, gebe ich noch Befehle. Was meinst Du, was
der Abend kosten wird?"
„Ich schätze einen Aufstand, eine Hungersnot, Krieg . . ."
Rufus sah mit glänzenden Augen zum Fenster hinaus. Und
in diesem Streit von Licht und Nacht, dachte er, beim hundertstimmi-
gen Iubel der Geigen, will ich f i e in meine Arme nehmen und ver-
suchen, sie glauben zu machen, sie wäre noch ungetanft, und wir wären
in Mohammeds Paradies
„Sir, es klopft."
Flambards Lippen umzuckte ein ironisches Lächeln, er hatte un-
gefähr die Richtung der Gedanken seines Herrn erraten. Hinter
dem Ruf nach Geld steckte irgend eine große Torheit.
Rufus wandte sich um.
„Graf Haimon, Sir."
„Herein."
„Gestattet mir —" Flambard machte eine tiefe Verbeugung.
„Halt, hört nochmals! Ihr müßt das Geld schaffen. Es ist
auch anderer Dinge wegen. Das Fräulein von Viant hatte eine
Auseinandersetzung, deren Folgen weit gemacht werden müssen."
„Ich weiß, Sir. Sie hat Rohais Delibre nicht übel zugerichtet."
„Die Unholdin! Wie schade, daß ich nicht Zeuge sein konnte,
wie die beiden einander geprügelt haben! Nun aber will die kleine
Tanlonsevin nach Frankreich zurück und fordert eine nicht geringe
Summe von mir. Auch Fräulein von Viant ließ mir ihre Rechnung
vorlegen für zerrissene Gewänder, aus der Fassung gegangene und
verlorene Edelsteine usw. Also Geld und immer wieder Geld! Ver-

VK

geßt daher nicht! Ich muß das Geld haben." Rufus warf dem
Vertrauten einen vielsagenden Blick zu und entließ ihn.
Haimon trat herein.
Der König ließ sich nieder und winkte ihm, Platz zu nehmen.
Sie sprachen über dieses und jenes, auch über die Möglichkeit eines
Krieges mit Schottland. Haimon, dessen ernstes, strena.es Gesicht
die Freundschaft verschönte, die ihn mit Rufus verband, eröffnete
wenig erfreuliche Aussichten für die Zukunft. An Malcolms Seite
stand sein junger tapferer Sohn Eduard, aber auf wen konnte Ru-
fus sich verlassen, stützen? „Eure Brüder werden auch kaum zu
Hilfe kommen," fuhr Fritz Haimon fort, „Prinz Henry ist auf Aven-
tiaren aus, und Herzog Robert hat genug in seiner Normandie zu
schaffen. Unter den Soldtruppen sind hitzige, verwahrloste Leute,
wenig eingeübt, die immer zuerst auf die Beute losstürmen und sich
um die Befehle ihrer Obern wenig kümmern."
Rufus runzelte die Brauen und fing an von anderem zu
sprechen. Wozu sich heute mit solchen Erwägungen den Kopf schwer
machen? Kam der Tag, so standen auch die Leute, die sonst träge
auf ihren Schlössern der Behaglichkeit pflegen, für ihn ein. Haimon
zuckte die Schultern.
„Vielleicht! Auf das Volk dürft Ihr Euch nicht allzu fest ver-
lassen, das ist Euch wenig hold, Ihr habt es verstanden, zwischen
ihm und Euch eine Kluft zu schaffen."
„Was ist mir an den Dieben und Lumpen gelegen; wenn ich
sie nicht als Söldner brauch oder zu Treibern bei meinen Iagden
verwenden muß, mögen sie Hafer bauen."
„Sir, verzeiht, zu Dieben und Lumpen haben Eure Ratgeber
sie gemacht. Es ist ein guter Kern in den Leuten gewesen, aber
wenn man Pflanzen Licht und Boden entzieht, wie sollen sie ge-
deihen?"
„Was heißt das?" Der König fühlte die Stirne heiß werden.
„Ihr beliebt starke Worte zu wählen."
„Nicht doch, Sir. Ihr wißt, das Volk braucht seinen Glauben,
seine Führer, seine Kirchen. Indes, was gebt Ihr ihm? Durch Euer
Beispiel zeigt Ihr, daß Ihr nichts weniger als Glauben habt, sonst
könntet Ihr nicht so leben, wie Ihr lebt. Auch ist es noch nie da-

gewesen, daß ein Bischofsstuhl drei Iahre lang auf eine Erledigung wartete."
„Laßt mich zufrieden. Ich habe nicht Lust, Lanfranc einen Nachfolger zu geben. Der Erzbischof von Canterbury bin i ch. Glaubt Ihr, daß ich reich genug bin, um auf jene Einkünfte zu verzichten? Ihr irrt."
„Sir, Ihr schädigt Eure königliche Würde durch solche Taten, doch ich, Euer Diener, muß schweigen."
„Das Beste für uns beide, denn Ihr wißt, mein Kopf ist nicht aus Wachs."
„Aber meine Klugheit sollte Euren Wünschen nicht das Szepter überlassen. Was habt Ihr — es ist erst einige Iahre her seit Herrn Lanfranc's Tod — aus Canterbury gemacht? Wie viel Klöster habt Ihr schließen lassen, wie viel Mönche mittellos auf die Straße gesetzt!"
„Ei. hätt' ich den Dickwänsten auch noch eine Aussteuer mitgeben sollen?"
- „Sir, es war ihr eigener Besitz, aus dem sie ihren Lebensunterhalt bestritten. Ihr hängt den Dieb an den Galgen und mit Recht. Aber gesteht, die Klöster ihres Eigentums berauben kann kein Richter der Welt anders als Diebstahl nennen. Und wenn Ihr mich augenblicklich mit Eurem Degen durchbohrt, ich kann nicht anders sprechen, denn Recht bleibt Recht, für den König ebenso wie für fein Volk."
Rufus hatte die Beine weit ausgestreckt sich in seinen Sessel geworfen.
„Ihr nehmt Euch ja merkwürdig warm der Geschorenen an. Als ob Ihr nicht wüßtet, was Ihr da unterstützt."
„Sir, wenn die Mönche auf's tiefste sinken, begehen sie noch immer nichts ärgeres, als die Weltleute täglich begehen."
„Haimon, was Ihr da vorbringt, ist abgeschmackt. Übrigens habe ich noch allerlei zu tun."
Rufus erhob sich.
In Haimons ernstem Gesicht regte sich kein Zug. Ohne ein Wort zu erwidern, verbeugte er sich und verließ das Gemach.

Heimweh
Maria Janitschek
Albereta ist traurig. Sie hat plötzlich mit dem ihr nahe-
stehendsten Menschen Zwist bekommen. Ihr reiches, schwarzes Haar
hängt schlaff, wie von großer Glut mattes Gras, um ihr schmales
Gesicht.
Nicht glücklich ist sie in Troarn eingezogen, aber mit einem
schönen, festen Vertrauen auf den Mann, der an ihrer Seite hin-
ritt. Nun aber ist dieses Vertrauen geschwunden und geblieben ist
nichts als Weh und Sehnsucht. —
An einem Abend hat sie ihn sanft an den Händen gefaßt und
gef-ragt, ob Orielde gelogen oder die Wahrheit gesagt habe. Ob
seine Vermählung die Ursache einer Wette war, ob er den Freun-
den wirklich nur hat zeigen wollen, daß er jederzeit, jede Frau, die
er wünschte, gewänne.
Da hat er das Kinn tief auf die Brust sinken lassen. Gelogen
hat ein Troarn noch nie. „Orielde hat recht gehabt, die Unholdin,
die Euer armes Herz betrüben wollte, weil Eure Schönheit die ihre
in den Schatten stellt. Doch grämt Euch nicht! Was anfangs nur
äußere Bewunderung Eurer Holdheit war, ist während unseres Bei-
sammenseins zur festen, tiefen Liebe erstarkt."
Sie ging an diesem Abend still schlafen und ein Leid legte sich
neben sie auf die Kissen.
Am andern Tag wandelt sie müßig im Park hin, der das Schloß
umgibt. Es ist ein stolzer Bau, dieses Troarn, das nalie bei Win-
chester liegt. Mächtige Steintürme schließen sich wie schützend an
seine Front. Viel uralter Efeu klettert über die grauen Mauern
hin und blickt in die Fenster. Vor dem Eingang breitet sich ein
grüner Rasenplatz aus. Hier weiden die Lieblingsrosse des Herrn,
und es ist schön, von oben herab ihren flinken, lebhaften Bewegun-
gen zu folgen. Hinter dem Rasen sind Gruppen vornehmer Zier-
sträuche angebracht, Blumenbeete leuchten. Weiter rückwärts folgt
dichtes Nadelholz, schattige Alleen schließen sich an, verschiedene Lau-
ben laden zu stiller Rast ein, ein Weiher glänzt dunkelgrün hervor;
auf seinen Wassern wiegt sich ein einsames Boot.
Schön ist es hier wohl, doch schön zum Sterben, nicht zum
Leben
Albereta gedenkt ihres tiefblauen Himmels, der Linien der
Berge, der Musik des Meeres, der Menschen mit ihrer braunen
Gliederpracht. Ter Lacerten, die sich am Fuße der schlanken Mina-

rets sonnten. Ihres flachen Steinhauses mit dem traumhaft
schönen Säulenhofe, in dem hochstielige Rosenbüsche und Lorbeer-
sträucher wuchsen und der Springbrunnen seine kristallbellen Wasser
übermütig empor schoß. Der kleinen weißen Tauben, die immer
erstaunt, immer hungrig, immer zärtlich waren. Der alten gelieb-
ten Muhme im wunderlichen, grünseidnen Rock.
Warum hab ich dich verlassen, Schwester meiner Mutter? Wa-
rum bist du mir nicht gefolgt? Hätte ich dich lieber — tot hier, als
gar nicht!
Ein Rabe erhebt sich kreischend aus dunklem Tannengeäst. Al-
bereta fährt zusammen, sieht sich ängstlich um, verläßt die dämme-
rigen Schatten und geht ins Licht, nach dem hellen Rasen. Augen-
blicklich ists leer hier, weder Roß noch Mensch zu erblicken. Am
Himmel ziehen hohe weiße Wolken hin.
Das Herz schnürt sich der Gräfin zusammen. Wie einsam!
Wie öde! Weshalb hat sie ihre Frauen nicht bei sich? Oder wenig-
stens Onix, ihr kleines Windspiel. Sie wollte ja allein sein. Ach,
sie ist zu schwach, um das Gefühl des Alleinseins zu ertragen! In
vertrauter Einsamkeit hinzugehen ist nicht schwer, aber Fremde er-
füllt mit Bangen. Sie ist wie ein unbekannter Mensch, voll Rätsel
und Geheimnisse. In der Heimat wars schön, wenn die Brunnen
rauschten und die stillen Sterne das Nahen der Nacht verkündeten.
Dort sprach die Stille. Hier ist sie stumm. Wenn sie zu reden
anheben wird, was wird es sein, das sie verkündet? Böses?
Gutes?
Albereta fühlt es kühl über sich hingehen. Sie eilt nach der
Schloßtreppe. Sie sollen Musik machen, singen. Ein noch besserer
Einfall!
Sic sandte nach den Gemächern ihres Gatten hinüber, ob er
anwesend wäre. Wenn ja, ob er mit ihr Tyrells aufsuchen wollte,
sie hätte Lust dazu.
Er war daheim und ließ fröhlich sein Pferd satteln.
Bei Tyrells gab's zahme Rehe, Hunde, ein Bassin mit Fischen,
in den Gängen Vogelkäfige mit schreienden, zwitschernden Insassen,
im Schlößhof Iongleure mit Zithern und Fiedeln, übermütige
Dienstknechte und müßige Mägde, die sich scherzend nach den Klängen

der Musik drehten. Hier roch es immer nach Braten und Gebacke-
nem und die Stallbuben hatten beständig zu tun, entweder kamen
Gäste oder zogen ihrer ab. Der schöne, sonnige Ritter, der so gerne
gab und alle leben ließ, wurde von fröhlichen Gästen bestürmt. Auch
der König erschien ab und zu, um bei diesem vergnüglichen Toren,
dem noch nie ein Zahn weh getan hatte, harmlos zu werden. Gau-
tier besaß nicht viel Vermögen von seinen Eltern her, deshalb hatte
der König ihm auch ein Gut geschenkt. Seine Gemahlin war indes
wohlhabend.
Als jetzt Troarns angemeldet wurden, eilte er ihnen freund-
lich entgegen, um sie am Fuß der Treppe zu empfangen. Das Haus
war wie immer voll von Gästen. Herrschaften aus den benachbar-
ten Schlössern waren anwesend, und Adgise, trotz ihrer zahlreichen,
gutgeschulten Dienerschaft, hatte mehr als genug zu tun. Sie sah
Albereta forschend an, als sie einander begrüßten und führte sie in
den Saal, in dem sich ein Teil der Anwesenden befand. Der fröh-
liche Lärm der schon stark angeheiterten Gesellschaft wurde gedämpf-
ter, als Gräfin Troarn hereintrat. Man musterte sie, flüsterte sich
Bemerkungen zu, schätzte ihr Alter und begriff nicht, daß sie den —
guten, lieben, aber immerhin den — Wasserspeier genommen hatte.
Es gab zahlreiche Vorstellungen. Albereta sah allerlei Gestalten an -
sich vorüberziehen, hörte verschiedene Namen nennen, von denen sie
sich die wenigsten merkte. Zum Glück fehlte die eine, der sie ungern
begegnet wäre. Die lag daheim im Bett und ließ sich Umschläge auf
ihr zerkratztes Gesicht machen. — Nach dem kleinen Imbiß, das
Mittagessen war schon vorüber und die Tische hinausgetragen,
näherte sich Gautier der jüngsten seiner Gästinnen und bot ihr den
Arm. Er wollte ihr die Räume des Schlosses zeigen, den Garten,
die Fische, Vögel, Hunde, die abgerichteten Rehe und noch viel ande-
res Lustiges. Sie gingen über allerlei Wendeltreppen und Gänge,
die Hunde liefen ihnen wedelnd entgegen und die hübschen Mägde,
sie waren hier fast ausnahmsweis alle hübsch, guckten verstohlen und
freundlich hinter ihnen her. Und jetzt sagte Gautier, sich zu Albe-
reta beugend: „Ihr seht heute so aus, als ob Ihr ein wundersames
Gesicht gehabt hättet, Eure Augen sind noch wie versonnen und gleich-
sam den letzten Schimmer suchend. Was ist Euch so besonderes be-
gegnet?"
Fortsetzung im nächsten Heft.

F. Listemann:

Die militärische Bedeutung des Lastkraftwagens

Durch den im Herbst 1907 im Anschluß an die große Posener Festungsübung veranstalteten Transportversuche mit Lastkraftwagen aller möglichen Systeme, an dem so ungefähr alles, was in der damaligen Zeit Anspruch auf den Namen „Automobil" machte, teilnahm, wurde die Frage, welche der verschiedenen erprobten Typen sich in der Praxis zunächst zur Einbürgerung in Deutschland eignen würde, dahin entschieden, daß hierfür nur der durch einen Explosionsmotor angetriebene Lastkraftwagen mit einem Anhänger — der sogenannte Armee-Lastzug — in Betracht kommen könnte.

In Verfolg dieser Erkenntnis trat nun schon damals in Glatz und dann im Dezember desselben Jahres kurz vor der Eröffnung der letzten Automobil-Ausstellung in Berlin die Heeresverwaltung mit ihrem Plan, die Einbürgerung schwerer Lastkraftwagen in Deutschland durch die Gewährung nicht unbedeutender staatlicher Subventionen zu fördern, an die Öffentlichkeit. In einem unserer angesehensten Automobil-Fachblätter erschienen in dieser Zeit mehrere in den in Betracht kommenden Kreisen nicht geringes Aufsehen erregende Artikel, die diese Frage behandelten. Es wurde in diesen Aufsätzen eingehend dargelegt, daß Frankreich Vorsorge getroffen habe, im Kriegsfalle sämtliche aus Deutschland in sein Gebiet hineinführenden Eisenbahnlinien in kürzester Zeit so sperren zu können, daß längere Zeit vergehen dürfte, ehe die Bahnstrecken wiederhergestellt werden könnten oder es durch den Bau von Umgehungsbahnen möglich sei, die ungehinderte Zufuhr des Nachschubes anderweitig sicherzustellen. Für diesen Fall sei dann das deutsche Heer mehr wie je auf die größtmöglichste Verwendung von Kraftfahrzeugen angewiesen und es würde daher nötig sein, in einem zukünftigen Kriege über möglichst viele Kraftwagen für den Dienst bei den Kolonnen verfügen zu können. Daß sich die Heeresverwaltung

diese Wagen bereits im Frieden durch Ankauf sicherte, sei unmöglich, denn abgesehen von den ganz enormen Kosten, die eine derartige Bereitstellung erfordern würde, würden diese Wagen voraussichtlich auch ihrer Konstruktion nach veralten und es läge außerdem noch die Gefahr vor, daß im Mobilmachungsfalle nicht schnell genug die nötige Anzahl von geübten und mit ihren Wagen vertrauten Fahrern herangezogen werden könnte.
Aus diesen Gründen wolle die Heeresverwaltung daher den Weg der Subventionierung von schweren Lastkraftwagen einschlagen, um die finanziellen Rücksichten mit den militärischen Anforderungen in Einklang zu bringen; denn es war. wenigstens zu damaliger Zeit, eine nicht zu leugnende Tatsache, daß sich die Privatbetriebe noch vielfach ablehnend gegen die Verwendung des neuen Verkehrsmittels verhielten und daß auch die im Gebrauch befindlichen Lastautomobile für militärische Zwecke meist zu schwach waren. Ein Kraftfahrzeug, welches auf den guten Straßen einer Stadt, allenfalls auch noch auf einer Chaussee, seinen Dienst tut, ist nämlich noch lange nicht kriegsbrauchbar und befähigt, dein Heer über Berg und Tal, auf ungebahnten oder schlechten Wegen mit Sicherheit zu folgen. Es läge also die Gefahr vor. daß die vorhandenen Kraftwagen im Kriegsfalle nicht ausreichten, den Bedarf zu decken, und um hierin nach Möglichkeit Abhilfe zu schaffen, wolle sich, wie schon erwähnt, die Heeresverwaltung entschließen, einen ganz neuen Weg zu versuchen und diese Versuche auch unter allen Umständen über einen längeren Zeitraum von mehreren Iahren ausdehnen. Sie wolle sowohl einzelnen Interessenten, als auch evtl. zu diesem Zweck zu bildenden Betricbsgescllschaften, die sich verpflichteten, die von der Heeresverwaltung erprobten Typen von Kraftfahrzeugen im Frieden zu benutzen, sowohl für die Anschaffung der Wagen als auch für deren Unterhaltung Prämien zahlen und hoffe, dadurch eine größere Ausdehnung des automobilen Lastwagenbetriebcs zu erreichen, so daß dann im Ernstfälle eine genügende Anzahl von Wagen und Fahrern vorhanden wäre.
Im einzelnen sei die Sache so gedacht, daß die Heeresverwaltung dein Betreffenden, der sich einen Wagen von einer der ausgeprobten Kriegstnpen kauft, eine Beihilfe von ca. 25 Proz. zu den Anschaffungskosten zahlt und ihm außerdem jährlich einen bestimmten Zuschuß zu den Unterhaltungskosten bewilligt. Dafür müßte sich

der Besitzer verpflichten, den Wagen dauernd in einem kriegsbrauchbaren Zustande zu erhalten und der Heeresverwaltung ein gewisses Aufsichtsrecht einräumen, sowie ihr im Bedarfsfalle gegen eine entsprechende angemessene Vergütung den Wagen zur Verfügung stellen. Es würde sich hierbei nicht um ein bestimmtes Fabrikat handeln, sondern der Wagen in jedem einzelnen Falle auf seine Brauchbarkeit geprüft werden. Was die Stärke anbeträfe, so stände die Heeresverwaltung auf dem Standpunkte, daß zu schwache Wagen keinen Zweck für sie hätten; es habe sich nicht bewährt, unter 24/32 ?L. herunterzugehen, doch würde es sich andererseits auch nicht empfehlen, stärkere Wagen wie höchstens 45 zu wählen, weil sonst die Betriebskosten zu groß würden. Die in Aussicht genommenen Stärken gestatteten, auf guten Wegen einen oder mehrere Anhängewagen mitzuführen, die man bei eintretenden Hindernissen abkuppeln und evtl. später nachholen könnte, wodurch sich der Betrieb für die Praxis bedeutend verbilligen würde. Selbstverständlich würde die Heeresverwaltung in diesem Falle auch für die privaten Betriebe im Frieden die Erlaubnis für das Mitführen von Anhängern, was im allgemeinen ja noch polizeilich verboten wäre, erwirken. Als Triebmittel würde Benzol die meiste Sympathie finden, da es als heimisches Produkt uns vom Auslande unabhängig machte, was für den Ernstfall von enormer Wichtigkeit wäre. Auf diese Weise hosfe die Heeresverwaltung, am besten und mit den geringsten Kosten die Bereitstellung eines ausreichenden Automobil-Fuhrparks für den Mobilmachungsfall zu erreichen; die weitere Ausrüstung der höheren Kommandobehörden und Stäbe mit Personen-Automobilen, die dauert in der Benutzung der Truppe blieben und von Mannschaften der Verkchrstruppen geführt würden, wurde dadurch selbstverständlich in keiner Weise beeinflußt werden.

Man sieht, es ist ein ganzes, vollständig fertiges Programm, was damals bereits den interessierten Kreisen unterbreitet wurde, und wer Augen hatte, um zu sehen, und Ohren, um zu hören, der konnte sich schon im Dezember 1907 ein ziemlich zutreffendes Bild machen von der künftigen Bedeutung des Lastkraftwagens in militärischer Beziehung. Aber es waren nur wenige, die die Sache gleich in ihrer vollen Bedeutung erfaßten, beinahe der größere Teil d?r Fabriken stand der Idee sehr skeptisch gegenüber und der Direktor einer unserer bedeutendsten Automobilfabriken — der übrigens in^

zwischen auch aus dem wütendsten Saulus zum sanftesten Paulus
geworden ist und nicht genug von den sogenannten Subventions-
wagen bekommen kann — antwortete mir in der Ausstellung, als
ich ihn fragte, was er denn von der seitens der Heeresverwaltung be-
absichtigten Subventionierung halte, kurzweg: „Ia, glauben
Sie denn an diese Verrücktheit?"
d'est le ton, qui tsit, la rnusique, und dieser Ton drückte eine
so ungeheure Geringschätzung meiner geistigen Fähigkeiten aus, daß
ich tief beschämt uird gänzlich geknickt den Entschluß faßte, nie wie-
der, wenig st ens vorläufig nicht', mit irgend jemand.über
die von der Heeresverwaltung beabsichtigten Maßnahmen zu reden;
denn im tiefsten Innern meines törichten Gemüts glaubte
ich an die Sache, glaubte an den Nutzen der staatlichen Subventionen
und den fördernden Einfluß derselben auf den langsamen, aber
sichern Siegeszug des mechanischen Zuges gegenüber dem Pferde-
betriebe. Hätte ich damals schon gewußt, was ich heute weiß, hätte
ich den riesigen Aufschwung unserer Lastkraftwagen-Industrie und die
in erster Linie mit durch die Gewährung der staatlichen Beihilfen
sich immer mehr und mehr entwickelnde Ausbreitung des mecha-
nischen Zuges auf alle möglichen industriellen Betriebe vorausahnen
können, so würde ich wahrscheinlich nicht so bedrückt gewesen sein,
sondern ich hätte mit Wilhelm Busch gesagt:

„Dummheit, die man bei andern sieht,
Wirkt meist erhebend auf's Gemüt!"

und ich wäre an dem Abend sehr erhoben in meinem Gemüt ge-
wesen.

Denn, was jene Artikel als beabsichtigt und in Aussicht ge-
nommen angedeutet hatten, wurde wenige Monate darauf Tatsache.
Der Etat für 1908/09 enthielt zum ersten Mal die Forderung von
800 000 Mk. für die Gewährung von Staatssubventionen an die
Unternehmer von Betrioben mit kriegsbrauchbaren Lastkraftwagen
und diese Forderung wurde von allen Parteien des Reichstags
ohne weiteres anerkannt und bewilligt.

Damit war der Weg für die Heeresverwaltung geebnet und es
wurden für die Gewährung dieser Subventionen besondere „Grund-
züge" aufgestellt, deren hauptsächlichste Bestimmungen wir hier, so
wie sie jetzt nach mehrfachen kleineren Abänderungen gegen die zu-
erst erlassenen, in Geltung sind, folgen lassen.

I. Listemann

1. Prämien werden nur gewährt für A r m e c l a st z ii g e die in ihrer Bauart den vom Kriegsministerium aufgestellten Bedingungen entsprechen.

2. Unternehmer, die Armeelastzüge kaufen und in Betrieb nehmen, können, wenn sie sich verpflichten, die Züge während der auf fünf Iahre bemessenen Lebensdauer in einem solchen Zustand zu erhalten, daß ihre Verwendung für militärische Zwecke gewährleistet ist, soweit die Mittel durch den Etat zur Verfügung gestellt werden, folgende Prämien erhalten:

a) eine einmalige Beschaffungsprämie — für jeden Zug 4000 Mk.;

b) Betriebsprämicn — für jeden Zug auf die Dauer von 5 Iahren je 1000 Mk.

3. Besondere Prämien können an Personen oder Gesellschaften gewährt werden in folgenden Fällen:

a) für die erfolgreiche Schaffung eines größeren Absatzgebietes für Armoelastzüge;

K) für Erfindungen, die den Bau von dem Pferdebctricbe wirtschaftlich überlegenen Fahrzeugen ermöglichen;

c) für die Organisation von Hilfs- oder Ncbenbetrieben, die in hervorragendem Maße geeignet sind, die mit dem Zwecke der Einbürgerung verfolgten militärischen Absichten zu fördern;

cl) für erhebliche Verbesserungen an einzelnen Konstruktionsteilen.

4. Als Unternehmer im Sinne von 2 sind auch anzusehen:

a) Lastzug-Betricbsgescllschaften, die selbständig oder in Anlehnung an eine Lastkraftwagenfabrik ein wirtschaftliches Unternehmen mittelst Lastzügen betreiben, wenn ihre Kapitalkraft und Organisation die Gewähr für einen dauernden Bestand und für die Einbürgerung der Lastzüge bieten. Dagegen gelten Personen oder Gesellschaften, die sich mit der gewerbsmäßigen Herstellung von Lastzügen befassen, nicht zu den Unternehmen im Sinne von Ziffer 2;

b) Gesellschaften oder Personen, die von Fabriken Armeelastzüge kaufen und an Interessenten weiter vermieten.

5. Grundsätzlich bevorzugt werden Lastzugs-Betriebsgefellschaf-
ten und Unternehmer, die eine größere Anzahl von Last-
zügen unter Leitung eines sachverständigen Technikers in
Betrieb nehmen und die Bestrebungen der Heeresverwaltung
unterstützen durch Anlage geeigneter Untevbringungsräume,
von Reparaturwerkstätten und Materialiendepots, durch
Heranbildung eines tüchtigen Bedienung-?- und Revisions-
personals, sowie durch sachgemäße Verbreitung der Einbür-
gerungsgrundsätze.
6. Unternehmer, die Armeelastzüge kaufen wollen, haben sich
an die subventionsberechtigten Firmen zu wenden, die
öffentlich bekannt gegeben sind. Etwa erforderliche Anfra-
gen hierüber sind an die Versuchs-Abteilung der Verkehrs-
truppen in Schöneberg bei Berlin, Siegfriedstr. 2, zu richten.
7. Die Heeresverwaltung behält sich das Recht vor, sich durch
ihre Organe jederzeit von dem kriegsbrauchbaren Zustande
aller Züge zu überzeugen und die Tagebücher einzusehen.
8. Zu der Heranziehung der Armeelastzüge bei Friedensübun-
gen ist die Heeresverwaltung gegen Zahlung einer zu ver-
einbarenden Entschädigung berechtigt.
Von den technischen Bedingungen ist folgendes hervorzuheben:
Der Armeelastzug besteht aus einem Lastkraftwagen mit einem
Anhänger, muß im Inlande gebaut und von der Heeresverwaltung
auf Grund eigener Erfahrung als kriegsbrauchbar anerkannt sein.
Der Lastkraftwagen, dessen Motor bei höchstens 850 Umdrehungen
in der Minute mindestens 35 ?L leisten muß, soll imstande fein, mit
voller Ausrüstung mindestens 4000 Nutzlast und einen Anhän-
ger mit mindestens 2000 Nutzlast, mithin eine Gesamtnutzlast
von mindestens 6000 auf Straßen mit fester Decke zu befördern.
Das betriebsfertige Eigengewicht des Wagens (gefüllte Benzin- und
Ölbehälter, Werkzeug, Winden, gefüllte Sandkästen usw.) darf 4500
Kilogramm, das Gesamtgewicht einschl. Bedienungspersonal
9000 Kilogramm unter keinen Umständen überschreiten. Die
Höchstgeschwindigkeit soll in der Ebene bei Eisenbereifung 12 Km,
bei Gummibereifung 16 Km pro Stunde nicht überschreiten. Durch-
schnittliche Leistung: bei Eisenbereifung 9 Km/Std., bei Gummibe-
reifung 12 Km/Std. Bei Eisenbereifung ist die Räderantriebsvor-

richtung (Kettenrad, Ritzel) oder der Raddurchmesser derart zu wählen, daß die Höchstgeschwindigkeit 12 Km/Std. nicht übersteigt. Auf festen Straßen muß der Lastzug alle vorkommenden Steigungen unter mittelgünstigen Verhältnissen bis 1:7 mit voller Last und beladenem Anhänger befahren können; der Vorrat an Betriebsstoff in den am Kraftwagen eingebauten Behältern muß auch unter ungünstigen Umständen für 250 Km ausreichen. An Rauminhalt muß der Wagenkasten des Kraftwagens mindestens 4 cbm besitzen; seine Breite darf höchstens 2 m betragen, von Außenwand zu Außenwand gemessen, bei annähernd 4 m Länge. Die Möglichkeit dauernder Verwendung inländischer Betriebsstoffe ist Bedingung.

Nach Maßgäbe dieser Grundsätze wurden nun im Iahre 1908 zunächst die Fabrikate von Büssing, Daimler, Gaggenau und der N. A. G. als subventionsberechtigt anerkannt; im Laufe desselben Iahres kamen dann noch Scheibler und Stoewer hinzu. Von den 158 Lastkraftwagen, die im Etatsjahr 1908/09 subventioniert werden konnten, erhielten Büfsing 44, Daimler 59, Gaggenau 20, die N. A. G. 25, Scheibler 6 und Stoewer 4 zugewiesen.

Der Herbst 1908 brachte zum ersten Male in großem Maßstabe einen praktischen Versuch mit der Verwendung von Lastkraftwagen zur Heranschaffung der Heeresbedürfnisse bei den Kaisermanövern im Elsaß und daran anschließend bei den Manövern des XVIII. Armeekorps in der Dillenburger Gegend. Für das Kaisermanöver waren drei Kolonnen formiert, zu denen sämtliche der Heeresverwaltung gehörenden Lastkraftwagen herangezogen wurden. Es nahmen teil:

Der Siemens-Schuckert-Lastzug (mit fünf Anhängern);
2 Stolz-Dampfwagen (20 und 30 ?3);
1 Büssing-Lastwagen 1906;
1 Gaggenau-Lastwagen 1907;
1 Ducummun-Lastwagen 1906;
1 N. A. G.-Lastwagen 1905 (mit 1 Anhänger);
1 leichter Argus-Lieferungswagen;
6 Daimler-Lastwagen 190? (mit je 2 Anhängern);
2 Daimler-Lastwagen 1907 mit Vierräderantrieb (mit je drei Anhängern);
1 Daimler-Lastwagen 1905 (mit 1 Anhänger);
1 Daimler-Schnell-Lastwagen 1907;

6 Büssing-Lastwagen 1908 (mit je 1 Anhänger);
2 Daimler-Lastwagen 1908 (mit je 1 Anhänger);
1 Büssing-Omnibus;
6 Personenkraftwagen und
3 Krafträder.

Wenngleich also die Kolonnen ganz verschieden zusammengesetzt waren und sich das älteste Material, welches der Heeresverwaltung seit Iahren zu Versuchszwecken gedient hatte, mit den neuesten Typen des Jahres 1908, den schon beschriebenen und für die Folgezeit allein zur Verwendung im Heeresdienst in Aussicht genommenen Armeelastzügen (6 Büfsing und 2 Daimler 08) zusammenfand, so bedeutete dieser im großen Maßstabe durchgeführte Versuch doch einen vollen Erfolg und es war der unwiderlegliche Beweis erbracht für die Möglichkeit, auch in recht schwierigem Gelände mit den Armeelastzügen sicher operieren zu können.

In demselben Iahre fand denn auch in der Zeit vom 9. bis 26. November über eine Strecke von 1214,9 lcm eine neue militärische Prüfungsfahrt statt; dieselbe führte von Berlin über Dresden—Chemnitz—Gera—Saalfeld—Koburg—Oberhof — Bebra — Kassel—Göttingen—Halberstadt—Magdeburg—Brandenburg wieder zurück nach Berlin und brachte auch den Firmen Dürkopp, Eisenach, Lloyd, Nacke und Podens die Subventionsberechtigung.

Durch die mit den Subventionswagen gemachten Erfahrungen des ersten Iahres veranlaßt, wurde die zur Gewährung der Subventionen in den Etat für 1909/10 eingestellte Summe auf 1 000 000 Mark erhöht und gleichzeitig unter die dauernden Ausgaben aufgenommen, so daß in diesem Iahre eine größere Anzahl von Wagen bezw. Lastzügen und zwar im ganzen 185 neu subventioniert werden konnten.

An dem im April/Mai 1909 veranstalteten internationalen Lastkraftwagen-Wettbewerb beteiligte sich die Heeresverwaltung insofern, als sie gleichzeitig über dieselbe Strecke — allerdings von Stuttgart aus noch wieder nach Berlin zurück — eine neue militärische Prüfungsfahrt, an der 12 Firmen mit zusammen 17 Armee-Lastzügen teilnahmen, stattfinden ließ. Von den schon subventionsberechtigten Fabriken waren Büssing, Daimler, Dürkopp, Eisenach, Gaggenau, Lloyd, Nacke, N. A. G. und Scheibler (Mulag) vertreten, während die Subvention neu

erwerben wollten: Argus, Ehrhardt und Socst. Die letztere
Firma zog ihren Lastzug schon am ersten Tage zurück, während den
beiden andern nach Schluß der Fahrt ebenfalls die Subventions-
berechtigung verliehen werden konnte, so daß jetzt 13 Fabriken solche
von der Heeresverwaltung errpobten kriegsbrauchbaren Lastkraft-
wagen bauen.
Die bayrische Heeresverwaltung, die über einen eigenen Etat für
diese Zwecke verfügt, subventioniert ihrerseits die Fabrikate der
Fahrzeugfabrik Ansbach und neuerdings auch noch diejenigen der
Firma H. B ü s s i n g - Braunschweig und der Süddeutschen Auto-
mobilfabrik Gaggenau.
Am Kaisermanöver 1909 nahmen Personen- und Lastkraftwagen
bezw. Lasrkraftzüge wieder in großer Anzahl teil und leisteten auch
hier wieder ausgezeichnete Dienste. Bei dieser Gelegenheit sowohl
als auch bei der im Februar I^lu abgehaltenen großen Winterübung
der Verkehrstruppcn im Harz wurden umfangreiche Versuche gemacht,
für militärische Zwecke anstelle der Motorräder Kleinautos zu ver-
wenden. Zwar sind diese Versuche noch nicht endgültig abgeschlossen,
doch dürfte die Entscheidung voraussichtlich zugunsten der kleinen
zweisitzigen Wagen ausfallen, da sich dieselben auch bei schlechtem
Wetter und bei schwierigem Gelände sehr gut bewährt haben.
Haben wir so gesehen, auf welche Weise die Heeresverwaltung
die Einbürgerung schwerer Lastkraftwagen in Deutschland unterstützt
hat, und festgestellt, daß es ihr durch die angeführten Maßnahmen
auch gelungen ist, bereits in den beiden ersten Iahren seit Bestehen
der Subvention ungefähr 350 solcher Armee-Lastzüge
für den Mobilmachungsfall bereitzustellen, so fragt es sich nun, für
welche Zwecke überhaupt Lastkraftfahrzeuge für den Heeresdienst in
Betracht kommen und an welchen Stellen sie mit Vorteil als Ersatz
für die bisherigen Pferdefuhrwerke verwendet werden können.
Da muß zunächst darauf hingewiesen werden, daß die deutsche
Heeresverwaltung für jeht und überhaupt für absehbare Zeit nicht
daran denkt, die fechtende Truppe in irgend einer Form, z. B. die
Maschinengewehr-Abteilungen, mit Automobilen auszurüsten. Die
bereits im Frieden im Gebrauch von Privaten oder Betriebsgesell-
schaften befindlichen, von der Heeresverwaltung subventionierten
Lastkraftwagen sollen vielmehr nur in den Etappen-Forma-
tionen Verwendung finden. Allerdings ist es nicht ausgeschlossen.

und wohl nur eine Frage der Zeit, daß später auch die Munitions- und Fuhrparks-Kolonnen mit automobilen Fahrzeugen ausgerüstet werden, was ja an und für sich keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten würde.

Um diese mehr militärischen Betrachtungen indessen dem Verständnis des Laien etwas näher zu bringen, müssen wir zunächst einmal die Frage erörtern: Wie regelt sich überhaupt im Kriege der ganze Munitions- und Verpflegungsersatz bei einer Armee?

Der erforderliche Bedarf an Verpflegung und Munition wird mit der Eisenbahn bis zu den Magazinen des Etappen-Haupt o r t s gebracht, der naturgemäß, um die größere Leistungsfähigkeit der Bahn auszunutzen, soweit als möglich nach vorn vorgeschoben wird. Von diesem Etappen-Hauptort aus werden nun die Feld magazine gespeist, die, wenn möglich, mit dem ersteren durch Feldbahnen verbunden werden. Läßt sich dies nicht einrichten, so muß diese Verbindung durch die Etappen-Fuhrpark-Kolonnen hergestellt werden und dies ist die Stelle, an der die Lastkraftwagen in erster Linie verwendet werden sollen.

In den Feldmagazinen werden dann die Proviant- u nd Fuhrparks-Kolonnen der Armeekorps gefüllt und fahren die Bedürfnisse vor zur fechtenden Truppe, die diese in ihre Lebensmittel- und Futterwagen übernimmt. Die Proviant- und Fuhrparks-Kolonnen pendeln also dauernd zwischen den Feldmagazinen uiü> der fechtenden Truppe hin und her, und es ist Sache des Etappen-Kommandanten, die Feldmagazine rechtzeitig vorzuschieben, um diese Entfernungen nach Möglichkeit zu verkürzen.

Für diesen dauernden Pendeltransport verfügt nun jedes Armeekorps über 6 Proviant-Kolonnen zu je 29 vierspännigen oder 38 zweispännigen Proviantwagen und über 7 Fuhrpark s - K o l o n n e n zu je 60 zweispännigen Planwagen. Hierzu kommen ferner noch 2 Feldbackerei-Kolonnen mit 50 vierspännigen Wagen, so daß im ganzen für die Verpflegung eines Armee-Korps 644 bezw. 698 Wagen mit beinahe 2000 Köpfen und über 2000 Pferden nötig sind. Diese Wagen befördern rund 550 r Nutzlast und nehmen in der Marschkolonne beinahe 9 Km ein. Ähnlich ist es mit dem M u n i t i o n se r s atz. Die Munition wird mit der Eisenbahn bis in die Fe Id - Mun i t i onsp ar ks befördert,

die in der Regel am Etappen-Hauptort liegen; hier werden die beiden Munitionskolonnen-Abteilungen, über die jedes
Armeekorps verfügt, beladen, und zwar so, daß sich die erste Staffel mit der zweiten und diese mit dem Feld-Munitionspark ergänzt. Es findet also auch hier ein Pendeln zwischen der fechtenden Truppe, den Munitions-Kolonnen und den Feld-Munitionsparks statt, wozu
jedes Armeekorps 2 Munitionskolonnen-Abteilungen, bestehend aus 4 Infanterie- und 8 A r t i l l e r i e - M u n i t i o n s-
kolonnen, zur Verfügung stehen. Diese 12 Kolonnen bean-
spruchen zusammen rund 2300 Köpfe und beinahe 2400 Pferde; sie befördern bei jeder Fahrt eine Last von rund 225 r und nehmen in der Marschkolonne eine Strecke von ungefähr 7^ Km ein.
Ein einziges Armeekorps, ohne Sanitatseinrichtungen und Pferdedepots, hat also einen Troß von rund 4000 Köpfen, 4500 Pferden und 1000 Wagen nötig, die rund 16 Km Marschlange bean-
spruchen und 775 r Nutzlast mit sich führen. Einschließlich der Sani-
tätseinrichtungen würde sich die Marschkolonne sogar auf rund 20 Kilometer verlängern und man kann, wenn man noch annimmt, daß die erste Staffel dieser Kolonne mindestens 10 Km oder einen halben Tagesmarsch hinter der fechtenden Truppe marschiert, hieraus er-
sehen, welche enormen Marschleistungen von den Kolonnen gefordert werden, um Munition und Verpflegung rechtzeitig heranzuschaffen.
Die Proviant- und Fuhrparks-Kolonnen haben hierbei die größte Arbeit zu leisten, denn Verpflegung wird alle Tage gebraucht, wäh-
rend ein größerer Munitionsersatz doch nur nach Schlachttagen oder Gefechten erforderlich ist. Um daher unter allen Umständen die Verpflegung sicher zu stellen, ist die Sache so berechnet, daß die 13 Proviant- und Fuhrparks-Kolonnen zusammen immer den vier-
tägigen Bedarf eines Armeekorps decken.
Nimmt man nun die Marschleistung einer Kolonne in der Ebene bei sehr günstigen Verhältnissen sogar auf 50 Km an — eine Zahl, die im allgemeinen entschieden bei weitem zu hoch gegriffen sein dürfte — so ergibt sich, daß die Feldmagazine nicht weiter alshöch -
stens 10 0 Km hinter der fechtenden Truppe liegen dürfen. Aus diesen Zahlen ergeben sich die Nachteile der heutigen Einrichtungen von selbst. Die reine Nutzlast und Marschleistung des einzelnen Fahrzeuges ist verhältnismäßig gering, also wird die Zahl der Wagen sehr groß und damit die Marschkolonne sehr lang.

Nehmen wir dagegen die Vorteile, die durch die Verwendung
von Lastkraftwagen geboten werden. Die Ladefähigkeit des
einzelnen Wagens ist bedeutend größer, man kann eine größere Ge-
schwindigkeit und damit eine größere Marschleistung von ihm ver-
langen. Oder, wenn wir die Verhältnisse im einzelnen betrachten,
so erhalten wir folgende Ergebnisse. Selbst wenn mit Rücksicht auf
die Straßen sowie auf die Tragfähigkeit leichterer Brücken nicht über
eine Nutzlast von drei Tonnen für den einzelnen Wagen
hinausgegangen wird — in Wirklichkeit ist bekanntlich die Lade-
fähigkeit des Armeelastzuges doppelt so groß, 6 Tonnen (4 auf dem
Kraftwagen und 2 auf dem Anhänger), und die Heeresverwaltung ist
sogar bemüht, allmählich eine durchschnittliche Tragfähigkeit von 1l)
Tonnen für den Zug zu erreichen — so würden zur Fortschaffung
des für ein Armeekorps berechneten Gefamtbedarfs von 775 t nur
rund 260 Wagen, das ist ein Viertel des Bedarfs an
Pferdewagen, erforderlich sein. Dadurch würde sich auch die
Marschkolonne auf ein Viertel verkürzen, wobei als Durchschnitt für
den Kraftwagen mit rückwärtigem Abstand immer noch die Länge
eines sechsspännigen Fuhrwerks, also 16 m, angenommen ist, so daß
für das Armeekorps anstatt 16 nur 4 Km zu berechnen wären. Aber
nicht nur die Zahl der Wagen und dadurch die Tiefe der Marsch-
kolonne wird verringert, auch die Marschleistung wird eine größere.
Die von den Verkehrstruppen angestellten Versuche haben als Durch-
schnitt für die Lastkraftwagen eine tägliche Marschleistung von 100
Kilometer in der Ebene, von 86 Km in hügeligem Gelände und von
60 Km im Gebirge ergeben, das sind doppeltsogroßeWege,
wie sie ein mit Pferden bespanntes Fahrzeug zurücklegen kann. In-
folgedessen braucht man sich auch nicht mehr an die als größte zu-
lässige Entfernung festgestellten 100 Km für die Feldmagazine zu
halten, sondern kann die Entfernung verdoppeln auf 200 Km oder,
wenn man das nicht will, kann man die Iahl der notwendigen Last-
kraftwagen noch weiter vermindern.
Ein weiterer großer und durchaus nicht zu unterschätzender Vor-
teil würde aber auch darin liegen, daß auf diese Weise bei jedem Ar-
meekorps 4500 Pferde überflüssig würden, das würde, ungerechnet
die Etappen-Fuhrparks und die Reserveformationen für unsere 23
deutschen Armeekorps einen Minderbedarf von rund 100 000 Pfer-
den bedeuten. Was das ausmacht, ist klar. Besonders wenn man

berücksichtigt, daß durch die Zunahme und größere Ausdehnung deS
automobilen Zuges an und für sich schon die Beschaffung des notwen-
digen Pferdematerials im Mobilmachungsfalle für unsere Kavalle-
rie, Artillerie und die Truppenfahrzeuge von Iahr zu Iahr schwerer
werden dürfte.
Der Einwand, daß die Kraftfahrzeuge im allgemeinen auf gute,
harte Straßen angewiesen seien, ist nicht stichhaltig, denn er gilt auch
von den Kolonnenfahrzeugen mit Pferdebespannung, auch diese blei-
ben in aufgeweichtem Boden oder tiefem Schnee stecken und bei sol-
chen Witterungsverhältnissen wird auch die marschierende Truppe
bedeutend geringere Tagesmarschleistungen aufzuweisen haben. Wir
kommen aber damit auf die Frage zurück, für welche Fahrzeuge un-
seres Heeres sich die Einführung des automobilen Betriebes eignen
würde und für welche unter allen Umständen an der Bespannung fest-
zuhalten wäre. Da ergibt sich von selbst, daß alle Fahrzeuge, die mit
der fechtenden Truppe marschieren und diese eventuell auch querfeld-
ein begleiten müssen, also die Pack-, Patronen-, Lebensmittel-,
Futter- und Munitionswagen, auf den tierischen Zug angewiesen
sind und vorläufig auch wohl angewiesen bleiben werden. Dagegen
werden schon heute sämtliche Etappen-Formationen vorteilhaft mit
Lastkraftwagen auszurüsten sein und von den Kolonnen des Armee-
korps würden in erster Linie die Proviant- und Fuhrparks-Kolonnen
in Frage kommen. Von den Munitionskolonnen könnte die zweite
Staffel ohne weiteres automobilen Betrieb erhalten, da sie unter
keinen Umständen zur fechtenden Truppe vorgezogen wird, während
dies für die erste Staffel in besonderen Fällen gestattet ist. Auch die
84 Wagen der 12 Feldlazarette des Armeekorps, die mit dem Korps-
Train marschieren, außerhalb des Feuerbereichs bleiben sollen und
feste Wege im allgemeinen nicht zu verlassen brauchen, können vor-
teilhaft in Kraftfahrzeuge umgewandelt werden.
Es sind also eine ganze Menge von Verwendungsarten, die dem
Lastkraftwagen in militärischer Beziehung offen stehen und die rund
500 Armeelastzüge, über die am Ende dieses Iahres die Heeresver-
waltung für den Mobilmachungsfall verfügen dürfte. — denn zu den
schon vorhandenen 351 treten nach Maßgabe der vorhandenen Mittel
im Laufe des Sommers noch ungefähr 140 hinzu —, bilden nur
den Anfang, gewissermaßen den Stamm für einen großen Park von
Lastkraftfahrzeugen, den sich die Heeresverwaltung mit Hilfe der evtl.

später etwas zu modifizierenden Subventionen schaffen will, um den Pferdebetrieb teilweise durch den mechanischen Zug zu ersetzen.

Interessant ist ein kurzer Überblick über die Art und Weise, in welcher die bisher subventionierten Lastkraftwagen bezw. Lastkraftzüge im Frieden Verwendung finden. Da haben sich den bei weitem bedeutendsten Anteil die Brauereien gesickert, die nicht weniger als 146 der sogenannten Subventionswagen in ihren Betrieben verwenden. In weitem Abstande folgt dann das Mühlengewerbe mit 20. Fast ebenso viel solcher Wagen benutzt die Landwirtschaft, nämlich 19, und die Ziegeleien und Tonwerke haben ebenfalls 18 in Betrieb genommen. Auch Speditionsgeschäfte, Buchdruckereien und Verlagsanstalten, Konsumvereine, Chemische und Papierfabriken, Spinnereien und Färbereien, sowie alle möglichen anderen industriellen Unternehmungen haben sich durch die staatliche Subvention bestimmen lassen, einen Versuch mit dem mechanischen Zug zu machen, und sind durchweg sehr zufrieden mit der Einführung des schweren Lastkraftwagens in ihren Betrieb gewesen. Sogar in einer Sprengstofffabrik und von einer großen Eier-Import-Gesellschaft wird der sogenannte Subventionswagen mit Erfolg verwendet-. es eröffnen sich also ungeahnte Ausblicke für die Zukunft, und wer weiß, was alles für weitere Betriebe sich noch im Laufe der Iahre für den Lastkraftwagen entscheiden werden.

Iedenfalls steht das eine fest, daß sich der von der Heeresverwaltung gewählte Typ des Subventionswagens in jeder Beziehung und beinahe für alle überhaupt nur denkbaren Betriebe bestens bewährt hat, und daß wir durch die Einführung der staatlichen Subventionen für die Einbürgerung schwerer Lastkraftwagen allen anderen Völkern in dieser Beziehung weit voran gekommen sind. Der bekannte General Langlois hat dies im französischen Senat am 31. März d. I. in einer sehr eingehenden Rede mit einem gewissen Gefühle des Neides rückhaltlos anerkannt. Sache unserer deutschen Industrie muß es nun sein, den augenblicklichen hohen Stand nicht nur beizubehalten, sondern das Erreichte immer weiter zu vervollkommnen und auszubauen, zum eigenen Nutzen und zum Besten des Vaterlandes.

Ernft Schur:

Die moderne Kunstphotographie

Ausstellungen photographischer Werke sind heute nichts Seltenes mehr. Doch ist es noch nicht lange her, da wären sie unmöglich gewesen, einfach deshalb, weil es an Material gefehlt hätte. Es wäre nichts da gewesen, was man hätte ausstellen sollen. Nachdem aber überhaupt erst der Sinn für solche Bestrebungen geweckt war, zeigte es sich, daß im Geheimen überall diese neuen Ideen schon Wurzel geschlagen hatten. Allenthalben entstanden Wortführer und Vorkämpfer, und die Entwicklung ging so rapid vor sich, daß in kurzem Ausstellung auf Ausstellung folgte, in den verschiedensten Städten. Die Bewegung wurde organisiert. Zeitschriften nahmen sich ihrer an. Die Kritik sonderte die Tüchtigen, die die Bewegung vorwärts brachten, von den Mitläufern und Nackahmern. Und der Direktor eines Kupferstichkabinetts ließ sich dazu herbei, eine Sammlung solcher neuen Bilder zusammenzubringen. Wenn man durch die Straßen einer Großstadt geht, kann man jetzt leicht konstatieren, daß diese neuen Bestrebungen, die dahin gehen, aus der geschmacklosen, leblosen, starren Photographie, die ohne Licht und Luft ist und vom Charakter nichts offenbart, ein geschmackvolles, lebendignatürliches Bild zu machen, fruchtbaren Boden gewinnen. Man spürt, daß der Sinn für feine Licht- und Schattenwirkung geweckt ist und der besondere Charakter eines Porträts berücksichtigt wird und versucht wird, etwas von diesem eigentümlichen Wesen des Betreffenden, der photographiert werden soll, mit Hilfe der verschiedensten technischen Mittel, mit Hilfe von eigenartig hergestellter Beleuchtung auf das empfindliche Papier zu bringen. So stellt man fest, daß diese Bestrebungen, die anfangs nur Liebhaber zu interessieren schienen, schon günstigen Boden bei den Fachphotographen gefunden haben, die zuerst dieses Neue recht mißtrauisch und nnliebenswürdig betrachtet haben. Wo das Bessere war, war zu offensichtlich. Und wenn das Publikum, das doch ein Recht darauf hat, sich geschmackvoll und nicht geschmacklos photographiert zu sehen, erst gehörig unterrichtet sein wird, werden sich diese Bestrebungen, die ja im praktischen Leben Boden finden wollen, immer mehr und immer dauernder festigen.

An der Verwirklichung der neuen Anschauungen in der Photo-
graphie haben die Frauen einen wesentlichen Anteil. Die Ateliers,
die sich sichtbar bemühen, künstlerischen Anforderungen zu entsprechen
werden von Damen geleitet. Aber selbst die Warenhäuser beginnen
schon, diesen neuen Tendenzen Rechnung zu tragen.
In München, in Dresden und in manchen kleineren Residenzen
hat sich die künstlerische Photographie unter den Fachphotographen
schon viele Anhänger erworben. Man sieht das an den Auslagen
der Schaukästen. Am geschmacklosesten sind seltsamerweife die Aus-
lagen der Photographen in Berlin, wo man über die angehäufte Un-
summe von rohem Geschmack, Pose und Aufgeblasenheit noch immer
staunen muß, die jedes feinere Empfinden verletzen müssen. Doch
beginnt auch hier allmählich ein Wandel sich bemerkbar zu machen,
nachdem Künstler wie Parscheid, Dührkoop hier ansässig geworden
sind.
Diese neuen Ideen gingen also nicht von den Berufsphoto-
graphen aus, fondern von den Amateuren, die sich vielfach in heftigem
Kampf gegen die Leute von Fach durchsetzten und behaupteten. Dies
glich sich dann aus, indem Amateure Berufsphotographen wurden,
oder indem die Fachleute das Gute, Neue übernahmen und nutzbar
machten. Blättert man die photographische Literatur durch, so staunt
man über die Fülle von Material, das hier angehäuft ist und das
geeignet ist, manche künstlerische und kulturgeschichtliche Fragen an-
zuregen.
Es sind namentlich die Amerikaner, die sich schon lange auf die-
sem Gebiet praktisch versuchten. Sie stellten eine ganze Reihe tüch-
tiger Namen. Gerade sie mußte es reizen, aus diesem mechanischen,
von Menschen ersonnenen Apparat wieder etwas herauszulocken, was
eine Spur von Geist und Geschmack zeigte; es mußte sie locken, dieses
Technische geistig zu beherrschen.
So zeigen die Porträtstudien von A. Coburn außerordentlich
sanfte Töne, die den Konturen ihre Härte nehmen. Die kompakte
Festigkeit des Körperlichen scheint aufgelöst. Die feine und weiche
Art Gertrude Käsebiers kommt gut in einem Familienbild „Harmo-
ny" betitelt, zum Ausdruck. Das kleine Kind sitzt am Boden. Mann
und Frau stehen am Fenster, im Schatten. Die dunkle Beleuchtung,
aus der die Formen doch plastisch hervortreten, sich beinahe lebendig
herauslösen, hüllt alles in eine eigene lauschige Atmosphäre Ed. Gtei-
chen verfügt über ein hohes malerisches Gefühl. Für ihn ist die Auf-
nahme, das Bild ein Mittel, ein Stück Persönlichkeit zu offenbaren.
Er gibt ein Porträt der „Duse" und es ist mehr als ein Porträt.
Es ist Innerlichkeit darin. Die verschwimmenden Töne, die er liebt,
dämpfen die Luft. Dann wieder gibt er einen Akt, der sich so fest
und doch leicht aus dem Dunkel, das ihn rauh umfließt, abhebt, daß
man meint, die plastischen Formen von Leben erfüllt zu fehen. Wie

fein läßt er in das Fleisch rauhe, schwarze Töne hineinspielen, so daß das Ganze nicht als platte Fläche, sondern als lebenswahre Wiedergabe, die beinahe farbig wirkt, erscheint! so leicht ist das Licht verteilt. In dem Bild, das Rodin in seinem Atelier zeigt, beweist Steichen in der Art, wie er den Bildhauer im Profil gibt, an einer Statue, die nur halb sichtbar ist, wie er dann den weiten Hintergrund des Ateliers abgetönt als Raum mitbenutzt, den sicheren Blick für räumliche Wirkung. Durch seine zarte Handhabung, die nie zu deutlich den Sinn und die Absicht betont, erreicht er oft einen seltsam zaudernden Eindruck in seinen Bildern, der beinahe etwas Mystisches enthält. Dann wieder gibt er in einer kräftig aus dem Dunkel sicki lösenden Porträtstudie einen Gegensatz von Licht und Schatten, der an Rembrandt erinnert. Ein Eifenbahnbild von Alfr. Stieglitz hat feine Momente in der abendlichen Luftstimmung über den ab und zu huschend beleuchteten Schienensträngen. Ein anderes Mal strebt er danach, das Dämmerlicht der Nacht, das träumend alle Dinge einhüllt, in der Wiedergabe zu erzielen. In mehreren farbigen Bildern erreicht er beinahe vollkommen den Eindruck eines farbigen Holzschnitts. Ausgezeichnete Kinderbilder in lebendiger Beleuchtung gibt Mathilde Weil.

Die Engländer haben einen tüchtigen Landschafter in Hinton. Er ist sehr einfach und wirkt in dieser Ruhe wohltuend. Ein Stück Wiefenland, das ein Bach durchfließt, weiter nichts. Gerade, daß die Photographen es lernen, so anspruchslose Motive zu wählen, und es doch verstehen, diese mit einem Reiz zu umkleiden, das zeigt das gute Niveau ihres Geschmacks.

Die Wiener haben in den drei Namen Hennoberg, Kühn, Watzek Landschafter, die von den Amateuren selbst einstimmig als die besten bezeichnet werden. „Weiße Segel" von Watzek ist ein duftiges Bild. Fein spielt das Sonnenlicht auf dem Wasser, auf den breiten Segeln; es ist überall Bewegung und Leben im Licht, nirgends ein toter Punkt. Bis ins kleinste ist alles beobachtet und mit Leben ausgefüllt. Das Absichtliche, der Ausschnitt der Natur, ist vollkommen in Komposition eingesetzt, ohne willkürlich zu werden. Hennebergs „Platz in Kempten" erfreut durch den starken Gegensatz der weißen kleinen Häuser und der breiten Massen der großen dunklen Bäume, die auf dem Platz stehen, in der perspektivisch alles richtig steht und räumlich weit wirkt. Kühn's „Pappeln am Wasser" geben gut gelungene, anspruchslose Landschaften, die gerade durch ihre Einfachheit wieder wirken und beweisen, wie sehr Kühn auf das Malerische hinarbeitet. Ein Studienkopf ist so fein und erlesen komponiert, als hätte ein Lenbach die Anordnung geleitet oder beeinflußt. Außer diesen ist noch Iul. Hofmann zu nennen, der in einem Bilde „Großstadtluft" seinen speziellen Sinn für das Duftige der Erscheinung bekundet. Spitzer gibt überaus kräftige Bildnisse von Malern, die

hervorragend sind durch präzise Erfassung des Charakteristischen und durch die treffliche Wiedergabe dieses Seelischen. Für Spitzer ist ein Mensch eine Machtäußerung. Und dementsprechend haben seine Bildnisse etwas Elementares. Er strebt eine Wucht der Erscheinung an, die keine kleinlichen Noten duldet.

In Deutschland sind es die Städte München, Dresden und Hamburg, die eine ganze Reihe tüchtiger Kräfte stellen, und es fällt auf, wie geschmackvoll ab und zu schon die Auslagen der Photographien sich repräsentieren. In Hamburg hat der frischere Wind, der hier dank Lichtwark in der Kunst weht, auch die Photographie beeinflußt. Hat doch dieser intelligente Direktor nach und nach alles in den Bereich seiner Erörterungen gezogen, was zu einem guten Dasein gehört, nach dem Vorbild von Ruskin und Morris. Er hat auch die Lichtbildkraft gepflegt. Speziell hat er immer darauf hingewirkt, in Dilettantenkreisen den Sinn für künstlerische Wirkung zu heben, und er hat damit viel Anregung gegeben, da in diesen Kreisen noch viel ungebrochene Frische und Freudigkeit für die Sache lebt.

Dührkoop ist einfach, klar, sachlich, packt sein Problem sicher an uns löst es. Fein ist das anspruchslose Porträt eines alten Mannes, der in einer charakteristischen Haltung, etwas vornüber gebeugt, die Hände in den Taschen, dasteht. Der Kopf ist lebendig modelliert. Ebenso lüchtig ist das Bild „Kind am Tisch". Es ist überaus erfreulich, wie fein diese Künstler mit dem Licht operieren. Durch eine besonders gewählte Stellung, die ganz unauffällig bleibt, wissen sie die Vorstellung von Raum und Luft im Raum zu geben. Farbige Wirkungen strebt G. Trinks in seinen „Farbigen Schatten" an, die in ihrer violetten Farbengebung wie ein Bild wirken. Wie fein benutzt er die natürlichen Töne des Papiers! Erfurths Bildnisse sind breit und weich zugleich. Er hat sein Augenmerk darauf gerichtet, durch feine Momente — z. B. wie er eine Hand legt und wiedergibt — das Porträt zu heben. Er schafft Lichtgegensätze. Er setzt ein Bild in die Landschaft hinein, ins Freie. Er weiß das Momentane, das den Charakter offenbart, seinem Modell abzulauschen, in Bewegung und Blick. So bei dem Bildnis: „Gotthard Kuehl" und einem überaus feinen weiblichen Porträt, bei dem die dunkle Gestalt mit dem heller beleuchteten Kopf in so sprechend lebendiger Weise sich plastisch von dem Hintergrund abhebt! neben ihr steht ein zartes Bäumchen, das Rosen trägt. Es sind auf diesem Bilde so fein die Massen abgewogen und verteilt, die sich reizvoll steigern und ablösen. Dem Natürlichen einer momentanen Bewegung ist hier etwas Bleibendes abgelauscht.

Dieser kurze Überblick will nur andeuten, um in die Materie einzuführen. Der Anhänger, die selbst tatkräftig mitarbeiten, werden immer mehr. Es kommt nun nur darauf an, daß das Publikum sich nicht nur theoretisch von diesem Neuen in der Photographie un-

terrichten läßt, sondern auch praktisch mit eingreift. Gerade dem
Publikum ist hier eine einflußreiche Rolle zugewiesen. Wenn es
darauf besteht, geschmackvoll und nicht geschmacklos aufgenommen
zu werden, wird viel gewonnen sein; nicht nur für die Praxis, son-
dern für das Leben, für die Kultur überhaupt.
Daß diese Bestrebungen nicht vom Himmel fielen, dafür kann
man auch Beweife anführen. Es existieren Bilder des Engländers
David Hill f, die so kräftig eine malerische Wirkung bewußt anstre-
ben, die so sicher dem Charakteristischen sich unterordnen, die so plastisch
in der Modellierung sind, daß sie noch jetzt mit Ehren bestehen. Sie
stammen aus dem Iahre 1843 und sind zudem noch, wie natürlich,
mit ganz primitiven Hilfsmitteln hergestellt, ein Zeichen, daß Pho-
tographie nicht allein nur Technik ist.
Das, was sie mehr ist als Technik, hat man in der Gegenwart
immer mehr herausgebracht. Die Vervollkommnung der Technik
hat diesem Ziel dienen müssen. Wir sprechen darum jetzt von einer
künstlerischen Photographie. Damit ist viel Verwirrung angerichtet
worden. Es soll damit aber weiter nichts gesagt sein, als daß man
bestrebt war, sich von der künstlerischen Allgemeinkultur der Geqen-
wait so beeinflussen zu lassen, daß die Technik, die erst nur gehandhabt
wurde, sich nun differenzierte, künstlerischer gehandhabt wurde.
Damit greift die Photographie nicht über die ihr gezogenen Grenzen
hinaus. Sie macht sich uur die künstlerischen Tendenzen zu Nutzen,
um ihr eigenes Wesen daran auszubilden und nicht zurückzustelm im
Kulturbild der Gegenwart.

G. von Koldenmnz!

Bornholmer Eindrücke

Erst in den achtziger Iahren des vorigen Iahrhunderts wurde die dänische Insel Bornholm für die deutschen Sommerfrischler und Touristen entdeckt. Wie so oft waren es Maler und Literaten, die auf der Flucht vor dem lärmenden Getriebe der Großstadt auf dem stillen Eiland mitten im Meere eine grandiose Naturszenerie von typisch skandinavischem Gepräge fanden. Damals herrschten noch recht primitive Zustände auf Bornholm. Wer in den kleinen Hotels der Hafenstädte kein Unterkommen fand, quartierte sich in einer Fischerhütte ein und lebte hier fern vom Großstadtlärm ein idyllisches Dasein bei Fischgerichten, roter Grütze und Aquavit. Hermann Hendrich fand damals in den Klippen der altersgrauen Ruine Hammershus das Motiv zu seinem besten Bild, der „Traurigen Weise", Ernst von Wolzogen und zahlreiche andere Schriftsteller und Maler haben auf Bornholm tiefe Natureindrücke empfangen. Die Reise nach der klippenreichen Insel war zu jenen Zeiten ziemlich beschwerlich. Man mußte die dänischen Postdampfer von Kopenhagen aus benutzen, die meist recht altersschwache Nußschalen waren und bei stürmischem Wetter die Überfahrt zu einem Schrecknis machten. Ein Postdampfer ging damals mit Mann und Maus unter und die deutsche Künstlerkolonie brachte für die Hinterbliebenen eine namhafte Summe auf. Die beschwerliche Überfahrt ist wohl auch der Hauptgrund für die Vernachlässigung, die das dänische Mutterland der Insel zuteil werden läßt.

Heute haben sich die Verhältnisse schon merklich verschoben, seit dem vorigen Iahre fährt die Stettiner Bräunlichlinie viermal in der Woche zahlreiche Touristen und Badegäste nach Bornholm. Wer den morgens in Berlin abgehenden Schnellzug nach Saßnitz benutzt, kann die Reise in einem Tage machen. Tie Postdampfer fahren von Saßnitz bis zur Nordspitzc der Insel, wo umgekehrt wird, nur 41/2 Stunden. Der Reisende, dem am Morgen noch die letzten heimkehrenden Nachtschwärmer der Weltstadt begegneten, ist am Abend dem tosenden Weltstadttrubel entrückt und kann in der idyllischen Ruhe des von der Ostsee umspülten Eilandes schwelgen. Auf den sauberen, grell mit Ölfarbe gestrichenen Häuschen mit ihren anheimelnden Ziegeldächern flattert der Tanebrog im frischen Seewind.

G. von Koldemanz
Bornholmer
Schöngewachsene, blonde Menschenkinder mit blauen Augen stehen
am Hafen, auf den Weiden ergeht sich das Vieh im Freien. Eine
üppige Vegetation bekränzt die Straßen, in der Ferne erheben sich in
hoheitsvoller Majestät die kahlen Granitfelsen, in der Heide aber
leuchtet mit köstlichem Violett die Erika.
Die Insel Bornholm besteht zu zwei Dritteln aus Granit und
hat durchaus den geologischen Charakter der skandinavischen Halb-
insel, von der sie nur durch einen 87 Kilometer breiten Meeresarm
geschieden ist. Von der Nordspitze Bornholms kann man die gegen-
überliegende Küste Südschwedens erkennen, und allabendlich leuchten
die Blinkfeuer der schwedischen Leuchttürme herüber. Die Meeres-
höhe des kristallinischen Gebirges übersteigt durchschnittlich nicht 95
bis 125 Meter, aber der große Reiz der Felsformationen Bornholms
liegt in den imposanten jäh in das Meer abfallenden Steilrändern
mit ihren wildromantisch zerklüfteten Felsschluchten und den zahl-
losen vorgelagerten Klippen, an denen die Brandung der Ostsee seit
Iahrtausenden nagt. Ein prächtiger Heiderücken erstreckt sich über die
Mitte der Insel, die sich gegen Süden in Sandformationen abflacht.
Die beiden malerischsten Punkte Bornholms sind die gewaltigen stei-
len Felsklippen von Hilligdommen und die Ruinen der alten Feste
Hammershus mit ihren romantischen Waldpartien und den vor-
gelagerten phantastischen Klippen.
Während der südliche Teil der Westküste ziemlich flach zum Meere
verläuft, beginnen gegen Norden die Klippen mächtig emporzusteigen.
Bei dem fagenumsponnenen Iohns Kapell fällt die Klippenwand
150 Fuß hoch steil in das Meer hinab. Einsam ragt hier ein gewal-
tiger, der Küste vorgelagerter Felsblock empor, zu dessen Fuß eine
Holztreppe herab führt. Bei Westwind kann man hier ein Bran-
dungsschciuspiel genießen, das seines gleichen sucht. Häuserhoch lecken
die riesigen Wogenkämme an der steilen Felswand empor und der
Gischt fegt in feinstem Sprühregen über die Klippenwand. Hier ist
ein Schiffsfriedhof, wie die Ostsee wohl keinen zweiten besitzt. Zahl-
lose Schiffe sind hier im Laufe der Iahrhunderte gescheitert. In der
Weihnachtsnacht des letzten Iahres zerschellte der schwedische Dampfer
Erik an den Klippen bei Iohns Kapell. Das Rettungsboot mit vier
Mann der Besatzung wurde sofort an der Felswand zertrümmert, der
Kapitän unb fünf Matrosen retteten sich, indem sie auf einen schma-
len Felsvorsprung hinübersprangen. Zwei Matrosen kletterten die
steile Felswand empor und holten aus einem nahe liegenden Gehöft
Hilfe für die Kameraden, die mit Seilen emporgezogen wurden. Wer
die glatte Felswand im Sonnenlicht gesehen hat, kann nur mit
Schaudern an diese grausige Kletterpartie in stürmischer Dezember-
nacht denken. Leider enden die Schiffbrüche nicht immer so gut, meist
ist das hier auf die Klippen laufende Schiff mit Mann und Maus
verloren. Hoch oben am Ufer führt an dem Fischerdorf Vang vor-

bei und dem herrlichen Waldtal Finnedalen der Weg zur Ruine
Hammershus, die sich auf einem mächtigen Granitplateau erhebt.
Zerfallen sind heute die gewaltigen granitnen Ringmauern und die
Reste imposanter Backsteinbauten künden, von malerischer Vegetation
umwuchert, von den erbitterten Kämpfen, die einst um dieses feste
Schloß geführt wurden. Im zwölften Iahrhundert von dem Erz-
bischof Eschild in Sund erbaut, war die Feste Hammershus ein dau-
erndes Streitobjekt zwischen Dänen, SckMden und Lübeckern. Im
Schatten des pittoresken Burghofes läßt sich gut träumen. Weit
schweift der Blick übers Meer bis zum schwedischen Festland hin, stolze
Schiffe ziehen mit vollen Segeln vorüber und aus den Schornsteinen
der Frachtdampfer kräuselt sich der Qualm am Horizont zu phan-
tastischen Gebilden. Die Sonnenuntergänge sind hier von leuchten-
dem Farbenzauber, vom schwefligen Gelb bis zum etwas süßlichen
Himbeerrot sind sie in allen Varianten zu schauen. Lieber sind mir
die trüben Tage, wenn der Himmel finster blickt und die Wolken wild
zerrissen erscheinen, dann leuchtet am Abend das Meer oft in dunkler,
unheimlicher Bläue. Zum Osten fällt der Burgberg in starren Fels-
schroffen hinab, ein Paar schwindelnde Pfade führen hinunter in die
Klippen. Hier hat das unablässig nagende Meer die Felswand zer-
klüftet und ausgehöhlt. Ein phantastisches Gebilde, die sogenann-
ten Löwenköpfe, in Wirklichkeit mehr Kameelköpfen ähnlich, haben
dem tausendjährigen Ansturm getrotzt und an Sturmtagen bietet die
Brandung hier tausendfältige Reize. Die Ostsee spielt aber oft den
auf den höheren Klippen dem Meeresschauspiel Zuschauenden einen
Streich nnd durchnäßt sie mit einer Riesenwelle bis auf die Haut.
Von hier ziehen sich die schroffen zerklüfteten Klippenbildungen bis
zu dem nahen Hammerhafen, wo der Bornholmer Granit in flinke
Segler verladen wird, um in Deutschland als Straszenpflaster Ver-
wendung zu finden. Auf dem nahen Oerneberg erhebt sich ein vier-
zig Fuß hoher Leuchtturm und auf der Nordspitze der Insel ist eben-
falls ein Leuchtturm mit Nebelhornstation errichtet. Der eisenhaltige
Granit bewirkt hier starke Abweichungen der Magnetnadel und die
Schiffer dürfen sich bei Passage der Nordspitzc nicht zu sehr auf ihren
Kompaß verlassen.

An der Nordküste ist das Fischerdorf Sandwig, der Hauptbade-
platz der Insel, gelegen, wo sich im letzten Iahrzehnt ein lebhaftes
Treiben entwickelt hat. Zahlreiche Hotelbauten, teilweise auch mit
deutschen Wirten, sind entstanden und an dem einzigen Badestrand
der Aaasandbucht hat sich in ungenierter Fröhlichkeit ein Familien-
bad etabliert wo sich gertenschlanke Däninnen neben feisten Berline-
rinnen im Trikot tummeln. Die gemeinschaftliche Badezeit beginnt
zwar erst gegen Mittag, aber auch vorher wird die Sache nicht so
streng genommen und besonders während der Badezeit des schönen
Geschlechts betätigt sich die Herrenwelt sehr eifrig als interessiertes

Publikum. Es scheint, als ob die gesunde Harmlosigkeit der Däninnen erfreulich auf die deutschen Besucherinnen abfärbt. Eine ältere Dame, die dies nach ihren Begriffen sittenlose Treiben an der Mittagstafel scharf verurteilte, konnte ich wenige Tage später mit Vergnügen dabei überraschen, wie sie während der Herrenbadezeit durch ein Opernglas eingehende anatomische Studien trieb.

Dicht an die Schwesterstadt Sandwig schließt sich Allinge mit seinem Hafen. Hier wird bei Westwind ausgebootet, während bei Ostwind die Dampfer vor Hammershafen liegen. Das klippenreiche Fahrwasser gestattet den großen Schiffen keine Einfahrt in die Häfen und so mancher totenblasfe Passagier, der sich während der Überfahrt tapfer gehalten hat, verfällt in, Angesicht der rettenden Küste noch den Schrecken der Seekrankheit. Allinge ist der Ausgangspunkt für die Bornholm besuchenden Touristen.

An der klippenreichen Küste führt ein dreistündiger Weg von Allinge nach Helligdommen, der imposantesten Felsszenerie der Nordostküste, dem vergleichswütige Leute den schönen Namen „Das nordische Capri" aufoktroyieren möchten. Helligdommen mit seinen phantastischen starren Felsbildungen ist wohl der landschaftlich reiz-vollste Punkt Bornholms. Dort feierten in altersgrauer Vorzeit die Ostseewikinger ihre heidnischen Opferfeste. Ein „heiliger Quell" entspringt dicht unter dem Meeresspiegel der Felswand. Herrlich ist es, hier an stürmischen Tagen auf hoher Felsklippe zu liegen und auf die tosende Brandung mit ihren Schaumkämmen, die sich tausendfach brechen, hinabzuschauen, herrlich ist es aber auch bei ruhiger See an den Klippen und Felswänden im Boot entlang zu fahren. Tiefe Höhlen und Spalten hat der unablässige Wogenprall der Ostsee hier in die starren Granitwände gerissen, in die man hineinklettern kann. Der erst vor dreißig Iahren entdeckte „schwarze Topf" ist achtzig Meter tief. Phantastisch und bizarr ragen steile Felsnadeln und Granittürme aus dem Meer empor. Auf jedem Felsvorsprung, in jedem malerischen Winkel sitzen fleißige Maler und bannen die Reize der Natur auf ihre Leinwand. Im Vorjahre weilte Professor Kall-morgen von der Berliner Kunstakademie wochenlang mit seinen Schülern auf Bornholm. Besonders aber die Malweiber haben sich Boricholm zu ihrem Eldorado erkoren und treten an besonders schönen Punkten in Massen auf.

Südlich von Allinge ist die Küste sehr klippenreich, doch erreichen die bizarren Felsgebilde hier keine sonderliche Höhe. Am Strande führen ein paar reizvolle Pfade durch das Gewirr der Klippen und bieten zum Teil prächtige Ausblicke auf das Meer. Teilweise ist die Küste mit losem Steingeröll bedeckt, das die Meereswogen glatt ge-schliffen haben in unermüdlicher Arbeit. An einer Stelle hat jemand diese zahllosen Steine zur Bildung eines Steingartens verwendet, der mit seinen seltsamen Gebilden die Monotonie der Klippen unter-

bricht. Etwa zwanzig Minuten südlich der Klippe wird das phantastische Felsgewirr plötzlich von einem Stück köstlichen Badestrandes unterbrochen. An beiden Seiten dieser „Sandras" genannten Strandstrecke bilden zerklüftete Felswände natürliche Badekabinen zum Auskleiden. In malerischem Durcheinander liegen im heißen Sand Männlein und Weiblein und lassen sich von der Sonne die Glieder bräunen. Nach erfrischendem Bade in der Ostsee pflegt man der holden Ruhe. Ganz ungefährlich ist das Baden allerdings nicht, und nur der geübte Schwimmer darf sich weiter hinaus wagen. Alljährlich fordert hier die Ostsee ihre Opfer. Vor ein paar Iahren war es in der Sandras noch still und einsam, jetzt ist die Zahl der Besucher schon zu groß und der intime Reiz dieses Freibades leider dahin geschwunden. Schöngewachsene schlanke Däninnen tummeln sich in den Fluten, skandinavische, deutsche und russische Laute dringen an das Ohr. Am Strande liegen bronzefarbene Männergestalten, denen Meerwasser und Sonnenbrand das Aussehen von Singhalesen gegeben hat, und zu all dem fröhlichen Treiben schlagen die schaumgekrönten stahlblauen Wogen der Ostsee ihren monotonen Takt. Leider hat ein dänischer Schriftsteller durch sein Sommerhäuschen den bequemen Strandweg zur Sandkas verbaut, so daß man entweder mühsam über die Klippen klettern oder den Umweg auf der Landstraße wählen muß.

Abgesehen von den sieben kleinen Stadtgemeinden — die Hauptstadt Rönne zählt nur 10 000 Einwohner — besteht die Einwohnerschaft Bornholms aus Fischern und Bauern. Letztere wohnen nicht in Dörfern sondern auf der Insel verstreut, und jeder Bauer sitzt in der Mitte seines Grund und Bodens. Um die Wirtschaftsgebäude breiten sich nach alter germanischer Sitte die Felder und können so leicht und mühelos bestellt werden. Reich ist die Insel an Erinnerungen aus vorhistorischer Zeit und tausende von Grabstätten hat man aufgedeckt. Zahlreiche Runensteine sind erhalten und auf den flachen Klippen sind vielfach bildliche Darstellungen aus alter Zeit, sogenannte Helleristninge, gefunden worden. Leider wurden die meisten Funde dem Museum nordischer Altertümer in Kopenhagen überwiesen, aber das Museum in Rönne enthält immer noch genug des Interessanten.

Eigenartig sind die aus der frühesten christlichen Zeit stammenden vier Rundkirchen mit ihren starken Ringmauern und den in späteren Iahrhunderten aufgesetzten zuckerhutähnlichen Spitzdächern. Sie wurden in dem zwölften Iahrhundert vom Erzbischof Egino von Sund als Wehrkirchen erbaut, da diefer geistliche Herr viel Streit mit dem Dänenkönig Sven Grashe hatte. Die starken Mauern der Rundkirchen enthalten bis 70 Zentimeter breite Treppen, die zu den

oberen Stockwerken führen. Das letzte Stockwerk bildete eine zinnen-
gekrönte Brustwehr zu Verteidigungszwecken. Alle vier Kirchen ent.
halten einen steinernen Mittelpfeiler.
Bei den Einwohnern Bornholms kursieren phantastische Spuk-
und Koboldgeschichten. Heidnische Überlieferungen, die geheimnis-
vollen Meeresstimmungen, die gespenstischen Nebel haben bei den
Fischern den Glauben an die „Pulstinge" entstehen lassen, eine bös-
artige Sorte tückischer Kobolde, die den armen Inselbewohnern gern
allerhand Schabernack spielen. Auch den sommerlichen Besucher er-
greifen leicht solche romantischen Stimmungen, und wenn der Abend
kommt, wird die Phantasie lebendig und bevölkert die starren Fels-
bilde mit Gestalten aus alten Zeiten. Wir modernen Menschen
passen gar nicht so recht zu diesem wildzerrissencn Küstengebilde, als
dessen natürliche Staffage man sich nur alte Wikinger- und Strand-
räubergestalten denken kann.
Doch zurück zu realeren Dingen! Ich will noch schnell einige
Reize der nordischen Küste enthüllen. Der frische Seewind zehrt und
die Dänen schlagen bei Tisch eine gute Klinge. Schon am frühen
Morgen wird man vor eine schwerbeladene Tafel geführt. Lachs und
andere Räucherwaren, allerhand kalter Aufschnitt und Braten, köst-
liche Gemüse- und Fischsalate, Eier und Käse, dreierlei frisches Brot
und delikate Butter locken zum stärkenden Morgenimbiß. Die
Mittagstafel zeichnet sich durch ihre famosen Fischgerichte und die
bekannte dänische rote Grütze aus, die in mannigfachen Varianten
auftritt. In der Erdbeerzeit gibt es mittags einen gehäuften Teller
dieser würzigen Früchte mit Sahne. Allabendlich erwartet den Gast
wieder die gehäufte Tafel, verstärkt durch ein warmes Vorgericht
und zahlreiche pikante Einlagen. Ein Aquavit befördert die Ver-
dauung dieser etwas ungewohnten Genüsse und an rauhen Tagen
krönt ein steifer Grog, hier Toddy genannt, das schwere Tagwerk mit
heiterem Glanz. Auch Whisky mit Soda ist bei dem Klima Born-
holms ganz bekömmlich. Der Verbrauch an Körperwärme durch die
Seeluft ist so stark, daß ein weiser Mann beizeiten vorbeugt. Ganz
kluge Leute aber setzen sich abends in eine stille Ecke und mischen sich
dort Rotwein mit schwedischem Punsch. Der Trunk sorgt für ruhi-
gen Schlummer, wenn die Ostsecwindc noch so wild um die oft etwas
luftigen Bornholmer Dächer pfeifen.

Run
schau
Schillings Meike. Auswahl in
3 Bänden, mit 3 Porträts Schellings
und Geleitwort von Prof. Arthur
Drews, herausgegeben und einge-
leitet von Otto Weih. Leipzig,
Verlag von Fritz Eckardt.
Die Naturphilosophie Schellings
war Iahrzehnte hindurch der Ver-
gessenheit anheimgefallen. Nur wer
die deutsche Romantik näher studierte,
der fand in den Literaturgeschichten
in diesem Abschnitt auch einen Hin-
weis auf Schelling und seine „ro-
mantische" Philosophie oder gar ein
Kapitel, das sich ausschließlich mit
diesem Denker der Ästhetiker beschäf-
tigte. Nur einige erlauchte Geister
wiesen von neuem nachdrücklich auf
ihn hin. Kuno Fischer schrieb ein
stets bedeutsam bleibendes Werk über
ihn, auch Eduard v. Hartmann Ver-
danken wir eine tiefgründige Dar-
stellung seines Wirkens. Im letzteren
Falle hatte wohl eine Wesensver-
wandtschaft mit dazu beigetragen,
daß diese Darstellung in so vollende-
ter Weise geglückt ist. Und wieder-
um hat jetzt ein Schüler Eduard von
Hartmanns — Professor Arthur
Drews in Karlsruhe — eine äußerst
sublime Einleitung zu der oben ge-
nannten neuen Schelling-Ausgabe,
die Otto Weiß in sorgfältigster Liebe
redigiert hat. versaht. Die moderne
monistische Bewegung, deren eigent-
licher Genius und Prophet wie
grundlegender Philosoph wiederum
Eduard von Hartmann ist mit seiner
Lehre vom Unbewußten, hat das
Feld für Schelling und seine Ideen
und Ideale wieder einigermaßen
vorbereitet. Auch find neuerdings ei-
nige andere Arbeiten über Schelling
erschienen. Fechner ging seine eige-
nen seltsamen Wege- aber auch er
war in mancher Beziehung ein Nach-
fahre Schellings. Beider „Identitäts-
Philosophie" geht schließlich auf Spi-
noza zurück und, wenn man will, auf
noch viel ältere Denker, auf altdeut-
sche und endlich altgriechische Mysti-
ker und Nllturphilosovhen. Gerade
der moderne Monismus hat auch
Beziehungen zur alten noch nicht du-
alistischen Philosophie der Vorsokra-
tiker und zur Weltauffassung der
Renaissance, der Giordano Bruno,
Pico von Mirandolll u. a. Kein

Wunder, daß in diesem Kreise auch das leuchtende Gestirn des Romantikers Schelling wiederkehrt. Charakteristisch für unfere Zeit und ihre Denker — sie ist wie der Romantiker eine an Zukunftsideen überreiche, ja geradezu von geistiger Elektrizität geladene Übergangszeit, die auf ihren Messias mit tausend Sehnsuchten wartet — ist die fluktuierende Unbestimmtheit ihres philosophischen Wesens. Dasselbe Symptom charakterisiert Schelling. Seine Anschauungen sind in ewiger Entwicklung. Vom absoluten Ich Fichtes ausgehend, kommt er zum absoluten Objekt, — der Natur, deren geistige Wesenheit und Subjektivität, ja Souveränität er jedoch bald anerkennen muß, — in seiner „Identitätslehre", in der Seele und Natur, Denken und Sein als identisch gedacht werden und somit

der alte Gegensatz, der „Dualismus", überbrückt erscheint. Ich kann hier nicht des näheren darauf eingehen, zumal gerade in der Identitätslehre der objektive Gipfelpunkt der Philosophie Schellings erreicht ist; nur das möchte ich wenigstens noch andeuten, daß dieser geistvolle Denker sich selbstverständlich mit diesen Ergebnissen beruhigen konnte, weil dabei der Mensch, das Ich, das alte Ideal, zu kurz wegkam. Notwendigermeise gelangte Schölling weiter zu einer ästhetischen und ethischen Weltanschauung in seinen Ideen über die Bedeutung des Menschen als höchste Offenbarung Gottes, über die künstlerische und ethische Betätigung des Menschen (vgl. „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit". 1809).

Die neue Ausgabe — drei stattliche Bände in außerordentlich vornehmer und würdiger Ausstattung — enthält auf zirka 2300 Seiten alle wichtigen und für die Gegenwart bedeutungsvollen Schriften unverkürzt und zwar:

Band l: Die Schriften zur Naturphilosophie.

Ii: Die Schriften zum Identitätssystem.

„ III- Die Philosophie der Kunst, die Schriften zur Freiheitslehre und eine Ausmahl aus der positiven Philosophie.

Die ausführliche Einleitung des Herausgebers geht auf das Leben, die geschichtliche Stellung und Bedeutung Schellings ein und entwickelt seine Philosophie im Hinblick auf die Schriften in ihrer chronologischen Reihenfolge- Die Einleitung soll das Eindringen in die Werke Schöllings an jedem Punkte in gleicher Weise ermöglichen. Ausführliche Personen- und Sachregister erhöhen den wissenschaftlichen Wert der Ausgabe noch besonders. Seiteneinteilung stimmt mit der Originalausgabe (1S5K—611 Lberein.

Hans Benzmann.

Richard Wagners Portrait, das mir als Titelbild im vorigen Heft brachten, stammt aus dem Atelier

Franz Hanfstaengl, München, wo außer dieser Reproduktion noch eine ganze Anzahl weiterer Bilder entstanden und auch im Kunsthandel in den verschiedensten Formaten erhältlich sind.

Musikbeigabe

Mufikbeigttbe
^18 ick Died Ksum ÃŸsssd'n.

Zu unsrer Musikbcigabe
vr. Rudolph Bergh
In den letzten Iahren ist die Aufmerksamkeit der Musikfreunde erfreulicherweise in immer steigendem Matze auf einen still für sich schaffenden, jedes Mittel der Reklame in vornehmer Bescheidenheit verschmähenden, ernsten Tonkünstler gelenkt morden, der mit ganz besonderer Hingabe sich der Liederkomposition widmet, ich meine Rudolph Bergh. Seine Schöpfungen haben ganz besonders in den sangesfreudigen Rheinlanden Eingang gefunden, besonders seit seine Gattin Franziska geb. Tiecke, die glückliche Besitzerin einer der machtvollsten Altstimmen und zugleich die denkbar geeignetste Interpretin seiner Lieder sich dort die Konzertsäle und die Herzen der Zuhörer erobert hat. Unter diesen befanden sich auch die Besitzer des neugegründeten, keineswegs bloß nach kaufmännischen, in erster Linie durchaus nach rein künstlerischen Grundsätzen geleiteten Verlags Tischer 6 Iagenberg in Köln, die nunmehr für die Verbreitung der neuen Werke Rudolph Berghs sorgen wollen.
Er hat erst verhältnismäßig spät die Musik zu seinem ausschließlichen Beruf erwählt. Geboren 22. September 1859, betrieb er sie zunächst nur nebenbei, wenngleich er gründlichste musikalische Studien in seinen llnioersitätsferien bei Heinrich von Herzogenberg und Heinrich van Enten in Berlin getrieben hatte. Er mar nämlich bis 1903, in welchem Iahre der Erfolg seines Streichquartetts op. 10 ihn für immer der Musik ausschließlich in die Arme warf, besoldeter Dozent für vergleichende Entwicklungsgeschichte und Histologie an der Universität in Kopenhagen, die ihm, da er Ausgezeichnetes in seinem Fache geleistet hatte, das für ihn eigens geschaffene Laboratorium und den Lehrauftrag noch drei Iahre nach seinem Weggang nach Berlin und völligem Übergang zur Musik offen hielt, in der Hoffnung, dasz er zur Wissenschaft wieder zurückkehren würde. Er war nämlich in der Zoologie von Iugend auf heimisch, da sein Vater, ein sehr bekannter Arzt, dem zu Ehren das Bergh-Hospital in Kopenhagen gegründet worden ist, durch seine zoologischen Forschungen

berühmt war, während andererseits in der Familie der Mutter musikalische Begabung mehrfach vertreten war.

Bis jetzt hat Rudolph Bergh einige dreißig Werke veröffentlicht. Das größte davon ist vorläufig sein eben erschienenes „Requiem für Werther" (op. 32, Text von Ricarda Huch) für Altsolo, gemischten Chor und großes Orchester. Die meisten anderen Werke, unter denen ich außer dem schon ermähnten, durch einen Variationssatz besonders bemerkenswerten „Streichquartett" noch auf die groß angelegte, inhaltsreiche, aber nicht gleich umgängliche „Sonate für

Musikbeigabe
Klavier und Violine" und ein dem.
nächst herauskommendes „Klavier-
trio" in c-moll nachdrücklich hinwei-
sen möchte, bestehen aus Liedern für
eine Singstimme mit Klavierbeglei-
tung. Sie find sämtlich auf deutsche,
sorgsam ausgewählte Hexte kompo-
niert und zeugen von einer mahrhaf-
ten Innerlichkeit und Gemütstiefe.
Dem seichten Geschmack des groszen
Publikums find darin niemals Kon-
zesstonen gemacht. Bergh unterstreicht
nicht, wie z. B. Hugo Wolf, jedes
Wort des Textes, sondern sucht diesen
ähnlich wie Brahms nur in der all-
gemeinen, breiten Erfassung des
Etimmungsgehaltes dem Hörer zu-
gänglich zu machen. Die Deklamation
ist sorgfältig, mitunter aber absichtlich
einer musikalischen Phrase unterge-
ordnet. Die Klavierstimme ist reich
bedacht, aber dabei immer nur als
Begleitung behandelt. Lieder, die
eigentlich Klavierstücke sind, zu denen
die Gesangsstimme etwas ziemlich
Belangloses deklamiert, perhorres-
ziert Bergh — m. E. durchaus mit
Recht. In der Harmonik ist er keines-
wegs unmodern, geht aber allen ge-
suchten Kakovhonien aus dem Wege.
Er will in erster Linie Melodiker
sein und gibt darum auch der Sing-
stimme, über deren Bereich und na-
türliche Aufgabe er nie hinausgeht,
durchaus ihr Recht. Seine Lyrik ver-
dient sich das musikalische Haus zu er-
obern, wenngleich gerade die o!-
artigsten seiner Lieder so recht nur
im Konzertsaal zur Geltung kommen
werden.
Um den Komponisten näh«
kennen zu lernen, möchte ich rate»,
zunächst einmal folgende seiner LK-
der sich anzusehen: „Der Tod Hot
keine Schauer mehr" und „Schlaf"
aus op. 8, „Kirchhof im Frühling"
und „Stumme Stürme" aus op. Il,
„Columbus" aus op. 21, „Eilende
Wolken aus op. LS und vor alle«
„Lethe" aus op. 35. Mit Bewilligung
des Verlags Dreililien in Halensee-
Berlin bieten mir hier unserm Leser-
kreis eines der einfachsten, jedermann
zugänglichen Lieder Berghs „Als ich
Dich kaum gesehen" und zur Ergän-
zung die hochpoetische, ihren Name«
mit Recht tragende „Elegie" aus dem
Klavierwerk „Stimmungen in Moll",
op. 22, deren nähere Bekanntschaft

sehr lohnt. Die „Kinderstücke" für Klavier, op. 27, sowie „Walzer" für Klavier zu 4 Händen (2 Hefte), die noch aus seiner Zoologenzeit stammen, sind mir bisher nicht be-könnt geworden.

Des Komponisten Pult soll auch eine Symphonie für großes Orchester bergen, die sich durch streng logischen Aufbau und vollendete Verarbeitung der großzügigen und gedankenreichen Themen auszeichnen soll. Hoffentlich wird sie schon in nächster Saison au» ihrem Dornröschenschlaf erweckt, ge-wiß eher in einer rheinischen Stadt als in Berlin, trotzdem Bergh hier ja seit Iahren — freilich in völliger Zurückgezogenheit — lebt.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Für dcn gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. Curt Radlauer, Berlin W., Traun» steiiierstraße 3. — Redakteur der Musikbeigabe: Alex Jadassohn in Berlin. — Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Lcipzigerstr. 115/16.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

.VX

Hermann Hendrich:
Felsschlucht am Meer
(Im Besitze des Herausgebers)

! '

"Â«? HeitschriftenSerlag <3rn b.S
35. Jahrgang. Vd. 138. Heft 435. <Lrste5 Auguftlzeft 19 U

Flgan Ã¶ernenen^Kunjl Vereinigung
Ã¶ev sessing-OeseMÃŸcrst

Kurd von Strantz, Verlin-Wilmersdorf:
Revanche
Frankreichs Iahrhundertelang überlieferte erfolgreiche Politik besteht darin, sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern. Wir haben leider den politischen und völkischen Begriff unseres Vaterlandes gänzlich vergessen. Zum alten Deutschen Reiche gehörten als reindeutscher Bestandteil die fränkisch-friesischen Küstenlandschaften vom Dollart bis zur Anthie, deren südliches Stück von Ludwig XIV. ab dem ohnmächtigen Mutterlande bissenweise entrissen wurde, sowie Lothringen, die Freigrafschaft und das Elsaß, deren Entfremdung teilweise (Verrat der drei Vischofsstädte) schon mit Heinrich II. von Frankreich begann. Nur V» Lothringens und nicht einmal das ganze Elsaß — der Südgau Beffert (Nelfort) blieb grundlos bei dem welschen Räuber — kam wieder zum Deutschen Reiche. Es sind bei Frankreich die nunmehrigen volk- und industriereichsten Departements Calais und Nord nebst Teilen der beiden Nachbardepartements im Norden, Meuse, der nordwestliche Zipfel von Moselle mit Lorzwy (Limyswick), der größte Teil von Meurche und ganz Vosges, sowie Doebs, also ungefähr 7 große Departements geblieben, deren Volksboden rein deutsch und wo im sog. französischen Flandern die Verkehrssprache noch heute vlämisch ist. Ich habe für diese alte deutsche Westmark den geschichtlich-sprachlichen Beweis in einem Büchlein') geliefert, das hoffentlich bald zum dritten Male aufgelegt wird, da die zweite Ausgabe vergriffen ist. In Deutschland sind wohl noch

') Kurd von Strantz: Das verwelschte Deutschtum jenseits der Weltmarken des Reichs. Eine Antwort auf das französische Rachegeschrei. Leipzig, 1903. Burkhard!. 2. ergänzte Auflage.

die alten Ortsnamen Moselbrück (Pout-ä-Mousson), Penzig, Tull
(niederdeutsch Lenk), Wirten (Verdun) u. a. m. bekannt, dagegen die
niederländischen, wie Boonen (Boulogne), Ardern (Ardres), Gingen
(Guines), zugleich Gaugrafschaftsnamen, schon weniger. Auch Kales
(Calais) gehört hierher, dessen englisch-niederdeutsches Gepräge noch
gegenwärtig jedem Besucher auffällt. Selbst im angeblich melloni-
schen Hennegau französischen Anteils finden sich folgende rein
deutsche Ortsnamen, die sich beliebig vermehren lassen: Bachant,
Ediehem (Enghien), Engelbrunnen (Englefonteine), Haspern
(Haspres), Hochberg (Hautmont), Leffel (Lecelles), Malbod, später
Monsoschc (Menbeuye), Marken (Marchines), Onningen (Onnaing).
Das reichsdeutsche Erzstift Kammerich kennen wir nur als Cambray
Bei dieser nationalgeschichtlichen Sachlage müßte man anneh-
men, daß das deutsche Volk mit Fug und Recht nach Rache schreit
und die Herausgabe des jahrhundertlangen französischen Raubes
tagtäglich verlangt, wie in Frankreich die Revanche und der Ruf nach
dem linken Rheinufer von Basel bis Rotterdam Monarchisten und
Sozialisten eint.*) Nirgends finden wir, sehr zum Schaden unserer
nationalpolitischen Enwicklung, nur das leiseste Rachegefühl. Dem
Deutschen kommt es gar nicht zum Bewußtsein, daß er als Volk noch
heute in Europa in zwei Großstaaten und vier Kleinstaaten ge-
spalten ist und reichlich 2 Millionen Volksgenossen in Rußland leben,
wovon nur etwas mehr als 200 000 Balten eine unter Wort- und
Rechtsbruch arg verstümmelte, im alten Ordens- und Reichs-
land erhalten gebliebene Selbstverwaltung besitzen. Wie würde
Frankreich rasen, wenn ihm dieses grausame Geschick widerfahren
wäre, das noch nicht gesühnt ist. Ja, im kleindeutschen Reiche
besteht noch eine Kleinstaaterei, die leider Treitschkes Seherwort vom
') Reichenbach, Revanche. Leipzig, 1811. Weicher. Die litera.
lisch erweisbare französische Volkserziehung in Schule und Heer wird
als eine zielbewußte, verleumderische Verhetzung der Volksseele wider
Deutschland urkundlich festgestellt, was die ReickMregierung be-
herzigen möge.
ibl>

werdenden Einheitsstaat Deutschlands zu Schanden macht. Trotzdem
ist dieser Bundesstaat der einzige Hort des in den andern deutschen
Staaten bedrohten Deutschlands, die sich sogar als alte kerndeutsche
Reichsländer gegen ein ausschließlich deutsches Gepräge mit Ent-
rüstung wehren. Österreich ist eine deutsche Siedlung, wo man in
nationaler Empfindungslosigkeit leider vergessen hat, die Tschechen
und Slowenen rechtzeitig einzudeutschen. Ungarn ist eine reichs -
deutsche Eroberung zugunsten seines Kaiserhaufes und noch der
Reaktionsminister Bach wollte und konnte es deutsch regieren.
Trieft wurde selbst von den deutschen Demokraten 1848 im Frank-
furter Parlament mit Recht als die süddeutsche Hafenstadt angesprochen
und ihm in der Volksvertretung Sitz und Stimme gewahrt.
Wie sieht es heute in dem uns doch verbündeten österreichischen
Kaiserreiche mit der Deutschgesinnung aus? Eine Wiener Hofrats-
gattin erklärte mir auf der Tiroler Mendel, wo schon der Rhönberg
als Monte Roen amtlich bezeichnet wird, daß die Österreicher doch
keine Deutschen feien, fondern nur deutsch sprächen, obwohl sie selbst
einen guten deutschen Namen führte und nur deutfch sprechen konnte.
Die gute Frau hat leider die lässige volkliche Empfindung der
Mehrzahl unferer Stammesgenossen des Habsburgerreiches nur allzu
deutlich verraten. Fast noch schlimmer steht es in den vier Klein-
staaten.
Luxemburg ist selbst nach französischem Zugeständnis sprachlich
rein deutsch. Trotzdem wird dort französifch regiert. Selbst die
Geldwährung ist französisch. Belgien gebärdet sich amtlich'als französisches
Gemeinwesen, obwohl fast ^ der Bevölkerung Vlamen und der Rest
Wellonen, d. h. bereits im Mittelalter französierte Vlamen. Aber
leider ist ein Viertel der Vlamen bereits doppelsprachig. Seit der
französischen Gründung des Königreiches wird geflissentlich das
niederdeutsche Volksgepräge unterdrückt und die geistige Oberschicht
verparifert, fo baß an der Seine ein erheblicher Bruchteil der Lite»
raten — Vlamen sind. Erst 1870 setzte die vlinnische Gegenströmung

ein, um wenigstens die sprachliche Gleichberechtigung der vlämischen Mehrheit zu erzwingen. Die vlämische Hauptstadt äfft Paris nach, wie die Regierung das Nachbarland, den Erbfeind gerccde der deutschen Niederlande, da mit deren Süden die Siege Ludwigs XIV. über das kaiserliche Mutterland bezahlt sind. Es besteht eine eigene Gesellschaft unter führender Mitwirkung der französischen Gesandtschaft, um die französische Sprache in Belgien auszubreiten, also die vlämische zu unterdrücken. Die belgische Regierung duldet dieses hoch- und landesverräterische Treiben, das auch geldlich von Frankreich unterstützt wird, obwohl es der landesgesetzlichen Gleichstellung der angestammten niederdeutschen Mundart widerspricht. Französisch ist ein staatsfeindlicher Eindringling. Die lange burgundische Herrschaft verschaff! ihm erst den Eintritt in den Adel und die Geistlichkeit, so besonders das reichsfreie Stift, obwohl es niemals der Landeshoheit unterstand, mit echt römisch-undeutscher Gesinnung sündigte. Das Volk ist noch heute rein deutsch, der sog. wallonische Volksteil keineswegs französisch. Das fürchterliche Petris verrät den Nichtfranzosen, wie das gleiche beim französisch redenden Westschweizer der Fall ist. Wallonisch hat keine Schriftsprache, und diesen Mangel haben die Französlinge benutzt, die romanische Mundart zufranzösieren. Die Verhältnisse ähneln den elsässischen und schweizerischen. Der wohlhabende, aber nicht besonders gebildete Elsasser oder Schweizer spricht bloß die allemannische Mundart und schämt sich dieser dem Fremden gegenüber, weil er Hochdeutsch bloß schreibt. Daher redet er lieber ein schlechtes Französisch. Niederdeutsch ist aber keine bloße Mundart, sondern der andere Sprachast des Deutschen, der einst ganz Norddeutschland beherrschte. Noch setzt versteht jeder märkische und pommersche Bauer den Holländer und Vlamen, wie auch jeder gebildete Deutsche dank des Quickborns und Reuters die niederdeutschen Sprachgenossen versteht und Vlämisch mit Leichtigkeit lieft. Nur sollten wir im deutschen Interesse unsererseits auch hübsch vlämisch antworten, was zur deutschen Bildung ge-Hort. Wir sind ja sonst so sprachenkundig.

In Holland, das Napoleon I. für eine Anschwemmung französischer Flüsse erklärte, worunter er den Rhein und die Maas begriff, und daher seinem Reiche einverleibte, feierte die Franzosenvorliebe anläßlich des Besuches des Präsidenten der französischen Republik gradezu entwürdigende Orgien. Die Mehrzahl der Blätter brachte französische Begrüßungen. Die widerdeutsche und widermonarchische Spitze war allzu deutlich. Dabei lebt Holland lediglich von der deutschen Gnade. Ohne das alte Mutterland wäre es ein englischer Vasallenstaat oder eine französische Provinz. Auch wirtschaftlich ist es auf den deutschen Zwischenhandel angewiesen. Leiten wir unsere Durchfuhr von Rotterdam und Amsterdam ab, so ist der holländische Handel tot, was man den echt niederdeutschen Eigenbrödlern gelegentlich zu Gemüte führen sollte. Von Deutschland leben, dessen Blut man in den Adern trägt, und Frankreich lobhudeln, läßt sich nicht vereinigen. Wir müssen verlangen, daß der Bewohner der Mündungslande unserer Flüsse Farbe bekennt und werden ihn danach behandeln. Im Notfall muß dem Deutschen sein Volkstum mit sanfter Gewalt eingebläut werden. Preußen hat Holland vom französischen Ioche befreit. Holländisches Blut fließt in den Adern zahlreicher Märker, Pommern und Westpreußen. Der Holländer ist trotz teilweise radikaler Gesinnung ziemlich rückständig. Er lebt noch im 18. Iahrhundert, wo die Bildung französisch war. Mit einer holländischen Base mußte ich französische Briefe wechseln, weil sie ihre deutsche Muttersprache dank des langen holländischen Aufenthalts nur noch sprechen konnte, was nicht nur für die Adels- und Hofkreise bezeichnend ist.

Der Schweizer lebt auch hauptsächlich vom deutschen Bruder aus dem Reiche als Fremden und Geschäftsmann. Die Eidgenossenschaft ist bis zum Iura und Genfer See das alte Oberschwaben. Trotzdem herrscht eine entschiedene Vorliebe für die Nachbarrepublik, die in der Revolution und den napoleonischen Wirren die schwache Schweiz grausam vergewaltigt hat. Die Frankfurter Zeitung, die keine Sreundin volksbewußter Überzeugung ist, veröffentlichte in einem

zeitgenössischen Bericht über die Gefangennahme Ludwigs XVI. fol-
gende Stelle über die königstreue Schweizergarde: „Die Schweizer,
die von der Nationalgarde im Stiche gelassen, vergebens dem wüten-
den Volkshaufen Widerstand leisteten, wurden die ersten Opfer der
entfesselten Grausamkeit. Die Leichname, die im Tuileriengarten
und in den Gassen umherlagen, waren bald völlig nackt ausgezogen. Die Weiber umtanzten sie und beschimpften sie mit scheuß-
lichen Obszönitäten Bollmann (ein Revolutionsfreund) er-
zählte noch, wie erbarmungslos man Schweizer, die man versteckt
fand, lebendig ins Feuer warf, wie man die nackten Körper ver-
stümmelte und einzelne Leichenteile im Triumphe davontrug, wie die
Weiber das Blut der Leichen tranken ..... Dieser kannibalische
Geist entmenschter Wut hielt noch mehrere Tage an. Der Löwe von
Luzern, Thorwaldsens edles Werk, verherrlicht die Treue der deut-
schen Rausläufer, die seit Iahrhunderten die Schlachten der franzö-
sischen Könige schlugen und die Größe Frankreichs begründeten. Das
war der Dank der ritterlichen Franzosen. Noch jetzt streckt die
Schwesterrepublik begehrlich die Hand über die Grenze, wie vor mehr
als hundert Iahren, aus und fördert amtlich die Französierung der
Wesrschweiz, ohne daß dieser schwäbische Bauernstaat Widerstand
leistet. Nur das als Tyrannenland verlästerte alte Reich, dessen
Glied er einst war, schützt ihn vor der französischen Zerstückelung oder
gänzlichen Aufsaugung.

Auf die Dauer sind aber die gedachten vier Kleinstaaten der
friedlichen französischen Durchdringung nicht gewachsen. Auch wir
können aus unferm Selbsterhaltungstriebe heraus diese deutschen
Außenlande mit IS Millionen, wovon 12^ rein deutschen Blutes
und der Zunge nach dem Franzosentum zur Blutauffrischung und
staatlichen Stärkung nicht überlassen. Es bleibt ihnen nur die Wahl
der französischen Einverleibung und volklichen Vergewaltigung oder
der Rückkehr zum Mutterland als selbständige Bundesstaaten bei
Schonung ihrer Eigenart. Die Wahl könnte ihnen bei dieser Alter-
native nicht schwer werden. Wir dürfen jedoch das weitere Liebäugeln

mit Frankreich nicht dulden, noch weniger aber dessen dreisten Französierungsbestrebungen untätig zuschauen. Wir müssen die deutschgesinnten Schweizer und vlämischen Belgier endlich auch amtlich unterstützen und Frankreichs Anmaßung mit Festigkeit entgegentreten.

So sieht also unsere bisherige Revanche aus, daß wir gelassen ertragen, daß man uns nicht nur die Westmarken entrissen hat, sondern sogar unsere Außenlande mit dem Ziele der Aneignung geflissentlich mit harmloser Offenheit verwälscht, weil man unsere nationale Empfindungslosigkeit und Kriegsscheu kennt und uns, die wir noch Bismarck erlebt haben, nicht mehr fürchtet. Schon achtet man uns nicht mehr im Ausland. Dem Auswärtigen Amt ist aus Marokko berichtet worden, daß sich unsere Reichsangehörigen schämten, Deutsche zu sein. Ich hoffe, unsere auswärtige Vertretung wird jetzt hieraus die erforderliche nationale Folgerung ziehen. Vergleichen wir mit unserer Schwäche die erfolgreichen Anstrengungen des Erbfeindes, dem noch jetzt und gerade gegenwärtig die endlich wieder befreiten Elsässer in würdeloser, fast ekelhafter Weise huldigen. Sie küssen die Hand, die sie geschlagen hat, woran freilich die deutsche Reichs- und Landesregierung erheblich mitschuldig ist.

Der Franzose, Staat, Kirche, Heer, Schule, selbst die Sozialdemokratie, leben und weben seit 1871 nur noch in dem Gedanken der Wiedervergeltung, der sich nicht bloß auf Elsaß-Lothringen, sondern auf das ganze linke Riheinufer erstreckt, was sich Belgien und Holland merken mögen. In Schule und Heer wird eine so grobe und dichte Saat des Volkshasses wider Deutschland gesät, dessen Zerrissenheit Frankreich allein "seine frühere Größe dankt, daß man sich durch die staatlich unterstützten und verbreiteten zahlreichen Lehr- und Dienstbücher erst überzeugen muß, daß eine solche geschichtsfälschende Verleumdung überhaupt möglich ist. Es liegt nahe, daß unsere Diplomatie, die überhaupt das Land selbst nicht kennt, sondern nur Paris, von diesem geschickten und zielbewußten Treiben

nur eine schwache Ahnung hat. Es ist aber durchaus falsch, in natio-
nalen Dingen tugendhafte Erörterungen über die Schlechtigkeit sol-
chen Gebahrens anzustellen, wo sonst die Welt von Friedensfeligkeit
trieft. Der Friedensapostel Carnegie opfert alljährlich viele Tau-
fende armer Arbeiter den Gefahren seines Stahltrusts, wo es keinen
Arbeiterschutz gibt, um sich in Europa als Friedensfürst aufzuspielen
und die erwucherten Millionen um kleine Brosamen für scheinbar ge-
meinnützige Zwecke zu kürzen. Solche Scherze verlacht der Ameri-
kaner, der über das schwache Spanien mitten im Frieden herfiel.
Ernst wird diese Schwärmerei nur vom dummen deutschen
Michel genommen, der leider bloß zum Schwerte greift, wenn er schon
stark verprügelt worden ist. Selbst das gewaltige französische Ko-
lonialreich, das Bismarcks Duldung seine Entstehung verdankt, dient
dem Rachegedanken. Ein schwarzes Heer auf dem deutschen Kriegs-
schauplatz ist der Zweck dieses nordafrikanischen Reichs, dem der
marokkanische Schlußstein noch fehlt, was die Wilhelmstraße doch
endlich begreifen möge. Wird in Schrift und Wort auch dem leicht-
gläubigen und heißblütigen Franzosen, dessen hervorstechenden Cha-
rakterzug zugleich eine starke Eitelkeit bildet, vorgeredet, daß er aus
eigener Kraft den böfen Erbfeind besiegen könnte, so sind die verant-
wortlichen Kreise doch vorsichtiger und rechnen nur auf die fremde
Hilfe.') Bismarcks vencnemex 6«z evolutiong war daher wohl
berechtigt. Die Stärke Frankreichs ist jetzt England, dessen Demo-
kratisierung die überlieferte Deutschfeindlichkeit im Inselreich unter-
stützt. Auch England ist durch Deutschlands Niedergang groß ge-
worden. Hollands Kolonien sind heute sein Hauptbesitz.
In Frankreich schlagen wir auch England, deshalb fiel Dolcasse,
der beste Freund Englands, den das treulose Albion trotzdem rück-
sichtslos im Stiche ließ. Frankreich rechnet tatsächlich nicht mit seiner

-j Steffen, Die Demokratie in England, Iena 1911, Diederichs.
Eine treffliche Kennzeichnung der englischen Plutokratie seitens
eines sozialistisch angehauchten Schweden, der als scharfer Beobachter
Englands längst gewürdigt ist.

kriegerischen Gleichheit, da wir leider 50 Proz. unserer waffen-
fähigen Mannschaft leichtherziger Weise unausgebildet lasten, fon-
dern mit der unwürdigen Friedensseligkeit Deutschlands. Das
Gegenteil ist jetzt zu erweisen, da schon der auch fälschliche Glaube das
größte Unheil anstiften kann und schließlich zum Kriege führen muß.
Die Mehrheit unseres Volkes kennt die oben kurz ausgeführte Rech-
nung nicht, die wir Frankreich im Kriegsfall als unseren Siegespreis
vorzulegen haben. Der Einsatz lohnt einen doch unvermeidlichen
Krieg, den wir wahrlich nicht vom Zaun gebrochen haben, dessen Zeit-
punkt wir uns aber nicht vom Gegner bestimmen lassen dürfen. Darin
bestand Bismarcks meisterhafte Staatskunst, die wir bisher bei uns
vermissen, ohne an der Zukunft verzweifeln zu wollen. Es handelt
sich nicht um die Erhaltung unseres Besitzstandes, sondern um die
Sicherung der deutschen Außenlande, deren nationalen Grund Frank-
reich bedroht, und um die Herstellung der alten Westmark, des an-
gestammten deutschen Volksbodens, den wir wieder eindeutschen
müssen. Ein auf seine wirklichen nationalen Grenzen beschränktes
Frankreich ist auch als zweitstärkste Kolonialmacht für uns ungefähr-
lich und findet keine Bundesgenossen. Wir müssen uns aber unsere
alte mitteleuropäische Stellung vom Baltenland bis zur alten Grenze
von Artrecht und Lothringen und von der Königsaue bis zum süd-
lichen Alpcnfuß der in den Langen und Gartensec (Lago maggiore
und Lago de Garda) taucht und die urdeutschen setti und tredeci Ge-
meinden der Wisentainer Alpen umschließt, endlich wicdererobern,
sollen wir nicht dauernd ein zerrissenes Volk bleiben. In diesem
Sinne lebt der großdeutsche Gedanke fori, der keine übern?unöc-:e
mittelalterliche Erinnerung, sondern ein praktisches Ziel ist. Das
ist unsere Revanche. Die Geschichte wird das Urteil sprechen. Lernen
wir aber aus ihr und befolgen ihre Lehren. Die Ausdehnungslust
der Franzosen auf fremdem Boden ist bewunderungswert, folgen wir
dem Beispiel auf unserm angestammten Volksboden und dulden
nicht, daß Frankreich mit unsrer Nachsicht spielt.

Victor Klemperer:
Selma Lagerlöf

Ein Stück schwedischer Geographie will nicht in die Köpfe der Iungen. Erst macht der Lehrer ein finsteres Gesicht, doch dann sieht er ein Weilchen zum Fenster hinaus, und seine gute Laune kehrt wieder. Er wolle den Kindern etwas erzählen, sagte er; »aber wenn ihr jetzt nicht gut aufmerkt, schlage ich euch windelweich." Der Lehrer darf sich die grausame Drohung als Scherz erlauben, er weiß ja ganz genau, daß jedes seiner Worte im Gedächtnis der kleinen Schüler haften wird. Erzählt er doch ein Märchen so recht nach dem Herzen der Kinder. „Smaland ist ein hohes Haus mit Tannen auf dem Dache, vor dem Hause ist eine breite Treppe mit drei Stufen, und diese Treppe wird Bleking genannt." Zug um Zug in aller Realität wird nun das greifbare Bild ausgemalt, und zum Schluß gibt es noch eine völlige Mädchenhandlung. Ein Riese wohnt oben im Smalandhaus, und im Alter fällt es ihm beschwerlich, zum Lachsfang die hohe Treppe bis ans Meer hinunterzugehen. Da wirft er mächtige Steinblöcke ins Wasser, und der Lachs bekommt einen solchen Schrecken, daß er mit großen Sprüngen durch die Ströme landeinwärts flieht, gerade zu dem alten Riefen in Smaland hinauf, und heute noch liegen die Steine als Inseln und Schären vor jener Küste, und heute noch wird der Lachs in jenen Strömen gefangen . . .

Der treffliche Lehrer stammt aus Selma Lagerlöfs erstem Werke, das die Bezeichnung „Ein Kinderbuch" trägt aus der „Wunderbaren Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen". Der treffliche Lehrer ist ein allerengster Verwandter der

Dichterin selber, ja man kann ihm wohl ohne weiteres deren Schick-
sale unterschieben. Also ist er in einem ganz stillen schwedischen
Winkel, in Warmland geboren und hat einen großen Teil seiner
Jugend in dieser Einsamkeit verlebt, die in den sechziger Iahren
noch eine viel vollständigere war, als das heute der Fall ist. Dort
hat zu dem Kinde und dem heranreifenden Menschen wieder und
wieder die Natur und die Lage des Landes gesprochen, und wenn
auch die Lust am Träumen vor allem im Wesen des Kindes vorhan-
den sein mußte, so wurde sie doch eben durch die Umgebung aufs
beste genährt und zu Riesenkräften gebracht. Aber diesen reichlich
ausgedehnten Traumzeiten folgen ernste und strenge Jahre, traum-
loses, höchst reales Lernen im Stockholmer Seminar, sachliches Unter-
richten in Landskrona.
Freilich, Sachlichkeit? Wenn ich den Märchen-erzählenden
Lehrer mit Selma Lagerlöf, der Verfasserin des dreibändigen aller
Realität hohnsprechenden Märchenbuches, identifiziere — kann ich
da noch von Sachlichkeit reden? Spricht in diesem Werke nicht viel-
mehr ein ganz unsachliches, in seinen Phantasien befangenes Kind
zu Kindern? Nein, eben das ist durchaus nicht der Fall. Wohl
kann nur ein Kindergemüt, eine Kinderphantasie solche Märchen er-
sinnen, aber nur ein höchst bewußt und sachlich über den Träumen
stehender Geist vermag sie derart zu erzählen. Die Bewußtheit
dieser scheinbar so naiven Kunst geht bis zum Raffinement. Zwei
Züge vor allem sind es, an denen das ohne weiteres kenntlich wird.
Der kleine Nils ist zur Strafe für seine Unart und Bosheit in ein
Wichtelmännchen verwandelt worden und begleitet in dieser Däum-
lingsgestalt eine Schar Wildgänse durch Schweden. Das ist doch
märchenhaft wunderbar genug, und wie nun der kleine Held mit den
verschiedenen Tieren zu sprechen vermag und lange Zeit ihr Leben
teilt, auch das ist völlig das Gegenteil einer realen Geschichte: Aber
bei einzelnen Erlebnissen des Iungen, die um nichts wunderbarer
sind als viele andere, zum Beispiel bei seinem Gang durch Vineta,
bei seinem Zusammentreffen mit den Bildwerken von Karlskrona,

stellt es die Dichterin so hin, als handle es sich hier wahrscheinlich um Träume. Dadurch, indem sie also die Realität einiger Stellen halb und halb preisgibt, erhöht sie raffiniert die Illusion, die ganze Erzählung sei ein Stück wahrhaftigen Lebens. Und nicht minder trägt es zur Erhöhung dieser Illusion bei, wenn alle Augenblick die tatsächliche Gegenwart in den märchenhaften Stoff hineingezogen wird. Wer wird denn in einem Märchen von „Antialkoholikern" sprechen, wer modernste Kriegsschiffe und Fabriken in ein Märchen hineinzerren?

Gewiß, eine Kinderseele und -Phantasie spricht in der „Wunderbaren Reise" zu den Kindern, aber doch auch ein aller Wirkungen bewußter reichster Künstler, ein völlig geschulter Lehrer. Das Morallehren allerdings ist nicht seine stärkste Seite. Wohl wird der kleine Nils bei den Tieren aus einem bösartigen zu einem guten, hilfsbereiten Iungen, wohl lernt er Uneigennützigkeit und Liebe zu aller Kreatur schätzen, wohl wird zwischen guten und bösen Tieren in köstlicher Naivität derart unterschieden, daß die guten nur so viele Lebewesen töten, als sie zu ihrem eigenen Unterhalt gebrauchen, während die bösen gelegentlich auch zum Zeitvertreib auf Iagd gehen — aber im Grunde werden auch die bösen Tiere den Kindern in gar nicht üblem Lichte dargestellt. Tmirre, der Fuchs, erregt sicherlich einiges Mitleiden, der Groll des kannibalischen Bärenvaters gegen alles Menschenwerk zeigt sich in seiner tiefen Berechtigung, nun erst Gorgo, der Adler, dem es nicht gelingen will, sanftmütig wie die Wildgänse zu werden! Das ist bestimmt ein rechter Liebling aller kindlichen Leser, und an ihm muß es schon dem Iüngsten klar werden, was Trieb und Naturanlage bedeutet, und wie mühselig die Moralbegriffe diesen gewaltigen Schnellläufern nachhumpeln.

Nein, mit dem Moralunterricht ist es trotz allerlei rührender Szenen bei dieser Lehrerin nicht weit her. Aber etwas anderes lernen die Kinder: Sehen und Freude empfinden über alles Bunte und Bewegte, alles Lebcnswarme. Und weil solche Freude un-

'3
s

weigerlich zur Ehrfurcht vor allem Leben führt, so kommt die Moral schließlich doch zu ihrem Rechte. Nils Holgersson fliegt auf dem Rücken des Gänserichs Martin kreuz und quer über sein Vaterland, das ihm bald als „gewürfeltes Tuch", bald als ein durchlöcherter Teppich erscheint, unter dem das Wasser wie ein Spiegel hervor-leuchtet, alle Schönheit und Eigenart Schwedens offenbart sich ihm, Vorzeit und Gegenwart, Sage und jüngstes Schaffen treten ihm als buntes, warmes Leben entgegen. Einmal fliegt er mit dem Storch nach Pommern hinüber und darf für eine Stunde die mittelalterlich farbenprächtige Herrlichkeit Vinetas bewundern. Als dann die wun-dervolle Stadt wieder auf hundert Iahre versinkt, da weint der Däumling um die hohe Schönheit und meint, er werde die Sehnsucht danach niemals überwinden. Aber die Wildgänse tragen ihn nach Gotlcmd über das lebendig tote Visby hin. Da beschließt er, nicht länger um die in Schönheit gestorbene Schwesterstadt zu trauern. Vielleicht, „wenn sie nicht ins Meer versunken wäre, hätte sie nach einiger Zeit ebenso arm und verfallen ausgesehen wie diese hier . . . Ich glaube, selbst wenn ich die Macht hätte,- die Stadt zu retten, würde ich es jetzt nicht mehr tun." Hieran knüpft Selm» Lagerlpf diese Betrachtung: „Es gibt sehr viele, die so denken, weil sie noch jung sind. Aber wenn die Menschen alt werden und sich daran ge-wöhnt haben, sich mit wenigem zu begnügen, dann freuen sie sich mehr über das Visby, das da ist, als über ein schönes Vineta auf dem Meeresgrund." Die Dichterin selber gehört zu keiner dieser beiden Menschcnklassen, steht über beiden: sie freut sich des versunkenen Vineta, das sie in märchenhafter Schönheit auferstehen läßt, sie freut sich auch dessen, was da ist, weil sie auch das manchem nüchtern Erscheinende, eine Fabrik, ein Kriegsschiff, in gleiche Märchenschön-heit zu tauchen weiß . . .

Ich handelte so ausführlich von Selma Lagerlöfs „Kinderbuch", weil es den vollkommensten Ausdruck ihrer Kunst bedeutet. Es zeigt die lebensfrohe, farbenschwelgende Gestaltungskraft ihrer Pbcmtasie, zeigt auch die immer eigentümliche Technik des Inein-

anderschmelzens von kühn Erdichtetem und real Erschautem — und es läßt nicht das vermissen, was man einzig hin und wieder in ihren andern Werken doch wohl vermissen dürfte. Ein Kinderbuch, wie gesagt, ist die „Wunderbare Reise", und die handelnden Personen sind außer einem Knaben nur Tiere, deren seelische und geistige Fähigkeiten sich durchaus einfach und triebmäßig darstellen. Es handelt sich hier also durchweg um die Psychologie des Kindes. Dies aber ist das einzige psychologische Gebiet, auf dem sich die in allen andern Beziehungen so reiche Dichterin bewegt, über das sie auch dann nicht hinausgeht, wenn sie dem Alter nach reifere Menschen zu schildern unternimmt. Ob das ein Manko ihrer Begabung ist, ob bewußte Einschränkung? In dem ersten Werk, mit dem sie auf der Höhe ihres Lebens vor die Öffentlichkeit trat, im „Gösta Berling", der nicht für Kinder geschrieben ist, aber einzig von großen Kindern handelt, dort findet sich ein sehr merkwürdiges Bekenntnis. Es ist da die Rede von dem leidenschaftlich naiven Erleben der „Alten", die ihre Schmerzen und Freuden so wild bis zur Neige auskosten durften. „Dachten denn die Menschen jener Zeit niemals iiber das nach, was sie leben?" fragen die „Iungen". „Freilich dachten sie, Kinder, erwiderten die Alten. Aber nicht so, wie wir denken, behaupteten wir. Und dann verstanden die Alten nicht, was wir meinten. Wir aber dachten an den wunderlichen Geist der Selbstkritik, der seinen Einzug schon in unsere Herzen gehalten hatte. Wir dachten an ihn mit den Eisaugen und den langen knöcherigen Fingern, an ihn, der im finstersten Winkel unserer Seele sitzt und unser Wesen in Fasern zerpflückt, so wie alte Frauen Flicken aus Wolle oder Seide zerzupfen. Stück für Stück hatten die langen knöcherigen Finger zerpflückt, bis unser ganzes Ich wie ein Haufen alter Lumpen dalag, vnd dann waren unsere besten Gefühle, unsere unmittelbarsten Gedanken, alles was wir getan und versagt hatten, gründlich untersucht, durchforscht, zerpflückt, und die Eisaugen hatten zugeschaut, und der zahnlose Mund hatte gelacht und geflüstert: Seht, es sind Lumpen, nichts als Lumpen." In der bohrenden modernen

Psychologie, in den kritischen Zerfaserungen modernen Denkens sieht Selma Lagerlöf den Feind starken, bunten Lebens, dies reflektierende und verneinende Wesen ist ihr im Innersten zuwider, ihm steht sie schaudernd gegenüber wie das Gretchen dem Mephisto. Aber dieser Vergleich paßt nur zum kleinsten Teil, denn das schwedische Gretchen ist eben nicht nur ein Kind, sondern zugleich auch eine geschulte und wahrhafte Kämpferin für feine Ideale, und höchst merkwürdiger-weise sind die Waffen dieser Kämpferin gegen den modernen Geist eben der Moderne entlehnt: ist es doch die Kunst des Sehens und im Bilde Festhaltens, wie sie erst von der Gegenwart zur Höhe geführt wurde, wodurch Selma Lagerlöf ihre Werke mit den kindlichen zeit-fremden Menschen so hoch emporhebt.

Ganz leidenschaftliches, ganz von Empfindung durchtrcinktes, von keinem kritischen Grübeln gehemmtes Leben in märchenhafter Schönheit darzustellen, scheint Selma Lagerlöfs einziges Bestreben. In welcher Richtung sich dies Leben bewegt, macht ihr wenig aus. Sie erzählt einmal („Ein entthronter König") von einem Hand-werker, den sein eheliches Unglück tief verbittert. Der Mann wohnt einem Bekehrungsabend der Heilsarmee bei, wendet sich wütend gegen ihre Lehre, findet dabei tönende Worte für das ungerechte Leid, das ihn quält, und fühlt sich erhoben und erquickt. Einige Zeit darauf wird er doch bekehrt und gilt nun bald für den besten Redner der Heilsarmee. Wieder darf er in heißen Worten seine Qualen ge-wissermaßen zum Kunstwerk gestalten, nur daß der gleiche Lebens-weg, der vordem gegen die göttliche Weltordnung zeugte, nunmehr für sie Beweise erbringen muß. Die Erquickung des Redners bleibt die gleiche wie zuvor. Das ist für eine Lagerlöfsche Gestalt voll-kommen begreiflich! die Gefühlswoge, die den bis dahin Unglück-lichen aus seinem engen Leben emporhob, so daß cr sich als miKöing fühlt, ist ja dieselbe geblieben, sie rollt nur jetzt in entgegengesetzter Richtung, und das ist dem von ihr Getragenen höchst nebensächlich.

So ist es kein Wunder, wenn man bei Selma Lagerlöf wieder und wieder auf Diuge stößt, die man jedem andern Dichter als

Widersprüche und Überzeugungs-Verräterinnen arg verübeln würde, und wenn diese Dinge hier nicht die entfernteste Verstimmung hinterlassen. Die Tendenz des Handelns und Empfindens ist bei den kindlichen Gestalten dieser Dichterin vollkommen unwichtig, die Intensität des Fühlens und Tuns, die Stärke des eigentlichen Lebens also, hat allein Bedeutung. Selma Lagerlöf schwelgt in der Vergangenheit und macht kein Hehl aus ihrer Mißachtung der Gegenwart, um gleich darauf dem Treiben des Heute eine Hymne anzustimmen. Sie weiß den beglückenden Frieden zu preisen und besitzt mächtige Worte für die Schönheit der Gewalt und des Krieges; sie hat heidttische Schönheitsideale und findet sich in den Beschränkungen des Christenglaubens völlig zurecht, weil ja auch ihm ein starkes ungebrochenes Empfinden — Kindlichkeit eben, zugrunde liegt.
Das Kindlichste und Bunteste des Christentunis, sein Legendenschatz, lockt sie zumeist. Mit vollster Märchenkunst erzählt sie all dies Wunderbare nach. Das Christuskind zwingt eine Dattelpalme der Wüste, sich hinabzuneigen und Maria und Ioseph, die Verschmachtenden, zu laben, es schreitet auf schmaler Degenklinge über den breiten Spalt im Tempelhofe zu Ierusalem, es formt Vögel aus Ton und haucht ihnen Leben ein. Daß sich eine Chnrakterentwicklung, ein psychologisches Fortführen in den Erzählungen finde wie etwa in der „Lichtflamme", wo in schöner Symbolik die Läuterung eines Kreuzfahrers dargestellt wird, das gehört zu den allerseltensten Ausnahmen. Wohl aber kommt es mancheinmal vor. daß in den christlichen Legenden die Heldenrollc dem gegnerischen Heidentum zufällt. So prägt sich vor allem das grandiose Bild des römischen Legionärs ein, der am Tor von Bethlehem in der glühenden Sonne Wache hält und zornig den staunenden Iesusknaben betrachtet, in dem er den künftigen Friedensfürsten ahnt. So jubeln alle heidnischen Naturgeister der schönen Sigrid Storräder zu, die ausgezogen ist, den chr Aich.'!! Olef zum alten starken Heidentum zurückzuzwingen, und wenn auch am Schluß der Erzählung die milde Mutter Gottes den

Sieg davonträgt über die leidenschaftliche Heidin, so gelten doch die hinreißendsten Farben des Gemäldes dem unterliegenden Teil.
Und ganz so wie in diesen Nichts-als-Märchen verhält sich die Dichterin auch in ihren realeren Erzählungen, mit welch vorsichtigem Komparativ zum Ausdruck gebracht werden soll, daß eine völlige Realität, eine Wirklichkeit, die nicht wieder und wieder in den magisch leuchtenden Märchenmantel gehüllt würde, bei Selma Lagerhöf überhaupt nicht anzutreffen ist. Auch da handelt es sich um leidenschaftliches unkompliziertes Empfinden, auch da steht die Sympathie und Farbenkunst der Dichterin jsdem zur Seite, der seinen Weg mit Kraft hinschreitet, mag er nun Smirrc dem Fuchs oder Gorgo dem Adler oder Martin dom sanftmütigen Gänserich gleichen. Wie charakteristisch hierfür ist ihr Verhalten in ihrem novellistischen Meisterwerk, in „Herrn Arnes Schatz". Ein Meisterwerk scheint mir die knappe Erzählung, weil hier jene Ineinanderschmelzung des Realen und Wunderbaren, dazu ein Zusammenleiten christlicher und heidnischer Märchenquellen mit unübertrefflicher Kunst durchgeführt sind. Wilde Söldner haben Herrn Arne und seine Hausgenossen ermordet, nur Elsalill ist entkommen. Sie wird von ihrer toten Milchschwester zur Rache angesport und angeleitet, sie darf nicht ruhen, bis sie den Mörder der Gerechtigkeit überliefert hat. Aber Selma Lagerlöf weiß die Erzählung mit völliger Glaubhaftigkeit so zu führen, daß Elisalill von großer Liebe zu dem Mörder all ihrer Angehörigen erfaßt wird.
Es ist eben nicht viel von der Böshaftigkeit des Söldnerführers Sir Archie die Rede; ein starker und wilder Mann, der sich auf der Flucht in Not befand, hat mit einiger Selbstverständlichkeit Totschlag verübt. Man oenkt unwillkürlich an die Tiere, die soviel töten dürfen, als sie zum Lebensunterhalt gebrauchen — und denen man schließlich auch nicht alle Sympathie entziehen kann, wenn sie, ihrer Natur folgend, ein oder das andere Wild über den Hunger hinaus erlegen.
Nur daß sie eben ihrer Natur folgen und es mit Kraft und Schönheit tun. dies ist für das Mitgefühl der Dichterin maßgebend. Übrigens wird in „Herrn Arnes Schatz", wo, wie gesagt, heidnische und christ.

liche Elemente meisterhaft gemischt sind, der aufrechte Mordgeselle von Gewissensbissen und Bußgedanken gequält. Aber von einer moralischen Konzession kann doch wohl nicht die Rede sein; denn einmal stellt die Märchendichterin Sir Archies Gewissensnot als hervorgerufen durch das ganze unchristliche Racheverlangen der Ermordeten dar, sodann hat auch der Mörder nicht ewa die Absicht, gerechte Strafe zu erleiden, vielmehr, er will mit Elsalill ein friedliches Leben in seiner schottischen Heimat beginnen.

Einigen breiter ausgeführten Geschichten, richtiger: Geschichtenbündeln der Dichterin ist die Bezeichnung „Roman" verliehen worden. Damit geschieht ihnen nichts Gutes, denn mancher Leser, dessen Hoffnung nun eben auf einen Roman eingestellt ist, wird sich enttäuscht von diesen sehr anders gearteten Kunstwerken abwenden. Mag sich auch im einzelnen über den Begriff des Romans, besonders über feine Abgrenzung gegen die Novelle hin streiten lassen, so wird man doch allgemein hierin sein eigentliches Wesen erkennen, daß er im Nahmen eines Kunstgemäldes seelische Entwicklungen Punkt um Punkt auf ihrem Wege zeige. Ist es nun schon- um die Kulturgemälde Selma Lagerlöfs merkwürdig bestellt, indem das Märchen der Wirklichkeit wieder und wieder den Rang streitig macht, so kann man von einer seelischen Entwicklung keineswegs reden, vielmehr werden immer nur die bunten Erlebnisse großer Kinder erzählt, die im Wandel aller Ereignisse unabänderlich große Kinder bleiben.

Man betrachte daraufhin das Buch, dem Selma Lagerlöf ihren Ruhm verdankt, das vielleicht schon ein Volksbuch der schwedischen Nation ist, wie die „Wunderbare Reise" ein Volksbuch der schwedischen Kinder werden dürfte. Die stärkste Ähnlichkeit besteht zwischen diesen beiden anscheinend so verschiedenen Werken. Schwedisches Land und Volk, schwedische Sage und Gegenwart bilden den gleichen bedeutenden Stoff, aus dem mit gleicher Märchenkunst die wundervollen Einzelszencn beider Bücher geschöpft sind. Aber wie kann von einer Ähnlichkeit die Rede sein, wenn dort Tiere, hier wirkliche Menschen

handeln? Nun, diese scheinbaren Tiere, scheinbaren großen Menschen sind eben ihren Seelen nach das gleiche, sind beide Kinder. Nichts anders als ein Kind ist dieser geniale, zügellose Pfarrer Gösta Berling, der sich um Amt und Ehre trinkt, zwischen Verzweiflung und Frohsinn schwankt, tausenderlei Wunderbares erlebt. Und ist das gleiche Kind auf der letzten Seite des Romans wie auf der ersten. Zwar soll ihn der Leser am Ende wohl für einen geläuterten und gefestigten Mann nehmen, weil er einmal männlich gehandelt und die Hand einer edlen Frau gewonnen hat; aber der Leser kennt Gösta Berling besser, als ihn seine Dichterin zu kennen scheint, und er glaubt nicht an die dauernde Festigkeit und Ruhe dieses Kindes, kann unmöglich daran glauben. Und um Gösta Berling scharen sich in diesem „Roman", wie die Räuber um Karl Moor, die Kavaliere von Etabby, lauter lebensfreudige, warmherzige, sonnige, merkwürdige Geschöpfe, lauter Menschen, die im realen Leben Schiffbruch erlitten haben, weil sie so gar nicht hineinpaßten — lauter, lauter Kinder. Und so kann denn von einer wirklichen Romanhandlung nicht entfernt die Rede sein. Wer in einem freilich unterscheidet sich dies Märchenbuch der Erwachsenen von dem der Kinder ganz wesentlich: im Kinderbuche regieren nur Hunger und Durst, höchstens die Liebe, wie sie zwischen Kind und Eltern herrscht, uud so geht es dort bei aller Bewegtheit, bei allem Aufgefressen- und Totgeschossenwerden dennoch verhältnismäßig milde her. In dem Märchenbuch der Erwachsenen ist der Sehnsucht der jungen Menschen, der Liebe zwischen den Geschlechtern breitester Raum gewährt, und da stehen denn dieser begnadeten Dichterin überschwenglich schöne Hymnen zu Gebot, Hymnen auf wildes Genießen, auf heißesten Schmerzen und tiefstes Sehnen.

Eher, doch auch nur mit großen Einschränkungen, könnte man vielleicht der „Ierusalem"-Dichtung (die ich übrigens wegen ihrer größeren Einheitlichkeit und Schlichtheit bei nicht geringerer Farbenkunst über den allzu chaotischen „Gösta Berling" stelle) den Roman-

titel lassen. Ist doch hier wirklich ohne allzu starkes Beherrscheu des
Märchcnclements ein Kulturbild geboten. Ter schwedische Bauer
wird in manchem Typus gezeichnet, sein Gemütsleben, das van der
Liebe zur Heimat und zu der ganz persönlich gedachten Gottheit aus-
gefüllt wird, farbenreich ausgemalt. Im zweiten Teil der Dichtung
allerdings, der in Ierusalem unter einer schwedischen Sekte spielt,
sitzt das Märchen bereits wieder auf dem Thron. Und von seelischer
Wetterführung ist auch hier nichts zu verspüren. Diese Bauern sind
in Dalurne wie in Ierusalem die gleichen schwerfälligen, tüchtigen,
gemütstiefen und weltfremden Kinder.
Ein völliges Bilder- und Märchenbuch dagegen, fast noch mehr
allerEigenart des Romans entbehrend als „Gösta Berlina.", sind die
„Wunder des Antichrist". Die legendarische Rahmenhandlung von
dem wundertätigen falschen Chrisiusbild, das die anbetenden Sizilia-
ner der Kirche entfremdet und zum Sozialismus hinüberführt, ist
einigermaßen erkünstelt, die Schlußweisheit, Katholizismus und So-
zialismus sollten zusammengehen, weder ernstlich durchdacht noch
unanfechtbar. Aber in dieses geringere Gefäß ist so viel Schönheit
und Originalität des einzelnen geschöpft, daß auf seine Kosten
kommt, wer eben bewußt nach einem Bilderbuch (und nicht nach einem
Roman) greift. Im Anfang ist man wohl erstaunt über das ganz
neue Stoffgebiet, das die Dichterin hier ergreift; sie, die immer nur
die schwere, ein wenig düstere nordische Landschaft und Seele gemalt
hat, wagt sich an den lichteren, heißeren Süden. Aber bald merkt
man, daß diese Gebietserweiterung im Grunde doch nur äußer-
licher Ratur ist: das Land und das Kostüm der dargestellten Men-
schen hat gewechselt; sie selber gleichen im wesentlichsten ihren schwe-
dischen Geschwistern, sind Kinder wie diese . . .
Es ist sehr wohl möglich, daß die Dichterin, die eben erst die
Fünfzig überschritten hat, ihre Leser noch mit den mannigfaltigsten
Märchen überrascht. Seelische Überraschungen aber wird sie ihnen

nicht bieten. An Selma Lagerlöfs Händen haftet etwas von der
Kunst und dem Verhängnis des Midas: was sie berühren, wird zu
Gold, zu lauterem Märchengolde! aber freilich, eine gewisse Erstar-
rung bleibt auch nicht aus, indem die goldumkleideten Seelen ent-
wickelungslos auf der Stufe der Kindheit verharren.

Frauen.

Es war alles so traumhaft in uns.
Nun sind wir erwacht.
Es war alles so still und verweht
Und doch fröhlich, wenn wir gelacht.
Wir warfen das Tändelgewand
Längst achtlos bei Seit.
Wir streben und lernen und leben
Bewußt und stolz. Doch von Zeit
Zu Zeit — ganz selten und still —
Wird unser Auge umsäumt —
Wir gestatten die Klage nicht
lim den Traum, den wir verträumt.

Miriam Eck.

Hermann Hendrich

Die bildende Hunst der letzten Iahre hat sich viel mit dem
Schaffen neuer Techniken beschäftigt, mit Problemen, die den
Ästheten wohl äußerst zu reizen vermögen, aber dem großen Publi-
kum, auch dem sogenannten „gebildeten" Laien nur ein Lächeln ent-
locken oder, falls er verständiger ist, ein nicht begreifendes Achsel-
zucken und Kopfschütteln. Zweifellos hat der Künstler als die präg-
nantere Persönlichkeit das Recht, dem Publikum seinen Willen zu
oktroyieren, und mögen die „Modernen" wirklich über die Technik
zum Teil den Inhalt vergessen, was ja bedenklich ist, gewiß, so ist
damit doch immer noch nicht gesagt, daß die Wahrheit sich auf seiten
der Masse befindet. Sie kann aber anderseits verlangen, daß man
ihren Kunsthimger achtet, wie man alles Aufwärtsstrebendc
achtet, und fordern, daß man ihr verständliche Nahrung
bietet. Die „Genremalerei" hat in der Zeit der Stil-
losigkeit und bis hinein in unfre Tage, jedem Fühlenden ein Greuel,
diesem Bedürfnis entsprochen, den Markt mit unwahren, sentimen-
talen Bildern überschwemmt und die urteilslose Menge des gesunden
Geschmacks beraubt, indem sie sich mit Hartnäckigkeit als Volkskunst
breitmachte.

Nur wenn man bedenkt, daß unsre führenden.zukunftsfrohen
Künstler der Masse wenig oder nichts sein können, und sie somit in
ihrem ungestillten Drange leicht der Unkunst und Unkultur verfällt,
kann man die Arbeit Hermann Hendrichs richtig würdigen. Neben
dem größeren Thoma ist er einer der wenigen Lebenden, die zur
Volksseele zu sprechen vermögen. Kein Stimmgewaltiger ist er,
wie z. B. Max Klinger, er schafft keine neuen Manieren und löst
nicht ihre Probleme, aber so leicht verständlich er auch ist, er bleibt
immer Künstler uni> macht keine Konzessionen an den schlechten
Geschmack. Selbst aus dem Volke hervorgegangen, verträumte er
In einer Harzmühle seine Kinderzeit und unternahm als Iüngling.

obgleich mittellos, seines lithographischen Berufes überdrüssig, eine Reise nach Norwegen. Tie Eindrücke aus seiner sagenumwobenen Heimat und der schwermütig nordischen Natur griff seine leicht erregbare und für alles Märchenhafte und Geheimnisvolle überaus empfängliche Phantasie begierig auf, die ihn auch bald den für fein gesamtes Schaffen markanten mystisch-romantischen Zug finden ließ.
Über alten, trotzigen Mauern, die Geheimnisse langer Iahrhunderte bergen, über dem Schweigen des uralten Hains, in dessen Tuntel mächtige Baumriescn schlafen und flüstern, hängt verschleiert die Sichel des Mondes am schwerblauen, nächtlichen Himmel. Ihnen vorgelagert ist eine Wiese mit steiniger kleiner Quelle. Ein Mädchen mit schimmerndem, langgoldigem Haar berührt mit de» Fingerspitzen einen grünen Halm, der an dem Wasser aufgewachsen ist, und der Halm scheint sich ihm entgegenzustrecken, öffnet sich, weitet den Kelch und erschließt sich langsam: „Die blaue Blume". Und sie scndetihrensüßcn, berückendenAtein aus, die blaueBlmne, weit in die Lande. Tic Menschen, die ihren Duft vernehmen, sind in ihren Bann geschlagen und müssen sie suchen ihr Leben lang. Von den einen werden sie Künstler genannt, von den andern Narren.
Dies und mehr vermag ein Hendrich-Werk zu erzählen.
Noch tiefer verlor er sich in dieser träumerischen Weichheit bei seinem Münchener Aufenthalt durch das Studium der Werke Böcklins, der einen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübte. Einige Frühlingslandschaften (vgl. S. 177) erinnern in Stoff und Komposition in Technik und Farbe an das größere Vorbild. Selbständiger, aber durchaus nicht ohne Unabhänigkeit, strenger und größer ist die Felsschlucht am Meer (S. 146). Das lockende Meer malt er in den sinnlich-zarten, leuchtenden Leibern der Nixen, in der nur zu ahnenden, brustweitenden Unendlichkeit des Wassers, das verderbenbringende Meer mit dem Kranz von ausgebleichten Totenschädeln im Vordergrunde und der finstern Wolkenwand, die bleiern-schwer im Horizonte steht und zusammen mit den schroffen, seitlichen Felswänden einen scharfen Kontrast gibt zu den lichten Stellen des Bildes, die in fahlen, gelblichen bis rosa Tönen gehalten sind.
Fast gleichzeitig mit Böcklin wirkte Richard Wagner auf den jungen Hendrich ein, und zwar so stark, daß er bis heute immer wieder von dessen Genius inspiriert worden ist. Freilich ist es Un-

sinn, zu behaupten, er hätte nur Illustrationen zu Wagners Werken
geliefert. Aber wenn man Hendrichs „Fliegenden Holländer" be-
trachtet, der durch die aufgepeitschten Wogen fährt mit hellauf-
spritzendem Schaum am Bug, die bleichen und brennenden Farben
des Himmels, und dunkel, groß, in unheimliche Nähe gerückt das
Gefpensterschiff selbst, das in den tosenden Elementen zu ruhen
scheint, das Schiff des Gezeichneten, Verfluchten, des unselig ewig
Lebenden, so tönt einem trotz der eigenen dramatischen, packenden
Wirkung des Werkes die Wagnersche Hollänoermusik fortgesetzt in
den Ohren. Oder „Die traurige Weise", ein Tristan-Motiv. Scharf
gegen den am Horizonte aufgehellten Himmel zeichnet sich die Gestalt
des flötenden Hirten ab, der auf felsigem Steilufci sitzt.
Seine eintönig-wehmütige Melodie klingt hinein in den gleichförmi-
gen, rythmischen Gesang der Wellen. Klein Vogel fliegt über das
große Meer, kein Segel, so sehnsüchtig erwartet, zeigt leuchtend sich
auf seinen Fluten; nur immer die zerjchcllnide Woge, nur imme: das
Rauschen des schäumenden Gischtes tönt hinauf zu dem einsamen
Bläser. Und ganz ähnlich ist die Stimmung in „Kareol", Tristans
Burg (S.201). Ter letzte Abendschein will entfliehen; selbst der
Schmerz ist müde geworden. Ein Sehnen nach der alles verhüllen-
den, auch das Weh verhüllenden Nacht, in der nur die Wellen ihre
Klagen ruhelos ans Ufer werfen, spricht aus diesem Bilde. Tie
Nacht wird ihren Schleier fallen lassen über Kareol, die Wunden zu
kühlen, die der grause Tag geschlagen. — Wer hört da nicht Wagner,
Wagner und immer wieder Wagner in jedem Strich, jeder Farbe,
jeder Stimmung, trotz der durchaus selbständigen Komposition der
Hendrichschen Bilder?
Seine Vorliebe für die deutschen Sagen, für Wagner, für die
Romantik konnte Hendrich durch die Ausschmückung der Walpurgis-
halle auf dem Hexentanzplatz, der Sagenhalle im Riesengebirge und
der Nibolungenhalle in Mainz betätigen, Bildern, die verschieden-
wertig, aber in ihrer Art den bisher charakterisierten gleich sind.
Nur zeitweilig ringt sich unser Meister von dem überragenden
Musiker los und findet eine eigene Symbolik. So in der „Sirenen-
insel". Nackte, schöne Mädchenkörper sonnen sich am weißen Strande,
dessen Leuchten von dunkelgelxiltenem, hartfelsigeu Gestein unterbrochen
wird. Am Horizont des lichtgetränkten Meeres ein braunes Segel.
Die Stimmung des Bildes ist so intensiv, daß man den lockenden

Sirenenschrei zu hören glaubt, der weithin über die Wellen bis zu dem einsamen Schiffe hallt und es magnetisch hinzieht zu Verderben und Untergang. Zwar ist Hendrich in dieser Art seiner Darstellung am selbständigsten, aber es finden sich hier auch die meisten Entgleisungen: „Das zweite Gesicht". Eine Witwe steht am Ufer des Meeres, sehnsüchtig des Gatten gedenkend, den ihr das unbarmherzige Meer genommen. Und plötzlich fühlt sie ihre Hand berührt und sieht den Geliebten geisterhaft vor sich stehen. Nicht nur, daß die Idee ziemlich grob ist, auch die Technik des Bildes ist viel platter als die meisten übrigen Hendrichs, und gar mit der Wucht seines „Holländers" ist es überhaupt nicht zu vergleichen. Die Figuren (die übrigens nie des Meisters Stärke gewesen sind) sind ungeschickt und unglaubwürdig. Ein anderes Werk der eigenen Symbolik, die wunderbare Schöpfung „An die Nacht", die man Novalis Hymnen gleichsetzen könnte, zeigt ihn dagegen auf der Höhe seines Könnens. Vor einem heiligen Hain in weitem Felde ruht ein altheidnischer Opferfels, auf ihm von zwei goldenen Schalen steigen schlanke Opfcrflammen zum bestirnten Himmel empor, und aus dem Stein springt eine murmelnde Quelle, die orakelhaft Rätsel dem Menschen löst und Rätsel ihm gibt, beredt durch die unsichtbare Göttin der Nacht. Pr—l.

Nonmn.
Da lächelte sie. Ein wundersames Gesicht? In der Tat! „Ein krächzender Rabe hat mich im Garten erschreckt, dann Hab ich die stillen weißen Schäfevwolken angesehen. Dann packte mich etwas wie Heimweh, ich sehnte mich nach Menschen und bin zu Euch gekommen."

„Nie werde ich es Euch vergessen, daß Ihr in solcher Stimmung unserer gedacht habt." Er zog ihre Hand an .die Lippen. „Ich wollte, ich könnte Euer Heimweh lindern. Glaubt mir. nicht die hohen Lorbeersträuche in Eurem Elternhause sind's, nach denen Euer Herz begehrt. So kenn ich jemand, es ist kein geringerer als der König selbst, der an ähnlichen Zuständen leidet. Die Sehnsucht nach Freiheit, wie er meint, ist's nicht allein, die ihn quält. Es muß etwas ander< s fein. Oft jagt er durch seine Wälder hin, um der Last ledig zu werden, oder sucht sie in schweren Weinen zu ertränken, es nützt nichts."

„Er", sagte Albereta befangen, „er sieht doch so glücklich aus. lind — helft Ihr ihm nicht in solchen Stunden?"

„Wenn ich in feiner Nähe bin, soviel ich kann, ich bin es aber nicht immer."

„Ihr seid ihm sehr ergeben."

„Er verdient es auch. Wäre er in meiner Heimat, man würde ihn vergöttern."

„Hat er hier — Feinde?"

„Das könnt Ihr Euch denken. Feinde und Neider. Die
schlimmsten aber sind seine bösen Ratgeber, Leute, die auf sein Verderben ausgehen."
„Wo sind die?"
„Wo? Überall. In jeder größeren Gesellschaft findet sich
einer von ihnen."
„Auch bei — Euch?"
Er nickte leicht verlegen.
„Aber wie könnt Ihr solche Leute empfangen?"
„Erst recht. Nicht nur um sie auszuholen, auch um zu versuchen, sie auf unsere Seite zu bringen."
„Ach, zeigt mir doch einen von ihnen, den, der bei Euch weilt."
Sie schmiegte sich bittend an seinen Arm. Über mancherlei anderes, den König betreffendes erging sich noch ihr Gespräch, dann mußten die Rehe ihre Kunststücke machen, die Fischlein erhielten Brotkrümchen, ein struppiger kleiner Star wurde aus seiner Haft entlassen, flog auf Alberetas Schulter und kreischte ihr in's Ohr: Oh, que
je l'^ime!
Mit leisem Lächeln auf den Lippen und einem warmen Glanz
in den schönen Augen, kehrte sie an Tyrells Arm wieder zu den Übrigen zurück.
Troarn saß in einer Ecke des Saales ohne zu trinken neben
Adgife und erzählte ihr etwas. Sie sah bleich und nicht gut aus.
Ihr fahles Gesicht mit den unregelmäßigen Zügen, dem stark hervorstehenden Kinn, der flachen Nase, reizte wenig. Nur die Augen versöhnten, wie bei ihm, der neben ihr saß. Albereta wollte zu ihr hineilen, doch Gautier hielt sie zurück und führte sie vor einen einsam dastehenden Mann, den er in diesem Augenblick erspäht hatte.
„Das ist einer von jenen, die Ihr kennen lernen möchtet."
Dann wandte er sich verbindlich an den Ritter. „Begrüßt meinen
Gast, Herr von Aquis, die Gräfin Troarn möchte Euch kennen
lernen."

Die durchdringenden Augen des seltsamen Menschen richteten
sich auf Albereta. Er sagte keine der gebräuchlichen Höflichkeiten,
sondern neigte nur stumm das Haupt vor ihr.
„Als ob er nicht hierher gehörte, dünkt es einen, findet Ihr
nicht auch?"
Gautier lachte. „Habt Ihr vernommen, Aquis? Die Gräfin
findet, Ihr wäret so, als ob Ihr nicht hierher gehörtet."
Nun blitzten die schweigsamen Augen auf und das blasse Ge-
sicht färbte sich höher.
„Was meint Ihr, Gautier? Hat die Gräfin mir eine Schmei-
chelei oder eine Grobheit sagen wollen?"
„Ich hoffe, eine Grobheit", lachte Tyrell.
„Dann geb' ich sie zurück". Aquis verbeugte sich mit scherzhafter
Ironie, „noch nie hat jemand weniger — nicht in das gastfreund-
liche Schloß Tyrell, — an diesen Hof, getaugt als Ihr, Frau von
Troarn. Ich sehe Euch übrigens heute nicht zum erstenmal, schon
neulich habe ich Euch gesehen, damals, als jemand geruht hat. Euch
im Park zu erschrecken."
„Mich zu erschrecken?" Sie fühlte eine Blutwelle über ihr Ge-
sicht gehen und tat, als sänne sie nach. „Der Park ist nicht überall
freundlich."
„Nein, doch zu Zweien überall sicher, das heißt, wenn ein
Mann die Dame begleitet."
Ihre sonst so sanften Blicke flackerten auf und kreuzten sich mit
den seinen.
Wir verstehen einander, sagten diese Blicke.
Ich hasse dich!
Ich dich nicht, dazu bist du mir zu wertlos. Ich werde dich beob-
achten, besonders aber die, mit denen du verkehrst.
„Ich wiederhol's, Ihr paßt nicht hierher." sagte Albereta wie
ein Schulmädchen, das kratzen möchte, aber artig sein muß.
Er sah Gautier an und lächelte.

'^v

Hermann Hendrich:
IohanniZnacht

„Weshalb nicht, Gräfin?"
„Weil alle hier froh und glücklich zu sein scheinen, nur Ihr
nicht."
„Ich bin es nicht weniger als die andern, nur auf meine
Weise. Nicht jeder kann seine Froheit zeigen und durch seine Mienen
ausdrücken."
„Verderbt mir die Gräfin durch Euern Ernst nicht." Gautier
zog sie vertraulich weiter.
„Laßt den dunklen Propheten, er soll weiter orakeln. Wir aber
wollen uns freuen und heiter sein. Seht hier diesen Wandteppich
an. Die schöne Berta, Karls des Großen Tochter, soll ihn gewebt
haben."
„Berta?"
„Kennt Ihr sie nicht? Sie war ein holdes Fräulein, das aber
nicht heiraten durfte, weil le per« eifersüchtig auf jeden Freier war."
.Die Arme!"
„O bedauert sie nicht. Sie hat sich schadlos gehalten."
„Wie? Schadlos?"
„Aquis hat recht, Ihr taugt nicht zu uns. Doch stößt Euch nicht
an unfern Sitten, wir sind ruchlos, aber gutherzig. Wir wollen
glücklich sein, ohne andern das Leben zu verderben."
Wie lieb er lächeln kann, dachte Albereta, zwischen Abscheu und
Wohlgefallen ihn anblickend.
Da zwang sie etwas, auf die beiden zu sehen, die drüben in der
Ecke saßen. Und sie bemerkte, wie Adgife herüber sah.
„Laßt uns zu Eurer Gemahlin gehen."
Gautier gesellte sich zu Troarn, indes Albereta sich neben Adgife
niederließ.
„Verzeiht, ich habe mich lange verzögert, es ist so vergnüglich
bei Euch."
„Das machen unsere lieben Gäste."
„Habt Ihr keine Kinder?"
„Kinder? Nein."

„Aber dafür einen Gemahl, der Euch das Leben durch seine
Zärtlichkeit verschönert."
„Ia, Gautier ist sehr gütig zu mir. Ich wollte, ich könnte es
ihm vergelten."
„Das tut Ihr doch aufs beste. Was kann ein Mann mehr von
seiner Frau verlangen, als Ihr ihm gebt?"
Adgife blickte ihrem Gatten nach, der sich mit Troarn entfernte.
Dann richtete sie ihre Augen zärtlich auf Albereta.
„Ihr seid nicht nur schön, Ihr seid auch gut. Es muß lang-
weilig für Euch sein, das zu vernehmen, denn Ihr hort es ja von
jeder Lippe."
„Es gibt Schmeicheleien, die man nie oft genug hören kann;
übrigens irrt Ihr in Eurer Voraussetzung. Mein Gemahl ist sehr
zurückhaltend."
„Nun, aus meines Gautiers Augen müßt Ihr das lesen, was
ich Euch gesagt habe. Er ist bezaubert von Euch. Er sagt, in Euch
wohnte alles vereint, um einen Mann glücklich zu machen. Er wird
Euch fast ähnlich, wenn er neben Euch hergeht."
Ia, das hatte Albereta auch schon dunkel gefühlt. Der Glanz,
den das Bewußtsein, schön zu sein, verleiht, leuchtete auch aus seinen
Zügen.
„Ich wünschte, wir sähen einander recht oft —" Adgife reichte
Albereta die leichte Hand hin — „um meinetwillen, die ich die
Schönheit verehre, und um Gautiers willen, der am glücklichsten ist,
wenn die Sonne in seine Augen scheint."
„Ihr seid viel zu gütig zu mir, ich bin durchaus nicht so. wie
Ihr Euch vorstellt. Oft fehlt mir jede Freudigkeit und schmerz»
liches Heimweh quält mich."
„Heimweh? Das ist kein Heimweh, das ist die Sehnsucht
des Hellen nach dem Hellen. Wen könnte es wundernehmen?"
Als Albereta Gautiers Frau später verließ, nahm sie die Über-
zeugung mit, in ihr eine Freundin gewonnen zu haben.

Heimweh
Maria Janitschek
Der Winter kam. Wie ein ungoberdiger Iunge kam er über
die Felder gejagt, schnob in die letzten gelben Blätter, daß sie er-
schreckt aufstoben und streute seinen weißen Plunder aus. Die
Besuche von Schloß zu Schloß wurden seltener, die Wege waren über
die Maßen schlecht, Pferde und Maultiere versanken in dem knie-
tiefen Morast, der unter der Schneehülle heimtückisch sich verbarg.
Sogar in den Sänften wars nicht geheuer, denn wenn die Menschen,
die sie trugen, hinfielen, so fielen auch die Insassen ins weiche,
glitschige Naß. Um so freudiger begrüßt wurde jeder kühne Gast,
der das Unternehmen wagte, seine nahen oder entfernteren Nach-
barn zu besuchen.
Zu denjenigen, die, in ihren Zobel gehüllt, fluchend hinterm
Ofen saßen, gehörte Herr von Croy. Er fror beständig, der arme
Graf, besonders dann, wenn feine Frau nicht bei ihm weilte.
Und Giffiu war fo schlecht, diese Abwesenheit öfters eintreten
zu lassen. Ihr schadete kein Winter, ihre Sehnen waren wie aus
Eisen, ihr Blut rot. Unerschöpflich war ihre Lust, alle verzärtelten
Herren des Hofes durch ihre kühnen Ausflüge neidrot zu machen.
„Wenn sie nicht eine solche Megäre wäre," soll Rufus einst
ausgerufen haben, „sie wäre das bewundernswerteste Weib meines
Reiches. Aber wenn ich glaube, eine zarte Frauenhand in der
meinen zu halten, fühle ich plötzlich den zermalmenden Druck eines
Löwenbändigers meine Finger sich biegen machen und möchte ihr
einen Hieb versetzen. Beim Glanz Gottes! Kraft habe ich selbst,
was brauch ich sie vom Weibe!"
Diese holde Dame mit den blutroten Lippen hatte merkwür-
digerweise einen Schwarm der widersprechendsten Anbeter um sich,
die sie wie eine geheimnisvolle Seleda verehrten. Ähnliche Leute
wie ihren Gemahl, nackengebogene Männlein, junge Herrchen, die
das „Fürchten lernen wollen", es aber nicht einmal zu einer richtigen
Gänsehaut brachten.

Hei, wohin stiebt sie heute, die blonde Gifsiu? Ihr Renner
ist so zäh wie sie selbst, er wird nicht stürzen, sondern mit ihr dorthin
fliegen, wohin sie fliegen will. Die bedauernswerten drei Hofknechte
hinter ihr verfluchen sie untern Rasen, was bekanntlich dem Ver-
fluchten zu einem um so längeren Leben verhilft. Ihre schmalen
Wangen brennen im Ostwind, ihr Mund lächelt verständnisinnig die
versteckten Erdlöcher und Buckel des Bodens an. Sie jagt darüber
hinaus.
Endlich tauchen hinter den verschneiten Bäumen zwei finstere
Türme und zwischen ihnen die Fenster von Troarn auf.
Nach einigen Minuten umringt sie ein Schwarm Knechte,
Mägde, Frauen, die ihr und ihren Dienern Hilfe leisten. Ilbert
kommt höflich herabgeeilt und gibt in lebhaften Worten seiner Be-
wunderung für ihre Amazonentat Ausdruck. Und allein!! Er sitzt
daheim, hat Angst um Nase und Ohren. Doch seine Grüße schickt er.
Die konnten unterwegs nicht erfrieren, denn s i e bringt sie. Albereta
wäre doch anwesend?
Gewiß, und sie wird sich sehr freuen.
Sie gehen über die Treppe hinauf. Oben kommt ihnen die
Gräfin entgegen und führt Giffiu in eine geheizte Kemenate, wo
Frauen sie der Pelzhülle entkleiden, ihr laues Rosenwasser reichen,
um Gesicht und Hände zu erfrischen. Dann geht sie in Alberetens
Gemach. Nach dem ersten Besuch, den die beiden Herrschaften ein-
ander gemacht haben, scheint Giffiu eine Neigung für Albereta
gefaßt zu haben. Sie hat sie schon mehr als einmal besucht, indes
Frau von Troarn eigentlich ohne den Grund davon zu kennen, diese
Anhänglichkeit sehr zurückhaltend erwidert.
„Ah, was seh ich! Ihr seid nicht allein?" — Tvrell hat sich
bei ihrem Eintritt erhoben — „ich habe Wohl Euer Gespräch
unterbrochen?"
Indem sich alle niederlassen, entgegnet Gautier: „Wir redeten
über den König. Ich habe Frau Albereta von seinem Vater erzählt,
der so groß und schwer war, daß ihn kaum ein Pferd tragen konnte,

weshalb er viel zu Fuß lief und den Namen „der Gänger" erhielt.
Doch was habt Ihr auf Eurer linken Wange?" Wer hat Euch
gekratzt, seit — gestern?"
Sie wirft ihm einen verweisenden Blick zu. „Kleine Kinder
sehen doch alles. Also von Rufus Vater! Wenns nicht der König
ist. ists wenigstens sein Vater. O Gräfin, welche eifrige Anhängerin
besitzt unser Königshaus an Euch. Wahrhaft rührend! Danke,
Troarn, ich nehme nicht süßen Wein, er geht mir zu sehr auf die
Nieren. Bringt mir später ein Stück Fleisch."
Sie wendet sich an den bedienenden Knaben. Der Glanz, der
auf Aberetas Gesicht gelegen hatte, verfliegt. Ihre Nüstern gehen un-
ruhig. Sie sieht von Gautier auf Giffiu und von ihr auf ihn.
Zum drittenmal in verhältnismäßig kurzer Zeit sind sie einander
begegnet. Es ist wahr, Gautier ist viel hier, viel. Kommt er nicht
von selbst, so schickt ihn Adgife mit Grüßen und irgend einer kleinen,
höchst wichtigen Botschaft, die in Wahrheit nur ein Vorwand ist.
Sie fühlt ja instinktiv in ihrer hellscherischen Liebe, daß er heimlich
nach etwas bangt, dann fällt ihr die wichtige Botschaft ein, die sie
Albereta senden muß. Der Gefällige übernimmt es, hinüber zu
reiten. Er tut es nicht ungern. Es wäre unwahr zu behaupten,
daß er Albereta nicht gut sei. Er hat sie lieb wie eine Schwester
und er ist ihr — dankbar, denn ihre Unschuld scheint es nicht zu
merken, daß er um einer Andern willen kommt. Ohne es zu beab-
sichtigen, berührt er in seinen Gesprächen oft seinen Herrn und
Alberetas aufglänzende Augen bewegen ihn, diesem Stoff Uner-
schöpflichkeit abzugewinnen.
Troarn sitzt dabei und schweigt, spielt mit den Elfenbeinfiguren
seines kostbaren Schachbretts und läßt ab und zu seine Blicke über
die beiden schönen Menschen gleiten.
„Wie geht es Adgife, der besten aller Frauen?" Die blonde
Gräfin kneift die Augen zusammen und lächelt impertinent. „Backt
sie wieder Kuchen? Findet Ihr nicht auch, Albereta, daß Gautier

zu dick wird? Er sieht schon fast unförmig aus. Seine Frau füttert ihn zu gut."
Albereta wirft einen befangenen Blick auf Tyrell. „Er scheint mir nicht anders als sonst auszusehen."
„Sogar besser als sonst," wirft Troarn hin, „es ist ein Licht in seinen Augen entbrannt, das ich vorher nie gesehen habe."
„Ihr macht mich noch verlegen mit Euern Bemerkungen," Tyrell runzelt die Brauen, „redet doch lieber von meinen guten Eigenschaften."
„Wie soll man von etwas reden, das nicht vorhanden ist —"
Giffiu schlingt die Hände um ihre Knie und beugt sich zu Tyrell hinüber, „Euere hübsche Fratze ist aber da, ich sehe sie, auch Dame Albereta sieht sie, selbst unser tugendhafter Troarn spricht vom „Licht" Eurer Augen. Fünfzig Mägde auf Euerm Schloß gehen erleuchtet von diesem Licht hin und Eure Frau badet ihr Herz darin."
„Nun hört aber auf, selbst Ihr sollt nicht so törichtes Zeug schwatzen."
„Törichtes Zeug? Sagt, Albereta, glaubt Ihr, daß die Iungfrauen, die sein Bad bereiten, die sein Lager zurecht machen, ihm die Haut mit duftenden Essenzen einreiben, um seiner Frau willen so holdselig lächeln?"
„Ach, Frau Giffiu, wißt Ihr denn nicht, daß —"
„Bitte, lügt nicht!"
„Daß meine Frau es sich in den Kopf gesetzt hat, nur Menschen, die sie schön findet, unter das Gesinde zu nehmen? Ich kann wahrhaftig nicht dafür, mir wirds sozar oft langweilig, wenn meine Gäste, anstatt sich mit mir zu unterhalten, den Mägdlein nachsehen, die meine Tafel bedienen."
Elbereta erhebt sich und verschwindet, um ihren beiden Gästen ein kleines Mahl vorsetzen zu lassen. Die drinnen streiten und zanken noch eine Weile scherzhaft weiter, dann folgen sie dem Knaben, der sie in einen kleinen durchwärmten Saal führt.

Tyrell kommt neben Giffiu zu sitzen, seine Hände beben leise,
wenn sie ihr etwas hinreichen oder sie zufällig berühren.
Albereta wirft ab und zu einen langen Blick auf ihn. Wie
bang sie nach ihm ausschaut, denkt Troarn und verbirgt den silbernen
Löffel in der Faust. Das ist die Strafe dafür, mein Ilbert, daß
du glaubtest, ein Weib, und dieses Weib, könnte dich lieben . . .
Später sagte Giffiu: „Ich mache einen Vorschlag. Aus Rom
ist eine Schar Musikanten angekommen. Sie haben Harfen und
Flöten, Fiedeln und Zithern bei sich. Einstweilen sind sie in London
und ergötzen das Arbeitsvolk, das an der neuen Brücke baut. Wollen
wir sie kommen lassen; eine Woche zu mir, eine Woche hierher nach
Troarn, eine Woche zu Euch, Gautier. Einer von uns soll den
König dazu einladen."
Ein neues Band, dachte Albereta, wie fein sie spinnt, ich scheine
doch nicht zu irren . . .
Gautier schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, ob der Vorschlag
gut ist. Der König —" er überlegte, ob er darüber sprechen sollte
oder nicht und entschied sich zu einigen harmlosen Andeutungen,
„der König ist augenblicklich nichts weniger als in einer fröhlichen
Stimmung und zu derlei Scherzen aufgelegt."
„Ists — Schottland, das ihn beschäftigt?" Troarn blickte
Tyrell fragend an.
Gautier bemerkte flüchtig: „Es gehen allerlei Gerüchte herum.
König Malcolm soll insgeheim Zurüstungen machen, die Truppen an
der Grenze wurden verstärkt."
„Welches Heiligen Knochenreste wird die fromme Frau Mar-
garetha ihrem Gemahl vorantragen lassen, damit der Sieg sein
wird?"
Albereta warf Giffiu einen vorwurfsvollen Blick zu und be-
ruhigte Onix, der zu knurren begann. Diese Handvoll Hund erriet
die Gedanken seiner Herrin und haßte, wen sie nicht mochte. Er
rieb sein winziges Windspiel an dem Saum ihres Kleides und

begnügte sich, heimlich die weißen Zähne zu fletschen, die gar gern vermeintlichen Feinden ein Andenken gaben.
„Deshalb also die Absage zu dem geplanten Herbstfest im Wald! Und das erfahre ich heute erst," warf Frau von Bray verletzt hin.
„Es gab sich die Gelegenheit nicht früher, auch will ich gar nichts gesagt haben," verteidigte sich Tyrell.
„Es ist höchste Zeit, daß eine Schlacht oder sonst eine große Begebenheit die Lebensgeister unseres Herrn wieder auffrischt. Er erschlafft in der Gesellschaft, die jetzt um ihn ist."
„Glaubt Ihr, Troarn?"
„Kann er denn Rohais Verlust überwinden?" Giffiu lächelte höhnisch.
„Ich meine, sogar leicht. Wenigstens läßt er sich nichts anmerken. Ich glaube überhaupt, daß die Damen keine allzu wichtige Rolle in seinem Leben spielen. Er ist so veranlagt wie sein Vater."
„Sagt lieber, neben Fräulein von Viani kann sich keine andere behaupten. Sie mordet mit ihrer Zunge jede, die sich in sein Bereich wagt."
„Orielde? Ich denke fast, es sei Flambard, der hinter dem Fräulein steckt."
„O Gautier, jetzt werdet Ihr nett. Erzählt noch ein bischen!"
Giffiu legte leicht ihre Hand auf die seine, und er spürte der feinen Fingernägel Berührung. Ein flüchtiges Rot flog über sein Gesicht.
„Ich weiß von nichts. Man sagt, nicht ich, die andern, Flambard bediene sich ihrer, um den König von jeder ernsteren Neigung abzuhalten, die Flambards einflußreiche Stellung gefährden könnte."
„Flambard und Orielde! Ist es wahr, daß jemand, den ich nicht nennen will, der schönen Rohais nach Frankreich gefolgt ist?"
„Ich weiß es nicht." Gautier zuckte die Schultern. „Verführt mich nicht dazu, schwatzhaft zu werden."

Albereta fühlte die Unterhaltung wie eine Qual. Sie atmete erleichtert auf, als die Gäste sie verließen.

Indessen jagte Rufus von Torheit zu Torheit. Er hatte Anwandlungen sich in die Ewigkeit zu verlieben; in solchen Stimmungen ließ er Türme und Kastelle bauen, so wuchtig und fest, daß es schien, als ob kein Mauernbrecher und keine Pechpfanne ihnen etwas anhaben könnte.

Daneben aber flatterten seine Blicke unruhig hinaus in die Ferne.

Wer das Ohr auf den Boden legte, konnte ein dumpfes Grollen vernehmen. Das waren die Hufe der Schlachtrosse, die aus Schottland herabsausten zum Kampf.

Nicht umsonst reizte Rufus den Schotten fortwährend durch Eindringen in seine Gebiete, endlich mußte er Antwort geben.

Übrigens war es gleich, ob c r kam, oder Louis Philipp, der der Küsse der schönen Bertrada müde geworden, ihm Fehde anbot. Ob Frankreich und Schottland zu einem Waffengang einluden, freudig nimmt er die Herausforderung an.

Nur nicht hier sitzen und verfaulen! Es ist heiter, mit den „Großen" im abgeschlossenen Saal zu tafeln und zwischen Becher Dinge zu verhandeln, über die der Teufel erröten könnte. Kein Weiberohr darf an diesen Abenden zuhören, denn wie stark auch die Fräulein im Anhören hübscher Historien sind, diese Geschichten, die gestern oder heute geschehen sind, und morgen vielleicht wieder geschehen werden, könnten doch ihr Gehirn verwirren. Es ist heiter, Leute, vor denen der Plebs auf der Nase liegt, sich betrunken auf der Erde wälzen zu sehen, ärger als das schäumende Vieh im Stall, wenn es durch allerlei vertrackte Getränke toll gemacht wird. Es ist heiter, Personen, die als Wohltäter beim Volk gelten, niedrige Mordanschläge machen zu hören, um zu mehr Mammon zu kommen — die Fräulein kosten gar viel in diesen harten Zeitläuften — es ist heiter,

das Heiligste der Menschheit behandelt" zu hören, als war es der Einfall eines Schulbuben, aber — es ist auch heiter, mit einem Fußtritt alle diese mit dem Erzschmuck uralter Abstammung prunkenden Helden beiseite zu stoßen und hinaus zu eilen in die Freiheit, in den schönen, männlichen Kampf. Ha, wenn die Hörner schmettern und die vom Blutgeruch wildgewordenen Rosse die Erde stampfen, da mitten drin im dichtesten Pfeilregen hinzustürmen, das knatternde Abprallen der Geschosse auf dem ehernen Panzer als Liebkosung des Todes. Oder hinaus im Wintersturm in die aufbrüllende See, von ein paar Brettern getragen über dem Nichts schaukeln. Rufus lächelte so verliebt, wie er noch nie ein Weib angelächelt hatte.
Es war auf einem Spazierrit in New-Forest, dem unheimlichsten, sagenreichsten seiner Wälder. Er war allein ohne jede Begleitung. Und er öffnete die Lippen und saugte begierig die kühle Schneeluft ein. Der Teufel soll den König spielen. Viel Geld haben und frei fein, das ist das Richtigste. Das niedergezwungene Wikingerblut schäumt in ihm auf. Die Vorfahren: Seeräuber, die an zerklüfteten Küsten Weiber und Gut gestohlen haben! Und er soll ein braver König sein, der zahmen Pöbel regiert!
O Hrolf, was warst du für ein Esel, dich von dem einfältigen Karl belehnen zu lassen! O Robert le Diable! So schöne Er» innerungen für eine — Kette hinzugeben! . . . Der Hengst, den Rufus reitet, steigt kerzengerade auf.
Der Normane fühlt es kälter als Schneeluft über sich hinwehen.
Ein riesenhaftes, finsteres Weib, eine Lammfellmütze auf dem Kopf, unter der weiße Haarsträhnen im Winde flattern, steht plötzlich am Weg und richtet drohend die Blicke auf ihn.
Der König reißt knirschend sein Schwert heraus, doch das Roß tut keinen Schritt weiter.
Beim Qualm der Hölle, nimms schon, finsteres Gespenst, ich geb dir dies Leben, dies Narrenspiel voll Erbärmlichkeit, nur — erschrecke mich nicht

Die Fideln girren und locken und schöne Frauen und Herren
drehen sich bei ihren Klängen, dann drängt sich eine Schar schlanker
Teufel zu den Saaltüren herein, verstreut rote Nelken und gießt aus
versteckten Gefäßen Wohlgerüche aus, die sich wie Rausch um die
Sinne der Anwesenden legen.
Der König hat eine kleine Gesellschaft zu sich entbieten lassen.
Im weißen Saal, einem der Prunkräume der Burg in Winchester
hat er sie empfangen. Es ist ein vornehmer Raum mit kostbaren
Wandteppichen, prachtvollen Waffen, silbernen und goldenen
Schüsseln ausgeschmückt.
Unter den Anwesenden ragt Robert Bellesmes riesige Gestalt
hervor, ehrwürdig gemacht durch die große Glatze und das Doppel-
kinn. Seine Gattin, ein winziges rundes Frauchen, nennt ihn:
mc»n enlant und mon petit! Auch Roberts Bruder Arnulf von
Montgomery weilt hier, der Arme, dem neulich bei einem galanten
Abenteuer zwei Vorderzähne eingeschlagen worden sind, weshalb sein
Lächeln heut so verschämt erscheint.
Ralph Mortimer, der catonisch ernste, steht bei Troarn und
seiner Gattin und entrüstet sich innerlich über Prinz Henry, der
Herrn von Sais junger Gemahlin mächtige Lügengeschichten auf-
tischt. Er stellt sich als Gönner der Klöster hin, und schildert die
wundervollen Glasfenster, die er der Kirche in Wilton gestiftet hat.
Allain von Clarn erscheint natürlich in der Farbe seiner Dame:
pflaumenblau, weil Adgife, die sich übrigens nicht das mindeste aus
seiner Huldigung macht, ein Kleid in dieser Farbe trägt. Meulant
— sein goldstarrender kurzer Leibrock kleidet ihn gut — spricht mit
dem ritterlich schönen Bischof von Thetford, hört aber zerstreut zu,
denn seine Augen suchen den König. Da taucht er auf, unruhig,
bleich. Glut, Eis, Zartheit, Grobheit, Vornehmheit und niedrige Ge-
meinheit, Großherzigkeit und Rachsucht, königlichen Stolz und be-
rechnete Schlauheit in einer Person vereint. Er wechselt bald mit
diesem, bald mit jenem ein Wort, wirft einen scharfen Blick auf

Aquis, der mit Robert Mowbray, dem hochmütigen und verschlossnen
Grafen von Northumberland, leise eine Sache verhandelt und bleibt
endlich bei Wilhelm von Warelwast stehen. Wilhelm von Warelwast
beginnen ScHveißtropfen die Stirn zu netzen. Er, der sonst alles
weiß, über alle Auskunft geben kann, ist nicht imstande, Rufus'
Fragen zu beantworten. Sie gelten Duncan, des Schottenkönigs
Malcolms natürlichem Sohn, dem Rufus sehr zugetan ist. Er liebt
ihn geradezu, diesen unstäten Naben, der nicht Horst noch Heim hat
und überall, wo er hinkommt, den Brand der Rebellion entzündet.
Plötzlich hat Rufus Albereta erblickt. Ein geringschätziges Lächeln
umzuckt seinen Mund. Gautier steht bei ihr und ihre Blicke hängen
an feinen Lippen.
„Welch fürchterliche Schickung!" Der arme Warelwast hört zu
schwitzen auf, innerlich hocherfreut über das kleine Geschehnis, das die Auf-
merksamkeit seines Examinators von ihm ablenken wird. Er deutet
nach links. „Das Fräulein von Viant ist ohnmächtig geworden, ein
niederfallender Wachstropfen hat ihm den weißen Hals verbrannt."
„Ei! Lassen wir dem Fräulein die anmutige Stellung."
„Malcolms andere Söhne. Sir —"
Rufus läßt Warelwast weiter reden, er hat sich zerstreut von
ihm abgewandt. Wie kann dieser Elephant von Troarn nur mit
ansehen, wie seine Frau mit dem braunlockigen Burschen liebäugelt!
Losange, der Erzbischof von Thedfort im Gespräch mit Meulant.
tritt heran.
„Die Kirche einträchtig mit ihrem Bekämpfer, ein artiger
Anblick."
„Sir, wit geben uns gegenseitig nach."
„Hier sind wir nichts anderes als Eure ergebenen Untertanen.
Sir."
„Du hast leicht reden, triumphierende Kirche, das Streiten und
Leiden überlässest Du Deinem Beschützer."
Losange blickt auf Meulant. Beschützer ist eine höchst passende
Bezeichnung für Rufus!

„Sir, wir wollen mitstreiten mit Euch — leiden ist ein Wort,
das in Euerer Gegenwart nicht ausgesprochen werden darf. Gebt
uns Gelegenheit, unsere Kampflust für Euch zu betätigen. Wie
heißt der Feind? Wo ist er?"
„Er heißt Mangel und sitzt in unfern Schatzkammern."
Lofange senkt die Augen sinnend. „Wie wärs mit einer
Hundesteuer?"
Der König und Meulant brechen in Lachen aus.
„In London stolpern die Pferde über das herrenlose Viehzeug,
das rudelweise in den Straßen herumläuft."
Meulant schüttelt den Kopf. „Die Edelhunde können wir nicht
besteuern und die Besitzer der gemeinen Köter haben nichts. Mer
etwas anderes." Meulant geht auf Losanges Scherz ein. „Ieder,
der einen Edelhund totschießt, was alle Tage ein dutzendmal ge-
schieht, muß soundsoviel Strafe bezahlen."
„Das ist kein schlechter Witz. Meulant."
„Ich hab etwas anderes." Herbert Losange deutet auf Aquis.
dessen bleiches Gesicht eben hinübergeblickt hat. „Pfändet diesen
Rappen dort, der immer unsichtbare Leichen zu führen scheint. Einen
Grund dazu werdet Ihr gewiß finden. Man sagt, Aquis sei über-
aus wohlhabend, er hätte Schätze in Frankreich ruhen."
Rufus macht eine abwehrende Handbewegung. „Ich mag mit
diesem verknöcherten Angelsachsen — wenigstens von mütterlicher
Seite her ist er's — nichts zu tun haben. Ich wollte, ich müßte ihn
nicht mehr erblicken, doch hat er mächtige Freunde, die für ihn ein-
treten."
„Ich glaube, der Ritter ist so verbissen und finster, weil das
Glück Eurer Huld ihm abgeht. Zögt Ihr ihn in Eure Nähe, er
würde so strahlend fein, wie Euer Liebling dort, der braunlockige
Hermes."
„Die Angelsachsen eignen sich schlecht zu Lieblingen." Die ganze
Abneigung Rufus gegen die Nation, die noch vor kurzem die herr-

schcnde im Reich war, spricht aus seinen Worten. „Sie sind von Heimtücken und Haß erfüllt. Sie sind alle Aquis mit bleichen, hohlen Wangen und versteckten Anschlägen im Blick. Keinem einzigen unter ihnen trau ich."
„Sir, macht die Probe," der Bischof von Thetford richtet die sprechenden Augen auf Rufus, „überwindet Euren Widerwillen gegen sie, schließt sie nicht aus von allen wichtigen Ehrenämtern in Eurer Nähe, zeigt Ihnen Vertrauen und Ihr werdet die hingehendsten Untertanen in ihnen finden."
„Seit wann redet Ihr den Besiegten das Wort, Bischof? Ihr müßt Anwartschaft auf hohe Vergünstigungen bei ihnen haben." ..
„Nein, Sir, ich versichere Euch, ich habe mit keinem der bei Euch so Unbeliebten auch nur die geringste Gemeinschaft, doch ich kann es nicht ertragen, daß mein weiser und gütiger Herr Menschen D,^ seinen Grenzen beherbergt, die nicht mit Leib und Seele ihm gehören." .6
Lo — fange, sing weiter Lob — Aquis blickt finster lächelnd auf die Gruppe herüber — eines Tages wirst du doch stürzen, denn sein Magen kann für die Dauer eher Kieselsteine als Süßigkeiten vertragen. Aquis kehrt sich ab und gewahrt Albereta, die von Titus, dem jungen Byzantinerprinzlein geleitet, herankommt.
„So einsam, mein Feind?" "^-
„Nicht einsamer als die Feindin."
„Woher wißt Ihr das?"
„Ich habe Euch beobachtet."
„Ihr seid unheimlich mit Euern Beobachtungen. Ich wollte, Ihr beobachtet falsch."
„Das geschieht nur, wenn das — Herz beobachtet, sonst nicht. Mit ihm beobachte ich nicht."
„Das wird Euch jeder glauben."
„Weshalb seid Ihr so wenig Ihr selbst und redet den anderen nach. Denn Ihr selbst könnt unmöglich über mich urteilen, Ihr kennt mich ja nicht."

-

Hermann Hendrich:
Meiner Teich im Riesengebirgc
(Im Besitze des Herausgebers)

„Ihr habt recht." Ein reuevoller Blick aus ihren schönen
Augen trifft ihn. „Übrigens nach anderer Meinung urteile ich nicht.
Ich glaube nur meinem Gefühl. Ihr seht immer so verschlossen, so
blaß aus."
„Blaß, gnädige Frau? Wißt Ihr nicht, daß auch eine große
Liebe blaß machen kann?"
„Lieben? Ihr?!"
„Ach muß es denn immer ein Mensch sein, den man liebt?"
„Was denn sonst?"
„Wie — jung seid Ihr doch!" Er läßt die dunklen Wimpern
wie gelangweilt über die Augen gleiten.
„Ihr wolltet sagen: einfältig. Wieder habt Ihr nicht unrecht.
Ich glaube, es ist nur noch einer anwesend, der ähnlich wie ich denkt.
Aber vielleicht verbirgt sein herbes Gesicht auch andere Gedanken.
Wer kann das hier wissen?"
„Wen meint Ihr?"
„Den Cleviker, der dort mit Haimon spricht." Aquis wendet
sich lässig um.
„Es ist einer der Kapellane des Königs, Robert Bloet, der echte
Normanne."
„Weshalb haßt Ihr nun die Normannen so?"
„Reizt es Euch, das zu wissen?"
Aquis sieht sich flüchtig um. „Euer Begleiter hat Euch ver-
lassen, dort ist ein leerer Sitz. Nehmt Platz, ich will Euch sagen,
weshalb ich die Normannen hasse."
Er führt sie zu einem hochlehnigen Sessel, den die stolze Mutter
Fitz Haimons eben verlassen hat, um Meulant nach der Stimmung
des Königs zu fragen.
„Vor vielen hundert Iahren kam unter Mühen und Anstren-
gungen eine Schar tapferer Männer übers Wasser herüber, um einem
König zu helfen, der sich im eignen Land nicht zu schützen wußte.
Sie schlugen die Aufrührer nieder, gewannen für sich Boden und
Rechte und wurden Herren des Landes. Sie haltens nicht leicht.

Maria Janitschek
Heimweh
Aus den Gebirgen Schottlands kamen unter wildem Kriegsgeheul
die verwegenen Picten herabgebraust, um sie zu blutiger Schlacht zu
reizen, Irland sandte Feinde, in Wales hatten sie Strcittürme, doch
die mutigen Kämpen hielten allem Stand und fügten Sieg zu Sieg,
bis sie endlich nach zähen Kämpfen und Anstrengungen die Allein-
herrschaft ertrotzt hatten.
Große Könige voll Kraft und Klugheit gingen aus ihnen her-
vor, das Reich nahm zu an Wohlstand und Ansehen in der Welt.
Nun wollte es die Fügung, daß einer der Herrscher kinderlos blieb.
Er nahm einen, den er lieb hatte, anstelle des Leibeserben an. Dieser
voll hochfliegender Pläne, aber unklng, ging nach der Normandie,
um dort ein Geschäft mit einem Sprößling fremder Abenteurer ab- -
zuschließen, der seit kurzem zu Ansehen gekommen war. Da starb
der König, der Leibeserbe ward Herrscher und zog eilig in sein Reich.
Aber hinter ihm drein jagte der andere. Sechzigtausend Nachkom-
men von Küstenplünderern und Seeräubern zogen mit ihm, sie woll-
ten jenem das Erbe streitig machen und für ihren Herrn gewinnen.
Der neue König warb in Eile Truppen und führte sie in den Kampf
um sein Recht. Doch der andern Heer, aus wildem, beutegierigem
Gesindel bestehend, fuhr wie ein rasender Sturm über sie los und
schlug sie zusammen mit ihrem König. Der Abenteurer hatte ge-
wonnen. Man tötete die Vornehmsten des Landes, die nicht im
Kampf blieben oder beraubte sie mindestens und zwang sie, Lehns-
träger des neuen Herrn zu werden, der ihre Burgen und Schlösser
unter seine Kreaturen verteilte, ihre Reichtümer seinen Schatz-
kammern einverleibte. Fragt Ihr noch, weshalb Alfrieds Söhne
die Normannen hassen, die sie nicht nur von ihren heimischen Her-
den, sondern auch aus Amt und Würden verdrängt haben? Seht
Ihr auch nur einen von ihnen einen wichtigen Posten im Reich
einnehmen? Gleich Krüppeln und Lahmen sind sie in die Ecke ge-
stellt und zu stummen Zuschauern verurteilt "
Fortsetzung im nächsten Heft.

Otto Flake:

Nancy

Nancy hat vor anderen französischen Provinzstädten, die, wie
man weiß, im allgemeinen nicht im Rufe großer Eigenart stehen,
zwei Vorteile voraus, die ihm zu der den deutschen Städten so ge-
läufigen Individualität verholfen haben. Es ist Grenzstadt und alte
Residenz.

Die Grenzstadt liegt freilich nicht unmittelbar an der
Grenze, so daß sich etwa ein malerisches und aufgeregtes Hinüber und
Herüber von Zollbeamten, Reisenden, Gendarmen und Automobilen
ergäbe, sie liegt sogar fast sechzig Kilometer von dieser Grenze, daher
man ihr mehr als eine Stunde durch das melancholische und mit allen
zarten Reizen der gewellten Campagne geschmückte lothringische
Hügelland entgegenfährt. Nancy ist auch nicht Grenzort, wie Straß-
burg Grenzort zu heißen verdient: eine Mischung deutscher und fran-
zösischer Architektur, Sitten, Iahrhunderte, sondern eine rein fran-
zösische Stadt. Aber auch so darf es Grenzstadt genannt werden,
denn es ist ein vorgeschobenes Bollwerk eines großen Landes, eine
Bastion des Ostens, wie Maurice Barres, der Sohn dieses franzö-
sischen Lothringens, sagen würde. Es ist der erste Ort, an dem der
reisende Fremde aussteigt, um den ersten und starken Hauch einer
neuen Nation auf sich wirken zu lassen. Kurz, Nancy ist, was Posen
für den deutschen Osten sein soll, für den französischen in der Tat:
ein Symbol. Das fühlt auch der Deutsche seit langem und verzichtet
darauf, den Namen ferner Vergangenheit, Nanzig, zu gebrauchen.

Als Elsaß und Lothringen noch französisch waren, als Kehl,
heute nichts als ein badensisches Städtchen, fast der erste französische

Brückenkopf heißen konnte, spielte Straßburg, wenn auch bei weitem nicht so restlos, diese Rolle des vorgeschobenen Postens, und Nancy war französisches Hinterland. Seither gewann es nicht nur an Stelle Straßburgs die Universität und die Behörden, sondern ward als Begriff drüben allen nationalistischen und patriotischen Herzen teuer. Entschieden, Nancy gewann durch den Krieg und den Verlust der beiden Provinzen, denn die Option brachte auch eine beträchtliche Menge Kapital und Intelligenz, und vielleicht hat man einiges Recht, seinen Aufschwung in Industrie und Verkehr dem rührigen elsässischen Blute, dessen Verlust das heutige Elsaß noch nicht verwunden hat, zuzuschreiben: das lothringische ist ein wenig schwer und zaghaft.

Den zweiten Glücksfall in der Geschichte dieser Stadt bedeutet der Umstand, daß Nancy in einem Iahrhundert, das leicht und sicher über alle Kräfte der Stilbildung verfügte — im achtzehnten — Residenz, Sitz eines Hofes, wurde, vielmehr noch immer war, denn Herzöge besaß es von jeher. Der letzte aber, Stanislaus Leszinsky, Erkönig von Polen und Schwiegervater Ludwigs XV., konnte ihm noch rechtzeitig, bevor es zum Rang einer französischen Provinzstadt herabsank (1766), einen unvergeßlichen und unvergänglichen Stempel aufdrücken. Bezeugen wir unfere Achtung vor dem Fürsten, der wußte, daß er keine Dynastie begründete und gleichwohl die Losung seines Iahrhunderts, jenes „apres nou8 le delu^e" anzunehmen verschmähte. Ein-eingeborener Herzog, der sich im Zusammenhang der Ahnen und der Enkel fühlt, hätte nicht sorgfältiger und liebevoller zu Werke gehen können, und, fügen wir hinzu, nicht selbstloser und bescheidener. Keine persönlich revidierten und verdorbenen Baupläne, sondern der einheitliche Wille des Architekten, für den der Fürst nichts sein wollte als der Auftraggeber. So konnte Her es Place Stanislas entstehen, dieser Platz, der es wert ist, daß man ihn in den wechselnden Iahreszeiten und in den wechselnden Tagesstunden wieder und wieder besucht, um alle Effekte des Lichtes, der Farben, der menschlichen Staffage zu überraschen.

Nancy

Otto Make

Die Place Stanislas ist ein wirklicher Platz, was man nicht von
allen französischen Plätzen, am wenigsten von denen der Hauptstadt,
sagen kann, in der sie meist weiter nichts als ein Stern sind, in dem
von allen Seiten die Straßen aufeinander treffen, daher die Place
de la Concorde abends den Eindruck eines ungeheuren Areales macht,
daß der Bebauung harrt und auf dem die künftigen Straßen an den
schon aufgestellten Gaslaternen ungefähr zu erkennen sind. Es soll
damit nicht gesagt sein, daß ein anderer, ein nichtpariserischer Geist
hier geschaffen habe.

Die ganze Nancyer Anlage atmet durchaus den rationellen und ratio-
nalistischen Geist der französischen Architektur; vermutlich hat man die
Kleinheit der Stadt, in der eine Monstreanlage wie der Konkordien-
platz lächerlich gewesen wäre, die Geschlossenheit dieser Stelle veran-
laßt? aber jedenfalls ist sie da und ein glückliches Geschenk.

Ein Quadrat, auf drei Seiten von je zwei Bauten eingefaßt,
zwischen denen sich eine Straße öffnet, auf der vierten, vor einem
längeren, einzigen Hotel, dem Stadthaus. Von welcher der drei
Durchbruchsstraßen man sich auch nähert, in allen sieht man von fern
die Statue Stanislas', und sie ist der gedachte und verdeutlichte
Mittelpunkt des Platzes. Auf diesem kein Baum, kein Kiosk, kein
Häuschen, keines dieser Mätzchen, die unsere alten Plätze neuerdings
so entstellen; nein, in greller Sonne, weit und rein liegt die Fläche
da und nur an ihren Rändern wirft vormittags die eine, nachmittags
die andere Reihe der Prunkgebäude einen schwarzen, kühlen Schatten,
der wie ein gerader Strich, wie eine Tapetenborde abschlösse, wenn
ihm nicht die Gesimsornamente eine durchbrochene Balustrade und die
Silhouetten von Vasen und Statuetten ansetzte; auch die zierlichen
Kaminprofile, die zugleich grotesken und koketten Röhren aus Blech
und gebrannter Erde wollen wir nicht vergeffen, sie sind uns auS
Paris gut bekannt.

Der Platz weist keinen Baum, keinen Strauch, kein Beet auf.
und wenn man uns zu Hause oder drüben im Elsaß, wo man Nancy
so bevorzugt, von dem Reiz der sommerlichen Konzerte erzählte, dann

sah man die Offiziere, die Damen, die Studenten, die Fremden, das
ganze farbige Gedränge wohl im Schatten von Kastanien, die ihre
roten und Weißen Kerzen aufgesteckt hatten, und hörte im Geiste das
Rauschen von sprühenden Fontänen. Aber kein Bedauern, es geht
uns nichts verloren, Baumkronen und Wasserkaskaden, die schönsten
Ornamente eines öffentlichen Platzes, sind auch hier nicht vergessen
worden. Die Ecken und Winkel des Platzes sind es, in denen man sie
suchen muß, und sie laufen nicht Gefahr, übersehen zu werden. Es
ist keine Fülle, aber die Bäume sind hoch und buschig genug, die
Wasser singen hell genug, und es ist gerade das richtige Maß: nicht
zuviel Natur, aber auch kein anmaßender Verzicht auf ihre Mit-
wirkung.
Wie nahe uns die Bauten des 18. Iahrhunderts doch noch stehen,
wie intim sie wirken. Zieht man zum Vergleich diejenigen des sech-
zehnten heran, sei es die noch halb gotischen, sei es die Renaissance-
reinen, ja, denkt man selbst an die schweren pomphaften des siebzehnten
so entdeckt man die Kluft, die das achtzehnte von ihnen
scheidet. Nicht, daß ein ganz neuer, äußerer Stil aufge-
kommen wäre, aber es ist plötzlich alles um ein paar Grad feinglie-
driger, wärmer, vermenschlichter geworden, und auch hier in Nancy
haben die Franzosen, deren Straßen, Bäume und'Villen etwas so
unvergleichlich Vertrauliches atmen, die Pathetik von Rundbogen und
Säulen zu mildern verstanden. Das niedere Geschoß über dem
großen bekam Holzläden, die hohen Fenster Marquisen, die
Rahmen zerfallen in kleine weiße Quadrate: man denke
sich Holzläden, Marquisen und Gitterwerk zu einem Renaissance-
Palast! Und durch Marquisen und Holzläden ist die Verbindung
mit den simpeln Bürgerhäusern der gewöhnlichen Gassen glücklich
hergestellt. Die größere Förmlichkeit, die sich für öffentliche Gebäude
geziemt, ist gewahrt, und zugleich ist doch ein organischer und ganz
unauffälliger Zusammenhang und Zusammenklang da, während doch
meist Gerichte, Theater, Universitäten, Ministerien in einem kalten,
abstrakten Stil sich hochmütig gegen ihre bürgerliche Umgebung ab-

heben. Statt solche Monumentalgebäude in der ewigen Renaissance aufzuführen, sollte man sich enger an das 18. Jahrhundert anschließen, wohlgemerkt aber an das französische, das ja das sogenannte Rokoko nicht als Architektur, sondern nur als Innendekoration und Handwerk kennt.
Das also ist der Stanislausplatz. Er ist der Ruhm der Stadt und die Anerkennung ist ihm nie versagt worden. Aber warum hört man so wenig von der Place de la Carriere, die sich, durch eine jener Durchbruchsstellen verbunden, an ihn anschließt? Wie es mit Urteilen geht: der erste hat diesen stillen Platz vergessen und die andern haben es ihm nachgemacht. In Wahrheit ist er etwas ganz Köstliches, ja ganz Einzigartiges.
Es gibt in Paris einen Ort. der einstmals zu Ludwigs XIV. Zeit die eleganteste Wohnstätte war, an dem sich der Hofadel ganz unter sich befand, die Place des Vosges. Heute eine Oase in einem gewöhnlich gewordenen Viertel, durch lärmende Scharen schmutziger Kinder entstellt, hat er doch noch, aller Vernachlässigung zum Trotz, seinen vollständig abgeschlossenen Charakter ein wenig gewahrt. Er ist weiter nichts als der viereckige Stammhof einer Häuseranlage, die keine Straße durchschneidet, in die nur Torbogen führen. Die Place de la Carriere ist die Place des Vosges Nancys. Zwei lange Zeilen dichtaneinander gestellter Häuser säumen sie ein, das Palais du Gouvernement schließt sie wie ein Querriegel ab. Still, verträumt, beruhigt wie alle Dinge, die alle Stürme überstanden haben, stehen die Häuser da, und geborgen und friedvoll geht man in der gestreckten Promenade, die diesen I:menhof ein wenig belebt, auf und ab. Es ist gut, daß es in der Welt noch solche Stellen gibt, an denen man sich hundertundfünfzig Jahre zurückversetzt glauben kann, und diese da wäre wert, daß man. hat das Leben draußen die Sehnsucht nach Zurückgezogenheit geweckt, seinen Koffer packt und hier eine Wohnung sucht. Wer hätte gedacht, daß eine französische Provinz-

stadt solchen Trostes fähig wäre, denn man soll nicht an eine öde
Stelle flüchten, sondern an eine intime, die einst voll Leben war. Wie
melancholisch ist dies Pflaster vor den Häusern: in seinen großen
Platten wuchert das Gras. Die Hänser sind nicht so aristokratisch
wie die auf dem pariser Platz, es sind die einfachen, ein wenig schma-
len lothringischen Häuser ohne eigentliches Dach und ohne Balkon,
aber sie haben doch ihre Vornehmheit, sie haben die hohen, die über-
hohen, bis zum Boden gehenden Fenster, und gewiß schlüpften aus
ihren Türen, nach denen ich so forschend sehe, adlige Frauen und
junge Fräuleins in die Kutsche, um zu Hof zu fahren. Welch ein
wundervoller Platz!
Was nun noch von Nancy übrigbleibt, muß man sich einzeln
zusammensuchen, denn es ist wie in anderen Städten durch alle
Straßen zerstreut — es ist bald hier eine Kirche, bald dort ein Tor,
hier ein Denkmal, dort ein Palast.
Eine Kirche: die der Bettelmönche, in der Karls des Kühnen
Eingeweide aufbewahrt wurden (seltsame Sitte!), nachdem er vor
Nancy Leben und Schlacht verloren; durch die ein Küster führt, wie
ihn die Phantasie des Romantikers erfand, klein, bleich und mit
irgend einem sichtbaren Gebrechen; weiß getüncht niedrig, uralt und
so schmucklos und dürftig, daß die beiden berühmten Grabmäler
Renes und Lizier Richiers, die in allen Kunstgeschichten figurieren,
jede Wirkung verlieren; aber zuletzt mit einer Überraschung aufwar-
tend, einer Rotonde mit Kassettendecke, die sich verjüngt und in einer
Lichtlaterne endet — ringsum aber stehen gewaltige ebenholzschwarze
Marmorsärge: wir sind im Mausoleum der lothringischen Herzöge
und der Vorfahren des heutigen Hauses Habsburg.
EinTor : die Porte de la Craffe, das Trutztor, das zwei dicke
Rundtürme zusammenpressen, durch dessen finsteren Schlund einst
Karl der Kühne in die eroberte Stadt zog und auf dem noch heute das
alte Lothringerkreuz mit den zwei Querbalken prangt.

Ein Denkmal: nichts Altes aber doch recht Hübsches, die Statuette Renes, mehr eine Statuette als eine Statue, zierlich, klein und den bescheidenen Markt zu seinen Füßen, den paar schirmüberdachten Blumen- und Obstständen niedlich angepaßt.
EinPaIast: der Herzogspalast, ein bekanntes Musterbeispiel der frischen Unbefangenheit, mit der das Frankreich Franz I. den Übergang vom gotischen Mittelalter, seiner eigensten Schöpfung, zur neuen Renaissance der Italiener vollzog. Die alten Kästen mit dem unregelmäßigen Grundriß, den ganz fehlenden Proportionen wurden nicht eingerissen und im neuen Stil wiederaufgebaut; sie bekamen einfach eine neumodische Ornamentik nach Italienerart, wie unser Hotel z. B. ein neues Portal. Aber da das alte Dach so ungeheuer hoch war, blieb dem Portal nichts übrig, als ihm nachzuklettern und, Renaissance hin, Renaissance her, das gotische Streben nach oben triumphierte immer noch. Es triumphierte noch viel mehr: italienisch ist die Ornamentik der Pfosten mit ihrem Helm- und Waffenmuster, der Türbogen, die krönende Muschel, die Putten, die das Wappen halten, aber nordisch alles andere, die tausend Kleinigkeiten bis auf die Krabben und Speier, das Balkongelände und die witzigen Figuren der Konsolen, nordisch ist die ganze quellende Überfülle. Man fühlt alles andre als reinen Stil, aber man fühlt so viel Phantasie, Phantastik, Iugend und Wagemut, der doch zugleich Feinheit und voll jener wuchernden Überreife der spätern, der sterbenden Gotik ist.
Um nicht in den Ton eines Fremdenführers zu verfallen, will ich weder die Kirchen, die man noch besuchen kann, noch die lothrin» gische Stammburg im Herzogspalast, noch das Museum im Stadthaus beschreiben, gehen wir lieber noch der Stimmung der Stadt ein wenig nach.
Sie hat große, weite Plätze, wie die Place Carnot bei der Universität, einen ausgedehnten Park wie die Pepiniere, und sie hat enge Gassen, die seltsam mit jenen kontrastieren. Und wie es mit

den Gassen einer Provinzstadt geht: es hängt viel von der Art oder auch nur der Stimmung dessen ab, der sie besucht. Ich hab sie an einem kalten Morgen im Vorfrühling gesehen, als das Fieber des Mittags noch fern war, sie zu beleben, und die Cafehäuser noch nicht den Schmutz der letzten Nacht zusammengekehrt hatten; und ich sah sie an Sommerabenden, wenn hinter Mauern, die noch die Wärme des Tages ausatmeten, der Flieder blühte und die Kronen der Kastanien im Nachtwind rauschten. Das einemal war diese erstorbene Häuserzeile unerträglich, häßlich und jedes Zaubers bar, aber das andere Mal drang aus einer geöffneten Tür Singen, manche Fenster waren dunkel und geheimnisvoll, manche stark erleuchtet und lockend, Menschen saßen vor den Türen und plauderten, und das Bild dieser einfachen Häuser war nicht mehr eintönig und nüchtern, sondern eine sommerliche Farbe, zu der die Marquisen, die grauen Holzläden paßten.

Nur eine Straße ist wirklich häßlich und das ist diejenige, die sich am meisten modernisiert hat, die die großen Geschäfte enthält. Sic mutet sehr — heimatlich an; jedes Haus hat seinen willkürlichen Experimentierstil, den wir aus unseren deutschen Städten so gut kennen, keines ordnet sich in Reih und Glied ein. Es ist etwas in dieser Straße, das nicht aus dem französischen Westen, sondern aus dem deutschen Osten gekommen ist.

Tr. jur. Leon Rothkugel:
Warum ich meine Stellung als Referendar
aufgab

„Herr Kollege," sagte der Amtsrichter zu mir, — er nannte
mich Kollege, um sich bei mir beliebt zu machen, aber ich biß nicht
darauf an, — „machen Sie das Urteil nicht zu kurz, gehen Sic auf
alle wesentlichen Umstände, Tat, Persönlichkeit, Vorstrafen des An-
geklagten, Angemessenheit der Strafhöhe und Unterbringung ins
Arbeitshaus ein und vergessen Sie nicht, die Kostenentscheidung zu
erwähnen."

Es war das erste Urteil, das ich zu begründen hatte. Ein Land-
streicher war wegen Diebstahls und Betteins verurteilt worden. Ich
ging sofort mit Feuereifer an mein Werk. Die ganze Nacht hin-
durch arbeitete ich daran, und stolz brachte ich es ihm am nächsten
Morgen.

Er las: „Die Tat, die der Angeklagte am 6. Ianuar d. Is.
hier verübt hat, ist so recht geeignet, den Wert der privaten Mild»
tätigkeit in eine höchst fragwürdige Beleuchtung zu rücken. Kommt
da zu dem Kaufmann Müller ein total abgerissener Vagabund ohne
Mantel — bei 10 Grad imims! — und fängt an zu jammern,
er bätte seit zwei Tagen nichts gegessen. Und Müller, dessen Gut-
mütigkeit wirklich nicht mehr schön ist, fällt auf den Schwindel rein.
Er geht in die Küche, um ein Stück Brot zu holen und begeht dabei
die unglaublche Unvorsichtigkeit, die Korridortür offen stehen zu
lassen! Man darf das nie tun, besonders nicht bei verdächtigen
Individuen; die Unterlassungssünde sollte sich auch schwer rächen.
Auf dem Korridor hängt der Wintermantel Müllers, zwar schon
ziemlich schäbig, Mode 1895 mit Pellerine — Müller geht überhaupt
immer sehr schlumpig —, aber für diese Bassermannsche Gestalt ein
gefundenes Fressen. Wie Müller zurückkommt, hört er gerade die
Schlange, die er an seinem Busen nähren wollte, mit dem Mantel
überm Arm die Treppe hinunterpoltern. Er tost hinterher auf die
Straße, ohne Hut und Mantel, aber wer den dicken Müller neben
dem langen Stromer gesehen hat, kann sich die Chancen des Wett-
laufs leicht vorstellen. Wenn nicht zufällig der berittene Gendarm
vorbeigekommen wäre — unsere hochlöbliche Stadtpolizei hätte den

Hallunken sicher laufen lassen. Seitidem der Herr Bürgermeister dem
Dilirium verfallen ist, zählt sie gar nicht mehr mit. Aber auf den
Gendarmen, der übrigens auch einen tüchtigen Stiefel vertragen
kann, kann man sich verlassen. Er nahm den Dieb sofort beim
Kragen, der erst gar nicht zu leugnen versuchte, was ja auch heller
Blödsinn gewesen wäre.
So steht er nun vor dem Schöffengericht, ein übler Mensch mit
dem ausgesprochenen Verbrechergesicht, besonders den typischen, ab-
stehenden Lombroso-Ohren, dabei eine Hünengestalt, ein wahrer
Klein-Machnow."
Weiter kam der Amtsrichter nicht. Der Eindruck. den das
Urteil auf ihn machte, übertraf alle Erwartungen. Ich hatte ihn
als ernsten, korrekten Menschen kennen gelernt, nie hätte ich die
Szene für möglich gehalten, die sich jetzt abspielte. Erst ging ein
Lächln — der Anerkennung, wie ich mir einbildete — über seine
Züge, dann biß er sich auf die Lippen und schnitt ein Gesicht, als ob
er Leibweh hätte, schließlich platzte er heraus, je weiter er las, desto
- niehr begann er zu lachen, dröhnende Lachsalven begleiteten jeden
Kraftausdruck, er brüllte, daß ihm die Tränen hervorschossen, er
schrie, er stammelte zuletzt: „Herr Kollege, bitte, lesen Sie weiter vor,
ich kann nicht mehr, mir schwimmt alles vor den Augen." Ich
machte mir meine eigenen Gedanken über seinen Geisteszustand,
äußerte sie aber vorsichtshalber nicht, sondern las weiter:
„Geradezu verblüffend wirkt die Vorlesung der Vorstrafen des
Angeklagten:
Wohl dem. der frei von Schuld und Fehle.
Bewahrt die kindlich reine Seele,
er braucht sich dann, wenn er einmal angeklagt ist, nicht so zu
blamieren, wie dieser mit allen Hunden gehetzte Strolch. Herrgott,
was für ein Sündenregister wurde da aufgerollt. Das ganze Straf-
gesetzbuch hatte der unverbesserliche Schuft schon durchprobiert. Da-
bei nennt er sich Arbeiter! Schöner Arbeiter!! I^ucus a- non
lucenclo: Ein Mensch, der nie in seinem Leben gearbeitet hat. Das
unverschämte Subjekt will seine niederträchtige Bosheit, mit der er
Leute, die sich ihm wohltätig zeigen, beschwindelt und bestiehlt, mit
sinnloser Trunkenheit entschuldigen. Natürlich, die bekannte Aus-
rede. Es ist doch einfach lachhaft, erfahrenen Leuten mit solchen
Mätzchen zu kommen. Wenn man sinnlos betrunken ist, kann man
keinen Dauerlauf mit einem Mantel überm Arm unternehmen, da
dankt man seinem Schöpfer, wenn man die Treppen runterfindet, wie
jeder aus Erfahrung weiß.
Milde wäre ganz verkehrt bei diesem abgefeimten Bösewicht.
Er kann sich noch freuen, wenn er mit 3 Monaten für den Diebstahl
und 1 Monat für das Betteln wegkommt. Aber dann muß dieser
sittlich total verrohte Strolch für seine bodenlose Gemeinheit, die

tatsächlich jeder Beschreibung spottet, ins Arbeitshaus. Da muß er wirklich arbeiten! Gefängnis ist ja gar keine Strafe für solchen Lumpen, bei dem jeder Funke Ehrgefühl längst erloschen ist. Sobald er rauskommt. geht er doch wieder auf die Walze. Nach § 497 StPO hat er die Kosten des Verfahrens zu tragen. Das ist nun schon der reine Hohn! Als ob von so einem Kerl schon jemals etwas zu holen wäre. Ganze 3 (!) Pfennig wurden bei der Einlieferung be> ihm vorgefunden. Dafür müssen wir Steuern zahlen, damit solch Gesindel auf Staatskosten verpflegt wird!"

Nie hat wohl jemand unter erschwerenderen Umständen vorgelesen. Bei jedem Satze unterbrach mich ein idiotisch klingendes Gewieher, heulend wälzte sich mein Vorgesetzter vor mir hin und her, er schien vollkommen die Sprache verloren zu haben und schluchzte nur noch ganz matt. Ich goß ihm eine Karaffe Wasser über den Kopf und fragte ihn, während er sich abtrocknete, was denn an meinem Urteil so lächerlich wäre? Entspricht es nicht genau seinen Anweisungen? Schildert es nicht genau die Tat, Persönlichkeit des Angeklagten, seine Vorrstafen? Geht es nicht auf die Strafhöhe, Unterbringung ins Arbeitshaus, und die Kostenentscheidung ein? Das gab er mir zu, aber wieder in einer recht unpassenden Form. „Ia, ja," wimmerte er, „aber jetzt hören Sie um Gotteswillen auf, sonst passiert mir etwas, haben Sie Mitleid, ich bin Familienvater."

Damit hatte er mich nun an meiner schwächsten Seite gepackt. Bei einem Appell an mein gutes Herz kann ich meinen ärgsten Feinden nicht wiederstehen. Er hatte mich zwar schwer gekränkt und mich heiser schreien lassen, aber schließlich — was kann seine Familie dafür? Ist sie nicht schon genug gestraft, wenn sie solchen paler tamiiias hat? Ich empfahl mich also, indem ich ihm gute Besserung wünschte.

Am Nachmittag zeigte er er mir dann das Urteil, wie ich es hätte machen sollen. Ich muß gestehen, daß ich in den letzten 22 Iahren selten eine solche Enttäuschung erlebt habe. Ich hatte geglaubt, er würde vielleicht die Pointe etwas schärfer herausarbeiten oder ein paar bedenkliche Stellen streichen, z. B. die von dem Delirium des Bürgermeisters, aber nie in meinem Leben hätte ich eine solche intellektuelle Mißgeburt erwartet, ein so sprachlich wie stilistisch vollkommen verunglücktes Machwerk, das als Quartaneraufsat z höchstens die Zensur „ungenügend z. T. völlig ungenügend" verdient hätte. Es fing so an:

„Durch die eidlichen und glaubwürdigen Aussagen der Zeugen Kaufmann Müller und Gendarm Pieske sowie die eigenen Angaben des in der Hauptsache geständigen Angeklagten ist als erwiesen anzusehen und wird demnach tatsächlich festgestellt:

daß der Angeklagte am 6. 1. 1906 in K. durch 2 selbständige Handlungen:

Dr. jur. Leon Nothkugel
a) bei Kaufmann Müller gebettelt hat,
b) einem anderen, dem Kaufmann Müller, einem diesem ge-
hörigen Wintermantel, eine fremde bewegliche Sache im Werte von
unter 150 Mk. (allerhöchstens bekam er 3 Mk. dafür! D. V.) in
der Absicht weggenommen hat, dieselbe sich rechtswidrig anzueignen
— Übertretung gegen § 361 bezw. Vergehen gegen Z 242 StGB. —."
Diese Probe dürfte wohl genügen. Muß da nicht jeder un-
parteiisch Urteilende zugeben:
„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben?"
Und dieses Satzungeheuer wollte mir der eingebildete Mensch'
als Muster hinstellen! Das war mir denn doch zu stark. Ich sagte:
„Herr Amtsrichter, halten Sie Ihre Bearbeitung wirklich für besser
als meine? Meine Darstellung ist doch interessant und packend ge-
schrieben und erhält das Interesse des Lesers bis zum letzten Aus-
rufungszeichen. Für den Angeklagten selber muß es ein erhebendes
Gefühl sein, sich das durchzulesen. Aber Ihr Werk verstößt ja gegen
die elementarsten Grundsätze der Darstellungskunst; für jeden Men-
schen, der auch nur etwas Geschmack hat, ist dieser lederne Stil einfach
unverdaulich. Für das leise komische Motiv, das durch die an sich
fürchterliche Tragik dieser sozialen Pestbeule durchklingt, scheinen Sie
auch nicht die geringste Empfindung zu haben. Da ist auch nicht eine
witzige Wendung, nicht ein kühnes Bild, das Ihr ödes Satzgefüge er-
träglich macht. Mit solchen Schriften wollen Sie dem Angeklagten
seine Gemeinheit zum Bewußtsein bringen? Der schläft ja dabei
ein, ehe er mit dem ersten Satz fertig ist. Wenn Sie immer in
diesem Stile schreiben, werden Sie nie ein Leserpublikum bekommen.
Ich garantiere Ihnen, Sie finden überhaupt keinen Verleger für
Ihre vollkommen druckunreifen Werke, und wenn Sie zehnmal
Amtsgerichtsrat sind."
Das nahm er mir nun höllisch übel. Er wurde saugrob, nannte
mich arrogant und unbescheiden, sagte, ich wäre hier zum Lernen
und nicht, um ihn zu belehren, und hätte von dem Zweck der Übung
gar keine Ahnung; und wenn ich solche- ungehörigen Redensarten
nicht unterließe, könnte ich mal ganz plötzlich pensioniert werden.
So etwas lasse ich mir nun nicht zweimal sagen. Ich erwiderte
äußerst höflich aber kühl: „Sie scheinen zu den Menschen zu ge-
hören, die man nicht auf Ihre Fehler aufmerksam machen darf.
Ich meinte es gut mit Ihnen, und Sie haben mich zum Dank dafür
beleidigt. Unter diesen Umständen kann ich nicht mehr mit Ihnen
zusammenarbeiten. Ich habe keine Lust, mich immer wieder über
Ihre abgeschmackten, stillosen Produkte zu ärgern. Ich lege daher
meine Stellung als Referendar nieder und verzichte auf alle Gehalts-
und Pensionsansprüche."

Rundschau

Vom dekorativen Begas!

Ich plaudere über einen Toten. Und wenn ich das Wort „dekorativ" zum Teil der Ueberschrift wähle, so geschieht es nicht in böswilliger Art. Das wäre nicht nur pietätlos, es wäre auch arg daneben gehauen. Denn auch das Dekorative ist von bleibendem Wert, wenn es von einem Künstler, wie dem verstorbenen Reinhold Begas, verarbeitet worden ist. Fragt sich bloß, wie und wo!

Bon vornherein scheiden seine Denkmäler aus. Es wäre ungerecht, den Bildhauer hiernach zu beurteilen. Das war nicht sein Element. Ließ er sich trotzdem darauf ein, so sprachen hierbei tausend Äußerlichkeiten ein gewichtig Wörtlein. Möglich, daß man dem Künstler deshalb gram sein konnte. Und ich weiß, man ist ihm gram gewesen. Aber er entschädigte uns durch manch andere feine Formgebung.

Das Verzierende, das Ausschmückende — das konnte er bilden und schaffen. Darin ließ- er den ganzen Zauber der Barockzeit mach werden, darin spielte er mit einem Ringelreihn lebender Linien, die schlängelnd und tänzelnd das Auge umgarnten und liebkosten.

Alles Konstruktive, alles Monumentale ging ihm wider den Strich. Er verstand es mit rafsinierter Kunst Simse, Konsolen, Verdachungen, Lisenen, Strebepfeiler zu einer einzigen organischen aufjauchzenden Wirkung zusammenzuschweißen. Tier- und Menschengestalten, Reliefs, Figuren, Karyatiden — alles verwebte er zu dem bunten Teppich eines Effekts, der lange und nachhaltend die Stimmung des Beschauers in seine Macht zwang. Launische und neckische Weisen, traurige und lustige Melodien konnte er so aus dem Steine machrufen. Alles klang in architektonischen, ornamentalen, plastischen Reizen, alles floß vor Bewegung und Vielseitigkeit über, alles symbolisierte, deutelte underklärte. Derart stand der Betrachtende vor einem Schwall von Formen und Deutungen, der ihn manchmal bezaubert, manchmal

aber auch — wir mollens gerade
bei Denkmälern nicht leugnen —
wegen seiner Aufdringlichkeit ab-
stieß. Es fehlte das Wuchtige,
Dauernde und dabei still und be-
scheiden Zurücktretende. Der groß-
artige Stil war Begas fremd.
Ernst und Gediegenheit der Dar-
stellung passen nicht in den Rahmen
seiner Kunst. Er kannte nicht die
Beredsamkeit des großen Schweigens.
Das leichte und spielende Moment
überwog bei ihm. Und deshalb
litt er unter der Tragik, sein Leben
lang von denen, an deren Meinung
ihm wirklich lag, nicht ernst ge-
nommen zu werden, trotzdem Ehre,
Ruhm und Hofgunst ihm niemals
fehlten. Dr. C. R.

Liebermanns barmherziger Samariter.
Nachdem der Impressionismus die Malerei aus den Fesseln einer phrasenvollen, konventionellen Akademie befreit und durch ein subtiles Studium der Natur die malerischen Darstellungsmittel bis zur virtuosenhaften Selbstherrlichkeit vervollkommnet hat, stellt eine neue, gegenwärtige Künstlergeneration ein neues Ziel auf! das Bild. Die Impressionisten haben den Vorwurf, dasz ihre Bilder nur Skizzen seien, durch den überaus billigen Vergleich mit Meissonier zurückgewiesen, woraus natürlich die Überlegenheit ihres illusionistischen, andeutenden Verfahrens hervorging. Ich aber meine nicht die Mittel, sondern das Ziel, wenn ich sage, daß ihre Tafeln nicht Bilder, sondern nur Bildfragmente sind.
Ich glaube, daß bereits die Konzeption eines Bildes wesentlich von dem Entstehen einer Arbeit verschieden ist, die ihre (Modell-) Beziehungen zur Natur oder zum Schöpfer nicht abzubrechen vermochte. Das Bild wird durch ein Ausgehen vom Ganzen gestaltet. Bevor der Künstler an die Niederschrift seiner Sensation gehen kann, mutz diese sich in ihm solange gestaltet und geformt haben, bis aus der Fülle und Mannigfaltigkeit des Natureindruckes und der visuellen Vorstellung ein Ganzes geworden ist, ein Bild, das nun von sich aus, von seinem Leben und Dasein jede einzelne Form bestimmt. Man muß sowohl die Natur wie sich selbst überwunden haben, man muß aus dem Zusammenspiel der beiden ein Drittes, ein Neues, noch nicht Vorhandenes gestaltet haben: das Bild, die klare, visuelle Gesamtvorstellungi man muß dieser Gesamtvorstellung nunmehr jede Naturform und jeden persönlichen Erlebniszusammenhang unterwerfen, um von ihr aus die motivische Berechtigung, Umformung oder Verwerfung zu ziehen. Darum, glaube ich, ist jeder Naturalismus unfähig, zur Bildgestaltung zu kommen. Denn er hält sich in seinem Schaffen an die einzelnen Naturformen, er zieht ihre Darstellungsberechtigung aus einer Naturmahrheit persönlicher Auffassung; er kann sie nicht einer Gesamtvorstellung unterwerfen, da das Ganze für ihn erst das herauskommende Produkt ist, die Lösung, die sich aus der Sum-

mierung der selbständig nebeneinander
stehenden Teile und Einzelheiten er-
gibt.
Indem aber der Künstler von einer
Gesamtvorstellung bei seiner Bildge-
staltung ausgeht, ist er von einem be-
stimmten Augenblick des Schaffenspro-
zesses an ein freier Schöpfer. Sobald
er die Sensation bis zu einer Gesamt-
vorstellung verdichtet hat, sobald sich in
seinem Intellekt die Hauptmassen, Li-
nien, Farben und Lichter geordnet ha-
ben, kann er mit freier Bewußtheit
daran arbeiten, diesen Hauptträgern
den stärkstmSglichsten Ausdruck zu ge-
ben. Als Könner wird er nun, nach-
dem sich das Erlebnis zwischen Bewußt- -
sein und llnbewußtsein geformt hat,
die klarste, nachdrücklichste und doch ein-
fachste Wirkung gleichsam ausrechnen
können. Weiß er, auf welche Haupt-
linien es ihm ankommt, so wird er sie
durch Parallele oder Konträre stärken
können; er kann dasselbe Thema durch
eine andere Kurvigkeit variieren. Das-
selbe gilt von der Farbe und vom
Licht. Der Künstler kann ohne Natur«
rücksichten und Gebundenheiten verstär-
ken und abschwächen, wie es ihm für
die Harmonie und das Leben des Gan-
zen notwendig erscheint. Denn nicht

mehr aus der Natur holt er sich seine Gesetze, sondern aus dem Bilde. Das Bild aber ist etwas Stabiles, gleichsam eine Situation — ein konträrer Gegensatz zu allen Beroegungs- und Zeittendenzen der Impressionisten. Und hier scheint mir die tiefste ästhetische Begründung einer Tatsache zu liegen, deren Realität Liebermanns Barmherziger Samariter von neuem beweist. Liebermann kämpft seit Iahren hartnäckig um die Bildgestaltung. Sein Mißlingen hat man auf das stoffliche Element zurückgeführt, das er sich an Legenden hielt, zu denen unsere Zeit keine Beziehungen haben soll. Aber sowohl die Simson-Delila-Historie wie das Samariter-Gleichnis sind von einer so weiten, universellen Fassung, daß sie auch das moderne Empfinden aufnehmen und ausdrücken können. Ihre Form ist so groß, daß sie eine jede auch noch so neue Version des Themas aufnehmen kann. Wenn ich diese Lukasstelle lese:

„Wer ist dein Nächster?
Da antwortete Iesus und sprach:
Es war ein Mensch, der ging von Ierusalem hinab gen Iericho und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halbtot liegen.
Es begab sich aber ungefähr, daß ein Priester dieselbige Straße hinabzog i und da er ihn sah, ging er vorüber.
Desselbigengleichen auch der Levit, da er kam zu der Stätte, und sah ihn, ging er vorüber.
Ein Samariter aber reiste und kam dahin, und da er ihn sah, jammerte ihn sein, ging zu ihm, verband seine Wunden und goß drein Öl und Wein und Hub ihn auf sein Tier, und führte ihn in die Herberge und pflegte sein!
Des andern Tages reiste er und zog heraus zween Groschen und gab sie dem Wirte und sprach zu ihm: Pflege sein ; und so du was mehr wirst dartun, will ich dirs bezahlen, wenn ich miederkomme.
Welcher dünkt dich, der unter den Dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen mar?"
„Er sprach: der die Barmherzigkeit an ihm tat."

An der Hand dieses Gleichnisses haben das so gottlose XVI Ihrh. lVeronese und das pantheistischeX VII Jhrh.

(Rembrandt) ihre Bilder gestaltet und
ich sehe nichts in ihm, was einen Künst-
ler des 19. Iahrhunderts hindern
könnte, an ihm die Darstellung des so-
zialen Mitleids seines Iahrhunderts
zu geben. Es ist nicht der Stoff, son-
dern die impressionistische Tendenz, das
Eigenleben der Dinge zu zerstören zu-
gunsten der variierenden Momente der
Atmosphäre; oder, auf die Historie
übertragen: man muß das Geistige
zum Stilleben machen. Und so gibt
uns Liebermann nicht den Gestus des
sozialen Empfindens seines Iahrhun-
derts, sondern nur ein schlichtes, aber
auch langweiliges Stilleben, geistlos
und unoriginell, denn es erinnert an
die — noch vor wenigen Jahren hätte
man gesagt: akademischen — Pietä-
Kompositionen.
Aber lassen wir das Literarische
und nehmen wir das Bild. Es ist nicht
zu leugnen, daß der Künstler — na-
mentlich gegenüber der zweiten Fassung
des Dalila-Bildes — Fortschritte zum
Bilde gemacht hat. Man sieht deutlich
den Konzeptions-Zusammenhang mit
mit der märkischen Landschaft und be-
wundert das resolute Vereinfachen und
Zusammenstreichen zu großen Flächen.
Man sieht, wie einzelne Baumstämme

durchaus mit Berechnung auf die Figuren gesetzt sind. Aber das hindert nicht, daß die Gruppe des Vordergrundes in ihrer italienischen Flächenhaftigkeit aus dem Bilde herausfällt, daß Figurengruppe und Landschaft zwei getrennte, unverbundene Teile sind! hindert nicht; daß die lichte Gesamthaltung des Bildes viel zu hell gegriffen ist für den Sinn des Dargestellten; hindert nicht, daß der rechte Teil des Hintergrundes mit dem fortschreitenden Manne als Erzählung kleinlich und genrehaft, als Valeur durchaus widersinnig expressiv ist; hindert nicht, daß die zusammengestrichenen Farbflächen armselig und langweilig wirken. Es bleibt nicht mehr als gewisse Pikanterien des rein Artistischen, die man weit stärker in seinem Selbstporträt genießt und deren glänzenden Vertreter auf dieser Ausstellung Slevogt ist. Seine Bilder sind Zeugnisse einer feinen Malerkultur. Sie beweisen, was ein Könner bei Beherrschung seiner Mittel aus der Malerei entlocken kann. Wer sich willig diesem virtuosen Können hingibt, vergißt selbst die geistlose Art (wirklich so geistlose Menschen?) zu porträtieren. Diese Kultur des Könnens ist der sicherste und eigenste Fundus der impressionistischen Kunst, von dem die jungen Künstler soviel in ihre Werke hinübernehmen sollten, als es ihr Bildideal zuläßt. Ihre Farbenfreudigkeit scheint mir neben der Intensität des Ausdruckes den Reichtum des Tons zu unterdrücken. Die französischen Künstler scheinen durch Anknüpfung an die Covot-Tradition hierin den unseren voraus zu sein. Aber wie sich der Weg Pechsteins auch immer gestalten mag, neben seiner eigenen Begabung hat das Mißlingen Liebermanns den deutlichsten Beweis geliefert, daß seine Tendenzen und seine Persönlichkeit volle Berechtigung haben.

Wenn man durch die Räume der alten Sezession geht, staunt man, wie schnell und mit welcher Berechtigung man sich an das Epitheton „alt" gewöhnt hat. Man wird nicht jünger, wenn man sich eine Reihe fader sogenannter Expressionisten aus Paris verschreibt, einen Kitscher wie Manguin, der in den Lehrter Bahnhof gehört, einen Othon Frieß, den man nur als einen Verwässerer Cszannes

für die geistig Armen charakterisieren kann, schwächliche Arbeiten von Puy und Marquet. Bleibt nur de Vlauriuck und die Iugendarbeiten Picassos . . . man wird nicht jünger, wenn man von einer nationaldeutschen Künstlerjugend schreibt und nicht mehr als hoffnungslose Realität zeigen kann (außer Bondv und Pascin). Herr Corinth sollte das nicht schreiben, überhaupt nicht schreiben, er verrät, daß sein Geist akademisch geworden ist oder es immer war und ruft mir Worte ins Gedächtnis, die aus der satirischen Feder Apollinaire« stammen:

et ls lrsnesi?, voila
dien les csrscte istipuss cZs I lmpressionisme.

M. R. Schönlank.

Die Vorgeschichte der britischen R eichskonferenz.

Die gegenwärtig in London tagende Reichskonferenz ist für die Zukunft des britischen Imperiums von so großer Bedeutung, daß sie auch das Interesse der anderen Nationen in hohem Maße beansprucht. Voraussichtlich wird sie die Entscheidung bringen, ob ein engeres Zusammenschmeißen des Reiches auf neuen Grundlagen möglich ist oder ob die nach Selbständigkeit drängenden Elemente in den Kolonien die

Oberhand behalten werden, nachdem es ihnen bereits gelungen ist, daß Kanada und Australien sich eigene Kriegsmarinen schaffen und Kanada im Begriff steht, mit den Vereinigten Staaten ein Handelsabkommen zu treffen, das einer späteren wirtschaftlichen Vereinigung beider Länder Tür und Tor öffnet. — Die auf der Konferenz zu behandelnden Fragen stehen nun mit den Ergebnissen der früheren Konferenzen in so enger Verbindung, daß ohne deren Kenntnis eine Beurteilung der Verhandlungen kaum möglich ist. Es sei daher ein kurzer Überblick über die Vorgeschichte der Konferenz gegeben.

Der Gedanke, stärkere Bindemittel Wischen Mutterland und den fünf Siedelungskolonien mit Selbstverwaltung: Kanada, Australien, Union von Südafrika, Neuseeland und Neufundland zu schaffen, entstand in den neunziger Iahren des vorigen Iahrhunderts mit der Erkenntnis, daß die Siedlungskolonien in wenigen Iahrzehnten an Einwohnerzahl, Reichtum und Macht derart zunehmen werden, daß sie mit Naturnotwendigkeit das Bestreben haben müssen, sich völlig selbständig zu machen. — Nachdem ihnen aber Selbstverwaltung und das Recht, mit fremden Staaten selbständig Handelsabkommen abzuschließen, gewährt wurden, war dem Mutterlande eigentlich nur noch die Pflicht geblieben, die Kolonien gegen fremde Angriffe zu schützen. Aus dieser Verpflichtung heraus hatte es sich auch das einzige Recht vorbehalten können: die alleinige Leitung der auswärtigen Politik. An der Schutzlofigkeit der Kolonien konnte auch aNein angeknüpft werden, sie enger an das Mutterland zu ketten; im Zusammenhang damit sollte versucht werden, die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen zu fördern.

Der Staatsmann, der diese Aufgabe mit großer Energie und Geschicklichkeit in Angriff nahm, war Chamberlain. — 1897 wurde die erste Kolonialkonferenz zusammenberufen, an der die Premierminister der fünf Kolonien mit Selbstverwaltung teilnahmen. Chamberlains Forderung, die Kolonien möchten ebenfalls zur gemeinsamen Verteidigung des Reiches beitragen, wurde von dreien abgelehnt mit der Begründung, daß die Beziehungen zwischen dem

Mutterlande und den Kolonien unter den bestehenden Verhältnissen genügten. — Da kam der Burenkrieg, der das Gefühl der Zusammengehörigkeit der britischen Rasse mächtig stärkte, patriotische Empfindungen hervorrief, an die niemand mehr gedacht, und die Kolonien zu freiwilligen Beihilfen veranlaßte. Kanada und Australien schickten sogar auf eigene Kosten Freiwilligenkorps nach Südafrika.

Was auf der ersten Konferenz vergeblich angestrebt worden, wurde 1902 auf der zweiten infolge des Burenkrieges mit leichter Mühe erreicht. Chamberlain stellte den Kolonien ihre Beihilfe zur Reichsverteidigung an-Heim. Alle bis auf Kanada verpflichteten sich zu jährlichen Geldbeiträgen: Australien bewilligte 4, Neuseeland 0,8, Südafrika 1,7 Millionen Mark. Die Summen waren zwar lächerlich gering, aber das Prinzip, daß die Kolonien zur Neichsverteidigung direkt beisteuern wollten, war damit wenigstens anerkannt. Kanada lehnte einen direkten Zuschuß ab, erkannte aber seine Verpflichtung an, seine Streitkräfte entsprechend seiner Einwohnerzahl und Mittel zu vermehren. Noch wichtiger

als diese Zusagen mar das Zustandekommen einer Resolution, nach der das Zusammentreten weiterer Konferenzen in Zwischenräumen von vier Iahren sichergestellt wurde, und einer weiteren Resolution, in der das Prinzip der Vorzugszölle von den Kolonien gegen das Mutterland als die Entwicklung der einzelnen Teile des Reiches fördernd anerkant wurde. Diese Zollerleichterungen sind zum Teil recht bedeutend, in Kanada sind es 33 Proz. Ihrer Zustimmung zu Vorzugszöllen fügten die Kolonien aber den Wunsch hinzu, dag auch das Mutterland den Kolonien eine Vorzugsbehandlung zuteil werden lassen möge. — Dieser Antrag der Kolonien hat viel dazu beigetragen, dag die Schutzzollbewegung in England zugunsten der Kolonien, deren Hauptvertreter Chamberlain war, so weite Kreise ergreifen konnte.

Auf der Konferenz von 1907 kam der föderative Gedanke voll zum Ausdruck. Die fünf Kolonien mit Selbstverwaltung gelten seitdem nicht mehr als Kolomen, sondern als selbständige Teile des Reiches, sie sind Dominions Der Name Colonial conference wurde mit dem Imperial conference vertauscht. Zu einer größeren Annäherung führten die neuen Gesichtspunkte allerdings nicht. Das wichtigste Ergebnis war, dag die Zusammensetzung der künftigen Konferenzen genauer festgelegt wurde und Spezialkonferenzen festgesetzt wurden für Sonderfragen zwischen Mutterland und den einzelnen Kolonien, sowie für solche Fragen, die einer detaillierten Behandlung bedürfen. — Auf Grund dieser Bestimmung mar es der Regierung möglich, ihre vergeblichen Versuche, die Kolonien zu weiterem Entgegenkommen inbezug auf die Reichsverteidigung zu bewegen, auf einen geeigneteren Zeitpunkt zu verschieben. Das einzige, was erreicht werden konnte, war die Schaffung einer Art Reichsgeneralstab, dessen Machtbefugnisse sich darauf beschränken, den Regierungen auf ihren Antrag Informationen über militärische Angelegenheiten zu geben und Verteidigungspläne auszuarbeiten. In die Kommandogewalt oder Verwaltung der Streitmittel der Kolonien darf er sich nicht mischen.

In einer Spezialkonferenz, der Imperial defence conference, um 1909, die

in die Zeit der Panik vor unseren angeblich beschleunigten Schiffsbauten fiel, wurde zwar die Gestellung größerer Machtmittel von den Kolonien erreicht, aber unter Bedingungen, die von einer engeren Verbindung mit dem Mutterlande nichts erkennen lassen, eher das Gegenteil. — Das Resultat war, dag Kanada und Australien eigene Kriegsmarinen gründen. Der Antrag, dag diese im Kriegsfalle automatisch dem Mutterlande zur Verfügung gestellt werden, wurde von Kanada abgelehnt. Es will an Kriegen Englands nur teilnehmen, wenn das kanadische Parlament dies in jedem einzelnen Falle beschließt. — Australien stellt seine Streitmittel unter dem Vorbehalt zur Verfügung, dag sie zu sewer eigenen Verteidigung verwendet iv^rden. Neuseeland verpflichtet sich zu einem jährlichen Beitrag von zwei Millionen Mark und dem Bau eines Panzerkreuzers.

In der jetzt tagenden Konferenz werden die Fragen der Reichsverteidigung, allerdings unter Ausschlug der Öffentlichkeit von neuem behandelt, ferner ein Anlwa Kanadas, der dessen auswärtige Politik betrifft und vermuten läßt, dag Ka-

nada auch auf diesem Gebiet eine größere Selbständigkeit zu erlangen suchen Wird. Gegen diese wichtigen Fragen treten die anderen, mie die Schaffung einer ausschließlich englischen Verbindung über Kanada nach Australien, Erleichterung des Post- und Telegraphenwcsens, Vertretung der Kolonien in England und Reorganisation des Kolonialamts an Wichtigkeit weit zurück.

P. Walther.
Fregattenkapitän z. D-

Robert Sandel, Der entfesselte Riese Berlin, Schuster Löffler 1911.

Dieser Roman Saudeks ist wie sein „Dämon Berlin" ein Phantasieroman, ein Zukunftsroman. Es ist unstreitig, daß der Verfasser seit jenem Erstlingsmerk, das ihm zugleich den ersten Erfolg brachte, vieles gelernt hat. Auf weit sicherem, realerem Grund stehen Voraussetzungen in diesem Buche gegenüber dem früheren. In den Mittelpunkt des Werkes stellt er einen genialen Ingenieur, der den „Buggerowstein" entdeckt hat, durch den sich Licht und Wärme in viel billigerem, ausgiebigerem, vielfacheren Matze gewinnen läßt, als durch alle bisher bekannten Licht- und Wärmeerzeuger. Den gemaltigen Einfluß, den diese Erfindung nicht nur auf Industrie und Handel, sondern auch auf die weitaus meisten anderen Arbeitsgebiete ausübt, versucht der Verfasser zu schildern. Solange er in großem Rahmen dieses Bild entwirft, z. B. die Entstehung einer Revolution durch die plötzliche Umwertung vieler Materialien schildert oder Berlin im Belagerungszustande oder das Leben auf der Börse, gelingt es ihm vortrefflich. Wo er aber weitergeht, um die Ursachen des gewaltigen Geschehens aufzudecken, um zu zeigen, wie Räder und Rädchen dieses Werkes ineinander greifen, um sich als explosive Wirkung nach außen hin zu zeigen, verliert er die Proportionen, namentlich wenn er die Schicksale einzelner im Verhältnis zu der ungeheuren Gesamtbemegung darstellen will. Sie heben sich nicht genügend von dem Hintergrunde großer Ereignisse ab, es ist so, als wenn im Orchester die melodieführenden Instrumente übertönt werden, wodurch das künstlerische Gleichge-

wicht gestört wird.
Trotzdem ist dieses Werk kraft seiner glücklichen Idee und Anlage, iraft seiner farbenfrohen und frischen Ausführung, die von der ersten bis zur letzten Zeile kein Ermüden des Verfassers zeigt und den Leser unbedingt mit sich zwingt, eines der besten Werke Saudeks, meinem Empfinden nach besser, als sein viel überschätztes Buch „Dämon Berlin", um so mehr, als er vielfach doch nur einfachste Unterhaltungslektüre schreibt. Freilich kann man ihm nicht zugeben, daß er sein stark unzweifelhaftes „Motto" unbedingt erfüllt und die „Poesie der Technik" geschaffen hätte. Wo immer hier die Kraft seines dichterischen Schaffens wirkt, handelt es sich weder um Neuland der Poesie, noch ist notwendigerweise moderne Technik ausschlaggebend für die poetische Wirkung des Buches. Pr-l.

Liebe und Leben der Lady Hamilton. Roman von Heinrich Vollrat Schumacher. Mit 41 historischen Illustrationen und Dokumenten. Verlag von Rich. Bong, Berlin W.

Rundschau
Ein Werk von ganz besonderer Eigenart bietet hier der durch eine Reihe trefflicher Romane rühmlichst bekannte Autor. Auf dem zeitlichen Hintergrunde der zweiten Hälfte des 18. Iahrhunderts behandelt es eine Frauengestalt von fo fesselndem Zauber und so prickelndem Reiz, wie sie sich nur ganz selten in der Geschichte findet. Lady Hamiltons Leben und Charakter, verdunkelt durch Gunst und Haß ihrer Zeitgenossen, ist durch die neueste Forschung in das rechte Licht gerückt worden. Auf dieser Grundlage baut Schumacher seinen Roman auf. In glänzenden Farben malt er das tolle Treiben der durch den Reichtum Indiens entsittlichten englischen Aristokratie, in dem Emma Lyon-Hart, die spätere Lady Hamilton, ihre abenteuerliche Karriere beginnt. Als kaum vierzehnjähriges Dienstmädchen opfert sie sich aus edlen Motiven einem hohen Offizier. Von einem ärztlichen Charllltan aus tiefstem Elend in den Straßen Londons gerettet, wird sie als „Hebe Vestina" in dem berüchtigten „Tempel der Ehe" zu London öffentlich ausgestellt, erregt durch ihre wundervolle Schönheit allgemeines Aufsehen und wird das gefeierte Modell der berühmtesten Maler, in deren Meisterwerken sie noch heute fortlebt. Ihre weitere Laufbahn macht sie in buntem Wechsel zur Geliebten englischer Aristokraten in einer an seltsamen Momenten reichen, oft an moderne Sensationen erinnernden Liebesverwtckelung zur Gemahlin des hervorragenden Staatsmannes und Gelehrten Sir Hamilton, der sie in die hohe Politik einführt. Wegen ihrer Schönheit und Grazie von Männern wie Goethe als Meisterwerk der Natur gepriesen, nimmt sie als intime Freundin der Königin Maria Carolina von Neapel, einer Schwester Marie Antoinettes, an den großen Kämpfen gegen die erste französische Revolution teil, indem sie als geheime Agentin Pitts die Interessen Englands im Mittelmeer fördert und durch die Vorbereitung der britischen Seeherrschaft bestimmenden Einfluß auf die Geschicke Europas ausübt.
Ein abenteuerliches, oon glühenden Leidenschaften durchwühltes, alle

Höhen und Tiefen des Lebens berüh-
rendes Frauenschicksal ist es somit,
das Schumacher mit einer dichteri-
schen Gestaltungskraft und einem
hinreißenden Schwunge schildert, die
die innerste Anteilnahme erregen und
seiner Arbeit einen dauernden Wert
verleihen. Bildliche Darstellungen
zeitgenössischer Künstler, Auszüge aus
Akten, Urkunden und der Korrespon-
denz der handelnden Personen geben
dem Werke auch kulturgeschichtlich
hervorragende Bedeutung.

Für den Kamten Inhalt Ucrantwortlich: vi- <5urt Nadlauer. Berlin W., Trmm»
steinerstraße A. — Redakteur für Kunstwissenschaft und künstlerische Natur»
betrachtima: Prof. Hanns ffechner- z. Zt. Schreiber!»in.
Druck von Richard Falk, Berlin W. 66, Leipzigers». 115/16.
Unverlangte Mamiskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen
nicht Rückporto beiliegt.

H5VD^

ZH
HÂ« Â» ^ "
2. Â«- 2. ">

3 Â«

Â»
NorcksSÃ¼Ã„

"<^ HsitschriftenSerlag (5m b.S
^ A^inV5o/3inunsteinerstr3
35. Jahrgang. Vd. ^38. Heft 436. Zweites AugufthefN 9 U

Hrgml Ã¶ernenenHnn)fbereiingung
st

Dr. Frechen von Mackah:

Georg V. und seine königliche Misston

Mit den Krönungsfeierlichkeiten trat Georg V- in das zweite
Iahr seiner Regierung ein. Ist es auch gewiß unmöglich, eines
Herrschers Bedeutung und Fähigkeiten nach so kurzer Ausübung
seines hohen Amts zutreffend einzuschätzen, so hat des Königs bis-
heriges Auftreten doch soviel unanfechtbar bewiesen, daß den Thron
des größten Weltreichs der Erde ein Regent von überaus fest und
harmonisch geprägtem Charakter, edler Eigenart, starkem und ab-
geklärtem Willen bestieg. Zwei Wesensveranlagungen sind es vor
allem, welche die Lichtfarbe seines Königtums bestimmen: Gottes-
fürchtigkeit und Familiensinn. In allen feinen Reden und Erlassen
klingt als stimmangebende Note immer wieder die fromme Bitte
„um Gott des Allmächtigen Hilfe", um „die gute Führerschaft des
Herrschers aller Völker" durch, eine Religiosität, die nichts gemein
hat mit engherzigem und prätentiösem Puritanergeist, noch aus
spekulativer Weltanschauung quillt und daher auch niemals in einer
Betonung des dynastischen Gottesgnadentums sich zuspitzt, sondern
als Offenbarung des schlichten, naiven, kindlichen Glaubens erscheint,
wie ihn der Seefahrer, der Beruf, in dem Georg V. aufgewachsen
ist und dem er seine weltmännische Bildung verdankt, häufiger als
andere Menschen sich bewahrt. Unterscheidet er sich schon hierin scharf
von seinem Vater, dem Skeptiker, so ist nicht minder sein häusliches
Leben ganz anderer Art als das feines Vorgängers auf dem Thron.
Eduard VII. liebte es, sich mit einer großen Schar von Freunden
aus allen Kreisen der höheren Gesellschaft, namentlich auch aus der
Hochfinanz, zu umgeben, die als unverantwortliche Ratgeber trotz
seiner Weltklugheit leicht Stimmung und Willen bei ihm zu beein-
flussen vermochten. Sein Sohn hält sich von solcher Vielfreundschaft
fern und ist aller Ohrenbläserei unzugänglich- Seines Lebens Pol
ist nächst Gott der häusliche Herd, die Familie, in deren Schoß er sein

menschliches Glück, aber auch eine unentbehrlche Stütze für die Aus»
Übung seiner Berufspflichten findet. So oft er für einen Glück-
wunsch oder einen Willkommgruß aus dem Volk dankt, spricht er
nicht für sich allein, sondern „von dem tiefen Eindruck"- den die
Stimmen der Zuneigung und liebenswürdiger Freundlichkeit auf
ihn und seine ganze Familie gemacht hätten", und den höchsten Rat,
das Privy Couneil, weist er ausdrücklich darauf hin, wie „ermutigend
für ihn die Gewißheit sei. in seiner lieben Frau eine stete Helferin
bei jeglicher Arbeit zu des Volkes Wohlfahrt zu haben".
Damit ist zugleich die Grundlinie gegeben, auf der sich die Aus-
übung seines königlichen Amts bewegt. Ihm erscheint der Staat
gleichsam als die millionenfach erweiterte Familie, mit der er in
patriarchalischem Verhältnis zusammenleben- und wirken will und
für deren Wohlfahrt alle seine Kräfte einzusetzen seine höchste Ver-
antwortlichkeit gegen Gott ist. In Ausdrücken wie „Ich stehe nicht
allein", „Ich gehöre zum Volk" und anderen Variationen des demo-
kratischen Wahlspruchs Mazzinis „Gott und das Volk" hebt er immer
wieder hervor, wie eng er sich mit seinen Untertanen in der Sorge
für das Staatswohl verbunden fühlt. Wie zur Besicgclung dieser
Kameradschaftlichkeit lädt er hunderttausend Kinder aus den Volks-
schulen Londons zum Beschluß der Krönungsfeierlichkeiten nach dem
Kristallpalast ein und nimmt einen seiner kleinen Gäste bei der
Hand, an das schöne Bibelwort erinnernd: „Ein kleines Kind wird
ihr Führer sein." Ia, noch mehr, er übernimmt die Verteilung der
Albert- und Eduard-Ehrenzeichen, die für hervorragende Taten der
Selbstaufopferung, der Nächstenliebe und des persönlichen Heroismus
verliehen werden, selbst und stellt damit die Helden des Volks auf
eine Stufe mit den Rittern der Aristokratie, die mit den höchsten
Orden des Staats, wie dem Stern von Indien oder der Distel, aus-
gezeichnet werden. Darüber, daß sich der König durch ein solch
schlichtes, liebenswürdiges, besorgtes Wesen schon jetzt einen goldenen
Schatz von Vertrauen und herzlicher, tiefempfundener Zuneigungen
im Volke erworben hat, bedarf es nicht vieler Worte: er gilt als der
Typ eines „Handy Man", des echten Edelmanns, in dessen Charakter
sich Einfachheit, Lauterkeit, Geradheit, Selbstsicherheit mit Arbeits-
kraft, Entschlossenheit, Ernst und klarer Tasemszielstrebigkeit wobl-
abgetönt zusammenklingen.

Welches ist nun dieses Lebensprogramm? Schon als Prinz von Wales hat er die zum geflügelten Wort gewordene Parole ausgegeben: „England, wach auf!" Der Mahnruf hat eine viel weitergehende Bedeutung, als sie gemeinhin ihm beigemessen wird. Der Thronerbe sah in der schon damals ihm eigenen patriotisch-ernsten Sorge, wie England mitten in der Blüte der viktorianischen Zeit mit ihrer glänzenden Machtentfaltung nach außen innerlich Symptome der Nervenabspannung und des Kräfteverfalls zu zeigen anfing und daher von jugendlicheren Mächten überholt zu werden drohte. Das Stichwort wurde dann auch von Eduards VII. Politik in seiner Weise übernommen. Auf den klippenreichen und sturmbedrohten Pfaden eines verschlungenen Ententen- und Protektoratsschachspiels suchte er Großbritanniens Primat unter den europäischen Mächten höher als je zu stellen und so, gleichsam durch Sporendruck von außen, Staat und Volk zu frischer Kraftanstrengung und Regsamkeit anzutreiben. Das ist seines Sohnes Art und Taktik nicht. England, wach auf! soll, fo hat er in mannigfachen Reden an Deputationen und bei Festlichkeiten erklärt, das Lebensgeleitwort einer Zeit der inneren nationalen Wiedergeburt, einer Epoche tatenlustigen Vorwärtsstrebens in den Werkstätten des Gewerbes und der Kunst, in den Schulen des Volkes und der Gelehrtenwelt, eine Ära gründlicher politischer und sozialer Reformarbeit. getragen vom Ethos ernsten religiösen Bekenntnisses und opferwilligen Wirkens in christlicher Nächstenliebe bedeuten. Als Prinz erkannte er damals aber auch auf seinen Fahrten durch das weite Großbritannien, welche Gefahren dem Reich ebensowohl durch den immer radikaler sich äußernden Unabhängigkeitssinn der sich selbst regierenden ..Schwesterstaaten" wie durch das Anfluten der nationalistischen Oppositionsbcwegungen in den Kronkolonien, namentlich in Indien, drohen. So ist gerade die Kolonialpolitik mit ihren imperialistisch-föderalistischen Problemen, wiederum im Gegensatz zu seinem Vater, dessen bevorzugtes Operationsfeld die europäische Diplomatie war, das Fundament seiner staatsmännischen Entwicklung, der Magnet seines politischen Denkens und Planens geworden. Zweifellos besitzt er eine intime Kenntnis der Zustände, der Stimmungen und Parteiströmungen, der wirtschaftlichen und sozialen Lebensformen und -bedingungen im überseeischen England, wie noch keiner seiner gekrönten Vorfahren, und er hat auf Grund dieser Erfahrungen oft

genug in Schrift und Wort feine eigenen, durchaus felbständigen
Anschauungen in der Behandlung der kolonialen Fragen vertreten.
Beispielsweise bekannte er sich eindringlich im Widerspruch mit der
selbstbewußten indischen Beamtenhierarchie, deren „rrainecl oflicers"
bei aller Tüchtigkeit nur zu geneigt sind, ihr Amt nach dem bürokrati-
schen Schema der Heimat zu versehen, zu dem Grundsatz, daß ein
Reich wie das indische mit jahrtausend alter Kultur und einer natio-
nalen Vielgestaltigkeit, in der es ungefähr mit dem Staatenbild
Europas auf eine Stufe gestellt werden könne, nur nach seinen eigenen
Gesetzen, Sitten, Überlieferungen zu regieren fei, daß, um mit seinen
eigenen Worten zu sprechen, „tke well-bein^ ol India will ever de
rke Inspiration ok Ki8 rule". Vor allem aber hat er
immer wieder betont, daß der monarchische Gedanke eins der stärk-
sten, wenn nicht überhaupt das letzte zuverlässige Bindemittel des
ständig sich lockernden Reichsgefüges sei, und daß es daher als eine
unabweisliche Forderung der Zeit und des Staatswohles betrachtet
werden müsse, dem in Altengland mehr und mehr zu einer rein
dekorativen und ornamentalen Stellung zurückgedrängten Königtum
hier, auf dem weiten Boden neuenglischer Kultur, wieder mehr
Lebensbedeutung und Wesensinhalt zu geben. Der erste gewichtige
Schritt zur Verwirklichung dieser Idee ist trotz dem Widerstand ge-
wisser offizieller Kreise bereits beschlossene Sache: wie sein Vater nach
der Krönung Edinburgh und Dublin besuchte, um sich in den Haupt-
städten der alten ererbten Königreiche huldigen zu lassen, so wird
Georg V- eine Rundreise durch das Kolonialreich antreten und in
Quebeck, Pretoria, Kalkutta, Melbourne feierliche Hoftage abhalten.
Die glückliche Entwicklung und Festigung des Kerns und der viel-
fachen Schößlinge und Fruchttriebe des britischen Weltstaats nach
solchen Zielen hin hat aber die Bildung einer ruhigeren politischen
Atmosphäre in Europa, als sie unter Eduard VII. herrschte, zur
unabweislichen Voraussetzung, und so bedeuten die Worte des Königs,
die er unmittelbar nach der Thronbesteigung an das Domkapitel von
St. George's Chapel in Windsor schrieb: „Es ist mein ernster
Wunsch, daß ich mit Gottes Hilfe befähigt sein möge, Vertrauen und
Ruhe unter den Nationen zu fördern", sicherlich mehr als eine
phrasenhafte Strophe auf der Schalmei der offiziösen Friedfertigkeit
und des modernen Pazifizismus. Niemand gegenüber hat er denn
auch diesem erklärten Willen entsprechend, für das friedliche Ver-

tragen der Kulturvölker seinen Einfluß einzusetzen, so loyal und freundschaftlich gehandelt als in der Pflege der Beziehungen zum Herrscher gerade desjenigen Reichs, das feines Vaters Politik am meisten beunruhigt hat. Spontan umarmte er in Westminster Hall Wilhelm II. vor der Bahre des verschiedenen Königs und unter allen verwandten Souveränen lud er einzig den deutschen Kaiser, zu dem er sich überdies durch manche Züge der Charakter-Wahlver-Ivandtschaft hingezogen fühlen mag, in überaus herzlich gehaltenem Schreiben zur Einweihung des Denkmals der Königin Viktoria ein. Dem Herrscher, dessen ganzes Interesse seinem seemännischen Beruf und den Seeherrschaftsgebieten zugewendet war, hatte man in England selbst keine tiefergehende Bekanntschaft mit den politischen Verhältnissen der engeren Heimat zugemutet. Die Art, wie er bis-her in den Wirrungen des Verfassungsstreits seiner königlichen Rechte gewaltet hat, beweist aber im Gegenteil, daß er mit der Ver-fassung des Landes und den rechtgeschichtlichen Entwicklungsprozessen, die zur heutigen Krise geführt haben, sehr vertraut ist und auch hier , seine Amtsführung auf eine klare, unzweideutige Linie eingestellt hat. Formell ist er keinen Schritt von der sogenannten Viktoria-nischen Theorie abgewichen, die bekanntlich die Norm aufstellt, daß der König, von dem die Zustimmung zu einer das Reich gefährden-den Handlung oder Gesetzesvorlage verlangt wird, befugt ist, das amtierende Ministerium zu entlassen und ein neues Kabinett zu be-rufen, mit der Maßgabe jedoch, daß dieses den nötigen Rückhalt in einer Unterhausmehrheit haben muß. Als die Oberhausfrage sich zuspitzte und das liberale Ministerium zuerst das Ansinnen an die Krone stellte, durch einen Pairsschub den Widerstand der Lords zu brechen, wies er die Forderung ab; statt dessen trat mit auf seine Initiative hin die „Round Table Conference" zusammen, in der die Führer der beiden streitenden Lager in kollegialen Sitzungen auf ein Kompromiß sich zu einigen suchten- Da die Aussöhnung scheiterte, verlangte Asquith die Auflösung des Parlaments mit der Begrün-dung, daß ihm bestimmte Garantien für die Beseitigung des Wider-standes der Peers gegeben würden. Ietzt hätte der König das Recht gehabt, das liberale Ministerium zu entlassen und Balfour zu be-rufen. Er tat das aber nicht, sondern bewilligte Asquith die neuen Wahlen — ohne aber das Versprechen des Peersschubs sich abnötigen zu lassen. Sicherlich sehr wohlweisliche, staatsmännischc Über-
all

legung! Denn, rückt man den Streit zwischen Gemeinen und Lords aus dem engen Lichtfeld des Parteihaders zwischen Konservatismus und Liberalismus heraus und prüft ihn auf seine letzten Zielstrebigkeiten hin, so handelt es sich offenbar um das Problem, welcher Schutz England weiterhin gegen die absolute Macht und Willkür wechselnder Parteimehrheiten gegeben sein soll: eine Sicherung, die bisher noch von allen Staatsgesetzgebern, auch den glühendsten Verehrern der Demokratie, als durchaus notwendig erachtet worden ist, wie es als Beispiel die Verfassung der Nordamerikanischen Union mit ihrem dreifachen Kingwall gegen die Parteityrannis-Befugnisse des Präsidenten, des Senats und des Oberlandesgerichts besonders eindringlich zeigt. Insofern hat aber mittelbar der Sturm der Common» wider die Trutzfeste der Lords unverkennbar eine Spitze gegen das Königtum, das eben in Gemeinschaft mit der Pairskammer die Funktionen einer kontrollierenden oberstrichterlichen Instanz zur Wahrung der Minderheitsrechte und der Staatsgrundgesetze ausübt. In den Strudeln solcher Fährnisse hat Georg V. die Rechte des Throns sehr geschickt gewahrt. Hätte er bedingungslos dem Vorgehen Asquiths sich gefügt, so würde das nichts anderes bedeutet haben, als die Anerkennung einer Zwangspflicht königlicher Handlungen nach dem Willen des Kabinetts, während das unveräußerliche Substrat der königlichen Prärogative eben absolute Freiheit der Entschließungen ist und jeder Druck zur Erlangung der Stimme der Majorität, wie es schon von der alten Encpclopacdia Britannica nachdrücklich betont wird, der Natur der Monarchie widerspricht. Vielleicht erweist sich so die Auffassung derer als wohlbegründet, die gerade einem Herrscher von den Eigenschaften des jetzigen Königs es zutrauen, daß er die verblaßten Rechte seines Amts noch nach anderer Richtung verlebendigt und, wenn kein anderer Weg zur Lösung der Verfassungskonflikts sich findet, das Veto selbst in Anspruch nimmt, das zwar seit zweihundert Iahren von seinen Vorfahren nicht mehr ausgeübt, aber deshalb doch nicht obsolet geworden ist, weil nach vielvertretener Rechtstheorie „jedes Element des demokratischen Staats zurück an seine Quelle kehrt, wenn das zersetzte Parlamentsregiment nicht mehr imstande ist, die königlichen Pflichten zu erfüllen." Jedenfalls aber ist schon heute das Verdienst Georgs V. nicht zu verkennen, jeder weiteren Entnervung des britischen Königtums durch den „cc>n5tituti«n sl csnt" Halt geboten und dem monar-

chischen Prinzip die Bedeutung eines unerschütterlichen Pols wieder-
gegeben zu haben, der die Wiederherstellung der verlorenen Gleich-
gewichtslage des politischen Organismus sichert und dessen unab-
hängigen Wahrspruch das ganze Volk vertraut.
England hatte bislang mit den hannoverschen Georgen, die es
nach der Themse zum ausgesprochenen Zweck rief, der Demokratie
freie Bahn zuschaffen, kein Glück- Die beiden ersten waren un-
fähige, vom stolzen Hochadel verlachte Serenissimi, der dritte wurde
geisteskrank, der vierte war eine Null. Dem fünften scheint es auf-
gegeben zu sein, gut zu machen, was die Vorgänger gesündigt haben.
Wieviel ihm von seinen hohen Idealen zu verwirklichen vergönnt
sein wird, wer möchte es gegenwärtig voraussagen? Aber darüber
kann doch schon heute kein Zweifel bestehen, daß seit 1714 Groß-
britanniens Krone kein Herrscher von gleich gefestigter Männlichkeit,
adliger, wirklich königlicher Gesinnung, hohem Pflichtbewußtsein und
abgeklärter Weltanschauung getragen hat. In sein Amt eingesetzt
inmitten einer Zeit verhängnisvoller politischer Wirren, scheint er
wie durch höhere Schicksalsfügung gerufen, das durch schwache Vor-
fahren vertane Erbgut des britischen Königtums, von dem noch die
Jahrbücher Eduards III. stolz rühmen: „tout int in lu^ et vienr
de lu^ al cominencement", wieder zu sammeln und in Flut und
Brandung der Parteifeindschaft und -leidenschaft den festen Fels
jener menschlichen Ehrfurcht vor der geschichtlichen Staatsordnung
neu zu begründen, die der größte englische Dichter den „Engel der
Welt" genannt hat.

Heinrich Claß:

Die Aufteilung Marokkos*

Durch die französischen Blätter scholl der Ruf, man wolle wissen,
was das Deutsche Reich verlange; dann könne man mit ihm ver-
handeln; man spricht von „Kompensationen" für uns und liest, daß
als solche bald der französische Kongo vorgeschlagen wird, bald ein
oder mehrere Häfen an der Westküste Marokkos; es ist auch die Rede
von einer neuen Konferenz, und endlich setzt man sich aufs hohe Roß
und verlangt, daß vor der Einleitung irgendwelcher Verhandlungen
das deutsche Kriegsschiff zurückgezogen werde, damit der der Alge-
siras-Akte entsprechende Zustand wieder hergestellt werde.

* Das Erscheinen des deutschen Kanonenbootes „Panther" vor Agadir hat
mit einem Schlage die allgemeine Aufmerksamkeit auf die marokkanische Frage
gelenkt; nicht allein die Regierungen der beteiligten Mächte sind durch diese Wendung
in Anspruch genommen, die öffentliche Meinung der ganzen Welt beschäftigt sich
eifrigst mit ihr, was um so begreiflicher erscheint, als gegebenenfalls Folgen von
der weittragendsten Bedeutung sich an dies Ereignis knüpfen können.
Einerlei, ob morgen oder nach Wochen oder Monaten die Entscheidung über
Marokko fällt, unsere öffentliche Meinung muß sich daruber klar sein, welche In«
teressen für unser Volk dabei auf dem Spiele stehen, welche Forderungen dem»
demgemäß erhoben werden sollen.
Der Erörterung dieser Fragen dient eine soeben in I. F. Lehmanns Verlag,
München, erschieuene Flugschrift, die als Heft 29 der Flugschriften des alldeutschen
Verbandes gekennzeichnet ist und durch ihren billigen Preis von nur Mk. 0.50
jedermann gestattet,sich leicht sachlich und dabei doch auf überaus anziehende Art
über das aktuelle Tema: „Marokko "zu orientieren. Die Sckrift ist verfaßt von
dem Vorsitzenden des alldeutschen Verbandes Heinrich Claß, betitelt: „West-Marokko
deutsch!" und mit einer farbigen Karte Marokkos versehen. Durch die Liebens«
Würdigkeit des Verlegers sind wir in den Stand gesetzt, unfern Lesern einen Aus«
zug aus dieser Broschüre zu bieten und zwar denjenigen Teil, in dem Heinrich
Claß die Forderungen des Tages aufstellt und die sich aus der Lage ergebenden
Möglichkeiten erörtert. Dr. 2. R.

Es wird nützlich sein, daß die öffentliche Meinung des Deutschen Reiches die Antwort nicht schuldig bleibe; und wir glauben, sie sollte folgendermaßen lauten:

„Auch wir meinen, daß die Lage in Marokko ganz unhaltbar geworden ist — unhaltbar gerade durch Frankreichs Vorgehen; im Hinblick darauf und auf die zu wahrenden deutschen Interessen sind auch wir der Ansicht, daß Verhandlungen über die Aufteilung des Landes vorgenommen werden sollen.

Bei diesen Verhandlungen muß von vornherein klar sein, daß das deutsche Volk eine Konferenz nicht will; kein „internationales Forum" darf über die deutschen Ansprüche entscheiden, sondern es ist nur mit den beteiligten Mächten zu verhandeln.

Daran, daß unser Kriegsschiff zurückgezogen werde, ist nicht zu denken; verlangt Frankreich dies, so lautet die Antwort, daß dieses und Spanien alle Truppen und Schiffe zurückziehen müssen.

Eine Entschädigung oder Abfindung außerhalb Marokkos, sog- „Kompensationen", sind unannehmbar.

Mit einem Hafen an der Westküste Marokkos, sei er gedacht als Sitz deutschen Handels oder als Flottenstützpunkt, ist uns nicht gedient, sondern wir müssen haben: ein den deutschen Notwendigkeiten genügendes Gebiet, eine Kolonie!

Diese Leitsätze, die, zum Gemeingut unserer öffentlichen Meinung geworden, Berücksichtigung heischen würden, lassen sich einwandfrei begründen.

Zunächst ist klar, daß ein seiner Selbstherrlichkeit bewußter Staat von den Machtmitteln des Deutschen Reiches es ablehnen muß, über die Bedürfnisse feiner Politik andere entscheiden zu lassen. Wir haben den Gedanken der Algesiras-Konferenz dem Fürsten Bülow gegenüber immer bekämpft, und die Lehren von Algesiras haben uns Recht gegeben; aber diese Erfahrungen kommen heute gar nicht in Betracht, weil es sich heute nicht um die Ordnung fremder Angelegenheiten handelt, wie dies hinsichtlich des „souveränen und integren" Marokko um die Iahreswende 1905 auf 1906 der Fall war, sondern um die Gestaltung unserer eigenen Stellung in dem aufzuteilenden Marokko. Darüber haben wir allein zu entscheiden und wir müssen es tun nach Maßgabe des politischen Bedürfnis, das uns veranlaßt, bei der Aufteilung mitzuwirken, im Hinblick auf

unsere politische Zukunft, in Rücksicht auf die allgemeine politische
Lage und gestützt auf unsere Machtmittel.
Ergeben sich bei dieser selbstherrlichen Behandlung der An-
gelegenheit Widersprüche mit den Bestrebungen anderer Nationen,
so werden wir mit ihnen verhandeln und mit ihnen einig zu werden
suchen.
Auch der Friedfertigste im Reiche wird heute wissen, daß eine
Konferenz von Mächten, die dem Wachstum und dem Ausdehnungs-
bedürfnis des Deutschen Reiches mißgünstig gegenüberstehen, für uns
nur eine Quelle von Verwicklungen sein kann: denn wir könnten
uns dem fremden Willen, uns niederzuhalten, nicht unterwerfen,
ohne uns aufzugeben; die Konferenz würde also, statt Gutes zu
stiften, nur den Anlaß ernstester Auseinandersetzungen abgeben, so
daß — abgesehen von der oben dargelegten grundsätzlichen Ableh-
nung — aus Gründen der Zweckmäßigkeit dagegen aufzutreten ist.
Als beteiligte Mächte kommen Frankreich und Spanien allein
in Betracht, da England durch das englisch-französische Abkommen
des Iahres 1904 in Gestalt der Überlassung Ägyptens seinen reichen
Gegenwert erhalten hat. Mit Frankreich und Spanien werden wir
uns leicht einigen können; sollte England sich trotzdem einmischen,
so sind seine Absichten klar und über die dann sich ergebende Lage
soll später einiges gesagt werden-
Daß die französische Regierung soviel, wir wollen sagen, Selbst-
vergessenheit besitzen sollte, die Zurückziehung unseres, dem Schutze
gefährdeter Reichsangehöriger dienenden Schiffes zu verlangen, hal-
ten wir für ausgeschlossen; geschähe es, so gibt es nur eine Antwort:
Frankreich und Spanien müssen den letzten Mann aus dem Lande,
das letzte Schiff von den Küsten entfernen, und es wird unser west-
licher Nachbar dann Gelegenheit haben, seine, von ihm selbst gern
gepriesene „Loyalität" zu beweisen. Aber diese Forderung französi-
scher Blätter ist so wenig ernst zu nehmen, daß wir uns damit gar
nicht weiter befassen.
Ähnlich steht es mit den großmütigen Vorschlägen, uns mit
einem oder mehreren Orten an der Westküste abzufinden oder uns
gegen den Verzicht auf Marokko einen Teil oder den ganzen französi-
schen Kongo zu überlassen.

Demgegenüber muß mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden: wenn das Deutsche Reich sich um Marokko bemüht, so geschieht es aus zwingenden Gründen wegen der Zukunft unseres Volkes — nicht um eine „Prestige-Politik" zu treiben, wie sie in Frankreich gang und gäbe ist, auch nicht um unsere erfreulichen und jedenfalls sehr ausdehnungsfähigen Handelsinteresfen zu wahren. Der treibende Anlaß ist die oben dargelegte Notwendigkeit, für unseren Bevölkerungsüberschuß ein Gebiet zu sichern, in dem die abfließenden Volksgenoffen als Deutsche unserm Vaterlande erhalten bleiben.
Dieser Notwendigkeit kann eine tropische Kolonie nicht dienen — solcher haben wir genug, und wir lehnen den tropischen Kongo dankend ab; daß ein oder mehrere Häfen dem gedachten Zwecke nicht genügen, braucht gar nicht erörtert zu werden.
Zunächst sei auf die militärischeBedeutung desBesitzes eines Teiles von Marokko hingewiesen; dabei ist die Erwägung in den Vordergrund zu stellen, daß Frankreich mit der ernsten Absicht umgeht, bei seinem nächsten Kriege eingeborene Truppen aus Afrika zu verwenden. — Da als Gegner in diesem Zukunftskriege von französischer Seite zweifellos in erster Reihe an das Deutsche Reich gedacht wird, kommt diese Verstärkung der französischen Wehrmacht also i- der Hauptsache uns gegenüber in Betracht, und wir haben allen An laß, dafür zu sorgen, daß diese Verstärkung nicht eintritt-
Frankreich hat an dem Besitze Marokkos unter diesem Gesichtspunkte ein doppeltes Interesse: Einmal vergrößert es sein Aushcbungsgebiet für afrikanische Truppen und zweitens ist durch den Besitz dieses Aushebungsgebietes gleichzeitig im Falle eines europäschen Krieges Algier gesichert, und es kann die ganze afrikanische Mannschaft nach Europa geworfen werden. Dies ist unmöglich, wenn Marokko selbständig bleibt, und erst recht, wenn ein Teil davon deutsch wird; denn in beiden Fällen könnte Frankreich nicht daran denken, auch nur Algier zu entblößen.
Die genauesten Kenner des Landes nun sagen, daß das Menschen-Material, das Algier und ein französisches Marokko Frankreich gegebenenfalls zur Verfügung stellen könnte, geradezu vorzüglich ist und jedenfalls den einheimischen Soldaten weit überlegen wäre. So betrachtet kann man d' Beharrlichkeit verstehen, mit der die Franzosen an der Gewinnung Marokkos arbeiten: Es kommt ihnen nicht auf eine „penetr^tinn pacilique" an. auch nicht auf eine Handels-

kolonie, sondern in der Hauptsache auf die Gewinnung eines an brauchbaren, kriegerischen Menschen reichen Aushebungsgebietes, und daraus ergibt sich sofort, daß wir dieser Absicht entgegentreten mussen. Das sicherste Mittel hierzu ist aber eine deutsche Kolonie West-Marokko, die Frankreich nicht erlauben wird, eingeborene Truppen nach Europa hinüberzuwerfen.

Von Bedeutung ist ferner die Tatsache, daß ein großer Teil des landwirtschaftlich vortrefflichen Bodens, der für Baumwollanbau wie geschaffen ist, nicht im Privateigentum steht, sondern Maghzen-Land ist, d. h. der Regierung oder dem Herrscher gehört. Die zukünftige Regierung, nach unseren Wünschen also das Deutsche Reich, wäre mit einem Schlage Eigentümer gewaltiger Ländereien, deren Wert für Süd- und West-Marokko ein französischer Volkswirt neuerlich auf 3 Milliarden Franken berechnet hat; sie wäre also in der Lage, eine großartige Siedelungspolitik zu betreiben, bei der in großem Maßstabe praktische Bodenreform angewandt werden könnte- Welch ein Segen sich hieraus ergeben könnte, braucht nicht geschildert zu werden!

Nicht unerwähnt bleibe auch, daß Süd-West-Marokko ein geradezu wunderbares Klima hat, so daß weite Teile als geradezu vorherbestimmte Heilstätte gegen Lungentuberkulose bezeichnet werden können; die Unterbringung von Kranken dort hätte den großen Vorzug, daß das Klima ihnen stete Arbeit erlaubt und daß, soweit dieser Heilfaktor in Betracht kommt, die beste Gewähr für dauernde Genesung geboten würde.

Gegenüber diesen politischen, wirtschaftlichen, gesundheitlichen Vorzügen, die den Wert des Landes zusammen mit den oben geschilderten ganz außer Frage stellen, werden nun einige Bedenken geltend gemacht, die der Vollständigkeit halber hier gestreift und widerlegt werden sollen:

Es wird behauptet, daß eine deutsche Besitzergreifung in West-Marokko unser Vaterland schon um deswillen in ein unabsehbares Abenteuer verwickeln werde, weil wir schwere Kämpfe mit den Eingeborenen erwarten müßten. Nichts ist unrichtiger als dies: der Deutsche ist im Lande angesehen, ja beliebt; so verhaßt die französische Herrschaft ist, so sehr wird die deutsche ersehnt, denn man erwartet

von ihr Gerechtigkeit und Wohlwollen, Dinge, die auf feiten Frank-
reichs feiner Kolonialbevölkerung gegenüber ausgeschlossen sind.
Der Sultan selbst ist noch heute ein Freund der Deutschen, und
es ließe sich mit ihm unschwer eine Vereinbarung treffen, die ihm
gewisse Ehrenrechte und Einkünfte sichert; dann würde sein ganzer
Einfluß zugunsten einer deutschen Oberherrschaft aufgeboten werden.
Die Kaids im Lande sind durchaus deutschfreundlich und verläß-
lich und würden ein deutsches Vorgehen aufs freudigste begrüßen.
Man muß sich nun eine deutsche Besitzergreifung in Marokko nicht
so vorstellen, daß wir sofort große Truppenmassen in das Land
werfen und eine ausgebaute Verwaltung einrichten müßten; im Ge-
genteil, nur das nötigste von Beamten und Soldaten sollte hinüber,
und man müßte es fertigbringen, mit schwächstem Aufgebot die
Ordnung herzustellen und zu erhalten.
Nach allen Lehren, die unsere Kolonialverwaltung in 30jähriger
Arbeit gewonnen hat, verfügen wir über Beamte, die es verstehen
werden, unter Achtung der Sitten und Gebräuche des Landes die
Geschäfte zu besorgen, dabei der Mithilfe der Kaids sich bedienend.
Dies Bedenken, in einen Kolonialkrieg verwickelt zu werden, ist
also hinfällig, und das Gleiche gilt inbezug auf den Einwand, der
jetzt befonders von der sozialistischen Presse geltend gemacht wird:
Man behauptet, bei dem Verlangen nach Wahrung der deutschen
Interessen in Marokko handle es sich nur um großkapitalistische
Machenschaften, die das eigentliche Volk gar nichts angingen- Wie
unrichtig dies ist, ergibt sich schon daraus, daß Marokko in erster
Reihe als Volkssiedelungsgebiet in Betracht kommt — also wirklich
dem Volke im weitesten Sinne gewonnen und eröffnet werden soll.
Daß gleichzeitig dasselbe Land durch seinen Reichtum an Erzen
und seine Eignung zum Baumwollbau industriellen Zwecken dienen
wird, verschlägt an der Hauptbedeutung nichts, sondern hebt den
Gesamtwert für unfer Vaterland; dies ist bei der wirtschaftlichen
Bedeutung unserer Eisenindustrie von vornherein klar und springt
auch hinsichtlich der Baumwolle in die Augen, für die wir heute ans
Ausland, befonders an die Vereinigten Staaten, rund 500 Millionen
Mark im Iahre abzugeben haben.
Erwähnt sei auch, daß wir bei unserem Eintreten für eine Volks-
siedelungs-Kolonie in Marokko hie und da dem Einwurf begegneten:
wozu? Die alte Heimat ist nicht überuölkert, sie ist menschenarm,

denn der Osten leidet geradezu unter Menschenmangel und die Industrie kommt mit den einheimischen Arbeitskräften nicht aus. Dazu ist zu sagen, daß allerdings zurzeit, um das Menschenbedürfnis von Landwirtschaft und Industrie zu befriedigen, gewaltige Arbeiterscharen aus dem Ausland zugezogen werden müssen; auf diese Weise haben wir an N/2 Millionen Volksfremde im Reiche. Aber das ist an sich ein höchst ungesunder Zustand — und wahrscheinlich ein vorübergehender. Er beseitigt die Tatsache unserer raschen Volksvermehrung nicht, sondern verschärft sie; er schafft die Gewißheit nicht aus der Welt, daß bei der Fortdauer der Volksvermehrung in einem Zeitraum von Iahren, den man fast an den Fingern abzählen kann, die Bevölkerungsspannung unerträglich geworden sein wird. Und die Hauptsache: Politik treibt man doch nicht von heute auf morgen! Gerade das macht ja den Staatsmann, daß er heute schon das Bedürfnis der Zukunft erkennt und für seine Befriedigung sorgt. Also die unbestreitbare, eigentlich beschämende Tatsache, daß das Reichsgebiet heute für Volksfremde Einwanderungsland ist, spricht nicht gegen eine Politik, die für die Notwendigkeit des nächsten Iahrzehnts Vorsorge treffen will.

Endlich fei noch erwähnt, daß ein wohl fehr enger Kreis, der gewohnt ist, auf Bismarcks Worte zu schwören, von jeder tätigen Marokkopolitik abmahnt, weil Bismarck davon nichts habe wissen wollen; nun, wir Alldeutschen zählen uns zu den getreuesten Verehrern des Toten im Sachsenwalde, aber das kann uns doch nicht hindern, seine Aussprüche als nicht für alle Zeiten und Lagen gültige Gefetze anzuerkennen; daran hätte ein Bismarck nie gedacht, und er, der es aussprach, daß ein Minister nicht nach einem bestimmten Programm regieren kann, hätte es zu allererst von sich gewiesen, daß gelegentliche Aussprüche von ihm, die durch besondere Umstände des Augenblickes hervorgerufen waren, die Wege der deutschen Politik in weiterer Zukunft festlegen oder vorschreiben wollten. Sein Grundsatz war, seinem deutschen Volke zu nützen und, um dies zu können, die Vorteile der jeweiligen Lage auszubeuten. Niemand kann darüber im Zweifel sein, daß die Aufgaben der deutschen Politik seit Bismarcks Rücktritt mannigfaltiger und schwieriger geworden sind — niemand auch, daß die Sorge um geeigneten Volksboden im Vordergrund der Pflichten eines weitschauenden Staatsmannes stehen muß. Ist dies richtig, so wird man sich darüber klar sein, daß Bis-

marck keine Gelegenheit versäumt hätte, die feinöm Volke ein Gebiet
eingebracht hätte, das dessen Landhunger auf absehbare Zeit be-
friedigt. * , *

Wir haben oben die Überzeugung ausgesprochen, daß sich das
Deutsche Reich mit den Franzosen und Spaniern leicht über Marokko
verständigen kann — und diese Auffassung ist um so zutreffender,
als Frankreich genau weiß, daß es auch bei bösem Willen nicht in
der Lage ist, es allein auf einen Krieg mit uns ankommen zu lassen.
Also, soweit Frankreich in Betracht kommt, bietet die Regierung
keine Schwierigkeiten; solche können erst entstehen, wenn eine andere
Macht sich hinter es stellt und zum Widerstand ermuntert. Für diese
Rolle kommt, wie uns scheinen will, nur England in Betracht —
und in der Tat schickt es sich an, diese Rolle wirklich zu spielen.
Denn die Ausführungen, die der englische Premierminister Asquith
am K. Iuli vor dem Parlament gemacht hat, bedeuten, des diploma-
tischen Drum und Dran entkleidet und in schlichtes Deutsch über-
tragen, nichts anderes, als daß England eine Festsetzung des Deut-
schen Reiches an der Westküste Marokkos nicht zulassen will; die erste
Folge dieser Erklärung war eine Verschärfung der Sprache der fran-
zösischen Presse, und es kann wohl angenommen werden, daß die
französischen Staatsmänner, gestärkt durch englische Zusagen, eine
dem Deutschen Reiche unfreundliche Haltung einnehmen werden.

Damit ist die Lage auf einmal ernst geworden, aber es muß
mit aller Klarheit ausgesprochen werden, daß die öffentliche Meinung
im Reiche hierfür und für alles, was noch folgt, England allein ver-
antwortlich macht. Herr Asquith legt Wert darauf, daß die englische
Auffassung nicht mißverstanden werde — antworten wir ihm so, daß
auch die unsrige ganz unzweideutig ist:

Falls die Erklärung des englischen Ministerpräsidenten wirklich
die Ansicht des Kabinetts widergibt und wenn die Absicht besteht,
darnach zu handeln, so wäre damit nichts anderes gesagt, als daß
Großbritannien den Deutschen den einzigen Landzuwuchs nicht
gönnt, den sie brauchen können und brauchen i es wäre damit gesagt,
daß es unsere 65 Millionen und ihre Nachkommen in den engen
Grenzen des heutigen Reiches zusammenpferchen will, ohne Rücksicht
auf die Folgen für unser Volk; es wäre endlich gesagt, daß es sich
damit eine Art Vormundschaft über das deutsche Volk anmaßt.

Wir haben schon einmal die Selbstherrlichkeit des Deutschen
Reiches hinsichtlich alles dessen betont, was es zum Wohle seines

Volkes für nötig hält — gegenüber solcher englischen Einmischung
muß das Selbstbestimmungsrecht unseres Vaterlandes dreifach unter-
strichen werden. Was geht es England an, wenn wir, dem unbe-
streitbaren Bedürfnis nach Land folgend, uns dort ein Siedelungs-
recht schaffen wollen, wo es allein noch verfügbar ist?
Mit welchem Recht will es uns daran hindern? Es fürchtet für
seine Weltmachtstellung, wenn wir in Marokko am Atlantischen Ozean
sitzen — wie denn im Ernst englische Zeitungen ausgesprochen haben,
eine solche Störung des Gleichgewichts der Seestreitkräfte müßte
vermieden werden. Wir wollen nicht an Heinrich von Treitschkes ent-
rüstete Worte über Englands Seeherrschaft erinnern — die Frage
aber sei aufgeworfen: wie kommt es, daß England die Franzosen
an der Westküste Marokkos duldet? Hält es sie für so herabgestiegen
von der Höhe einstiger Macht, daß sie ihm ungefährlich erscheinen,
während wir als aufsteigendes Reich von ihm gefürchtet werden?
Das wäre an sich für uns ebenso schmeichelhaft, wie für die
Franzosen schimpflich, aber wir legen, wo es sich um Lebensfragen
dreht, größeren Wert auf gute Behandlung, wie auf freundliche
Meinung.
Aber im Ernste: inwiefern soll eine deutsche Kolonie West-
Marokko England gefährlich sein?
Wir verfolgen doch dort im wesentlichen wirtschaftliche Ziele:
die Gewinnung eines geeigneten Siedelungsgebietes, das gleichzeitig
unserer schweren Industrie Erze liefern soll, in dem wir Baumwolle
erzeugen wollen, das zum Absatzmarkt unserer heimischen Erzeugnisse
entwickelt werden soll.
Was haben alle diese Dinge mit Machtpolitik zu tun? Wie
sollen sie das Gleichgewicht der Seestreitkräfte stören können, das
zudem gar nicht besteht, da England zur See unbestrittene Vor-
macht ist?
Es mag sich beruhigen: niemand im Deutschen Reiche denkt
daran, in Marokko Flottenstützpunkte einzurichten- Man übersehe
doch nicht, daß die deutsche Flotte gar nicht in der Lage ist, dorthin
einen Teil ihres Bestandes abzugeben — dazu ist sie viel zu schwach,
und wird sie auch nach der Durchführung des Flottenbauplanes
zu schwach bleiben.
Wir können uns nicht denken, daß der Admiralstab und das
Reichsmarineamt ein solches Zerreißen der deutschen Flotte zugeben

würden, wenn es von anderer Seite beabsichtigt wäre, und sind überzeugt, daß alles, was von deutschen Schiffen nach der Westküste Marokkos käme, nur Polizeizwecken dienen würde — also kleine Fahrzeuge, die überhaupt im Sinn der angeblichen englischen Besorgnis nicht in Betracht kommen können.

So liegen die Dinge, und es ist klar, daß die englische Furcht vor einer Störung des Gleichgewichts zur See gar nicht ernst zu nehmen ist — sie ist nur ein Vorwand und soll eine neue Hemmung unserer kolonialen Entwicklung begründen, wie wir sie von England gewohnt sind seit dem Tage, wo Bismarck uns die ersten Gebiete über See gewonnen hat.

Aber England darf nicht darüber im unklaren gelassen werden, daß die deutsche Geduld auch ein Ende haben kann, daß sie ganz gewiß ein Ende haben wird, wenn man unser Vaterland an dem Erwerb einer Kolonie verhindern will, die unser Volk zur Sicherung seiner Zukunft gebraucht.

Iedenfalls wird Frankreich, wenn es sich, für seinen wahren und dauernden Vorteil blind, von England zu englischen Zwecken mißbrauchen lassen will, darüber nicht im Zweifel sein können, daß das Deutsche Reich gegebenenfalls sich zuerst an das benachbarte Frankreich halten wird.

Wenn wir von solchen Möglichkeiten gesprochen haben, so geschah es allein in der Abwehr gegen die unfreundlichen Absichten Englands und um den vollen Ernst der sich ergebenden Folgen zu zeigen — es braucht und soll nicht betont werden, daß wir eine friedliche Lösung wünschen, wenn die berechtigten Ansprüche unseres Vaterlandes dabei gewahrt werden.

Und allen denen, die eine lange Fortdauer des Friedens wünschen, sei gesagt, daß das Deutsche Reich, jetzt 40 Iahre lang seine Friedensliebe beweisend, nur einen Anlaß zum Angriffskriege haben kann; dann, wenn seine Grenzen zu enge geworden sind und wir Land haben müssen für unsere Volkszahl; wenn unser Landhunger dann nicht befriedigt wird, müßte das Schwert helfen. Not bricht Eisen. Wer uns heute dazu hilft, in Marokko ein Siedelungsgebiet für unfern Bevölkerung-Überschuß zu bereiten und auszubauen, schafft die sicherste Gewähr dafür, daß in absehbarer Zeit die Welt vom deutschen Volke keinen Angriffskrieg zu befürchten hat.

Adolf Grabowsktz:

Reise

Erst in Marseille. Die Tortajada tanzte. Ein riesiger Raum
— Menschen und Tabaksqualm- Mühsam durchbricht das Feuer der
Bühne den Nebel. Da: ein bunter Glanz in tosenden Schwingungen
— die Tortajada. In den dumpfen Saal wälzt sich das Fieber.
Plötzlich ... ein Gekreisch, dann ein Angstschrei, wild und zerrissen,
dann Murmeln, Gelaufe, Verwünschungen, Zerren — eine schwarze
Masse. Das kommt alles her oben vom zweiten Rang. Ia, da, nächst
der Bühne — in einer Loge — was ist? Oh, ein Dolchstich, zwei
Liebhaber, der eine scheint tot. Die Frau sitzt daneben und steckt sich
verwirrt das Haar; sie lächelt ein bischen traurig und ein bischen
geschmeichelt . . - und steckt sich dann wieder das Haar. Polizei,
eine Bahre für den Toten, auch die beiden anderen verschwinden, die
Tortajada tanzt weiter . . . Rasen und Fieber.

In Porto. Eine verfallene Bude hoch oben dicht an dem höchsten
Steg der riesigen Eisenbrücke über den Douro. In den Fenstern
loht die verkrümmte Stadt mit geilen Farben. Ochsengespanne schie-
ben sich vorüber und Maultiere trotten. Tinken wir den Wein des
TourotalZ! Ich nehme Dich mit, kleines Mädchen mit den seidenen
Strümpfen. Ich nehme Dich mit, weil Deine Strümpfe so zerrissen
sind, kleines Mädchen! Hopp, hopp, Du bist Pferdchen, Deine son-
nigen Haare sind die Zügel- Werfen wir uns doch in all die Sonne,
kleines Mädchen!

Und wir sind draußen. Meine Sinne behämmert die schwere
Luft. Nun auf die Brücke, renn doch, renn doch! Immer tiefer,
durch Winkel über Treppen, über Märkte und durch enge Verschlage.
O — der Hafen — Du, der Hafen! Da sausen hinter uns Stein« —
einer mir an die Hand, einer an den Kopf . . . Ach, Du bist ge-
troffen ! Aber ich werde Dich . . . Gott — schwüles Blut ... Die

Reise

Adolf Grabowsky

Schwüle erdrückt mich . . . Als ich erwache, bin ich in irgend einem schmutzigen Haus, ein paar zerlumpte Menschen um mich herum. Danke, mir ist gut . - . Wo ist die Kleine? Ihr wißt nicht . . . Also verloren . . . Danke ... da nehmt.

Madrid. Nähe der Calle de Toledo, weit ab vom Fremden-viertel. Auf der winzigen Bühne drei Cancaneusen- Landestänze will man nicht, nur Cancan. Und bei den Dreien verfliegt der Körper zu einem Wirbel der Beine. Was soll das Hirn, wenn die Beine flackern, was soll Seele und Sehnsucht — alles Fülle — Er-füllung. Bachanal, tanzt, holt Euch die Weiber! Man stürmt auf die Bühne, reißt sie herunter, man hebt die Stühle, wirft die ins Freie. Die Weiber brennen in seidgem Rot! Weg die Kleider, ab mit den Fetzen! Ietzt glühen die drei nackten Leiber durch den Raum. Sie taumeln wie Bälle, fiebrig und weich. Man will an die Leiber, man sucht, man tastet. In meinen Armen plötzlich die eine- Sie drängt mich hinaus, haben, haben! Aber Du bist nackt. Ach, gib mir Deinen Mantel. Da stehen schon Wagen. Hinein, hinein! Regen beginnt. Durch tote, steile Straßen gehts langsam fort. Der laue Regen tropft auf das Wagenleder. Im Halbschlaf singt der Kutscher. Das Fieber fällt ein ... Du zuckst nur noch leise. Dann frierst Du ein wenig. Nacht, Regen, Stille und breite Straßen- Ich kann nicht mehr. Das ist der Schüdderump, der Leichenkarren. Du bist tot. Ich kann nicht mehr. Behalt Deinen Mantel, da hast Du einen Schein, da Kutscher, Du auch. Fahrt, schlaft, seid tot bis ans Ende der Welt- Ich kann nicht mehr. Ich renne, renne Straßen auf und ab, Stunden im Regen. Ist das die Puerta del Sol? O . . . mein Hotel! ein dicker Portier, Teppiche, mein Zimmer.

Das blaue Meer. Algeciras. Der Felsen von Gibraltar trotzt in die Luft. Drüben wellen sich die marokkanischen Berge- Im Garten des Hotels Christina lichtester Friede. Leise regen sich Palmen und Schaukelstühle. Der Morgenwind spielt mit Euren Haaren. Ich denke, Ihr seid zwei Schwestern. Die Kleine umfängt in Zartheit die Große, beide aber haben die sicherste Grazie und schmiegsamste Eleganz, die für uns Schönheit sind. Vom Meere duften leichteste Nebel. Es ist wie Morgenfrühe der Menschheit, vereint mit Luxuszügen und Zigeunerkapellen- Über den Wassern da raufen sich die Kabylen, und Euch umschmeicheln weiche Seiden-

gehänge von Paquin oder Worth. Als die Kleine einem rosigen
Schmetterling nachtollt und ich ihn fange, werden wir einander be-
kannt. Ihr seid also aus Newyork und keine Geschwister; Mutter
und Tochter, sechsunddreißig und sechzehn. Der Vater auf der
Dollarjagd iiiedergebrochen. Sehr angenehm — ich meine, die Be-
kanntschaft mit Euch. Darf ich mich zum Lunch an Ihren Tisch
setzen? Ia? Tausend Dank!
Und wir durchwachen und durchtraumen das Land. Dampfen
über die Bucht nach Gibraltar und starren dort in den ausgehöhlten
Bergen den Kanonen in die breiten Mäuler. Drängen uns vorbei
an johlenden Matrosen, pendelnden Iuden und feierlichen Ma-
rokkanern. Streichen über das neutrale Gebiet in die spanische
Stadt La Linea, das schmutzigste Nest, das ich jemals gesehen habe.
Mich umzittert heimlichste Liebe. Und Ihr beiden — liebt Ihr ein-
ander? O, sehr — und haßt Euch und belauert Euch und ängstigt
Euch und beneidet Euch. Ich aber habe Euch lieb mit gleicher Liebe-
Der Lloyddampfer nimmt uns auf. Kein Wind, keine Welle,
nur Sonncnglühen. Hoch auf dem Sonnendeck, fern in dem Trnbel
des Schiffes, halte ich Dich, Du Kind; jedes Iahr Deiner sechzehn
Jahre bekommt Küsse, weil es Dich hat leben lassen. Über uns flirrt
der Rauch des Schornsteins in den Himmelsglast. Auf der blau-
strahlendcn Fläche da unten sieht man ein paar fleckige Strudel und
ahnt dort Tümmler im Liebesspiel. All das Sommerleuchten schauert
in Deiner Schlankheit. In Deinen Augen sprüht das Geglitzer der
reichen Luft. Da höre ich neben uns einen leisen Schrei, fein und
doch schreckhaft: Deine Mutter. In ihrem fahlen Gesicht bäumen
sich weißliche Adern. Und macht ein paar schwere, hoffnungslose
Schritte nach dem Geländer zu und tastet mit zitternden Fingern
über das Eisen. Aber da hängst Du Kleine Dich an die Mutter, wie
vordem an mich, und küßt sie wieder und wieder, strömend von Liebe
und weicher Demut. Dann lachen wir alle drei, und das Kind läuft
zu mir und zur Mutter, hin und her, und küßt uns beide. Umarmt
Euch doch, sagt sie dann einfach, und jagt hinunter in die Kabine.
Weiter gleitet das weiße Schiff. Eine Riesenkirche schimmert
auf. aus lauter Marmor: irgend ein Kap Sardiniens. Auf meine»
Schiffsstuhle liege ich. überglänzt von zwei Augenpaaren. War mir
schon einmal so heimlich im Leben!

Schiffe, im Schlaf und im Wachen, in farbigen Haufen schmei-
chelnder Lavadunst, bröckelndes Gassengewirr, tausend flatternde
Fahnen aus Wasche, geschminkte Iungens in der Galerie, Berto-
liniterrasse mit bridgespielenden Ladys, mißvergnügte Herzoginnen
in aufgepinselten Staatskarossen. Deutsche Hochzeitspaare auf
Capridampfern, seligste Aussicht vom Posilipp, der farnesische Mus-
kelmann oder Herkules, Nächte über dem funkelnden Golf — Neapel-
Ihr wollt nach Viareggio ins Seebad; ich muß aber zurück nach
Deutschland, nach Berlin. Kommt doch mit — bitte. Ihr habt
einen kleinen Schauder vor der Stadt der preußischen Garde. Die
Sache ist nicht so schlimm, kommt nur und seht!
Der schwüle Rauch der Kampagna mit ihren Hirtenfeuern in
gelber Dämmerung, die hochmütige Üppigkeit der Peterskuvpel, der
Trasimenische See, flach und umwittert vom lautlosen Toben der
Geisterschlacht, die herbe Fülle der Domkuppel Bramantes, die Ring-
mauer um Ferrara, aus der geisterhafte Straßen zwecklos laufen —
alles das zieht vorüber. Bevor wir die Alpen übersteigen, sollen
dem Gardasee noch ein paar Tage gehören. Da steht in Breseia vor
dem Herkulestempel das strampelnde Automobil eines Freundes.
Er selbst kommt gerade die bewachsenen Tempelstufen herunter und
bittet uns in aller Freundlichkeit, doch auf seinem Auto mit nach
Berlin zu fahren. Sehr gut — wir nehmen an.
In der Lombardei mattgrüne Dumpfheit. Dann mit 60 Pferde-
kräften hinauf zum klaren Eis des Brennersees, in Sausen wieder
hinunter, in die deutsche Maienfrische hinein. Euch ist etwas kalt,
nicht wahr? Aber der Mai ist unser schönster Monat. Wir frieren
ein bischen, wenn wir uns freuen.
Aus München eraffen wir ein paar Leute: friesische Maler üben
sich fleißig im Bajuwarisch, und von Reiterkasernen dringen aus
plumpen Bässen schmelzende Lieder. Franken in rötlicher Helle,
Sachsen fett und eben, die Mark von schwerem Kiefernduft überweht
— hört Ihr das ungestüme Rattern der Luft? Wir kommen gegen
Berlin.
Kleine Villen, an die kleine Gärten sich ducken, ohne Ende.
Später hier und da mitten in sandigem Feld lange Häuser, dürr und
frostig, weiter aufmarfchbereite Gebäudekolonnen mit lustigen
Blumen. Kanäle, Brücken, Gewühl, die festlichen Linden, Spring-

brunnen, durchglitzert von weißem Licht — wir halten: das Hotel.
Adieu für morgen, ich hole Euch ab.

Seht, da scheint eine schämige Frühsonne in Eure Staats-
gemächer, Ihr seid schon fertig, also dann vorwärts! Ihr hört: ich
spreche schon etwas kerniger als auf dem Mittelmeer. Aber Ihr
müßt zunächst einmal laufen, sonst fängt Euch nichts.

Über die Linden zum Zeughaus. In großen Formen fest auf
der Erde, aber alles niedrig, nicht ins Weite langend, alles beherrscht
— und dazu als Letztes, als die Schlußsteine, als das Äußerste: die
Masken sterbender Krieger. Das ist Preußen. Dagegen das Schloß:
vielfach geglätteter, viel hofmännischer, viel kosmopolitischer. Ihr
müßt nämlich wissen, Preußen ist nicht hofmännisch und nicht
kosmopolitisch- Nur am Spreefluß, wo der graue Turm sich mit der
grünen Haube gerüstet hat, gebietet die Mark, die Mutter Preußens.

Nun aber folgt mir die Spree entlang. Hilflos niedersinkende
Häuschen, armselige Paläste mit Straßentreppen, Badeanstalten und
platte Kähne, bestreut mit sandigen Kartoffeln. Aus den Fenstern
schwirrt das Kritzeln von Federn auf Kontobüchern. Leer hallt durch
silbrige Luft das Tippen der Schreibmaschinen. Man hört fettige
Kommandotöne, und sieht ab und zu oben ein mageres Fräulein,
mit ängstlichen Augen die Wurst von ihrer Butterstulle schlingend —
ihr dünnes, helles Haar vergreist in der Morgensonne. Ein massiger
Kerl mit praller Botentasche hüllt uns in einen Dunst von Lagerbier.
Altere Herren führen aufgeregt ihre brillantenbesetzten Hände mit
den abgerissenen niedrigen Nägeln auf den gegenseitigen Beleibt-
heiten spazieren. Ein humpelnder Bengel spielt mit einem gelben
Köter Diabolo.

Licht und fremd geht Ihr an allem vorbei, erschreckt und er-
nüchtert. Auf Euren Hüten hocken stumme bunte Vögel, die zerquält
hinausstarren aus gläsernen Augen- Eure jubelnden Schleier krüm-
men sich in der engen Welt.

Da plötzlich Leben und Raum. An den Mühlengcbauden vor-
bei jagen die unaufhörlichen Kavalkaden der elektrisechn Bahnen-
Tausend Menschen laufen hin und her in starrer Erregung. In ihren
Gehirnen dehnt sich das Tier, das schreit — nach Gelde schreit.
Seine Augen vermischen sich mit den ihren. Ein grünlicher Schein
bricht wie aus Höhlen hervor nnd schlägt in fiebriger Fahlheit in

die Glitzerluft. Iedem ist der andere ein Hemmnis, das er ver-
nichten will. und doch rennt jeder an dem anderen vorbei, hastig,
teilnahmslos, ohne aufzusehen. Ihr lächelt beide — ein beruhigtes
Lächeln: Wie in Newyork.

Drei Schritte davon ein neuer Wechsel. Tausend kleine Böte
sonnen sich schläfrig auf breitem Wasser. Dicke Fischkästen glucksen
hin und her. Vorsichtig wippen schmale hölzerne Stege über be-
glänzten Fluten. Fern und beinahe wie im Traum tönt das Surren
der Straße in die behäbige Stille. Enge Höfe mit Holperpflaster
haben sich schüchtern — glückselig verdöst vom ewigen Starren in
den Flufz. Das alte Fischerdorf Berlin.

Wir gehen weiter und im Nu schwingt Rauch uns wütendes
Fauchen über die Luft. Auf massigem Unterbau rattert ein Zug.
Und unten brüllen kohlenhungrige Dampfer, an die gehorsame rote
und blaue Kähne gefesselt sind. Und hinten leckt gierig aus einer
Wildnis von Schornsteinen ein fressendes Schwarz den lichten
Himmel. Seltsam — nicht wahr? Still genügsamer Seenfriede
und mächtiger Ruf unersättlicher Arbeit. Aber genug für jetzt —
Ihr seid müde. Wir frühstücken im Hotel und sehen dann mehr.

Des Nachmittags führen uns zwei vornehm tappende Traber
ins Freie. Da: der Tiergarten. Ein grüner Traumwald, sonnig
und überschimmert. An seinem Rande Landhäuser von leichter
Strenge, mit kleinen, lautlosen Parks — umzittert vom Wehen der
riesigen Stadt. Hinunter den Kurfürstendamm, Haus an Haus in
flittrigem Wulst. Die Halenfeer Brücke, tief unten das Heulen ver-
zauberter Lokomotiven. Die karge Sinnlichkeit der Grunewald-
villen beginnt. Endlich Hundekehle: der Wagen mag warten.

Am Grunewaldsee. Dumpf und schwarz stehen die Kiefern
gegen einen brandigen Himmel. Schüchtern steigt dünnes Schilf in
totgraues Wasser. Die harten Mauern des Iagdschlosses schieben
sich drüben vor, böse versteint in hundertjährigem Trotz. Drei
Krähen breiten Traurigkeit aus mit ziehenden Flügen. Kühl und
weit geht oben eine bläßliche Sichel.

Und dann vertanzt sich alles in Flammen. An die dürren
Stämme heran jagen tausend Sonnenfackeln. Der schmale See
brüllt auf, trunken vor Glut. Den schmutzigen Ufersand krümmen
die Feuer. In letzter Lohe tobt der Wald.

Das Rot ermattet. Aus Euren Haaren fällt die Helle zu Boden
und wird verschlungen. In fahler Öde steht Ihr da — verwirrt.
Eure nackten Hände wollen sich wieder bekleiden. Und da ... da
zuckt etwas leuchtend über die trübe Luft. Du hast den Smaragd
heute genommen, Mama, sagt das Kind. Ia — o. an Deiner rechten
Hand — am Mittelfinger blitzt ungeheuer in scharfwildem Grün
der teuflische Stein. — Ich habe den Smaragd heute genommen,
sagt sie zu mir. Du sahst ihn noch niemals. Wir schweigen zitternd.
Das grüne Gift frißt an unserem Blut. Du kennst die Kraft des
Smaragds? frage ich. — Welche Kraft? — Daß er bei Sonnen-
untergang die Seele dessen freilegt, der ihn im Ringe hat. — Ich
wußte nichts davon.
Wir schweigen zitternd. Das tolle Grün zerreißt die Mauern
vor Deiner Seele. Stück fällt um Stück. Genug, genug: Du kannst
nichts mehr bergen.
Wir schweigen zitternd. Mazevpa, der angeschnürt an das Pferd
nackt über ungeheure Schneefelder getragen wird. Der Freiherr von
Trenck, unendliche Iahre Tag um Tag sein Kreuz in die Kerkerwand
ritzend. Das trächtige Weib, den schweren Schlag des Henkers über
dem Haupt — das ist Deine Seele.
Und Du weißt das und Du schämst Dich.
Wie bist Du merkwürdig, Mama, sagt fröstelnd die Kleine und
versucht zu lachen. Dann siegt ein Verlangen in ihr, und sie bittet
mit leisem Iubel: Mama, gib mir einmal den Ring. Ich will ihn
aufsetzen.
Du ... Du .. Ich gebe ihn nicht. Ich gebe ihn nicht.
Du ... o, gemein ... Du! Und die Mutter schleudert Kampf»
geschüttelt die Hand mit dem Ring hoch in die schwarze Luft. Ihre
Augen umdämmern schattenhafte Runzeln.
Gut. Es ist auch zu spät- Die Sonne ist unter.
Ich rede nicht. Ihr redet nicht. Wir tasten uns durch de«
drohenden Wald zum Wagen.
Näher der Stadt höre ich langhin ein paar Worte: Ich mochte
in Lärm. Wir lassen den Wagen und steigen zur Untergrundbahn
hinab. Der Zug stößt sich durch die Erde, klettert mit eiligem

Schnurren in die freie Luft und gleitet wieder in krachende Höhlen. Am Leipziger Platz flattert grellweißes Licht über einsame Bosquets von tiefem Grün. Die Leipziger Straße kreischt auf unter der gehäuften Last von Straßenbahnen und Wagen. Das Gewühl kocht hitzig in treibenden Wellen- Und wir gehen aneinander gedrängt, aus Angst, uns zu verlieren, und aus Kälte. Und wir kaufen Hüte, Sonnenschirme und Konfekt und sprechen von Hüten, Sonnenschirmen und Konfekt. Dann begleite ich Euch zum Hotel. Ihr feid mir verschollen seitdem.

wie der Rauch —

Wie der Rauch, wenn abends tein Wind mehr weht,
Ganz still und steil zur Höhe steigt,
Will ich sein, wenn mein Tag zur Neige geht
Und die wilde Stimme der Sinne schweigt.
Das ist der Ruhe schönstes Bild,
Wie er dem Dache sanft und stet
Frei von des Herdes Glut entquillt,
Bis er im blanen Dunst verweht.

Reinhard Koester.

„Dieser König, von dem sie sagen, er wäre nicht nur ein König, fondern auch ein großer Mensch!"
„Wer sagt das?"
„Alle, Euer Freund Tyrell und —"
„Der ist freilich eine gute Quelle! Tyrell! Ich leugne nicht, daß er der beste Schütze in England ist, aber das ausgenommen —"
„Ist er wirklich ein so guter Schütze?"
„Wie sollte er nicht, da er selbst Euer Herz zu treffen verstanden hat."
„Ia, wahrhaftig." Alberetas Gesicht bedeckt sich mit leiser Glut, „er hat mich ganz zur Gefangenen gemacht. Wußtet Ihr den Grund weshalb, Ihr würdet Euch gestehen, daß selbst Eure so unfehlbar scheinende Weisheit des Irrtums fähig ist."
Aquis blickt überrascht auf die Gräfin, die angelegentlich die Saaldecke betrachtet, um die aufsteigenden Tränen zu verbergen.
„Sein Vater foll ein Held gewesen sein, kühn und unerschrocken und voll großherziger Antriebe "
„Sein Vater? Ich habe ihn nicht gekannt, da er in Frankreich lebte."
„Wie denn? Er lebte doch nach der Eroberung des Landes hier."
„Ach des Königs Vater meint Ihr! O der! Ia, der war großherzig über die Maßen."
„Nicht?"
„Gewiß, ein Wunder an Großherzigkeit. Seht wie schlank Tyrell wird, wenn er in des Königs Nähe kommt. Eben hat er sich durch eine kleine Lücke zwischen Flambard und Meulant an seine Seite gedrängt."

„Mich dünkt, doch nein. Seht Ihr meinen Gemahl nicht?"
„Ich erblicke ihn nirgends. Er wird im Nebensaal sein und sich ein Glas Wein geben lassen. Wollt Ihr zu ihm?"
„Ia, mich schmerzt der Kopf, ich möchte heim."
Aquis sieht sie an. „Wir haben zu ernsthaft gesprochen, das tut Damen nicht gut."
„O Aquis, wie müßt Ihr unglücklich sein, daß Ihr so verbittert seid. Habt Ihr keine Frau?"
„An diesem Hof keine Frau? Nein, vor dem Glück bin ich bewahrt geblieben."
Er hat nicht unrecht, denkt sie bei sich.
Einige Zeit später saß sie in dem großen, ungeschickt gebauten Wagen, den der unebene Boden fürchterlich hin und her warf. Troarn, steif und gerade, saß an ihrer Seite, sein gewöhnliches Grinsen um die Lippen. Er tastete im Dunkel nach ihrer Hand, fand sie nicht und rührte sich nicht weiter.
Bei einer scharfen Wendung der Straße neigte sich die Kalesche und Alberetas Wangen berührten sein Gesicht.
Da spürte er, daß sie naß von Tränen waren.
Unter Sturm und Regenschauern war der März gekommen.
Der König hatte vielfache Anstrengungen gemacht, um Geld zu neuen Unternehmungen zu erhalten und sich mit seinen Ministern überwarfen. Mitte März verbreitete sich das Gerücht, er wäre erkrankt. Man dachte zuerst, es würde nichs von Bedeutung sein, denn Rufus Gesundheit hielt seiner Verwegenheit die Wage. Er, der jeder Gefahr ins Gesicht schlug, fürchtete den Tod nicht, der bekanntlich solchen Leuten höflich aus dem Weg geht.
Da kamen Boten zu Fitz Haimon geeilt. Der König verlange nach ihm, es stünde schlecht mit ihm. Robert Fitz warf sich auf sein Roß und jagte nach Glocester, wo sich gerade das Hoflager befand. Unterwegs begegnete er der Sänfte Flambards, der besorgt und erschreckt drein sah. Er teilte Haimon seine Bekümmernis mit, und daß des Königs Zustand ein ernstererer wäre als man allgemein annahm.
Der Lord, in der Burg angekommen, durcheilte die Flucht der königlichen Gemächer. Vor der Tür des Krankengelasses stand eine

Gruppe ratloser Menschen. Meulant kam eben heraus, die Stirne kraus gezogen, machte auf Haimons Frage eine abwehrende Handbewegung und ging stumm an ihm vorüber. Zum Teufel mit Euren Mienen, dachte Haimon. Ein Rufus erliegt nicht wie ein Sieben, monatskind dem ersten Ansturm des Todes.
Haimon trat ein und beugte sich über den Kranken, der zwischen Kissen auf dem Bette ruhte und röchelte. Die Ärzte und die übrigen Anwesenden traten zurück und ließen die beiden Freunde allein.
„Sir." Der Lord faßte die kalte Hand des Kranken und rang nach Worten. „Was ist's mit Euch, sprecht!"
Der König richtete den Kopf empor und riß die Augen auf, die » schauerlich aus dem bleichen Gesicht hervorstarrten. „Ich seh Dich nicht, Robert." Ein Zug großer Seelenangst lag in seinem Gesicht. Haimons Wangen entfärbten sich vor Schrecken.
„Es wird nichts Ernstes sein, Sir. Erinnert Euch, auch Euer Oheim verlor einmal auf der Iagd das Gesicht und erhielt es wieder."
Rufus krampfte die Faust auf der Bettdecke zusammen und rang nach Atem.
„Das ist . . . der Tod. Gib mir . . . nein! Ach!" Der wuchtige Körper des Königs versuchte sich im Bette zu erheben. Haimon legte den Arm um seinen Nacken.
„Sir, was soll ich Euch geben? Alles, was Ihr wünscht, wird geschehen."
„Hol' mir einen Priester."
Haimon blickte bestürzt den Freund an.
„Einen Priester, Sir? Eure Hofküpellane stehen vor der Tür."
„Einen Priester," stieß Rufus hervor, „bei den Erinnerungen an Deine Kinderzeit, hol mir einen Priester."
Da begann Haimon zu begreifen.
„Sir, Ihr sollt einen Priester haben, geduldet Euch nur ein wenig. Ich will Boten an ihn schicken, nein, ich selbst will ihn Euch holen."
Die verdunkelten Augen des Sterbenden richteten sich dankbar auf Haimon.
„Es ist der Abt von Bec, Sir, der seit einigen Tagen in der Nähe auf dem Landgut eines meiner Freunde weilt. Ihr habt ihn übrigens schon kennen gelernt. Ihn will ich Euch holen, geduldet

?5lH

Wilhelm Gause:
5?ans 5?eiling

Euch kurze Zeit. Bald sind wir da."
Haimon eilte hinaus.
Im Augenblick als er das Lager des Königs verließ, drängten
sich Ärzte, Freunde, Geistliche, Würdenträger herein. Ein Wort
lag auf aller Lippen, aber keiner wagte es auszusprechen. Es konnte
nur Gift gewesen sein, daß den König dem Tode nahe brachte. Aber
wer gab es ihm? Unsichere Blicke kreuzten sich, finsterer Verdacht
faßte Wurzel.
Indessen bildeten sich Tropfen eisigen Schweißes auf des Königs
Stirn. Die halbgeöffneten Augen blickten bewegungslos vor sich hin.
Was in seiner Seele vorging, wußte niemand. Man hatte ihm Ar-
zeneien eingeflößt, er gab sie wieder von sich, man hatte ihm Blut
entzogen, aber das Röcheln seiner Brust war nicht besser geworden,
nun haben sie ihm eine belebende Mixtur eingeflößt, ihn in ausge-
kühlte Tücher gehüllt und warten auf den Erfolg ihres Versuchs.
Boten sind zu seinen Brüdern geeilt, um sie zu benachrichtigen.
Schließlich wird einer und der Andere der Anwesenden müde,
sie entfernen sich ins Nebenzimmer und flüstern sich dort weiter ihre
Vermutungen zu.
Nur zwei Ärzte sind bei ihm geblieben und sein ältester Diener
kauert am Fußende des Bettes. Der eigentümliche Duft verlöschen-
der Wachskerzen erfüllt den Raum und mischt sich mit den scharfen
Gerüchen der Medizinen, die angewandt worden sind. Ein fahler
Strahl des unfreundlichen Märztages stiehlt sich zwischen den
schweren Vorhängen herein. Von Zeit zu Zeit öffnet sich geräusch-
los die Tür und einer oder der andere aus des Königs nächster Um-
gebung wirft einen forschenden Blick auf das Bett und zieht sich
bekümmert wieder zurück. Draußen in einem der Gänge lehnt Ty-
rell, das Gesicht an ein Fensterkreuz gedrückt. Ihm ist elend gewor-
den beim Anblick des Königs. Er hat noch nie jemand sterben
sehen, der sonnige Tyrell. Als 'ine Eltern hingegangen sind, ha-
ben ihn weiche Freundeshände fo^gezogen. Wie häßlich der Tod ist!
Aber muß es der Tod sein?
Da eilt einer der Diener aus den innern Gemächern heraus.
Tyrell tritt ihm erschrocken in den Weg.
„Was soll's? Wohin?"

„Lord Haimon suchen. Der König hat wieder einen Anfall
gehabt und ruft nach dem Lord. Es ist schrecklich anzusehen ..."
Stunden auf Stunden verrannen, lange, bange Stunden. Ru-
fus Befinden verschlimmerte sich, seine Kraft nahm ab. Kein Mensch,
kein Arzt und Berater vermochte zu helfen.
Endlich, als schon alle das Schlimmste befürchteten, stießen die
Wächter ins Horn. Sie hatten den Ersehnten erspäht, der mit seinen
Begleitern auf der Landstraße daherjagte. In großer Eile kam
Fitz Haimon in die königliche Burg gesprengt. An seiner Seite be-
fand sich ein hochgewachsener, dunkelgekleideter Mönch. Nach flüchti-
ger Vorbereitung betraten beide das Krankenzimmer. Haimon ent-
fernte sich bald und ließ seinen königlichen Freund mit jenem allein.
Draußen im Vorzimmer fiel er erschöpft in einen Sessel und
ließ sich heißen Würzwein reichen, um die erschlafften Lebensgeister
wieder zu erfrischen. Er antwortete auf kein Wort, das man an ihn
richtete, selbst Flambard antwortete er nicht, der ihn mit einer Flut
teilnehmender Fragen bedrängte.
Als die Zeit, in der die Beiden drinnen allein geblieben waren,
allen zu lang erschien, öffnete Hursly, des Königs erster Leibarzt,
die Tür und sah ins Gemach.
Der Abt van Bec saß in regungsloser Stellung am Lager des
Königs. Rufus hatte sein Haupt in dessen Hände gebettet und
schlief ruhig.
Hursly erkannte mit einem Blick die Veränderung im Befinden
des Königs und verkündete draußen die frohe Nachricht.
Am Morgen durchliefen Herolde die Straßen von Glocester und
machten das Gnadenedikt ihres Herrn, des Königs kund. Die Ge-
fangenen vertauschen ihre Kerker mit der Freiheit, ein Schuldenerlaß
wird ausgeschrieben, den Klöstern und Kirchen das geraubte Eigen-
tum wieder ersetzt. Das wäre nur der Anfang. Noch viel mehr
Vergünstigungen ständen bevor. Das Volk jubelte, ließ die Arbeit
ruhen und machte Feiertag. Es warf sich in seine schönsten Kleider,
zog vor die köngliche Burg und ließ den Herrscher leben, der plötzlich
so gnädige Impulse gehabt hatte.
Der Abt van Bec wurde mit Aufmerksamkeit und Dankbarkeit
überhäuft.

Ihm war wenig an diesen Ehrenbezeugungen gelegen. Die Vor-
arbeiten zu seinem nächsten Buch gingen ihm im Kopfe herum und
während ihm Huldigungen dargebracht wurden, weilte sein Geist in
dem stillen Bec, nach dem er immer, so oft er es verließ, tiefe Sehn-
sucht empfand. Während eine andere Persönlichkeit, die so mit
Ehrenbezeugungen von König und Volk überhäuft wurde, Mißtrauen
im Kreise der Würdenträger der Kirche erregt hätte, vergönnte man
sie gern diesem Mann, dem man die Geringschätzung alles Äußer-
lichen von der Stirn ablas. Seine Bescheidenheit und Güte überhörte
alle Dankesworte; er war hierher an das Bett des Königs gerufen
morden, der König war auf dem Weg der Genesung, nun wollte er
wieder gehen. Doch Haimon, Meulant, Flambard und die Bischöfe,
die um das Krankenlager des Herrschers beschäftigt waren, dachten
anders.
Als Rufus sich zum erstenmal in den Kissen aufsetzte, traten sie
zu ihm und hatten eine lange Unterredung mit ihm. All den Gna-
denerweifungen, die er seinem Volk gegeben hatte, sollte er noch die
letzte hinzufügen und den bischöflichen Stuhl in Canterbury be-
setzen. Das Bistum sei ganz verwildert, seit es eines Hirten ent-
behre. Er selbst trage den Schaden davon, wenn in einem Bezirk
seines Reiches Verrohung der Sitten, willkürliches Überschreiten des
Gesetzes eingerissen sei.
Und zwar, fügten sie rasch hinzu, möchten sie Anselmus. den
Abt van Bec, zum Erzbischof vorschlagen.
Der König, der im Geist einen schmerzhaften Blick auf die reiche
Pfründe warf, die ihm mit der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles
entging, wurde durch diesen Namen besiegt.
Er würde sich noch bedenken, sagte er, innerlich indeß schon
zu dieser Besetzung bereit.
Es folgten einige geheime Sitzungen und als Anselmus nichts-
ahnend wieder an das Bett des Königs trat, bot ihm dieser in Ge-
meinschaft mit den Großen, die herbeibeschieden worden waren, den
erzbischöflichen Stuhl an.
Der stille Priester, dessen Wahlspruch wohl dem seines Meisters
geähnelt haben möchte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", er-
schrak nicht wenig und wies kurzer Hand den Antrag zurück. Aber
Rufus, durch die Krankheit noch heftiger und erregter als sonst.

traten Tränen der Ungeduld in die Augen. „Du willst mich also
dem Tod überliefern, dem Deine friedenbringende Nähe, Dein
mächtiges Gebet mich entrissen hat. Du weißt, daß es ein schweres
Unrcht von mir war, Lanfranc keinen Nachfolger gegeben zu haben.
Einen würdigeren als Dich aber finden wir nicht."
„Bedenkt doch meine sechzig Iahre!" Der schlichte Mönch van
Bec widersetzte sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, allein
vergeblich.
„Ihr werdet doch den König nicht umsonst bitten lassen, sein
Leben aufs neue der Gefahr aussetzen." Im Namen der andern
Großen rief es Haimon.
Und Meulaut in Sorge um des Königs unbeherrschten Tempe-
rament, setzte hinzu: „Macht doch nicht lange Geschichten, holt den
Stab."
Da wandte sich Anselmus ratlos an Balduin von Tournay und
Eustasius, die beiden Mönche die ihn aus Bec nach England begleitet
hatten und ihm hierher gefolgt waren, doch auch sie stimmten den
Bitten der Anderen bei.
Schließlich wurden alle ungeduldig, der Charakter der Zeit
zeigte sich. Man holte den Bischofsstab und wollte ihn in Anselmus
Rechte drücken. Anselm ballte die Hand zur Faust. Man öffnete
sie gewaltsam und steckte das Abzeichen der Hirtenwürde hinein.
Nun war er Bischof. Er aber sank ohnmächtig nieder. Flambert
goß ihm ein Gefäß mit Weihwasser über den Kopf, damit er zur Be-
sinnung käme.
Als der König sein Krankenlager verließ, gab es Viele in seiner
Umgebung, die ihn mit wirklicher Freude zu seiner Genesung beglück-
wünschte! aber auch einige, die der Umstand, dem er sie verdankte,
gegen ihn aufbrachte. Natürlich waren es nur ihm ganz Nahstehende.
Ovieldc van Viant war ihm mit auffallender Zurückhaltung begeg-
net, desgleichen mehrere der Ritter, die zu den intimsten seiner Tafel-
gäste gehörten. Sa Norybray, Manxyomevy, Warelwastund einige
Andere. Schlugen sie nicht den Ton einer gewissen Überlegenheit
gegen ihn an?
Rufus reckte den Nacken auf. Beim Qualm der Hölle! was be-
deutete das? Als seine Gesundheit erlaubte, warf er sich in die

Sänfte und ließ sich auf ein Landgut bei New-Forest bringen, das die
schöne Orielde bewohnte. (Es war ein Geschenk an sie gewesen) Ihr
Vater, der alte Ehrenmann erschien und fiel fast auf die Knie über
seines Herrn Gnade. Refus lächelte verächtlich und verlangte die
Herrin des Schlosses zu sprechen. Als etliche Sekunden vergingen,
ohne das sie erschien, geriet er so in Zorn, daß er den Sessel von sich
stoßend, der in Trümmer- zing, die nächste Tür aufriß, um selbst
die säumige zu holen. Da eilte sie auch schon herbei, lachend, denn sie
hatte eben ein Bad genommen und das Haar hing noch feucht in lan-
gen, rötlichen Strähnen in den Nacken herab. Ein weihes Kleid
flüchtig übergeworfen, ließ die himmelblaue Sorindc ihres Unter-
gewandes erblicken.
Schön aber dumm, dachte der König nach einen Blick auf das be-
zaubernde Weib. Er fühle sich aufgelegt, grob wie ein Bauer zu sein.
Sie sah das heimliche Fliegen seiner Nüstern und erschrack bei sich.
Aber gleich darauf siegte der Trotz der Normannin in ihr.
„Was habt Ihr, Sir? Weshalb euere drohenden Blicke?"
Seine Hand hatte grimmig in ihr Goldhaar gefaßt „Mit
Manchen läßt sich ein ausgewachsener Mensch nicht ein, außer wenn
er sie fangen will. Ich aber habe schon längst die Lust verloren,
euch in der Falle zu halten. Das wißt ihr, denn ihr müßt es bemerkt
haben."
„Es ist nicht wahr, Sir" sie richtete gewaltsam ihren Kopf auf,
einige Strähnen des prachtvollen- Haares in seiner Faust lassend,
Ihr liebt mich wie früher, für andere schwärmt Ihr nur."
„Du irrst. Ich bin deiner satt" stieß er langsam voll Bosheit
hervor. „Als ich neulich auf dem Totenbette lag, kam mir kein Ge-
danke an dich."
„War Euch doch gekommen, Sir, ich hätts gewünscht."
Da war er angelangt, wo er fein wollte. Er faßte sie an den
Armen und drückte sie auf einen Sessel dicht vor ihnen nieder.
„Kinder und Weiber sind unreif. Mit dem Verstand kann man
ihnen nicht kommen. Das weiß außer dem Koran und der Bibel
jschon Sokrates. Ihr würdet es doch nicht begreifen, wenn ich Euch
den Vorgang in einem Menschen schilderte, der plötzlich aus dem
sonnigen, warmen Leben heraus in eine ihm fremde Nacht gestoßen
wird. Er tastet nach Handhaben, an die- er sich klammern könnte,

aber es ist fürchterlich finster und seinen ausgestreckten Armen begeg-
net nichts, als das unheimliche Dunkel. Da fängts an zu dämmern,
wird lichter und lichter und auf einmal gewahrt er in der Ferne den
Herrn, dessen Kleid und Angesicht wie flimmernder Schnee leuchten.
Beim Funkeln der Hölle! Soviel Güte spricht aus diesem Gesicht, aus
diesem weißen, ruhigen Kleid, daß der Mensch hinlaufen und sich an
ihn anhalten will. Aber etwas hält zurück. Keine Richtermiene,
nein, das Antlitz ist sanft und still wie die Sonne wenn sie im Meere
ruht. Die eigne Seele, die verruchte ists, die plötzlich zum ehernen
Hindernis geworden ist, das zurückhält. Soll ich meinen Mapparius,
den Grafen der Recht spricht oder einen Roßwärter holen laßen? Ich
lasse den kommen, dessen Amt es ist, jetzt zu raten, zu helfen. Wo
ist da — Feigheit, he, kannst Du mir das sagen? Fürchtet einer wie
ich den Tod?
„Rufus muß allein zur Hölle gehen können." Der Normannin
Gesicht blickte hart vor sich hin. „Iedem andern verzeihe ich die Furcht
vorm Gericht, ihm nicht."
Rufus Hand wollte sich gegen sie aufheben, doch nein! das ge-
sunde Fleisch da vor ihm, begriff ihn nicht. Konnte er sich darüber
ärgern?
Gehabt Euch wohl, Fräulein von Viant, ich schäme mich, mit euch
über diese Dinge gesprochen zu haben, ihr seid nur zum Scherzen da,
zu nichts anderm."
Abends stand er Maybray gegenüber und durchdrang ihn mit
seinen Blicken. Ich durchschau dich, mein Bester. Du denkst mancher-
lei, was du früher nicht gedacht hast. Du irrst. Meine Herrschaft
verliere ich nicht aus den Händen, an niemand
Am andern Tag geschah etwas Unerhörtes. Die freigegebenen
Gefangenen mußten wieder in ihre Kerker zurückkehren, die Schulden
wurden grausamer als vorher eingetrieben und den Kirchen das zu-
rückerstattete Gut und noch etwas mehr dazu genommen.
Und plötzlich lockte es Rufus, die schöne Sicilierin >u sehen.
Ohne sich Troarns anzumelden, ließ er sich sein Leibroß vorführen,
schwang sich in den Sattel und ein paar Haudegen hinter sich, sprengte
er nach dem Schloß mit den zwei Türmen.

Heimweh
Maria Jamtschek
Troarn hatte an diesem Nachmittag — es herrschte echtes Frühlingswetter — vergebens versucht, sein Ehegemahl in die blaue Luft zu führen. Sie empfand keine Lust auszugehen, Giffiu hatte ihren Besuch ansagen lassen, auch sollte eine Handarbeit bis zu einem bestimmten Termin fertig gemacht werden. So ritt Graf Ilbert allein aus. Giffiu! weshalb war ihm immer, als ob eine Natter an ihm vorbeiglitte, wenn er diesen Namen hörte? Es ärgerte ihn, daß die Gattin des Herrn von Bray sich so häufig bei ihnen einfand. Als er unverheiratet gewesen war, hatte sie sich nie um ihn gekümmert. Ietzt tat sie so vertraut. Konnte es möglich sein, daß diese Frau seine Frau liebte?
Aber weßhalb zerbrach er sich darüber den Kopf? Gabs nicht noch mehr als seinen Herd, das ihm die schwersten Gedanken verursachte? Doch es ging wie Adgife. Lieber Liebe mit Leid, als Leid ohne Liebe. Und seine Lippen grinsten so vergnüglich, als ob er vom Brunnen des Glücks käme.
Indessen erhob sich Albereta aus ihren alten Prunkstuhl, in dem sie träumend gelegen hatte, trat ans Fensterlein und öffnete es. Der kleine Onix kam froh aus seiner Ecke getrippelt und dachte seine Herrin würde hinabgehen. Wie er aber merkte, daß sie sich mit der Aussicht begnügte, kehrte er traurig auf sein seidenes Kisslein zurück.
Sie sah in den Sonnenschein hinaus. Zwischen den einzelnen kleinen Schneeflächen sproß zartes Grün hervor. Ein leichter Wind kam spielend herein getanzt und machte sich an ihrem Schwarzhaar zu schaffen, das immer ein wenig zerzaust war, konnte sie doch der dichten Fülle nicht Herr werden. Sie trug weder Haube noch Gebäude, nur einen durchsichtigen Schleier über den Kopf geworfen. Auch heute ruhte ein grünes Gespinnst auf dem tiefschwarzen Haar. Aber der Wind trieb sein Spiel damit und legte die Enden des dünnen Schleiers vor ihre Augen, daß sie alles grün erblickten.
Weshalb willst du mich betrügen. Wind, dachte sie. Es liegt Schnee da und die Luft ist schwer und kalt und mich frierts bis ins Herz hinein.
Daran zweifelte niemand der sie sah. Trotzt des gelblichen Tones ihrer Haut, sah man die durchscheinende Blässe auf ihrem Gesichtchen. Wie von heimlichen Tränen beschwert, wölbten sich die Lider über den dunklen Augensternen.

Maria Ianitschek Heimweh

Ja, wenn es erst wirklich grün im Garten sein wird! Die geizigen
Buchen wollen noch ihren Laubschmuck nicht hergeben. Trotzigen
toten Rittern im Harnisch gleichen sie. Und die Lauben alle, die zer-
streut zwischen den Iasmin- und Flieder- und Ielängerjelieber-
Büschen liegen! Keine Ranke umspinnen sie noch. Ach, dann wird
auch der Rasen wieder von lieblichen Gräsern bedeckt werden. Rosse
werden auf ihm weiden und kostbare Frauenschleppen über ihn hin-
fegen. Das Leben wird über ihn gehen. Das Leben! sie schließt die
Augen und lächelt schwermütig. Was geht sie das Leben an?

Tief in ihr blüht ein heimlisches Glück, aber davon darf niemand
wissen, kaum sie selbst. Und was so außen herum ist, das macht ihre
Pulse nicht schneller klopfen. Das wendet nicht die bleierne Schwere
ihrer Tage.

Der Wind scheint ihr schmeichelnd zuzuflüstern: Was möchtest
du denn eigentlich, kleine Unzufriedene? Ein Purpurzelt mit alten
Seidenstoffen geschmückt, die Mohammets Chadidscha gewoben hat?
Einen braunen Iüngling, der goldene Spangen an Stirn und Armen
trägt und dich mit eifersüchtiger Liebe behütet? Schafherden, wunder-
liche alte Musik, einen Vater mit fliegendem weißen Bart und eine
Mutter, schön und traurig, wie du selbst bist? Nein, all das möchte
ich nicht. Ich möchte ein Roß und einen darauf auf scharlachner Decke,
doch nein, nein! .... Das kannst du haben, öffne die Augen und
schau hinab!

Sie öffnet sie nicht. Bei Träumen ists gefährlich, meist zer-
stieben sie dann Das leise Klirren, das von unten
herauf drang, ließ sie indes doch das Köpflein hinabbeugen.
Unten stand ein Roß mit scharlachner Schabracke angetan und
der es verlassen hatte, den hörte sie just die Treppen heraufkommen.
Basilia, die Kammerfrau, stieß zitternd die Türe auf.
„Der König kommt"

Albereta vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren. hülflos
glitten ihre Blicken an dem schlichten weißen Kleid nieder, das sie
trug. Den grünen Schleier, der über ihren Nacken hinabfiel und den
Teppich küßte, auf dem sie stand, mit bebenden Fingern wie eine
Stütze fassend, neigte sie das Haupt vor Rufus.

Heimweh
Maria Janitschek
Ia, das ist sie, dachte er hereintretend, so muß sie dastehen und das Haupt neigen.
„Zürnt nicht, Gräfin, weil ich Euch so unangemeldet überfalle" er zauderte ihre Hand an die Lippen zu führen, „ich habe eben gehört, daß Troarn ausgeritten sei und werde euch schleunigst wieder verlassen."
Sic flüsterte etwas, das sie selbst nicht verstand und suchte verlegen ihr Hündchen zu beruhigen, das wütend an Rnfus emporgesprungen war. Vor ihm stieg das strahlende Bild Orieldes von Viant auf, das dieses hülflose Kind in den Schatten stelte.
„Wollt Ihr Platz nehmen?
Sie sank auf den Schemel neben ihrem Hochsitz nieder und bedeutete Rufus sich zu setzen. „Nein", wehrte er ab, „auf diesen Schemel gehöre ich, ihr in das stolze Gestühl da." Er bot ihr die Hand zum Aufstehen.
Wie sie zittert, wie sie hold ist! Die Demut dieses Nackens, diese Reinheit der Stirn. Verdammt, daß andere das besitzen dürfen!
„Wollt Ihr mir," er schlug einen rauheren Ton an, „einen Becher Weins kredenzen? Mich friert, der Ostwind hat uns tüchtig durchgeschüttelt. Euer Gemahl ist ein Narr, an solchem Tage auszureiten, von hier weg in die Kälte hinaus."
Sie wollte sich erheben, um den Leuten Befehle zu geben. Er bat sie, sitzen zu bleiben, klatschte anstatt ihrer in die Hände und sagte über dic Schulter hinweg zu der eintretenden Basilia: „Heißen Würzwein, Jungfrau, für die Gräfin und mich, nichts weiter, hörst Du? Das also ist Euer Gemach!" Er sah umher. „Was arbeitet Ihr da Goldenes?"
„Schuhe für meiner Mutter Schwester"
„Ei, Schühlein." Er stand auf und trat an den zierlichen Stickrahmen, der zwischen zwei leichten Gestellen hing. „Bei allen Blitzen des Himmels, d i e Arbeit könnt ich nicht schaffen. Und wenns die Füße der liebsten Frau zu bedecken gälte! Eher ließ ich ein Stück meiner Haut für sie gerben zu Schühlein." Wie herzig das Lächeln sie kleidet, dachte er, den schüchternen Strahl um Alberetas Mund beobachtend. Und wieder auf seinen Schemel zurückkehrend, fragte er. .zu ihr aufblickend: „Wart Ihr krank, Gräfin. Ihr seht blaß aus."

„Ja, das heißt nein, beinahe war ich krank."
„Dann wären wir fast Leidensgefährten geworden. Habt Ihr gehört, wie elend es mir ging?"
„Ich hörte davon."
Ein Gedanke durchfuhr ihn- Er beobachtete sie scharf.
„Ich dachte sterben zu müssen, und ließ den Priester kommen."
„Und dann genast Ihr gleich. Gerade so wie ich," fügte sie hinzu, mit einem halb innigen, halb schelmischen Lächeln um den Mund. „Als ich noch ein klein Mägdlein war, fiel ich einmal im Übermut in das Wasserbecken des Brunnens in unserm Hof. Halb erstickt, wie ich war, zog man mich heraus, trug mich in die gegenüberliegende Kirche und legte mich vor dem Tabernakel nieder. Da muß meine Seele sich vor dem Herrn wohl ihres törichten Streiches willen geschämt haben, denn schnell wurde ich beruhigt und ich konnte allein in unser Haus zurückkehren."
Ihr reines Gesicht blickte ihm in so strahlender Unschuld entgegen, daß er fühlte, wie sein eignes Antlitz einen andern Ausdruck erhielt und ihre lautere Seele wiederspiegelte.
„In ein Wasserbecken fallen darf man auch nicht," sagte er ernsthaft. „Was hätte Troarn angefangen, wenn Ihr damals ertrunken wäret, und — Tyrell?" ...
„Euer Liebling."
„Nicht mehr, seit er der Euere geworden ist"
Eine leichte Wolke glitt über ihr Gesicht. Ia, siehst Du, dachte er, Engel dürfen keinen, auch nicht den leisesten Schatten Unrecht auf sich laden, gleich trübt sich ihre Stirne. Die Logik des Mannes! Hätte er geglaubt, daß sie i h n liebe, so wäre der Gedanke an ein Unrecht nicht in ihm erwacht, weil es aber ein anderer war, verurteilte er gleich. „Der schöne Gautier ist langweilig geworden, ich verhehle es nicht. Er ist immer derselbe, heute wie gestern. Leute, die das Meer lieben, können mit solchen Naturen nichts anfangen."
Der Wein wurde auf prunkvoller Platte hereingebracht- Zwei irrisierende Glasbecher von unschätzbarem Wert standen neben dem dickbauchigen Silbergefäß, das fest verschlossen die kostbare Flüssigkeit barg.

Der Knabe löste den Deckel und füllte mit einem Schöpflöffel
die Becher voll. Rufus bot Albereta den seinen und führte den ihr
hingereichten an die Lippen, indes der Iunge ein Tischlein herbei-
schob, den Trank darauf stellte und sich entfernte.
Albereta sagte nach einem Schluck, wobei sie es vermied, den
Augen des Königs zu begegnen: „Tyrell ist eben kein Normanne^
man sagt —"
„Mit Unrecht, holde Gräfin," fiel er ein, ihre Gedanken er-
ratend, „ich könnte Euch durch ein naheliegendes Beispiel davon
überzeugen, daß man nicht normannisches Blut haben müsse, um —"
„Was ist's eigentlich mit Euern Normannen?" — sie ahnte,-
was er fagen wollte, und unterbrach ihn rasch — „weshalb liebt Ihr
sie mehr wie die andern? Ist ein Britte, ein Franzose, ein Schotte
nicht ebensogut wie sie?"
Rufus leerte seinen Becher.
„Nein, ein Britte und Franzose — von unsern Feinden, den
Schotten, spreche ich nicht — ist nicht so gut wie ein Normanne.
Normannen sind die Nachkommen des Rabens, den Noah aus der
Arche ließ, um durch ihn zu erfahren, ob schon festes Land aus dem
Wasser auftauche. Sie haben seither immer die Aufgabe gehabt,
Land aufzufinden und die geistigen Schätze des einen Stammes dem
andern zu übermitteln."
Der König erhob sich und begann auf- und nieder zu schreiten.
„Wenn aber," sagte Albereta mit schüchterner Dreistigkeit, „der
einfältige Karl von Frankreich nicht so einfältig gewesen wäre, den
wilden Normannenhäuptling Hrolf zum Schwiegersohn zu nehmen
und ihm die gegenüberliegende Küste zu Ansiedlungen anzubieten?"
Der König lachte- „Dann hätte sie mein Ahne genommen, Frau
Gräfin, seid versichert. Seht, die Lehnshuldigung, die der tapfere
Seeräuber dem König von Frankreich geleistet hat, war nur das
gefällige Eingehen auf die Form, die in Frankreich üblich war. Da-
für hat er sich auch durch einen echten Seemannswitz entschädigt. Als
er nach damaligem Gebrauch dem König den FuHkuß reichen sollte, —
vor Karl hinzuknien fiel ihm nicht ein — packte er dessen rechten

Fuß und hob ihn hoch, um ihn so an die Lippen zu bringen. Natür-
lich verlor Karl das Gleichgewicht und fiel auf den Rücken, zur stillen
Ergötzung aller anwesenden Großen."
Sie lachte. „Gleichwohl. Allzu stolz sind Eure Vorfahren trotz-
dem nicht gewesen, Sir, sonst hätten sie die eigne Sprache nach kaum
einem Jahrhundert nicht mit der französischen vertauscht."
„Da habt Ihr nicht Unrecht" Wie sie schlau ist. die Kleine!
„Aber was wollt Ihr? Die Sprache unserer alten Heimat war
plump und klobig, wie die polternden Lawinen, die dort stündlich
zu Tal fahren. Und unsere Leute dürsteten ja nach Schönheit und
Wärme und Musik, deshalb hatten sie ihr altes Schneeland verlassen,
die grimmigen Wikinger."
Fortsetzung im nächsten Heft

Dr. Ludwig W. Abels (Wien):

Der Illustrator Wilhelm Gause

Man kann die Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Malers und beliebten Illustrators nicht schildern, ohne auch von dem entzückenden Erdenwinkel zu sprechen, in welchem der Künstler seit vielen Jahren (seit 1890) haust, von dem uralten Städtchen Stein in der vielbesungenen und noch viel zu wenig gekannten Wachau. Es gehört zur Charakteristik dieses interessanten Mannes, daß er sein Seelenleben so merkwürdig zwischen energischer, bewegter Aktualität und weltverlorener, stiller Träumerei zu teilen weiß. Denn all das, was das große Publikum in Deutschland, Österreich und England von Wilhelm Gause zu sehen bekommt, die vielen brillanten Zeitschriften- und Buchillustrationen, mit denen er unter anderem in der „Leipziger Illustrierten", in der „London News" etc. allmonatlich die wichtigsten Zeitereignisse, die „Haupt- und Staatsaktionen", Empfänge, Feste, mit geübter Hand vorführt, das alles ist ja pulsierendes Leben der jüngsten Gegenwart, wie es die mit Wort und Bild arbeitende Iournalistik heutzutage in rascher Hetzjagd zu verarbeiten gewohnt ist-

Lebt nun der schreibende oder zeichnende Darsteller dieser Aktualitäten selbst mitten im Zentrum der Vorgänge, etwa in Berlin, Wien, London oder Paris, so wird er wohl bald ein Opfer dieses Berufes werden. Haben wir doch gerade in Wien erst vor kurzer Zeit einen unserer besten und geistvollsten Iournalisten, Ludwig Hevesi, der ein wahrer Künstler auf diesem Gebiete war, so verloren; er hat sich wegen seiner sich täglich steigernden Nervosität erschossen! — An Wilhelm Ganses starker, gesunder Männlichkeit

Wird der Dämon vergebens rütteln, trotzdem diesen Maler sein spezieller Beruf in hastiger Abwechslung von Wien nach Konstantinopel, von Gastein nach Tiflis, vom Königsschloß zur Sozialistenversammlung, vom' Winzerfeld zum Antialkoholiker-Kongreß jagt. Immer muß er mit Stift oder Pinsel, vor allem aber mit seinem hellen Auge bewaffnet sein, immer muß er den richtigen, darstellbaren Moment ergreifen und das Charakteristische rasch erfassen und bei aller nervös machender Unruhe der Figuren, etwa der zu porträtierenden Persönlichkeiten seine kühle Ruhe und künstlerische Sicherheit nicht verlieren!

Wie gesagt, dieses Geheimnis einer künstlerischen Eigenart läßt sich nicht schildern, ohne daß man von den — aus dem Mittelalter in die Gegenwart herübergeretteten — Kunstschätzen und von den Naturschönheiten der „Wachau" spricht. Trotzdem jeder, der diese schönste Strecke des Donautals durchwandert oder auf dem Dampfschiff durchfahren hat, voll Begeisterung erklärt, daß die Wachau schöner oder zumindest ebenso schön ist, wie jene berühmte Strecke des Rheins von Mainz stromabwärts, ebenso reich an herrlichen bewaldeten Ufern, an Bergen und Weingärten, an Schlössern und Klöstern, alten Städten mit Mauern, Kirchen, Höfen — trotzdem gehört die Fahrt durch die Wachau noch immer nicht zum fashionablen Reiseprogramm des Franzosen, Engländers und Amerikaners. Ia, nicht einmal die Bevölkerung des benachbarten Bayern, die ja von Passau die Donaufahrt anzutreten oder mit der Westbahn den oberen Begrenzungspunkt Melk leicht zu erreichen möchte, kümmert sich um diese wunderbaren landschaftlichen und architektonischen Schönheiten.

In einem der hübschesten Orte dieses Talgeländes, in Stein (bei Krems), das von Wien aus in etwa 2^4 Stunden mit der Bahn zu erreichen ist, wohnt seit 1890 der — aus Erefeld gebürtige Maler Wilhelm Gause- Von seinen Fenstern aus blickt er auf den rasch dahinschießenden breiten Donaustrom, der so edel und ritterlich die Flut dahinträgt; und über das Wasser hinaus, am jenseitigen Ufer,

auf verwaldeter Anhöhe, das berühmte alte Stift Gottweih, dessen malerische Baumasse besonders in der grellroten Beleuchtung durch die untergehende Sonne von märchenhafter Wirkung ist, und das aus dem Nibelungenlied bekannte, romantische Mautern. Hinter dem Wohnhaus führt ein steiler Serpentinweg über hunderte von Felsstufen, an der alten gothischen Kirche und den verfallenden Gehöften vorbei, dann durch terrassenartig angelegte Weinberge hinauf zu dem kleinen schmucken Häuschen, welches das Atelier des Künstlers bildet, und von dem aus man den herrlichsten Fernblick genießt, und das von sorgsam gepflegten Gemüse- und Blumengärtchen umgeben ist.

Kein Laut dringt in den Raum, in dem der Maler unermüdlich an der Durchführung der schwierigen Aufgaben arbeitet, die er traußen im tosenden Leben skizziert hat. Man rühmt diesen Illustrationen Ganses, die in den verschiedensten deutschen, österreichischen und englischen, früher auch in französischen Zeitschriften und Buchpublikationen erscheinen, außer der Treffsicherheit auch die sorgfältige künstlerische Form nach: die geschickte Gruppierung, die malerische Lichtverteilung, die eigenartige zeichnerische Behandlung. Nun, diese Vorzüge sind zu den größten Seltenheiten zu rechnen, wenn auch vielleicht mancher in größten Formaten und raffinierten Farbeneffekten schwelgender Künstler sie über die Achsel ansieht. Ein Schilderung von Ganses Lebenslauf und künstlerischer Entwicklung wird die Schwierigkeiten, mit denen er dabei zu kämpfen hatte, seine Energie und seine spezielle Bedeutung am besten zum Verständnis bringen.

Wilhelm Ganse wurde im Iahre 1853 zu Crefeld am Rhein geboren. Sein Vater, der (wie zahlreiche seiner aus Holland stammenden Vorfahren) Architekt und Ingenieur war, nahm bald darauf eine Stelle in Westfalen an. Bis zu seinem 8- Lebensjahre genoß der Knabe die schönste Freiheit, fern von der Großstadt, sozusagen im Wald und auf der Heide. Bevor er noch schreiben und lesen

lernte, zeichnete er schon mit Eifer alles, was er sah, ohne Bilder gesehen oder sonst eine äußere Anregung dazu empfangen zu haben. — Später zog der Vater, um den Kindern eine bessere Schulbildung geben zu können, nach dem Zentrum der westfälischen Eisen- und Kohlenindustrie, nach Dortmund, wo der Knabe das Realgymnasium absolvierte. Auch in dieser Zeit übte er sich fleißig im Zeichnen, doch mußte er hauptsächlich Maschinen und Architekturen wiedergeben, obschon es seine größte Sehnsucht war, die Landschaft und die Menschenwelt künstlerisch darzustellen.

Schon hatte er die Studien und die praktischen Vorführungen für den Ingenieurberuf beendet, zu dem ihn der Vater bestimmt hatte, als durch Invention eines kunstsinnigen Freundes eine plötzliche Wendung in der Laufbahn eintrat: Wilhelm Gause durfte (1871) die Akademie in Düsseldorf aufsuchen. Aber schon 1873 verursachten mißliche Vermögensverhältnisse eine vorläufige Sistierung der Kunststudien, und Wilhelm ging nach Bonn, diesmal, um Medizin zu studieren. Es war ein kurzes Intermezzo. 1874 befindet er sich wieder in Düsseldorf, als Schüler Eduards von Gevhardt, dessen strenge Zeichnung großen Eindruck auf den Kunstjünger macht, während die Werke der französischen Meister Conture und Delacroix. die er damals zu Gesicht bekam, in ihm einen wahren Farbenrausch hervorriefen. Noch heute bewahrt der Künstler in seinem Atelier farbig hochinteressante Studien aus jener Entwicklungsepoche.

Die fortwährenden Existenzkämpfe ließen ihn auch in der Kunst praktische Wege einschlagen. Er wollte es mit der Illustration versuchen, und debütierte 1874 in der „Leipziger Illustrierten Zeitung" mit der Zeichnung: „Eine Karnevalsszene der Künstlervereinigung Malkasten." Ietzt kamen auch Aufträge von anderen illustrierten Zeitungen. Die „Gartenlaube", „Über Land und Meer" und andere traten mit dem geschickten jungen Maler in Verbindung und nahmen ihn bald sehr in Anspruch. Für die Ölmalerei blieb nicht viel Zeit, doch entstanden damals immerhin einige gute Landschaften aus Westfalen.

En neues Betätigungsfeld erschloß sich dem Künstler, als 1878
der Direktor des Museums in Trier, Dr. I. Hettner, ihn beauftragte,
die berühmte „Igeler Säule" in ca. 36 Blättern zu zeichnen- Dieses
prachtvolle Denkmal der im 2. Iahrhundert n. Chr. in jener Pro-
vinz blühenden Kunst ist historisch von höchstem Wert. Das in Igel
bei Trier stehende säulenartige Bauwerk war als Grabmal der
Secundinier errichtet und gewährt mit seinem hochragenden, relief-
geschmückten Hauptgeschoß, welchen ein Giebel, ein hochgeschupptes
Dach und eine bekrönende Figur nach oben abschließt, einen reichen,
imposanten Anblick. Die photographischen Aufnahmen hatten sich
für die von Hettner beabsichtigte Monographie als unzureichend er-
wiesen. Die Flecken der Steine, die Patina und die verwitterten
Stellen an Bausteinen und Plastiken verwirrten das künstlerische
Gesamtbild (speziell für Zwecke der wissenschaftlichen Forschung), und
so mußte man zur künstlerischen Nachschöpfung seine Zuflucht
nehmen. Fast ein halbes Iahr lang mußte Gaufe, auf Gerüsten
stehend, die Details zeichnerisch aufnehmen; die sorgfältige Aus-
führung der Federzeichnung beschäftigte ihn noch mehrere Iahre.
Bei den nun folgenden Arbeiten wollen wir nur kurz verweilen,
um dann das vornehmste Betätigungsfeld Gauses eingehender zu
schildern. 1878 hatte er für „I^e moncle illustre" den Makartschen
Festzug in Wien zu zeichnen. Durch die Verbindung mit diesem
Blatte lernte er damals den Pariser Vierge, rede Daniel Unabieta,
kennen, der in reichstem Maße jene Vorzüge besaß, welche der junge
Künstler anstrebte: große Wirkung bei Anwendung der einfachsten
Mittel, äußerste Treffsicherheit und größte Delikatesse der Technik.
Leider wurden damals von den deutschen Verlegern derartige Quali-
täten nicht verstanden oder geschätzt, und die dahinzielenden Bestre-
bungen Gauses erfuhren daher keinerlei Aufmunterung. Eine ganz
unkünstlerische Betonung der kleinsten Details bei unlebendiger Ge-
samthaltung charakterisierte die durchschnittliche Zeitschriften- und
Buch-Illustration in Deutschland, und was etwa im Original an

malerischer Feinheit noch geblieben sein mochte, wurde durch die
plumpe Holzschnitttechnik der Reproduktionen') sicher umgebracht.
In vielen weitverbreiteten billigen Wochenschriften sieht es auch
heute nicht besser aus! Trotz den bahnbrechen, die künstlerische In-
dividualität betonenden Illustrations-Manieren etwa der „Iugend"
und des „Simplizissimus" wird „Fürs deutsche Haus" und „Für die
Familie" noch immer die philisterhafte Darstellungsart bevorzugt!
Diese Verhälnisse muß man im Auge behalten, um das Ver-
dienst eines Künstlers abschätzen zu können, der wie Gause trotz viel-
facher häuslicher Sorgen doch immer auf den Fortschritt bedacht war.
Leider wurde auch ein im Iahre 1888 ihm angebotenes glänzendes
Engagement nach Paris durch irgend einen politischen Konflikt wie-
der unmöglich gemacht. Von früheren Arbeiten will ich noch das
1879 entstandene Mosel-Älbum (24 Blatt in Lichtdruck) und einige
humoristische Bücher erwähnen. Nach einem 12 Iahre währenden
Aufenthalt in Wien, dessen bewegtes Leben und Treiben dem Künstler
jedoch wenig Muße zum Schaffen ließ, übersiedelte er 1890 in die
Wachau, nach Stein a. Donau- Zahlreiche schöne Motive aus dieser
Gegend verdanken diesen Iahren ihre Entstehung. Doch arbeitete
der Künstler nach wie vor für Zeitschriften, u. a. für die „Moderne
Kunst" (in Berlin, Verlag Bong), für die er jenes Bild vom Wiener
Hofball aufführte (in Gouaetechnik), das jetzt die Wiener „Moderne
Galerie" besitzt. Dort befinden sich auch, in der von Herrn von
Boschan gewidmeten Viennensia-Kollektion, zahlreiche vorzügliche
Veduten aus dem alten Wien, die ein Kritiker (gelegentlich einer
Ausstellung) mit folgenden lobenden Worten besprach: „Was be-
sonders auffällt, ist die verhältnismäßig große Zahl von Wiener

* Es gibt natürlich auch Künstler auf dem Gebiete der Holzschnitt>Nepro«
duktion, wie z. B. den Pariser Lapöre, der von Vierge darin unterwiesen wurde;
davon ist weiter unten noch die Sprache. Aber für Aktualitäten mußte rasch ge>
arbeitet werden; da wirb die Illustration gewöhnlich zerteilt, oft bis in 24 Stücke
und an verschiedene Holzschneider zur Ausführung übergeben. Dabei kommt solch
ein Holzschnittverfahreu immer noch viel teurer, als die jetzt übliche Zinkätzung!

Architekturstudien und Veduten. Wilhelm Gause hat deren allein
ein halbes Dutzend gebracht. Wie geschickt er Szenen aus dem
Wiener Volks» und Gesellschaftleben darstellt, ist uns allen aus den
verschiedenen illustrierten Familienzeitschriften bekannt, welche im
„Reiche" draußen erscheinen. — Mit großem Vergangen studiert man
die feinen Blätter, auf denen Gause Wiener Winkel festhält, über
die vielleicht schon morgen der grausame Genius der Stadterweite-
rung und Stadtverschönerung den Stab brechen wird- Und ob er
nun einen Blick in die Domgasse, auf das Palais Breuner in der
Singerstraße oder auf den alten Iudenfriedhof auf dem Alsergrund
(Seegasse) wirft, ob er das barocke Tor im Heiligen Kreuzerhof oder
das Seitenportal der gothischen Kirche „Maria am Gestade" zeichnet
— er weiß der Sache immer soviel Chick zu geben, daß man ordentlich
stolz wird auf das bischen Erbe, das wir aus den Tagen überkommen
haben, in denen unferen Ahnen die Zöpfe hinten hingen!"
Ein größeres Werk, das den Namen Wilhelm Gauses sehr be-
kannt machte, war das von 1894—96 entstandene „Karlsbad".
30 Blatt Heliogravüren. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.') Alle
die vielen Freunde der schönen, heilkräftigen Sprudelstadt — bekannt-
lich rekrutieren sich die Besucher aus allen Ländern und Weltteilen —
erfreuten sich an den famosen Blättern. Alle Zeitungen brachten aus-
führliche Besprechungen. In der „Neuen Freien Presse" hat damals
Hugo Wittmann das Werk aufs freundlichste gewürdigt. „Auch das
allermodernste Karlsbad hat bereits seinen künstlerischen Dolmetsch
gefunden, schreibt er, und zwar' in der Person des Wiener Malers
W. Gause. Augenblicksaufnahmen aus der von da und dort her-
gewehten Kurgesellschaft, kleine Geschichten vom Tage, Genreszenen
beim Mühlbrunn, Anekdoten vom Sprudel, Spaziergänge bergauf
und bergab, Stimmungsbilder aus dem Garten und dem Walde,
alles hübsch gesehen und säuberlich ausgeführt, heiter erlebt und flott
wiedergegeben, immer Karlsbad im Hintergrunde, die einzige Spru-

* Aus diesem Werk bringen wir hier einige verkleinerte Illustrationsproben.

delstadt, ein schläfriges Posemuckel in den Bergen, das sich über Nacht in eine lärmende Residenz verwandeln kann und plötzlich europäisch wird, international, vielsprachig, weltberühmt, eine Großstadt mit allerlei exotischen Anhängseln, einem englischen Westend, einer amerikanischen Park-City, einem polnischen Ghetto, einem Klein-Paris-Viertel. Alle diese Charakterzüge des großen Kurortes hat der Wiener Künstler mit sicherer Hand herausgearbeitet. Er hat den Ort künstlerisch erforscht, er hat ihn künstlerisch entdeckt: denn der wahre Künstler entdeckt ja immer blos das allbekannte, was jeder sieht.

Karlsbad hat übrigens auch noch ein anderes wichtiges Ereignis — außer dem großen Erfolg des Mappenwerkes — für Gause herbeigeführt. Er lernte dort den großen Adolf Menzel kennen, der sich namentlich für feine Bleistiftzeichnungen sehr interessierte. Er gab dem jüngeren Künstler den guten aber im Kampfe um die Existenz schwer zu befolgenden Rat: nur so zu malen, wie es ihm selbst gefiele und Freude machte; er sollte keine Aktualitäten zeichnen und nichts aus der Hand geben, was er nicht selbst für fertig und künstlerisch wertvoll halte!

Ist diese Äußerung Menzels nicht ungemein charakteristisch für den Wandel der Zeiten? Der Altmeister freilich hat sich fast ausschließlick in historische Studien vertieft, Preußens Vergangenheit wieder aufleben lassen, und diese Resultate seiner unermüdlichen Arbeit in Buchillustrationen festgehalten. Seltener hat er die Motive aus feiner Umgebung und aus dem täglichen Leben festgehalten, wie etwa in jenem „Biergarten in Kissingen", oder in jenen Bildern, die sich auf das Königshaus bezogen, wie die „Ausfahrt des Königs Wilhelm in den Krieg", die „Krönung" usw. — Seitdem ist das Interesse am täglichen Leben, an den wichtigen und weniger wichtigen Ereignissen in aller Welt so lebhaft geworden, daß gleich dem Tagesschriftsteller auch der Maler oder Zeichner der Tagesereignisse un. entbehrlich geworden ist- Und wie bei dem Schriftsteller die person-

liche Bedeutung dafür entscheidend ist, ob das im Augenblick geschaffene auch dauernde Geltung behalten kann, ebenso ist es bei dem Illustrator. Oft schon hat der momentane Ansporn famose Werke entstehen lassen, den Künstler zu rascher, energischer Vollendung angeeifert, während die Muße vielleicht erschlaffend gewirkt hätte. Durch die Notwendigkeit, rasch zu arbeiten, übt sich sowohl die Hand wie das Auge des Künstlers. Wer die Arbeiten Wilhelm Gauses in den verschiedenen Iahrgängen der illustrierten Zeitschriften nachblättert, kann deutlich verfolgen, wie er nicht nur die Porträtähnlichkeit auf den vielfigurigen Bildern immer schärfer trifft, sondern auch in der Wahl seines Standpunktes immer geschickter wird, so daß die künstlerische Gruppierung wirkungsvoller zur Äeltung kommt. Und endlich ist zu erkennen, daß die technische Behandlung der Blätter von Iahr zu Iahr flotter und eleganter wird. Auf diese Seite von Ganses Tätigkeit waren natürlich die Fortschritte des Reproduktionswesens von größter Bedeutung. Noch vor etwa zehn Iahren war die xylographische Wiedergabe der Originale das übliche. Und wenn auch nicht alle Holzschneider als minderwertig zu verurteilen sind, — es gab auch auf diesem Gebiet ausgezeichnete Kräfte wie z- B. den Wiener Hecht —, so waren doch in den für den Tagesbedarf arbeitenden xylographischen Anstalten meist mindere Arbeiter angestellt, so daß bei der Übertragung einer mit zartestem Stift und Wischer aufgelegten Zeichnung oder einer hübschen Tusch-Skizze meist die künstlerischen Feinheiten völlig verloren gingen. Ich habe selbst manche reizvolle Skizze des Künstlers mit der Zeitschrift-Illustration verglichen, und war entsetzt über die steife und seelenlose Publikation. — Seitdem sind aber die photomechanischen Berfahren zu einer größeren Ausbildung gelangt. Strichätzung, Autotypie, Farbendruck gestatten eine fast fehlerlose, getreue Wiedergabe des kompliziertesten Originals, falls dieses nur mitx einiger Berücksichtigung der technischen Möglichkeiten ausgeführt ist.

Da ist es denn oft eine Freude, die großen einseitigen oder doppelseitigen Bilder Ganses, besonders in der „Leipziger Illustrierten", zu betrachten, bei denen jede Bewegung und jeder Gesichtszug, jede Nuance in jeder Beleuchtung und Abstufung der Töne gut herauskommt. — Eine Aufzählung all dieser jahraus, jahrein zur Veröffentlichung gelangenden Zeichnungen in Bleistift, Tusch, Gouache etc. ist wohl unmöglich. Bald ist es ein Empfang von Botschaftern oder fürstlichen Gästen bei Kaiser Wilhelm II- oder bei Österreichs Herrscher (vergl. das hier abgebildete „Kaiser Franz Iosef in Schönbrunn"), bald ist es eine Szene von einem Forscher-Kongreß, von einem Ballfest, einer Volksbelustigung. Oder es gibt Straßenbilder aus modernen Großstädten, Fackelzüge und Illuminationen, Baulichkeiten. Oder aber Reiseskizzen, ländliche Motive, wie den „Tiroler Markt" im vorliegenden Heft.

Bei all diesen Arbeiten muß der Beurteilende gerechterweise bedenken, daß derZeichner persönlich auf einem ungünstigenStandpunkt arbeiten muß, auf der Straße, durch Wind und Verkehr belästigt, im Saale, etwa hinter Palmen versteckt. Ferner: daß die für eine solche Arbeit günstige Zeit nur ganz kurz ist, sei es, weil die zu Porträtierenden rasch vorübergehen, oder die Stellung oft wechseln, oder daß die Beleuchtung sich verändert. Da muß denn die Übung des Auges, die Geschicklichkeit der Hand und oft auch das Gedächtnis aushelfen; in manchen Fällen wird ja auch die Momentphotographie zu Hilfe genommen (wenigstens für Vorstudien), doch ist sie aus verschiedenen Gründen meist schwer zu verwenden: der Augenwinkel, die Entfernung, die Beleuchtung (sie ist nur im Freien bei gutem Licht möglich), allerhand störende, die Aussicht benehmende Körper kommen da in Frage. Auch wirken Photographie-Illustrationen immer monoton und unkünstlerisch-

Sieht man die Illustration dann in der Zeitung, so ist jeder Rest dieser Hindernisse getilgt, und man sieht die Herrscher in ernster Unterredung, die Damen beim Cercle, die Kinder beim Spiel ganz

unbefangen, als ob man selbst als Zeuge diesen Szenen mitanwohnen würde.

Die Art der Bild-Anordnung ist natürlich von Fall zu Fall verschieden. Bei einer Straßenszene, einer Prozession, wie z. B. muß da der Maler in die Tiefe gehen, eine weite Perspektive eröffnen. Er wird im Vordergrund einige größere charakteristische Figuren detailliert ausführen, dann durch mehrere kleinere Gruppen das Auge zurückführen und die Ferne duftig wiedergeben- Bei einem Kongreß, einem Ballfest ist ein Nebeneinander am Platze; der Mittelgrund spielt die größte Rolle, wenn auch vorne einige Figuren oder Objekte angeordnet sind, damit das Bild zurückgeht und Luft bekommt. Besonders schwierig sind Aufnahmen im kleinen Raum aufs Papier zu bringen. So hat der Künstler vor kurzem eine Gesellschaft im Speisewagen der transsibirischen Bahn gezeichnet; die geringe Distanz läßt den Vordergrund sehr breit erscheinen und die Verjüngung nach der Ferne wirkt leicht unwahr-

Alle diese künstlerischen Fragen und technischen Witze muß der Illustrator berücksichtigen und zu beherrschen verstehen, wenn er den Rang erreichen will, den Gause heute unter den besten Illustratoren der ganzen Welt einnimmt; nicht nur unter den deutschen und österreichischen, sondern auch unter den französischen und englischen (ich nenne z. B. Baron Myrbach und Richard Calon Woodwill) hat Gause einen hochgeschätzten Namen. Kenntnis der Welt, der Personen, der Kostüme und Trachten, der Baustile und Gerätformen sowie vornehmste Auffassung des Metiers bilden seine wichtigsten Vorzüge. Darum wird der Künstler auch für so viele Zeitschriften und Verlagsanstalten in Anspruch genommen. Einige Namen seien hier zum Schluß noch kurz angeführt: Leipziger Illustrierte, Über Land und Meer, Velhagen u. Klasings Monatshefte, Vom Fels zum Meer, Schorers Familienblatt, Buch für Alle, Gartenlaube; Graphic und London News. Von Büchern und größeren Druckwerken nenne ich: „Viribus unitis- Das Buch von unserem Kaiser." (Verlag Herzig.

Wien; die Originale im Besitze des Kaisers Franz Iosef.) ZieglerS „Wiener Stimmungsbilder" (Verlag Gerlach u. Niedling, Wien). Dann das erwähnte Karlsbader Werk (aus welchem in dem vorliegenden Heft mehrere Blätter reproduziert wurden), die Illustrationen zu mehreren Romanen usw.

Auch mit Gemälden in Öl, Guasch, Aquarell ist Gause wiederholt auf Ausstellungen — meist im Wiener Künstlerhaus — erschienen. Die Stadt Wien hat den Künstler wiederholt mit Aufträgen beehrt und hat mehrmals seine Bilder für ihre Sammlungen angekauft- Erst kürzlich hat er in der amüsanten Ausstellung „Die Wiener Stadt", welche die Galerie Arnot „veranstaltete." mit mehreren Werken viel Beifall geerntet. Die solide Zeichnung, die in langjähriger Tätigkeit erworbene Routine die malerische Auffassung wurden allgemein gerühmt. Besonders das Bild „Fronleichnamsprozession in der Stefanskirche" wirkte vorzüglich. Man muß fehen, wie die mächtigen Pfeiler des Domes schlank emporstreben, wie das Rankenwerk der gothischen Ornamente sicher und ohne Kleinlichkeit wiedergegeben ist, wie militärische und geistliche Würdenträger trotz der kurzen Beobachtungsfrist lebendig und wahr hingestellt sind, und wie Kaiser Franz Iosef, trotzdem er fürs Publikum natürlich die Hauptperson bedeutet, nur so mitten im Gedränge schlicht dahinschreitet. Aus solchen Arbeiten kann man ersehen, daß Übung den Meister macht, und daß die rasch arbeitende Publizistik unserer Tage eine Gewissenhaftigkeit der Leistung durchaus nicht unmöglich macht, wohl aber die Kräfte zu virtuoser Leistung anspornt. — Für solche Kunstübung, die gewöhnlich unter dem Gesamttitel „Illustration" subsumiert wird und natürlich gegenüber der „hohen Kunst" als minderwertig gilt.*) haben

* Speziell in Oesterreich und Deutschland, während im Auslande, in England beispielsweise — der Illustrator noch geschätzt wird und man seine Werke nicht unter die Schöpfungen der Maler stellt, sondern als eigenartige «unft> schöpfungen behandelt. Viele Illustratoren sind auch Mitglieder an Akademien etc. etc. nnd nehmen auch viele bedeutende Stellungen ein.

die geborenen Wiener wohl eine zu behagliche, gemÃ¼tliche Lebens-
weise und Sinnesart- â€” In Wilhelm Gause besitzt Ã–sterreich jedoch
einen Illustrator, auf den es stolz sein kann, und der sein Adaptiv-
Naterland im Auslande bekannter gemacht hat, als alle die Maler,
beren Werke jahraus, jahrein auf die Ausstellungen wandern.

Miriam Eck:

Hochsommer

Novelle

Auf der Bank dort liegt ein heller Frauenmantel neben dem weißumschleierten Strohhütchen und dem gelben Sonnenschirm und den frischgepflückten Wiesenblumen. In deren Augen glitzert der frühe Morgentau. Und in dem Tau spielt die eben heraufkommende Sonne, die heiß werden will.

Aber die Insel, die wie ein großer Garten ist, hat noch den verschlafenen unberührten Duft der Nacht. Die Nachtigall-Insel — so heißt sie der Volksmund. Im Frühling klagen holde Vogelseelchen dort ihr Sehnsuchtslied, das nie veraltete, obwohl neue Menschen den Lerchengesang höher preisen, den hellen Finkenschlag besser werten. Denn der Zauber der Nacht und die Melodie der Schmerzen scheint ihnen unwürdig starker Herzen, und sie beten allein die Sonne an.

Nun sind selbst die Nachtigallen verstummt. Sie haben sich zu der praktischen Seite des Lebens bekehrt. Sie haben einsehen lernen,

daß nutzlose Klagelieder einer veralteten Zeit angehören, und sie
bauen Nester, suchen Futter, geben Unterricht, sind wirtschaftlich und
zänkisch geworden. Denn sie fürchten, daß ihre Kinder den Geist
der neuen Zeit nicht verstehen und erblich belastet sein könnten. Und
solche Anlagen müssen, wenn nötig, mit Strenge ausgetrieben
werden.
Es ist Hochsommer!
Die Zeit der Ernte. Die Zeit des Fleißes, des Sammelns, des
reifen Lebensernstes.
Der helle Mantel über der Banklehne ist ganz lässig hinge-
worfen, so, als ob ihm eben eine zarte junge Gestalt entschlüpft sei,
als ob das fühlende Herz in ihrer Hülle Wichtigeres zu denken gehabt
habe als Sorgfalt.
Noch immer glitzert der Tau in all den Blumen, die auf der
großen, großen Wiese stehen, in all den Halmen, Gräsern, Rispen,
Blüten, Kräutern.
Lamzsam rückt die Sonne vor.
Da kommt ein Mann an der Bank mit dem Mantel, dem
runden, hellen Hütchen, dem Sonnenschirm und den Blumen vorüber.
Er ist kräftig, untersetzt, und auf seinem Kopf mit dem grauen,
kurzen Bart sitzt eine Beamtenmütze.
Er bleibt stehen und sieht diese Dinge an und späht hier und
dort und weiter, ob er nicht diejenige erblicken kann, die sich als
Eigentümerin der Sachen erweisen dürfte.
Ein Ende geht er, und wieder zurück, und sieht diese Dinge
wieder an, als ob er sie prüfen wolle und so wie Einer, dem sie

dennoch nichts Neues bieten können. Sein Gesicht aber ist sehr ernst.
Und dann geht er hinter die Bank und biegt das Gebüsch aus-
einander.
Da sieht er in grünlichem wundervollen Spiegelschimmer einen
großen Wasserarm, der die Insel innig umschlossen hält. Und er
späht in die Tiefe, suchend, suchend, und nach dem Grasabhang, der
hinunterführt, ob da wohl die kleinen Halme zertreten sein möchten.
Aber sie sind frisch und ungebeugt und der Tau glänzt in ihren
spitzen Fingern, denn die Sonne ist noch längst nicht zu ihnen
gedrungen.
Der Mann schüttelt den Kopf und geht weiter, und immer, von
Zeit zu Zeit, biegt er das Gebüsch auseinander und späht in den
grünen Wasser-Arm. Den nennen die Leute: die wilde Saale.
Und ist doch heute so still und sanft. Aber der Mann weiß Manches.
Das erzählt sein Gesicht.
Er geht weiter und weiter und begegnet einem Menschenpaar.
Mann und Weib. Richtige Sommermenschen, die den Tag genießen.
Und er fragt sie:
„Habt Ihr nicht ein junges Weib gesehen? Ohne Hut, ohne
Mantel, Schirm und Blumen?"
Und sie sagen:
„Nein, wir haben keine Seele gesehen."
Da teilt der Mann ihnen seine Befürchtungen mit und sie werden
neugierig und versprechen ihm zu helfen und den Weg herauf für
ihn die Büfche auseinanderzusuchen.
Derweil will er den andern Weg gehen.

Und er kommt wieder an der Bank vorüber.
Und alles liegt genau so wie vorhin: Der Mantel noch ganz so
in seiner sorglos raschen Lebendigkeit. Nur der Tau in den Blumen
beginnt an Leuchtkraft zu verlieren. Die Perlen sind kleiner und
weniger geworden.
Aber das sieht der Mann nicht.
Er geht nun den andern Weg, weiter und weiter hinunter, und
seine braunen Augen, die einmal schön waren, jetzt aber wie von
violettem Schein umgeben sind, so als ob Sorge, Alter oder Krank-
heit ihre Vorschatten würfen, werden bekümmert.
Das Leben war schwer für manche.
Ietzt, wo er älter wird und mancherlei erlebt hat, lernt er das
verstehen. Als junger Korporal hatte er andere Ansichten gehabt
und gemeint, daß viel Übles sich mit dem Stock kurieren laste.
Aber man ändert seine Ansicht vom Frühling zum Sommer, im
Herbst und im Winter.
Der Mann späht aus. Und denkt: Ich will den Schiffer Ditgen
fragen, er kann mit dem Kahn eine Stunde daher fahren.
Da sieht er, hellschimmernd, einen Punkt am Rande der Wiese.
Dort auf dem Weg. Und er erkennt beim Näherschreiten, daß es
eine weibliche Gestalt ist, die sich nach Blumen und Gräsern bückt.
Das war verboten hier und er mußte es rügen. Aber sie bog
sich ganz zart über den schützenden Draht, der die Wiesen vor den
Horden der Kinder schützen soll.
Als sie sich nun aufrichtet und mit feinen spitzen Fingern ihr
zierliches Bouquet ordnet und mit einem verträumten holdseligen

Blick in die Rispen schaut und weder hört noch sieht, und als er ge-
wahrt, daß sie keinen Hut trägt und daß die zarten blonden Haar-
strähnen ihr vom Bücken in lieblicher Unordnung in das erglühte
frische Gesicht fallen, dehnt ein Aufatmen des Mannes breite Brust.
Und er kann weder schelten noch staunen, als sie ihm plötzlich in aller
Froheit über den Morgen, ihr kleines Kunstwerk in den Händen,
groß in die besorgten Augen sieht.
„Ei, ei!" sagt der Mann und hebt in scherzhaftem Drohen
den Stock, „wie kann man einen alten Gesellen in solchen Schrecken
jagen? — Die Kleider — der Hut — auf der Bank — ich glaubte
wohl, da habe sich Eins in das grüne Wasser gestürzt."
„In den Tod?!" fragte sie mit einem leisen Lächeln. „Ach nein,
nein! Ach nein, wie wunderlich — warum wohl — in den Tod?"
„Ia. ja!" sagt er ernst, „so was kommt vor."
„So was kommt vor?!"
„Ia, ja! Wohl öfter schon."
Sie sieht einen Augenblick ernsthaft drein.
Aber warum sollte dann der Mantel und Hut nicht mit? Wenn
das Leben, das kostbare Leben vernichtet wird? Was soll da der
Mantel?!
Sie streckt dem Manne mit einem kindlichen, warmen Lächeln
die Hand entgegen.
„Aber das tut mir so leid, daß Sie Sorge hatten, so leid —"
Die Froheit und Iugend und Sorglosigkeit teilt sich dem Manne
mit und er drückt die feine Hand und sagt nichts über die Blumen.
Nur sagt er:

„Ich will es droben dem Manne und der Frau mitteilen. Sie
stehen schon lange und schauen in den Strom."
Und dann geht er.
In das Wasser?!
Sie war sechzehn alt und glücklich und geliebt, und diese Blumen
hatte sie für ihn gepflückt, für ihn, an den sie dachte im Wochen und
im Traum.
Sie war sechzehn alt und glaubte noch an die Ewigkeit einer
Liebe.
Und sie sah mit zärtlichem Blick auf den Mantel und den Hut
und den Schirm und die Blumen.
Wie oft war seine Hand liebkosend über das seidige Gewebe
geglitten. Wie eine große Kostbarkeit trug er das Schirmchen.
Und der Schleier! Wie manchmal zürnte er dem Winde, der
ihn über ihre Wange schlug und sie so seinem Anblick entzog.
Und die Blumen?!
Wußte der alte Mann nicht, daß eine Hand, die sich dem Tode
entgegenstreckt, so heiß ist, daß der Tau verlöscht und daß die Halme
sich neigen müssen in zitternder Angst?!
Die Hand, die diese da gebrochen, war jung.
Ein ganz kurzer Schauer geht durch den Körper des Mädchens
— dann rafft sie ihre Sachen zusammen und ihre jungen warmen
Lippen streifen im Kusse die letzten Nachttränen von Gräsern und
Blüte, und ihr Auge lacht.

Herbste.

War ein Herbst — war ein Tag — und der Wald stand im Gold
Und das Gold — nur ein Lehn deines Haars,
Und der Wald hat gelbduftende Schätze gezollt
Deinem Schooß — ein Regnen von Golde warst
Und ein Schweigen so voll — und ich stand am Stamm
Und die Sonne — mit letzter, mir leuchtender Pracht,
Und dein Auge zu mir — ein Lichttropfen dran —
Da haben wir beide ans Sterben gedacht.

War ein Herbst — war ein Tag — wo ist Glanz! Wo ist Gold!
Der Sturm würgt die Bäume, sie schwanken kalt.
Alle Schätze verscharrt, alle Tränen verrollt,
Nebcltiere gehn grau durch den Wald.

Emil Lucka.

R
schau
u n

De« Gottsucher o»m Rhein.

In Illtho ist nicht ein einzelner, sondern der gesamte Liberalismus verurteilt. Mit seinem Vottesbegriff, seiner mystischen Frömmigkeit ist der Pietismus, ist Tersteegen, dessen Lieder im Gesangbuch sich finden, verdammt. Seine Theologie mag mit Recht unklar und widerspruchsvoll genannt werden. Aber das ist die des Paulus oder Luthers auch. Sie mag vor dem Forum strenger Wissenschaft nicht immer bestehen können. Aber es fragt sich, wie viele Pfarrer, wenn das zur Predigttätigkeit unfähig machen soll, dann bestehen könnten. In der Kirche des Protestantismus ist aber die Theologie, so wichtig und wesentlich sie auch ist, nicht die Hauptsache für einen Pfarrer. Hier steht voran Religiosität, seelsorgerische Tüchtigkeit, Predigtbegabung und Fähigkeit, die Iugend zu begeistern, soziales Verständnis und allgemein menschliches Fühlen, ein sittlicher Wandel und Herzensbildung in erster Linie. Der Oberkirchenrat hat das alles und noch vieles andere anerkannt, aber das Spruchgericht hat erklärt: das geht uns nichts an' er hat nicht die rechte Lehre, darum fort mit ihm! Ieder Kohlkopf aber kann sein Amt, sei's auch ohne Erfolg und zur Unzufriedenheit seiner Gemeinde, verwalten, wenn ernur die der Orthodoxie genehme Lehre bekennt. Er braucht da, was er bekennt, nicht einmal zu glauben. Er darf seine Kirche leerpredigen. Er bleibt unbehelligt. Ein Illtho aber, der stets übervolle Gottesdienste zustande brachte, muß gehen. Daß seine Gemeinde anders urteilt, daß ungezählte Briefe von der Liebe und Dankbarkeit gegen den erfolgreichen Seelsorger Zeugnis ablegen, hat die Dreizehn nicht bekümmert. Sie find die Sachverständigen, sagt das Gesetz, die Gemeinde versteht von solchen Dingen nichts. Diese völlige Ausschaltung der Gemeinde ist das Unerhörteste an der ganzen Sache. Als ob es sich um unmündige Kinder handelte, und nicht um reife, sittlich ernste Männer und Frauen- Hier spukt noch immer die mittelalterliche Vorstellung von der Gemeinde als der Schafherde, die

vom Hirten geleitet werden muß. Schade, dah überhaupt die Schafe denken gelernt haben, dah man nicht die Wissenschaft abschaffen und die ganze Geistesbildung vernichten kann. Denn daher kommt schließlich alles Un> heil. Das Volk soll glauben, nicht denken, soll unmündig bleiben, nicht selbständig werden. Ist die Bitter- keit denn nicht wirklich begreiflich, welche lauter und lauter von Zwangsverdummung «der? Doch lassen wir das. Wir wollen nicht bitter werden. Sondern lieber zum Schluß fragen: „Was ist zu tun, um der Gefahr, die nicht allein dem Veist des Fortschritts, der Wahrhafttgkeit, der Freiheit innerhalb der Kirche, sondern dem gesamten Protestantis- mus droht, wirksam zu begegnen?" Da ist vor allen Dingen zu be- tonen, daß wir endlich einmal über- all, wo man sich protestantisch nennt, Ernst macht und den Mut zur Konse- quenz in sich lebendig werden läßt. Wer geistigen Fortschritt, «er Wahr- haftigkeit will und als Protestant das Recht des einzelnen anerkennt, seine r
Ueberzeugung, seines Glaubens zu le- ben, wer zugibt, dah Religion als das Allerpersönlichste des Menschen niemals schablonifiert und reglemen- tiert werden kann, der muß auch

Freiheit wollen. Hier scheiden sich die Geister. Wer sein Innerstes an äußere Stützen anlehnen, wer seinem religiösen Leben von Autoritäten Nahrung und Kräftigung zukommen lassen muß oder will, der soll darin ungehindert sein. Aber es geht nicht an, daß eine zufällige Mehrheit solcher evangelisch getaufter Katholiken ihre Macht mißbraucht und die Religiosität Andersdenkender, Selbständiger gefährdet, brutalistert. Freiheit müssen wir erstreiten, und zwar für jedermann, d. h. auch für den Pfarrer. Gewissens- und Lehrfreiheit.
Das bedeutet freilich Vernichtung der Bekenntniseinheit, vielleicht auch ein Ärgernis für die Schwachen. Aber das muß ertragen werden. Wer an die Wahrheit glaubt, unbedingt und fest, der weiß, daß ihr der Sieg gehört. Und das, was zu Grunde geht oder in Schein sich auflöst, eben vor der Wahrheit nicht bestehen konnte. Für Freiheit und Wahrheit, für das Recht des einzelnen auf Gedanken- und Gewissensfreiheit mutz gekämpft werden.
Ieder sollte sich darüber klar sein, daß der Feind des Kulturforschritts und der Religion nicht „links", unter den „Ungläubigen" zu suchen ist, sondern da, wo man vergessen hat, warum und durch wen Iesus gekreuzigt worden ist. Das Ziel — ein allgemeiner Protestantenbund — liegt fern. Aber es wird von verschiedenen Seiten her bereits angestrebt. Auch innerhalb der Kirche. Schon haben die sämtlichen kirchlichliberalen Vereinigungen, die bereits vor zwei Iahren eine geheime Entente cordiale geschloffen harten, öffentlich erklärt, dasz sie zusammenstehen und gemeinsam kämpfen wollen unter der Parole: Nieder mit dem Irrlehregesetz! und: Verlegung des kirchlichen Schwergewichts in die Gemeinden! Das führt zur Trennung von Kirche und Staat. Es ist notwendig, daß mit Nachdruck dieses ernste Problem durchgearbeitet wird, oamit es als eine klare Forderung in das Programm jeder fortschrittlichen Vereinigung aufgenommen werden kann. Trennung von Kirche und Staat und von Kirche und Schule! Mit einem Male sind diese Gedanken auch denen näher gerückt, die bisher nicht viel davon wissen

wollten. Und sie werden nicht wieder ueUchwinden, — Die Orthodoxie tiiumvhierte. Iatho ist gefallen. Die Inquisitionsmaschine hat gut funktioniert. Aber es scheint doch so, und bis in die Reihen der Altgläubigen hinein zittert die Unruhe, als ob zur Freude keine Ursache wäre. Wenn nur der Protestantismus die Stunde nicht versäumt und tapfer den Kampf aufnimmt, unter klarer, entschiedener Parole, dann ist der Tag nicht fern, wo er den Gegnern dankbar sagen kann! „Ihr gedachtet es böse mit uns zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen."

Pfarrer Baar«.*

* Es ist nicht nur eine schöne Erinnerung für den so sehr zu Unrecht gemaßregelten Iatho, sondern zugleich ein Kulturdokument für die Gegenwart, daß die im Buchverlag der „Hilfe" erscheinende Halbmonatsschrift „Blätter für Volkskultur" eine Iathonummer herausgegeben hat. Iatho kommt darin mehrfach zu Worte, vor allem mit seiner Ausführung über das Thriftus-Problem. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages entnehmen mir einem Aufsatz des Pfarrers Baars obige Glossen. Dr. T. R.

Musikbeigabe
Stille 2tnn6en.
- 8 «Kl luklz.
Victor vo»VMIl«»»>l^ L!»ä»u,0f.3<>.

*) Mit fieundl. Erlaubnis des Verlages.

Musttbeigabe

Zu unsrer Musikbeigabe

Victor von Wottowskv-Bieoau.

Ein liederfroher Mund, eine echte Musikantennatur ist Victor von Woikomsky-Biedau, der einem altböhmischen, später nach Schlesien Ubergesiedelten Adelsgeschlecht entstammt und von der Natur auch sonst mit reichen Gaben, ich erwähne nur seinen Frohsinn, seinen Humor, seine Reimkunst und sein Zeichnertalent ausgestattet ist, Vorzüge, die ihm schon frühzeitig eine vielbeneidete Stellung in der Gesellschaft verschafft haben.

Geboren am 2. September 1866 verlebte er eine sehr glückliche Iugendzeit auf dem elterlichen Gute Rieder-Arnswalde, wo eifrigst klassische Musik gepflegt wurde. Frühzeitig erwachte in ihm der Wunsch noch musikalischer Betätigung und lZ-cch eigenem Schaffen, was die Eltern verständnisvoll unterstützten. Der musikalische Trieb ging ihm auch n ährend der Gvmnafialzeit in Iauer nicht verloren, im Gegenteil, er wuchs noch, besonders nachdem ein von ihm gedichteter Chor von dem Gvmnasialsängerchor zur Aufführung gebracht worden war. Auf dem Gymnasium entstanden auch Kompositionen des „Erlkönigs" und des „Veilchens", offenbar weil die Vertonungen Schuberts und Mozarts dem Iüngling nicht genügten. Seine Studentenzeit in Leipzig und Breslau förderte ihn musikalisch nur insofern, als er erst jetzt Gelegenheit hatte, Konzerte und Opern reichlich zu hören. Nachdem er die Würde eines Doktors der Staatswissenschaften errungen hatte und auch Ritter des Maltheser - Ordens geworden war, siedelte er nach Berlin über, wo er zunächst in den Strudel der Hofgesellschaft sich stürzte; bald aber trieb er eigene sorgfältige musiktheoretische Studien bei Bernhard Wolff, zu deren Ergänzung er späterhin noch Unterricht namentlich tn der Kunst der Instrumentation bei Wilhelm Berger folgen ließ.

Hauptsächlich war es die Liedkomposttion, die ihn anzog. Bereit» 1895 erschienen seine ersten Lied« im Druck; sie fanden rasch Verbreitung, zumal er von 1897 ab während einer Reihe von Iahren eigene Kompositionsabende veranstaltete, für

die sich ihm ausgezeichnete Bundes-
genossen in Lula Gmeiner, Helen«
Lieban-Globig. Iulie Müller-Har-
tung, Emmy Destinn, Arthur van
Erveyk, Franz Naval, Iulius Lieban
und Alexander Heinemann zur Ver-
fügung stellten. Viele dieser Lieder
hatte er auch selbst gedichtet. Allge-
mein wurde ihre große Sangbarkeit,
ihr melodischer Reiz und die An-
passung der Musik in Stimmung und
Ausdruck an die Textmorte aner-
kannt, dagegen die mitunter zu über-
ladene und auch in harmonischer
Hinsicht zu anspruchsvolle Klavier-
begleitung wohl auch beanstandet.
Ermutigt durch seine Erfolge als
Liederkomponist wandte sich Herr
von Woikomsky der Oper zu. Sein
erster Versuch auf diesem Gebiet,
das Musikdrama „Helga", dessen
Dichtung wie auch die der beiden
anderen bisher veröffentlichten Opern
von ihm selbst herrührt, gelangte
1904 im Wiesbadener Hoftheater zur
Aufführung. Wenngleich es durch-
aus im Wagnerstil gehalten ist —
2«L

es behandelt auch einen Stoff der altgermanischen Vergangenheit — so verdient es doch mehr wie andere derartige Nachahmungen Verbreitung, weil wirkliche dramatische Begabung und ein hoher künstlerischer Ernst darin ganz unzweifelhaft enthalten ist. Der Reichtum der Erfindung, die glänzende, freilich wohl oft zu starke Instrumentation, die scharfe Zeichnung der einzelnen Personen und die höchst gelungene Stimmungsmalerei fallen aufs angenehmste auf. Ein unleugbarer Fehler des Werkes, der sich aber doch wohl noch beseitigen liesze, ist scine übermäßige Ausdehnung.

Weniger glücklich, besonders soweit die rein musikalische Erfindung in Betracht kommt, erscheint mir das heitere Spiel, das der tieftragischen „Helga" folgte: „Der lange Kerl". Diesem Werke wurde freilich die Ehre zuteil, als Galaoper an Kaisers Geburtstag 1906 im Berliner Opernhause aufgeführt zu werden, bei welcher Gelegenheit freilich die Intentionen des Komponisten z. B. durch die der beschränkten Zeitdauer wegen gebotenen Kürzungen nicht in der von ihm gewünschten Klarheit zur Erscheinung treten konnten. Viel verspreche ich mir dagegen von Woikowskys bisher noch nicht aufgeführter dritter Oper „Das Nothemd", in der dieser alte Sagenstoff als das Problem von der suggestiven Kraft eines starken Willens behandelt ist. Im Milieu der Landsknechtszeit, sowie des Lebens und Treibens in einer kleinen schwäbischen Reichsstadt baut sich die Dichtung auf als das hohe Lied deutscher Treue und Innerlichkeit. Ich glaube, daß dieses Werk, das in gewissem Sinne ein Pendant zu Wagners „Meistersingern von Nürnberg" bildet, sei» Publikum finden wird, zumal der Komponist seit der „Helga" nicht stehen geblieben ist. Merkwürdigerweise scheinen aber zweifelhafte Produkte de« Auslandes diesem echt deutschen Opern» merke von unseri i Bühnenleitern wie so oft vorgezogen zn werden.

Die unleugbaren kompositorischen Fortschritte des Herrn WoikowSky, be» weisen außer dem „Nothemo" nicht bloß seineechtpoetischen und dabei großzügigen Stücke für Violine „Aus einem Men-

schenleben" (mit Klavier) und
„Weihe. Andante religioso" sop. 26
mit Harmoniumbegleitung), sondern
vor allem die große Ballade „Die
Iüdin von Worms" (Dichtung von
Wilhelm Brandes) für Bariton mit
großem Orchester und der Lieder-
zyklus „Königslieder" (Dichtung von
Franz Evers), aus dem wir unseren
Lesern infolge Entgegenkommens des
Verlags N. Simrock eine das Innen-
leben des Komponisten so recht mie-
derspiegelnde Probe bieten dürfen.
In diesem Zyklus, dessen sich unsere
ersten Konzertsänger sofort angenom-
men haben, sind einzelne Nummern,
die geradezu als Höhepunkte der
modernen Liederkomposition ange-
sehen werden können und selbst eines
Richard Strauß nicht unwürdig wä-
ren, vor allem die leidenschaftliche
Nr. 4 „Gib mir deine milde Seele".
In neuester Zeit hat Herr von
Woikowsky-Biedau, da seine Gemah-
lin in der Kunst der Deklamation
sehr heimisch ist, sich auf das in sei-
ner künstlerischen Berechtigung schon
so oft angezweifelte, m. E. aber oft
doch sehr wirkungsvolle Melodram
geworfen. Es war mir vergönnt
einige dieser Werke, die demnächst
bei Ed. Bloch (Berlin) herauskommen
werde», aus dem Manuskript

kennen zu lernen. Die so unsagbar ergreifende Ballade „Der Todspieler" von Börries Freiherrn von Münchhausen hat Herr von Woikowskv mit einer Klavierbegleitung versehen, in der höchst kunstvoll der Choral „Nun danket alle Gott" ausgiebig verwendet ist. Eine weit größere Rolle spielt die Musik in dem Melodram „Die Mette von Marienburg" von Felix Dahn; sie erhebt sich hier geradezu zu einer sinfonischen Dichtung und verlangt, um recht zur Geltung zu kommen, ein stark besetztes Orchester. Noch gelungener, ja als ein echtes Kunstwerk voller Poesie erscheint mir Woikowskvs melodramatische Behandlung von Ernst von Wildenbruchs „Iung Olaf"; sie wird voraussichtlich dem durch die Schillingssche Musik so bekannt gewordenen .Lexenlied" desselben Dichter» an Beliebtheit bald nicht nachstehen; sie ist für Harfe und Klavier gedacht, lößt sich aber auch für Klavier allein ausführen und wird in der Gestalt für Streichorchester und Harfe sicherlich schon im nächsten Winter eine Repertoirnummer des Berliner Tonkünstlerinnen-Orchesters (Dirigentin: Elisabeth Kuyper) werden, dem die Uraufführung in dieser Fassung zugesagt ist. Ueberwiegt in diesen Melo» dramen die Tragik, so ist uns in dem „Pagen von Hochburgund" (Text von Börries von Münchhausen) ein heiteres, echt jugendlich>fröhliches Gegenstück ge» schenkt.

Sicherlich werden wir überhaupt noch viel von dem Komponisten Victor von Woikowsky-Biedau zu erwarten haben, da die mehr als freundliche Aufnahme, die seine Werke im allgemeinen bisher gefunden haben, ihn stets zu erneutem Streben und unablässigem Vorwärtsringen anfeuert.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: l)r Curt Radlaucr, Berlin W.. Traun> steinerstrafze 3. — Redakteur für Kunstwissenschaft und künstlerische Natur» betrachtung: Prof. Hanns Fechncr, z. Zt. Schreiberhau. — Redakteur der Musik» beigäbe: Alex Jadassohn in Berlin.
Druck von Richard Falk. Berlin W. 66, Leipzigerstr. 11S/16.
Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto bciliegt.

8t«nt5-
NLtürlicbe« (3e8un6neit8getl3nK 2U8 dem lionigl. ^inerglbrunnen
^u Urningen slieg.-Le^. Wie3b26en)
von gngenenmem Wonlge8cnm2cll.
Von vorbeugenden» u. nei1v^irken6eln i^inüuV
bei Qicnt. Vi2bete8, klieren-, Narn- un6 Ll28enlei6en, 3o6brennen etc.

l'aielßetränK 3s. Majestät äe8 Kaizelz un<1 Königs.
Xünlgl. kackingeu ivirllt belebend uuÄ erb«lteu6 «ut 6eu 0rg«lll«ll»u8l
Hppetit«uregenÄ 8totk^eck8eltüe6eru6 N«i'N8Lui'eIÜ«en6
3ett ^aNstiunclei-teii bewäkl-t uncl är^tlicti emplolilen!
Lei l'ausenclen von Ärzten im eigenen Oebraucli!
Literatur Ko8tenlv8 äurcn 6ie Llunnenin8pelltic>n in ^acningen
(l^eß. Lex. >Vie8b2<ien)

bildern")

IeitschriftenSerlag Grn.KS
35. Jahrgang. Vd. 158. Heft 45?. Lrstes Ã¶eptemberheft 19U

Karl Kenkel!
Am politischen Sterbebett Bismarcks
Eine völlig bismarcktreue Mehrheit war im Iahre 1887 nicht vorhanden. Daß dieser Zustand dem mächtigen Herrscherwillen des Kanzlers nicht zusagen konnte, ist leicht begreiflich. Er mußte trachten, sich wieder eine gefügige Mehrheit zu bilden, um seinen Willen nicht so sehr Kompromissen anbequemen zu mussen. Dazu kam das Streben, welches einem konservativ denkenden Staatsmann nur zu nahe lag, das Heerwesen möglichst dem Einflusse des Reichstages zu entziehen. Sein Plan, dem Reiche durch Reichseisenbahnen Geld ohne Bewilligung der Volksvertretung zuzuführen, war an dem Widerstand der Mittelstaaten gescheitert; das Tabakmonopol war im Reichstag gefallen; jetzt wollte er 1887 das Septennat durchdringen, welches das Budgetrecht des Reichstags auf eine lange Zeit lahm legte. Das Angebot der Freisinnigen, eine kürzere Frist zu bewilligen, lehnte er ab.
Durch diplomatische Einwirkungen bewog er den Vatikan, das Zentrum zur Bewilligung des Septennats zu drängen und benutzte nun selbst fremdländischen Einfluß, den er früher oft dem Zentrum als nationalfeindlich vorgeworfen hatte, um seine Pläne durchzusetzen. Das Zentrum aber blieb fest und dokumentierte hierdurch öffentlich, daß es sich in politischen Fragen von kirchlicher Seite keine Direktiven geben lasse. Das Septennat wurde abgelehnt und der Reichstag aufgelöst.

Ein unerhörter Wahlkampf setzte ein, aus dem Bismarck als
Sieger hervorging. Er hatte es verstanden, dem Volke das Schreck-
gespenst eines neuen französischen Krieges an die Wand zu malen
und erregte dadurch bei den Wählern, soweit sie nicht durch eine vor-
zügliche Parteiorganisation geschult waren, Mißstimmung gegen die
Widersacher des Septennats. Die Wahlen brachten ihm eine willige
Mehrheit von 80 Konservativen, 41 Reichsparteilern und 99 Natio-
nalliberalen, die das Septennat sofort bewilligte. Das Zentrum
wahrte seinen Besitzstand, die vereinigte Partei der Deutschfrei-
sinnigen schrumpfte auf 32 Sitze zusammen. Endlich hatte Bismarck
„ein ministerielles Parlament - . ., war sozusagen Minister und
Parteiführer von obenher."
Diese auf eine Kriegsparole gewählte Mehrheit konnte aber
nur so lange Bestand haben, als die Kriegsfurcht anhielt. Diese
schwand bald, und die Wahl von 1890, welche „noch unter Bismarck,
aber sozusagen ohne Bismarck entschieden wurde, löschte die von 1887
wieder aus. Die Mehrheit Bismarcks von 220 Stimmen sank auf
eine Minderheit von 135. Aus der Urne gingen hervor: 73 Konser-
vative, 20 Reichsparteiler, 42 Nationalliberale, 66 Deutschfreisinnige,
106 Zentrum, 35 Sozialdemokraten, 10 Volksparteiler und der Rest
Anhänger der Nationalitätsparteien.
„Damit war Bismarcks Zeit tatsächlich beschlossen, und der
Reichsbaumeister, der lange Iahre das Staatswesen mit seinem
ehernen Willen gelenkt hatte, und um den herum sich die Parteien
als Freund oder Feind gruppiert hatten, verließ die politische Bühne,
nachdem ihn Konflikte mit seinem neuen Herrn, Kaiser Wilhelm II.,
unmöglich gemacht hatten. Das Zentrum, vor allem sein Führer
Windthorst, hätten den großen Gegner gern gehalten. Verbürgte doch
seine Person eine machtvoll geführte äußere Politik, die im Innern
seit 1878 auch Raum gelassen hatte für wirtschaftliche und soziale
Gesetzgebung im Sinne des Zentrums. Dabei hatte der gewaltige
Mann auch die wirkliche Größe besessen, feine eigenen Kulturkampf-
gesetze wieder abzutragen, sobald er sie als nutzlos und verfehlt er-
kannte. Kurz vor Bismarcks Sturze hatte noch Windthorst eine
Unterredung mit ihm über seine Stellung und die politische Lage,
mußte aber erkennen, daß er am „politischen Sterbebett eines großen
Mannes" stand.

In den heftigsten Kämpfen und unter den verschiedensten Wahlparolen hatte nur das Zentrum feinen Besitzstand unverändert bewahrt, während alle anderen Parteien den größten Schwankungen unterworfen waren. Es hatte sich erwiesen als ein rocber de bronce, stark durch die Geschlossenheit einer wohlorganisierten Wählerschaft. Der innere Ausbau der Partei wurde noch fester durch die Gründung des Volksvereins im Iahre 1890, der das gesamte Reich umfaßte und den Reichsgedanken, die positive soziale Tätigkeit sowie kulturelle und staatsbürgerliche Schulung und Aufklärung in die abgelegensten Dörfer trug. Blieb die Partei auch in Zukunft das, was sie geworden war, eine große politische Volks- und Reichspartei, verstand sie es, partikularistische, wirtschaftliche und nicht zuletzt auch konfessionelle Sonderbestrebungen zu überwinden, fo mußte sie unangreifbar sein. Bis zum heutigen Tage hat sie es vermocht, sie ist ein Zentrumsturm geblieben, und auch Naumann erkennt, daß in absehbarer Zeit an ihrem Besitz nicht zu rütteln ist.
Die Konservativen haben sich zu einer wirklich großen Reichspartei noch nicht durchzuringen vermocht; viele von ihnen sind immer noch in erster Linie Preußen und verleugnen das auch nicht im Reichstag.
Die Linksliberalen hielten an dem unbedingten Subjektivismus fest und zeigten dies auch äußerlich durch neue Gruppierungen. Dabei sank die Mitgliederzahl von 1890 bis 1906 von 76 auf 36, während andererseits die Sozialdemokraten von 35 aus 81 stiegen und zeigten, daß die unbeschränkte negative Tätigkeit des doktrinären Liberalismus der beste Nährboden des Sozialismus ist.
Die Nationalliberalen haben sich durch den Einfluß der Iungen von dem Grundsatz praktischer Mitarbeit an der Reichsgesetzgebung auf der Grundlage der historischen Entwicklung teilweise wieder abdrängen lassen und sind bei dem populären Theorienliberalismus wieder angelangt, der in einem Block von Bassermann bis Bebel sein Heil erblickt. Man könnte fast glauben, daß man in der Parteigeschichte um 50 oder 60 Iahre zurückversetzt wäre.
Wenn nicht alle Anzeichen täuschen, findet bei der bevorstehenden Wahl einer der rücksichtslosesten Entscheidungskämpfe zwischen der

christlich-konservativen und der liberal-sozialistischen Weltanschauung
statt, zwischen den Konservativen und dem Zentrum einerseits und
den Liberalen und Sozialdemokraten andererseits.')

*) Da ein grobes Volk in kulturellen sowohl als auch in wirtschaftliche»
Fragen nie übereinstimmt, so spaltet es sich naturgemäß in mehrere Lager
und hängt verschiedenen Parteien an, die als Zwischenorganisationen zwischen
der Bevölkerung und der Volksvertretung anzusehen sind. Für alle Staats-
bürger, die die Pflicht haben, ihrer Überzeugung gemiiß in den politischen
Kampf mit einzugreifen, ist es von großem Interesse, sich den Werdegang der
Parteien in der Geschichte einmal zu vergegenwärtigen. Daher oerdient eine
soeben im Verlage der Iunfermannschen Buchhandlung, Paderborn, erschienene
Neine Broschüre aus der Feder Karl Kenkels, betitelt: „Die Entwicklung der
politischen Parteien in Deutschland von 1848 bis zum Abgange Bismarcks"
das allgemeine Interesse. Mit gütiger Erlaubnis des Verlages haben mir
einen interessanten Abschnitt aus dieser Broschüre unsern Lesern im Vorher-
gehenden geboten. Wer Geschmack an sachlicher und doch anziehender Schreib-
weise Kenkels gefunden hat, kaufe sich das kleine Werk, es kostet nur 60 Pfg.
Dr. C. R.

Otto Wiedmann:

Scherenbilder

Es dürfte wohl kaum einen anderen Kunstzweig geben, der nur so einfacher Mittel bedarf, um lebendige, geradezu plastisch wirkende Darstellungen zu erzeugen, wie die Ausschneidekunst: ein wenig Papier und eine kleine Schere mit guten Spitzen und nicht zu kurzen Hebeln — das istalles. Daß man gewöhnlich schwarzes Papier verwendet, hat seinen guten Grund. Der dunkle Schlagschatten, der bei geeigneter Beleuchtung eines Objektes ein charakteristisches Abbild auf einer auffangenden Fläche darstellen kann, wird durch die aus schwarzem Papier geschnittene Silhouette am sinnfälligsten wiedergegeben. Aber auch der Gegenstand selbst kann uns unter gewissen Beleuchtungsverhältnissen als dunkle Flächenfigur erscheinen. Wem wäre es nicht schon aufgefallen, wie eine vom dunklen Hausflur aus gegen die helle Straße gesehene eintretende Person als nahezu scklvarze Silhouette erscheint, oder wie sich ein Reiter auf einer Anhöhe von der hellen Luft als bloher Schattenriß abhebt. Dergleichen Beispiele ließen sich viele aufzählen, und wer acht gibt, in der Malerei die als dunkle Masse erscheinende Figur eine wichtige Rolle spielt, sei nur beiläufig erwähnt, läßt sich doch dadurch eine dahinter befindliche Helligkeit, etwa ein Lagerfeuer, glühende Metallmassen und dergleichen am wirkungsvollsten ausdrücken.

Mit dem Umstande, daß ein Objekt, wenn es zwischen dem Beschauer und dem Licht steht, als Silhouette erscheint, rechnet vor allem der Bildhauer. Besonders das im Freien aufgestellte Werk, bei dem die Möglichkeit, es gegen die helle Luft als Silhouette zu sehen, ja immerwährend vorliegt, muß nach diesem Gesichtspunkte komponiert werden, soll es nicht nach dem Gesagten als unverständliche Masse erscheinen. In wie hohem Maße der bloße Schattenriß imstande ist. ein charakteristisches, ja nahezu erschöpfendes Abbild einer Skulptur wiederzugeben, das dürften die hier beigefügten Scherenbilder, die vom Verfasser nach plastischen Werken der vorjährigen Großen Berliner Kunstausstellung geschnitten wurden, deutlich erkennen lassen. Den stärksten Eindruck von dem Werke des Bildhauers wird die Silhouette in den Fällen liefern, wo die wenigsten Ucberschneidungen vorkommen, wie bcidem schreienden Hirsch von Richard Rusche, der graziösen Tänzerin von Fritz Heinemann und deni Satyr mit zerbrochenem Krug von Robert Ockelmann. Wo gar mehrfache Über-

schneidungen vorhanden sind, wie bei dem ein Kind auf dem Arm tragenden Mädchen vor einer Kuh, da müßte der herausgeschnittene Jnnenkontur zu Hilfe genommen werden. Der famose Hühnerdick von Hermann Pagets konnte wegen der mannigfachen Überschneidungen durch das Scherenbild nur annähernd wiedergegeben werden. Um den Charakter der Silhouette aber zu bewahren, wurde auf das Herausschneiden der Innenkonture verzichtet. Die fatale Situation, in der sich der durch den krähenden Hahn verratene Tölpel befindet, dürfte aber trotzdem überzeugend zum Ausdruck gekommen sein. Daß die Silhouette für die Zeit Goethes charakteristisch geworden ist, sichert ihr eine gewisse historische Wertschätzung. Und in unfern Tagen, da man sich wieder vielfach für den Biedermeierstil interessiert, erfreut sie sich erneuter und wachsender Beliebtheit. Dem Umstande, daß man durch bloße Wiedergabe der Profillinie eines menschlichen Kopfes ein überraschend ähnliches Konterfei erhalten kann, ist es sicher zuzuschreiben, daß vor der Erfindung der Photographie diese einfachste aller graphischen Künste, wie sie die Porträt-Silhouette darstellt, eine so starke Verbreitung finden konnte. Das Verfahren, durch den bloßen Schattenriß einen Menschen zu porträtiren, ist schon alt, weit älter jedenfalls, als es die Zeit unserer Urgroßväter ist, aus der uns so zahlreiche Schwarzbilder von Personen bekannt sind, läßt doch schon die Sage die Tochter des Hafners Dibutades in Korinth den ersten Schattenriß nach dem Bilde ihres Geliebten ausführen. Ohne eine besondere Geschicklichkeit im Zeichnen oder Ausschneiden zu besitzen, kann man Porträt-Silhouetten selber anfertigen. Man lasse zu diesem Zwecke auf einem an der Wand befestigten Bogen weißen Papiers mittels einer hellen, in Kopfhöhe aufgestellten Lampe den Schatten der darzustellenden Person fallen. Dann zeichne man die Schattengrenze sauber nach und verkleinere den auf diese Weise erhaltenen Kontur mittels des Storchschnabels, jenes bekannten Verkleinerungsinstrumeutes, das in jeder Zeichenmaterialienhandlung zu haben ist. Wird die Fläche innerhalb der verkleinerten Umrißlinie nun mit schwarzer Tusche ausgefüllt, oder das verkleinerte Bild mit der Schere aus schwarzem Papier ausgeschnitten, so ist die Silhouette fertig. Die mit Hilfe des Storchschnabels hergestellten Silhouetten können jedoch nur dann Anspruch auf Ähnlichkeit machen, wenn erstens der Umriß des Schattens genau nachgezeichnet und zweitens mit dem Verkleinerungsinstrument genau gearbeitet wurde. Aber auch das Aus-

schneiden oder Zeichnen der Profillinie eines Menschenkopfes unmittelbar nach dem Leben ist bei weitem nicht so schwer, wie man gewöhnlich annimmt. Allerdings gehört ein gewisses Maß von Auffassungsvermögen für Formen und Maßverhältnisse dazu. Und wenn Lavater von seinen Schülern verlangt, sie sollen sich fleißig im Herstellen von Silhouetten üben, so setzt er doch ein ziemliches Maß von Zeichentalent bei ihnen voraus. In seinen „Physiognomischen Fragmenten" schreibt er: „Wer Physiognomik studieren will, mache sich ein besonderes Studium aus den Schattenrissen. Wer diese verachtet, verachtet die Physiognomik. Wer keinen Sinn für diese hat, hat keinen für die menschlichen Gesichter. Sicherlich aber, wer seinen physiognomischen Sinn an der Silhouette übt und befestigt, der wird in lebendigen menschlichen Gesichtern wie in einem offen vor ihm liegenden Buche fertig zu lesen imstande sein. Und wie soll nun der Schüler der Physiognomik mit den Schattenrissen zu Werke gehen? Erst soll er sie aufs Genaueste machen lernen — selbst machen. Unter dem Ziehen der Silhouette schärft sich der Beobachtungsgeist ungemein, übt sich, jedes Gesicht in seine Silhouette aufzulösen, mithin seine charakteristische Grenzlinie leicht zu finden. Selbst machen soll er seine Silhouette und sich üben, den höchsten Punkt von Reinheit und Schärfe mit Sicherheit zu erreichen."

Unter den Künstlern, die sich fast ausschließlich mit dem Ausschneiden von Silhouetten befaßten, war der 1841 in Greifswald geborene Paul Konewka der bedeutendste. Sein Name ist so eng mit diesem eigenartigen Kunstzweige verknüpft, daß man bei einem historischen Überblick ihn stets an erster Stelle nennen wird. Er zeigte schon sehr früh für das Schattenbild eine außergewöhnliche und fast ausschließliche Begabung. Schon als Dreiundzwanzigähriger schnitt er den berühmten, durch die Ausgabe des „Kunstwart" so allgemein bekannt gewordenen Fries: Die Spaziergänger vor dem Tore nach der Szene im Faust. Nur ein Künstler von der Gestaltungskraft Konewkas konnte es wagen, zu Goethes gewaltigem Werk noch weitere 12 Blätter zu schaffen, wahre Kunstwerke, die bei aller Abhängigkeit von der Dichtung für sich allein dem Beschauer den angenehmsten Genuß bereiten können, und nicht wie die üblichen Illustrationen unserer Klassiker meistens eine fade VerWässerung des Dichterwortes darstellen.

Sein schönstes Werk schuf Konewka jedoch in feinen Darstellungen aus dem Sommernachtslraum von Shakespeare, ließ sich doch dem

hier obwaltenden humoristischen und phantastischen Element durch den Schattenriß am leichtesten und sichersten beikommen. Vielleicht ist es gerade der seltsame Gegensatz zwischen der düsteren Farbe des Schwarz und dem reizend neckischen und zierlichen Formenspiel der Silhouette, der ihr einen so prickelnden Reiz verleiht. Welche Heiterkeit und Grazie strahlt uns doch aus den zahlreichen ergötzlichen Kinderszenen, die Konewka mit seiner so vielseitigen Schere schuf-entgegen!

Außer Paul Konewka haben noch andere Künstler Bedeutendes, wenn auch nicht immer Werke von solch bleibendem Werte, mit ihrer Schere geschaffen. Von dem feit der Iahrhundert-Ausstellung in der Berliner Nationalgalerie erst gebührend bekannt gewordenen Maler O. Ph. Runge besitzt man in Hamburg große Sammlungen. Ein vortrefflicher Bildschnitzer war auch Karl Fröhlich. Seine meist für die Kinderwelt bestimmten Scherenbilder, zu denen er selbst den Text in Versen schrieb, zeugen von einer heiteren Liebenswürdigkeit und Lebendigkeit, wie man sie sonst selten findet. In seinen Kompositionen, in denen er oft eine größere Anzahl von Figuren zu einem schönen Ganzen zu vereinigen versteht, ist er geradezu verblüffend. Unter den jetzt noch lebenden Silhouettenkünstlern verdient außer Iohanna Beckmann, die besonders in ihren auf tüchtiges Naturstudium zurückführenden vegetabilen Beigaben Hervorragendes leistet, der ausgezeichnete Radierer Heinrich Wolff in Königsberg genannt zu werden. In feinen Schattenschnitten hat er es nicht ohne Glück versucht, sogar die landschaftliche Perspektive wiederzugeben. In dem Blatte „Das alte Tor" aus seiner Sammlung: „Erzählungen einer kleinen Schere" kommt seine Fähigkeit, eine räumliche Tiefenwirkung durch die Silhouette auszudrücken, wohl am besten zur Geltung. Da es jedoch dem Schattenriß versagt ist, auch die Luftperspektive zur Darstellung zu bringen, so werden derartige Versuche meistens weit über den Rahmen dieses bescheidenen Kunstzweiges hinausgehen. Wolffs „Riesenspielzeug" ist sicher hierfür ein deutliches Beispiel. Die Verwandtschaft der Silhouette mit der Malerei ist eben weit geringer als die mit der Skulptur. Das Wort O .Heuers, daß die Silhouette die auf zwei Ausdehnungen beschränkte Schwester der Plastik sei, findet in unfern hier wiedergegebenen Blättern seine volle Bestätigung.

Professor Levin L. Schücking:

Das Byron-Geheimnis

Am 25. April 1816 verließ Lord Byron sein Vaterland, um nie-
wieder zurückzukehren. Es war die große Krisis seines Lebens. In
den Salons seiner Bekannten zog man sich von ihm zurück, im Ober-
hause ignorierten ihn seine Standesgenossen, selbst auf der Straße
trafen ihn feindselige Blicke und seine Wohnung wurde von kühner
gewordenen Gläubigern belagert. Die Untergrabung seines Rufs,
zie zu dieser Katastrophe führte, hatte sich zwar langsam vorbereitet,
iber schließlich war sie doch außerordentlich beschleunigt worden durch.
'einen Ehefkandal. Seine Frau hatte sich von ihm getrennt, die
Scheidungsverhandlungen eingeleitet und ihre Vertrauten davon
überzeugt, daß an eine Aussöhnung nie gedacht werden könne. Daß
oie Gründe dafür unbekannt waren, gab verwegenen Gerüchten um
io mehr Spielraum. Von jeher hatten sich romantische Sagen an
Byrons Lebenswandel geknüpft. Schon als er noch Student war,-
munkelte man von einem Mädchen, das ihn in Pagentracht zu be-
gleiten pflegte und dann wie die Geliebten in den alten schottischen
Volksballaden an der Geburt eines Kindes gestorben sei. Als er
darauf aus dem Orient wiederkam und dessen Szenerie für seine-
Verserzählungen verwertete, da hieß es, einige der schauerlichsten
Vorgänge in ihnen seien eigenen Erlebnissen nacherzählt, ja, man
wollte wissen, er habe gar selbst in entlegenen Gewässern Seeräuberei
getrieben. Solche Legenden ließ Byron sich lächelnd gefallen, schon
weil sie das Interesse des Publikums an seinen Werken und die neu-
gierige Scheu vor seiner Person verstärkten. Aber das Element des
Wohlwollens, das dieser Stimmung der Öffentlichkeit immer noch
beigemischt gewesen war, schien plötzlich mit Lady Byron zusammen
versckMunden zu sein- Von Mund zu Mund gingen Anschuldigungen
bedenklicher Art gegen ihn, in den unteren Volksschichten wollte man
von einem Mord, den er begangen habe, wissen — in seinen eigenen

Kreisen war es ein offenes Geheimnis, daß seine Frau ihn verlassen, weil sie sein Liebesverhältnis zu seiner Halbschwester Auguste Leigh entdeckt habe- Allein diese Auffassung blieb in bestimmten Grenzen, außerhalb dereiz sie als eine ungeheuerliche Verleumdung aufgefaßt und, wo sie einmal auftauchte, gebrandmarkt wurde. Wie war es anders möglich angesichts der reinen und rührenden Verse Byrons an die geliebte Schwester, die der ganzen Welt offen lagen, in denen nicht der Gluthauch der Leidenschaft, sondern die zärtlichste Fürsorge des Bruders atmete, dem schließlich über alle Feuertränke der Sinne der reine Quell der Geschwisterliebe geht? — Aber welchen Grund mochte Lady Byron haben, ihren Mann dermaßen zur Zielscheibe aller Arten von Verleumdungen werden zu lassen, daß er selbst sie seine „moralische Klytömnestra" schalt? Die Öffentlichkeit blieb darüber völlig im Dunkeln und da sie den Grund nicht kannte, so war sie schließlich des guten Glaubens, daß überhaupt keiner da sei. Und nun begann sich die Meinung des Publikums langsam gegen Lady Byron zu kehren. Ihr Name wurde nie mehr ohne lauten oder leisen Vorwurf genannt. Man leugnete nicht, daß sie aus-reichende Ursache gehabt haben müßte, gekränkt zu fein, aber man verzieh ihr nicht, daß sie zu den schlimmsten Vorwürfen gegen ihren Mann stets geschwiegen hatte. — Dann vergingen nicht weniger als 53 Iahre. Der literarische Geschmack in England machte in dieser Zeit entschiedene Wandlungen durch. Tennyson wurde zum lyrischen Wortführer der Nation, der verachtete und gehaßte Shelley erhielt die ihm gebührende Stellung auf dem heimischen Parnaß, die Bewunderung des zu seinen Lebzeiten vernachlässigten K^ats zog von einem kleinen Kreise aus immer weitere Wellen, die Kunst der Präraffaeliten setzte sich gegen den Widerstand der breiten Massen durch und Byrons Poesien verloren darüber ihren Reiz. Aber das Interesse an seiner Person blieb und so erregte es ungeheures Aufsehen, als die berühmte Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte", die amerikanische Schriftstellerin Harriet Beecher-Stowe im Iahre 1869 in „Macmillans Magazine" einen Aufsatz veröffentlichte, in dem sie der Welt auf Grund von Mittelungen ihrer neun Jahre zuvor verstorbenen Freundin, der Lady Byron, den Schlüssel zu den rätselhaft gebliebenen Vorgängen der Byronschen Ehescheidung darbot. Lady Byrons Schweigen zu den schlimmen Anschuldigungen gegen ihren Gemahl erklärte sich nach ihr ganz ein»

fach: sie hatte die Beweise dafür in Sänden gehabt, daß Byron in
der Tat der Geliebte seiner Schwester gewesen war.
Diese Veröffentlichung löste einen Wutschrei gegen die Beecher-
Stowe in ganz Europa aus. Wer ihr glaubte, — und es gab eine
nicht geringe Anzahl von Leuten, die genug Bescheid wußten, um
nicht zu zweifeln — der erklärte doch das Vorgehen der Amerikanerin
als taktlos und ohne Geschmack und innere Berechtigung. Die über-
wiegende Mehrzahl aber empörte sich gegen die Weiterverbreitung
einer Bezichtigung, für die keine Beweise vorgelegt wurden, und die
deshalb, mochte sie immer auf Lady Byron zurückgehen, den Charak-
ter der Verleumdung trug. Frau Beecher-Stowe hatte einen Schlag
in Waffer getan, schlimmer als das: sie hatte ihrem eignen Ansehen
einen tödlichen Schlag versetzt und dieser Schlag traf das Andenke«
ihrer toten Freundin mit. Wieder ward sie zum Gegenstand der
gehässigsten Betrachtungen gemacht, ja, eine angeschene englische Zeit-
schrift verstieg sich in der Kritik ihres Benehmens zu dem Satze:
„Die heruntergekommenste Dirne auf der Straße ist nicht so schlecht
wie Lady Byron." — Abermals verfloß mehr als ein Menschen-
alter, da, vor wenigen Iahren, erschien ein Buch mit der Bestimmung,
allen Legenden endgültig den Garaus zu machen und die nackte
Wahrheit an ihre Stelle zu setzen. Ralph Wilbanke, Graf
Lovelace, Byrons Enkel, machte 1905 den auf den ersten Blick
höchst erstaunlichen Versuch, in seiner „A start e" genannten Schrift
den dokumentarischen Beweis für den Incest seines Großvaters und
damit für die Haltlosigkeit der gegen seine Großmutter geschleuderten
Verleumdungen zu erbringen. Das seltsame Werk wurde privatim
gedruckt und einer Reihe von Bekannten des Grafen und im öffent-
lichen Leben stehenden Leuten übersandt- Es ist naturgemäß bald
eine Rarität ersten Ranges geworden (den vorliegenden Zeilen dient
ein Exemplar, das von der Gräfin Lovelace an die Universitäts-
bibliothek in Iena geschenkt worden ist). Nach dem Erscheinen dieses
Buches sink alle Byron-Biographien veraltet und die Beziehungen
des Dichters zu seinen Werken müssen von neuem untersucht werden.
Einige der wichtigsten neuen Gesichtspunkte seien im Folgenden
herausgehoben.
Des Dichters Vater, der „Kaptain Iohn Byron", hatte zwei-
mal geheiratet. Eine überlebende Tochter aus erster Ehe, Augusta,
wuchs dem Sohn aus zweiter Ehe fern bei ihrer Großmutter heran

und heiratete 1807, dreiundzwanzigjährig, ihren Vetter, den Obersten George Leigh. Diese Ehe, der mehrere Kinder entsprossen, war höchst unglücklich. Oberst Leigh war ein wüster und ungebildeter Geselle, der den größeren Teil des Iahres bei Freunden zubracht«, die den denkbar schlechtesten Ruf genossen, und der für feine Frau kein Verständnis, kein Ineresse hatte und ihrem Kommen und Gehen mit völlig gleichgültigem Auge zusah. — Von Augusta mehr als ein blasses Bild zu gewinnen, hält schwer. Sie war wohl eine jener Frauen der sentimentalen Periode, deren erstes charakteristisches Beispiel vielleicht Sternß berühmte Elisa ist. Sein Grundzug liegt in der Gemütsweichheit und dem entscheidenden Einfluß des Gefühls- auf das Verstandesleben. Daraus resultiert eine gewisse Unselbständigkeit und eine Unentschlossenheit, wenn es zu handeln gilt, die als eine Art süßer Hilflosigkeit für viele Männer einen so großen Reiz bedeutet. Auch Augusta war anscheinend eine Mischung von Weib und Kind, hingebend und impulsiv, ohne Nachgcdanken bis zur Oberflächlichkeit, aber doch auch wieder Weib genug, um in hohem Maße den Instinkt der Selbstverteidigung zu besitzen. — Im Iuni 1813 zog Augusta zu einem längeren Besuch zu ihrem Bruder nach London. Lord Byron befand sich gerade damals auf dem Höhepunkt seines Ruhms. Sein „GaKpr", der gleichzeitig mit Augustas Kommen veröffentlicht wurde, brachte es in 4 Monaten auf 7 Auflagen. Tie Vergötterung des Dichters durch die Frauen war beispiellos. Byrons Genußsucht hielt mit seinen Eroberungen gleichen Schritt. Er sah mit Erstaunen, wieviel von dieser bürgerlichen Ehrbarkeit, an die der größte Teil der Welt glaubte, nur Maske war, und begann die Sitte überhaupt mit skeptischem und zuweilen schon zynischem Blick zu betrachten- Unter diesen Umständen bedeutete der Besuch einer vier Iahre älteren, 29jährigen, in ihrer Ehe vernachlässigten Halbschwester, die er früher kaum jemals näher kennen gelernt, eine gefährlichere Versuchung für ihn, als sie sein leicht entzündbares Blut vertrug. Ganz gewiß wies diese Frau ja auch eine Reihe der Züge auf. aus denen sich der Byronsche Idenltyp des Weibes zusammensetzt, jene Gattung Frau, deren ganzes Leben sich nur auf den Mann bezieht, die blindlings im Gegensatz zur ganzen Welt an ihm hängen und denen schließlich die Liebe sogar die Kraft zu- den unerhörtesten Heldentaten in seinem Dienste gibt. Konnte Byron von diesen Eigenschaften vorerst bei Augusta nur die Fähigkeit zur völligen

Robert Orkelmann: Fritz Heinemann:
.Satyr mit zerbrochenem Krug" â€žTÃ¤nzerin"

(Zu Wiedemaims â€žScherenbildern">

EMPTY

Hingabe sehen, so schloß er wohl — irrtümlich — auf das Vorhandensein auch der andern, der heroischen, Fähigkeiten bei ihr. Außerdem bestach ihn ihr leichtes, kindliches Geplauder, ihre Scherzhaftgkeit und ihr SinN für Komik, und ihn, dem alle Naivetät fernlag, belustigte der von ihr nicht empfundene Gegensatz zwischen ihrer strenggläubigen Frömmigkeit und der sündhaften Schwäche gegenüber dem Ewig-Männlichen. Die Bande, die einen andern zurückgehalten hätten, zerriß seine Frivolität wie Spinngeweben . . . Ihm lag vielleicht ganz im Gegenteil in einer solchen Handlung etwas von dem, was Oskar Wilde immer wieder den „Reiz des Verbrechens" nennt, und was für den Genuß noch eine ganz besondere Würze bedeutet. Dazu kommt, daß Byron sich selbst und sein Leben in außerordentlichen Maße vom artistischen Gesichtspunkte betrachtete. Schon ehe dazu eigentlich genügende Veranlassung vorlag, lebte er sich in die Rolle des Verbannten mit dem blutenden Herzen und der heimlichen Schuld hinein, einen Typ, der aus allerlei^Literaturquellen, wie Schillers „Karl Moor", Moores „Zelttco". ChHteaubrians „Rene" zusammengeflossen war. Und auch Rene ging ja schon interessant durch die Last einer ähnlichen Schuld einher. Bereits in dieser Zeit nahmen Byrons Bekannte an dem vollkommen durchsichtigen Verhältnis der beiden zueinander schweren Anstoß. Bekannte sich doch Byron selbst in Gesellschaft zu Anschauungen über den Incest und erging sich in Andeutungen über Augusta, die keinen Schatten von Zweifel mehr zuließen. Er beabsichigte sogar, Augusta auf eine Reise nach Sizilien mitzunehmen, kam aber auf dringendes Zureden der Lady Melbourne von diesem Plane wieder zurück. — Im April 1814 gab Augusta einer Tochter das Leben, die auf den Byronschen Lieblingsnamen Medora getauft wurde. — Dreiviertel Iahr später war Byron der Gatte von Anne Isabella Milbanke. — Man weiß, wie diese Ehe des auf eine Rangierung feiner zerrütteten Geldverhältnisse bedachten Dichters zustande kam, die nach jeder Richtung eine Enttäuschung bedeutete- Mochte ihr immer eine flüchtige Neigung zugrunde liegen, so fehlte es dem Verhältnis doch von vornherein an dem Fundament übereinstimmenden Temperaments und gemeinsamer Weltanschauung. Lady Byron war von anmutigem Äußern, ungewöhnlich gut unterrichtet und von klarem, durchdringen, dem Verstand. Sie war als Dame erzogen und als einziges Kind verhätschelt und daher nicht ohne Eigensinn. Hätten sich diese Eigen-

Das Byron-
schaften mit mehr seelischer Wärme und Temperament gepaart, so
wäre die Ehe trotz aller drohenden Stürme vielleicht nicht ganz so
schnell gescheitert. Indessen. Lady Byron war eine kühle, aber dabei
ungewöhnlich empfindliche Natur, einer jener weiblichen Charaktere,
für die „das Erlebnis mit dem Mann" die ungeheure Enttäuschung
bedeutet, von der sie sich nie wieder erholen. Ein paar Wochen ehe«
lichen Zusammenlebens mit Byron genügten offenbar für sie, um
ihre ganzen bisherigen Anschauungen vom Leben umzuwerfen. Wo
die Fantasie dem Mädchen holde Träume vorgegaukelt, da erblickte
die Frau nur noch häßliche Brutalität. Auch sie glaubte die Wahr-
heit maskiert zu sehen, ohne zu bedenken, daß es hier keine Wahrheit
gibt, sondern daß sich die Dinge je nach dem Temperament des Er-
lebenden verschieden ausnehmen. Die sinnliche Genußsucht Byrons
flößte ihr einen tiefen und erbitterten Haß gegen das „Fleisch" als
den Urgrund alles Übels ein. Diese Seite der menschlichen Natur
galt es zu ersticken. So kam sie auf allerlei Ideen über Erziehung
und spann die zerstörte Romantik ihres jugendlichen Denkens in an.
derer Form, in einen Traum von Spiritualismus aus. Ihr eigenes
Unglück öffnete ihr überdies die Augen für das Leiden der andern,
so daß sie, wohl auch nicht unberührt geblieben von dem glühenden
politischen Freiheitsdrang ihres Gatten, ein lebhaftes Interesse für
die Emanzipation der Katholiken, die Abschaffung der Sklaverei und
die politische Erlösung der Iren betätigte. — Allein diese Richtung
schlug ihr Denken erst später ein, vorläufig stand es offenbar gänzlich
unter den vernichtenden Eindrücken, mit denen die Ehe ihr Seelen-
leben bedrohte.
Ein unglücklicher Zufall licß Lady Byron ein paar Tage nach
der Hochzeit die Rede auf Deydons „Don Sebastian" und des dsrin
behandelten Motiv des Incest zwischen Bruder und Schwester brin-
gen. Darauf erfolgte ein solcher Wutanfall Byrons, datz die
Ahnungslose zusammenfuhr und sich gelobte, die Rede nie wieder
auf dies Thema zu bringen. Bei sich grübelte sie darüber nach und
kam auf die Vermutung, ihr Mann, von dessen Vater und eigenem
lockeren Leben sie Mußte, möchte einmal zu jemand in Beziehung ge-
treten sein, der sich nachträglich als eine natürliche Schwester heraus,
gestellt hätte. Iedoch ein gewisser Argwohn blieb und wurde genährt
durch Byrons augenscheinliche Versuche von Zeit zu Zeit, sich zu ver-
gewissern, ob und wieviel sie etwa wützte oder ahnte. — Diese Ver-

suche fielen für jemand, dessen Verdacht einmal geweckt war, in der Tat zu plump aus, wie sie denn gelegentlich direkt den Anschein des Zwecks haben konnten, Beängstigungen bei ihr wachzurufen. - Es hing das mit einer gewissen grausamen Neigung Byrons zusammen, sie den Stachel wiederfühlen zu lassen, der ihn in dem Ioche der Gemeinschaft mit ihr so heftig zu drücken begann- Wahrscheinlich gereizt von ihrer Kühle, erzählte er ihr von seinen früheren Geliebten; ihre Prüderie zu verhöhnen, wagte er es sogar, ihr einmal zu berichten, wie er als Brautführer einer Miß Hanson sie noch am Altar leise an ihre Verführung erinnert habe. Man kann sich denken, wie schnell unter solchen Umständen Byrons Frau sich ihm innerlich entfremdete. Dazu trugen noch in besonderem Maße die entsetzlichen Wutanfälle Byrons in dieser Zeit bei, die Lady Byron auf die Vermutung brachten, daß ihr Mann geistig nicht ganz zurechnungsfähig sei. Unfraglich lag in der Byronschen Natur ein stark pathologischer Zug, der nicht wundernehmen kann, wenn man bedenkt, daß in seiner mütterlichen Familie Irrsinn vorkam und sich auch die Verschwendungssucht und Wüstheit seines Vaters schwerlich auf ganz normale Ursachen zurückführen ließ. Was aber bei Byron gerade jetzt so besonders erschreckende Wutszenen veranlaßte, das war gewiß neben pekuniären Schwierigkeiten das ihm unerträgliche Gefühl der Gebundenheit durch die Ehe. Jegliche Art von Willensbeschränkung war diesem Mann verhaßt. Nahm sie die Form der Herrschaft an, so war sie seiner erbitterten Befehdung sicher, woraus sich denn die treffend von seinem Enkel hervorgehobene merkwürdige Erscheinung erklärt, daß er überall auf das Heftigste gegen die Unterdrückung kämpfte, aber niemals wirkliche Sympathie mit den Unterdrückten empfand. — Bei den genannten Wutanfällen fand Lady Byron nur einen Schutz, und zwar durch das Eingreifen und die tatkräftige Unterstützung von Augusta, der sie oft ihr Leben zu danken meinte. Ihre Gefühle dieser Frau gegenüber unterlagen daher naturgemäß oft einem starken Schwanken. Sah sie in ihr einmal nur die hilfsbereite Freundin, der sie ihr ganzes Inneres offen legen wollte, so rief im nächsten Augenblick eine plumpe Anspielung Byrons allen Verdacht von neuem gegen sie auf die Schanzen. Klagte sie sich selbst oft bei einer gänzlich naiven Antwort Augustas des beinahe Perbrecherischen ihres Mißtrauens an, so erschien ihr ein anDeres Mal die Harmlosigkeit Augustas so erkünstelt, daß der Verdacht sich

ihrer ganz bemächtigte, das Verhältnis der beiden bestehe sogar »och jetzt.
Dann gab die Reise der jungen Frau mit ihrem wenige Woche« «lten Kinde zu ihren Eltern dem Leben aller drei Beteiligten die entscheidende Wendung. Byron selbst hatte diese Trennung gewünscht, als aber ein Brief seiner Schwiegermutter ihm ankündigte, daß sie endgültig sein sollte, geriet er außer sich, weigerte sich, einzuwilligen und spielte bei den ganzen nun folgenden Vorgängen die Rolle des Überraschten, Gekränkten und Verleumdeten. In dem Benehme« seiner Frau zu diesem Zeitpunkt hat man denn auch unbegreifliche Widersprüche finden wollen. Nichts ist falscher. In Wirklichkeit war während des Zusammenlebens der Beiden das Vertrauen der jungen Frau vom Argwohn vollkommen unterhöhlt. Da und dort hatte ihr der Zufall Beweisglieder hingeworfen; sie brauchte sie nur zusammenzufügen und die Kette war unzerreißbar fest. Indes unter dem Eindruck von Augustas zeitlicher Liebenswürdigkeit kam sie nicht dazu. Sie verschmähte stets die nächstliegende Erklärung und suchte Zuflucht bei der unwahrscheinlichsten. Aber als sie dann Distanz gewonnen hatte, dem persönlichen Einfluß der Beteiligten entronnen, den Ihrigen Bericht erstattet und gezwungen war, sich die nüchternen Tatsachen zu vergegenwärtigen, da brach das untergrabene Gebäude ihres Glaubens mit einem Schlage zusammen. Ihre Empörung war nun um so heftiger, ihre Bitterkeit um so stärker, je größer vorher ihre Anstrengung gewesen war, sich diesen Glauben zu retten. Der Skandal, der Byron aus England treiben sollte, nahm seine» Anfang.
In der entsetzlichsten Lage in dieser Zeit befand sich August« Leigh. Man versteht nicht recht, wie sie noch immer in Byrons Haus weilen konnte, obgleich die Entbindung seiner Frau, zu der sie herbeigeeilt, schon Monate vorüber war, um so weniger, als die über sie umlaufenden Gerüchte natürlich ihr Ohr bald fanden. Ihre Freunde sahen vielleicht gerade darin einen Beweis ihrer Unschuld, uno um diese völlig an den Tag zu bringen, wirkten sie auf Lady Byron ein, zu Augustas Gunsten eine Erklärung abzugeben. Das hieß aber denn doch von der beleidigten Frau zu viel verlangen, sie antwortete Augusta, indem sie ihr die in ihren Händen befindliche« Beweise darlegte. — Augusta hatte sich von Byron einmal sein Ehrenwort geben lassen, ihre Beziehungen an niemand zu verraten. Tie hatte

«lso trotz allem, was die Welt erfahren mußte, geglaubt, ihre Maske bewahren zu können. Sie sah jetzt, daß es unmöglich war und gestand. Ihre Beichte bedeutete offenbar einen vollkommenen inneren Zusammenbruch. Sie wurde damit zunächst ein Instrument in Lady Byrons Hand, denn das Geständnis, vor der Ehe mit Byron in Be» ziehungen gestanden zu haben, konnte Lady Byron nicht ohne weiteres veranlassen, sich von Augusta zurückzuziehen. Nichts ist törichter, als «us dem weiteren Verkehr der beiden einen Schluß entweder auf die Unschuld Augustas oder auf einen häßlichen Charakter bei Lady Byron zu ziehen. Gerade dadurch, daß sie sich ihr erschlossen, hatte Augusta sich in ihre Hände gelegt und also einen Anspruch auf ihr Verständnis erhoben. Es lag überdies nahe für die gekränkte Frau, auch in ihr ein Opfer der ihr nur zu wohlbekannten Brutalität ihres Mannes zu sehen. Was aber Lady Byron außer dem Gefühl auch persönlicher Dankbarkeit aus schwerer Zeit, verhinderte, Augusta aufzugeben, das war die Furcht, die Verzweiflung könne Augusta wieder in Byrons Arme werfen und die Sünde sich erneuern. Sie betrachtete es als ihre sittliche Aufgabe, dies mit allen Kräften zu verhindern- —

In der Tat wachte in Byron das Gefühl für Augusta, mit der sich seine Gedanken naturgemäß viel beschäftigten, bald heftig wieder «ms. Mitten aus dem wüsten Genußleben von Venedig strömt er ihr glühende Liebe hin. Sein Genius flüstert ihm dabei die wunder» »ollen großen Worte zu, deren Meister er ist: Dante ist menschlicher «ls Gott, er läßt Paolo und Franceska in der Hölle wenigstens zusammen leiden, wir aber quälen uns getrennt voneinander. Ihretwegen wird er nach England zurückkehren. — Die innerlich gebrochene Empfängerin, die über sich selbst keine Verfügung mehr hat, ängstigt dieser Brief. Sie schickt ihn pflichtgemäß an Lady Byron und beide Frauen beraten nun über die notwendige Antwort. Lady Byron urteilt sehr sachkundig über das Schreiben und seinem Verfasser. Die Antwort mutz jedenfalls so abgefaßt sein, daß nicht Byrons Rachegefühl wach wird. Sie schlägt eine geschickte Fassung vor, die Augusta sich anzunehmen beeilt. Aber wenn Augusta auch den Brief ihres ehemaligen Geliebten seiner Frau mit den erschreckten Worten: »er ist nun ganz verrückt geworden" vorlegte, so ist sie innerlich weit von der Stellung entfernt, die sie äußerlich zu ihm einnimmt. Sie müßte kein Weib gewesen sein, wenn nicht etwas in ihr aus diesen zärtlichen

Liebesworten doch halb unbewußt heimliches Glück gesogen. etwas sich gegen die Andere aufgebäumt hätte, der sie erlauben gemußt, ihr nun ihre Gefühle zu diktieren. Sie quält sich mit dem Gedanken, wie, wenn er nun wirklich wiederkäme? Soll sie ihn in der Tat nicht wiedersehen? Sie findet heraus, daß ein Grund dagegen spricht, den auch Lady Byron anerkennen muß: würden nicht die Ihrigen gerade dann Verdacht schöpfen, falls sie ihn bei seiner Rückkehr nicht sehen wollte? Und weiter — könnte sie, als die Einzige, die ihm näher steht, nicht versuchen, bessernd auf ihn einzuwirken? — Solche Fragen täuschen Lady Byron nicht. Sie erkennt aus ihnen nur, daß der Dichter seiner Schwester noch immer nicht so gleichgültig ist, als er es sein müßte. Sie antwortet deshalb tadelnd und droht mit der für Augustas Ruf so verhängnisvollen Aufgabe der Beziehungen zu ihr. —

Die gefürchtete, vielleicht heimlich halb erhoffte Wiederbegegnung sollte niemals stattfinden, denn Byron kehrte aus Italien nicht zurück. Seine Leidenschaft zu Augusta mußte an ihren Antworten zugrunde gehen. Zuweilen, wenn sie ihm gar so unverständlich erscheint, flackert seine Liebe zunächst noch zornig empor und er schreibt dann Worte, die wie Heines Verse sagen:

Wie kannst Du ruhig schlafen
Und weißt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder.
Und dann zerbrech' ich mein Ioch ...

Aber das sind Aufwallungen ohne Folgen für sein Handeln. — Andere Frauen, vornehmlich die Guiccioli, traten in sein Leben, andere Interessen beschäftigten ihn und man merkte es seinen fünf Iahre später geschriebenen Briefen schon an, daß die kritischen Ereignisse, die den einsam lebenden Frauen noch so frisch in der Seele brennen, für ihn bereits eine Ewigkeit zurückliegen. So kann er denn auch seiner Frau die Bitte aussprechen, Augusta und ihren Kindern ihr Wohlwollen nicht zu entziehen, und als sie eine Anspielung auf die Vergangenheit macht, antwortet er ihr: „Mitteilungen zwischen uns beiden sind mir „Dialoge der Toten" oder „Briefe zwischen dieser Welt und der nächsten" . . . Was sie ist oder gewesen sein mag, D u hast ganz gewiß Zein Recht, Dich über sie zu beklagen. Ganz im Gegenteil, Du weißt gar nicht, wie verpflichtet Du ihr ge-

Wesen bist. Ihr Leben und meins — und Deins und meins, waren
zwei vollständig voneinander getrennte Dinge, als >das eine aufhörte,
begann das andere. Und nun sind sie beide zu Ende." — Drei Iahre
später ist Byron gestorben. Augusta hat ihn noch fast um ein
Menschenalter überlebt, sie starb erst 1851. Ihr Lebensabend war
mehr als freudlos. Geldsorgen hetzten sie, ihre Gesundheit verließ
sie, ihr Herz war ersteint. Daß Lady Byron ihr vor dem Tode noch
eine freundliche Botschaft sandte, empfand sie als Trost. —
Soweit das, was sich aus den Aufklärungen des Grafen Love-
lace ergibt! Sie gehen von dem Grundsatz aus, daß die „peinlichste
Enthüllung nicht so schlimm wie ein Lügengewebe ist", zumal wohl,
wenn dessen Last von einer Unschuldigen getragen wird. Lady Byron
selbst hatte an die Möglichkeit einer Veröffentlichung für das Iahr
1880 gedacht, aber ihre Vertrauensmänner scheuten sich vor der Ver-
antwortung. Als der letzte von ihnen gestorben war, hat deshalb
Byrons Enkel selber die verhüllenden Schleier von der verhaßten,
ewig wiederholten Lüge herabgerissen, das „Skelett im Hause" auf
den Markt getragen- Wenn das schon einmal geschehen mußte, so
ist die Art, in der es geschehen, gewiß 'nicht einwandfrei. Nicht nur.
5«K das Buch mit allerlei gelehrten Lefefrüchten, unzugehörigen
Anekdoten, Ausfällen gegen die neue Zeit und Exkursen zur französi-
schen Geschichte gespickt ist, der Verfasser hat auch gerade diejenigen
Dokumente vom Druck ausgeschlossen, die das unumstößlichste Zeug-
nis hätten ablegen müssen: die briefliche Beichte der Augusta nämlich.
Er folgte dabei angeblich dem Rat des berühmten Sir Leslie
Stephan, der ihm von dem peinlichen Eindruck dieser Beichte auf den
Leser gesprochen und ganz allgemein den Rat erteilt hatte, nur so
viel von der schmutzigen Wäsche an den Tag zu geben, als zur Auf-
klärung unbedingt erforderlich sei. In der Tat ist schon das bei-
gebrachte Material erdrückend. Man wird mit der subjektiven
Färbung einzelner Stellen auch einer Reihe tatsächlicher Unrichtig-
keiten in dem Buche rechnen müssen und sich überhaupt erinnern, daß
auch der Verfasser „aus Tantalus Geschlecht" ist, aber die Dokumente
behalten ihren Wert.
Trotzdem hat es nun nicht an Versuchen gefehlt, die Beweise zu
entkräften. Zuerst hat sich der von Lovelace gekränkte Verleger
Murray (Monthly Review, Febr. 190«) zur Wehr gesetzt und die
Ungerechtigkeit der Angriffe gegen ihn nachgewiesen. Dann hat der

Byron-Herausgeber Prothero, ein gleichfalls persönlich gekränkter
Freund Murrays, dem Grafen den Fehdehandschuh Hingewarfen
(Monthly Review. März 1906). Aber seine Waffen muten kindlich
an. Er kann die Briefe Byrons an Augusta nicht leugnen, aber sie
find nach ihm verfaßt, um seine Frau durch den Verdacht, den sie
erwecken mußten, zu quälen. (Ist etwa auch der Manfred mit dem
Jncest als Vorwurf nur verfaßt, um Lady Byron zu ärgern?) Ferner
meint Prothero, Byron habe von einem ähnlichen Verbrechen seines
Vaters gewußt und deshalb auch von seiner Person fälschlich mit
einer solchen Geschichte renommiert. — Das würde aber doch Byron
in den Augen jedes anständigen Menschen kaum minder stark belasten
als die Anschuldigung seines Enkels! — Ausführlicher beschäftigt sich
mit dem Buche Lovelaces eine von Murray veranlaßt? Schrift:
„I^Ol-ci L^r»n an6 Ki8 Oetractors", die (1906) nur in wenigen
Exemplaren „tor private circulätion" gedruckt und den Mitgliedern
einer literarischen Gesellschaft, des „Roxburghe Club" überreicht
worden ist. Eine ungenannter Iurist — es ist der wohlbekannte
E. Mr. Henry Pember K. C. — prüft hier das Material des Grafen
Lovelace auf seine Beweiskraft. Folgerichtig läßt er nur die vor-
gebrachten Dokumente gelten. Was Lovelace an intimen Details
aus dem Eheleben und dem Charakter der Drei mitteilt, behandelt
er als aus der Luft gegriffen, die Erklärung, daß die Briefe mit der
Beichte der Augusta noch existierten, ignoriert er; in die Behauptung,
daß Leslie Stephan sich zu Lovelace bekehrt habe, setzt er Zweifel.
Das alles mag das gute Recht seiner Methode absoluter Skepsis sein
und man wird ihm sogar beistimmen, wenn er weiterhin eine Reihe
von Übertreibungen und Unrichtigkeiten bei Lovelace feststellt. Die
Verbrennung von Byrons Memoiren z. B. scheint trotz Lovelace
nichts mit der Astartefrage zu tun zu haben, und einer Erklärung von
Lushington u. a. schiebt Lovelace mehr unter, als sie besagt. Aber
was nun Pembers Gegenbeweise angeht, so stehen sie auf allzu
schwachen Füßen. Da soll es etwas besagen, daß Lady Byron dem
Vertreter ihres Gatten in den Scheidungsverhandlungen, Lord
Broughton, auf seine Frage nach dem Incest als Vorwurf verneinend
geantwortet habe. Aber wir wissen ja, daß Lady Byron, nachdem
sie sich ihren Vertrauten erschlossen und mit ihnen einen schriftlichen
Tatbestand fixiert, in Augustas Interesse zu schweigen beschloß. —
Ferner meint Pember, daß in den kritischen Iahren Byrons Herz

durch eine große Liebesaffäre mit Lady C. Camb und Casly Oxford
vollauf beschäftigt war. Dieses Argument kann man nicht ohne
Lächeln lesen. Für die Kenner Byrons bedarf es keiner Wider-
legung. Mr- Pember ist offenbar ein scharfsinniger Iurist und ein
„Ki^K principlecj Gentleman" vom alten Schlage, dem der Incest
zwischen Halbbruder und Halbschwester schlimmer als ein Mord er-
scheint, aber von den verschlungenen Wegen, die komplizierte Seelen
wandern können, hat er in seiner Schlichtheit keine Ahnung. So
klammert er sich an eine Stelle in einem Briefe Lady Byrons an
Auguste unmittelbar, nachdem sie den Gatten verlassen: „Es ist mir
eine große Beruhigung, daß Du in Piccoöilly (d. h. bei Byron) bist"
»nd meint, sie drückt entweder ehrliche Freude aus, Byron in der
Pflege einer treu sorgenden Schwester zu wissen — und das schließe
jede Möglichkeit eines so entsetzlichen Verdachtes zu dieser Zeit aus
— oder sie sei ein solches Zeugnis erschreckender Doppelzüngigkeit
«nd Heuchelei, wie er sie Lady Byron nicht zutraut. Aber Pember
macht sich nicht klar, daß es hier eine dritte Möglichkeit gibt, die
psychologisch mit Lovelaces Darstellung durchaus in Einklang steht.
Diese Briefstelle an Augusta wie die beiden zärtlichen Briefe der
Lady Byron an den Dichter von unterwegs und daheim erklären sich
gerade aus dem verzweifelten Kampf, den sie gegen ihr Mißtrauen
führt. Sie wehrt sich dagegen demonstrativ, wie sich ein Mensch gegen
einen Verdacht wehrt, der ihm selbst unwürdig und erniedrigend vor-
kommt, bis allmählich sein Vertrauen unterhöhlt und plötzlich wie
von einer Flut weggerissen wird. Auch daß Lady Byron oder die
Freundin der Augusta, Mrs. Villiers, falls sie an die Schuld der
Augusta geglaubt, nicht Mehr freundschaftlich mit ihr hätten verkehren
können, ist psychologisch zu oberflächlich, um zuzutreffen. — In der
Tat bleiben nun auch für Pember in den Veröffentlichungen des
Grafen Lovclace einige Fakta, die nicht abzuleugnen sind und ihm
eine neue Erklärung zu erheischen scheinen. Es bleibt vor allem ein
Dokument vom 14. März 1816, in dem Lady Byron vor ihrem
Rechtsbeistand Lushington mit Zuziehung mehrerer Zeugen zu Pro-
tokoll gibt, daß sie in ihrer Ehe wohlbegründeten, aber nicht aus-
reichend zu beweisenden Verdacht gefaßt habe, es möge zwischen ihrem
Gatten und seiner Schwester ein Verhältnis bestanden haben oder
gar noch bestehen. Da sie aber im Zweifel gewesen sei, überdies ge-
legentlich Zeichen von tiefer Reue bei Augusta wahrgenommen und

dazu von dieser besondere Güte erfahren hätte, so habe sie ihren Argwohn niemals laut werden lassen. Ohne ihr Zutun habe sich jetzt das Gerücht dieses Verhältnisses dennoch verbreitet. Sie sei trotzdem bereit, um Augusta vor dem Äußersten zu bewahren, den Verkehr mit ihr wieder aufzunehmen, behalte sich aber in der Zukunft alle Schritte vor. Um kommenden Mißdeutungen ihres Verhaltens vorzubeugen, wolle sie den Tatbestand indes fixieren.

Ein noch wichtigeres Dokument bilden dann die oben erwähnten Briefe: Byrons glühender Liebesbrief aus Venedig an Auzusta, deren Begleitschreiben dazu an Lady Byron und die Antwort der letzteren- Am liebsten würde sie Pember, da sie nicht faksimiliert vorliegen, ableugnen, da ihm dies jedoch zu gewagt erscheint, verwendet er sie mit dem vorher beschriebenen Dokument zum Aufbau einer neuen Theorie.

Nach ihm hätte Lady Byron, von ihrem vielfach treulosen, oft betrunkenen Gatten brutal behandelt, ihn im Glauben, er sei verrückt, verlassen, mit der Absicht, nicht wieder zurückzukehren. Sie habe darauf gerechnet, daß jedermann ihr in diesem Plan recht geben würde, sei indes auf einigen Widerspruch gestoßen. Als sie dann von dem Gerücht gehört, habe sie darin ein Mittel erkannt, ihr zum Ziel zu helfen, zumal ihr wahrscheinlich in Erinnerung an einzelne ^««««istische Äußerungen Byrons der Gedanke gekommen sei, es könne aus Wahrheit beruhen. In diesem Sinne habe sie zu ihrem Anwalt Lushington gesprochen und in der Tat damit ihr Ziel erreicht.

Byron seinerseits habe wohl wirklich — es wird nicht gesagt, zu welcher Zeit — die Schwester zu verführen gesucht, sie sei erschreckt, ihrer selbst nicht sicher gewesen und habe sich schon ihre Furcht, nicht widerstehen zu können, als Verbrechen ausgelegt. Diese Versuchung habe sie als Schuld der Lady Byron gebeichtet. Dann habe Byron sich nach seiner Gewohnheit auch diesen Gegenstand seines Renommierens halb und halb als Wirklichkeit eingebildet und aus dieser Selbsttäuschung heraus jenen Brief an Augusta geschrieben, den sie deshalb mit der Bemerkung, er sei verrückt geworden, an Lady Byron weiter gesandt habe. Aus deren Antwort gehe deutlich hervor, daß sich das fragliche Verbrechen nicht ereignet habe, denn Lady Byron schreibe ja, sie müsse antworten: „nach einem so unzweideutigen Beweis, daß der Gedanke an sie mit den schuldigsten Gefühlen ver-

knüpft sei. betrachte sie es als ihre Pflicht, alle Beziehungen abzu-
brechen" — was brauche sie aber einen derartigen brieflichen Beweis,
wenn die Verführung sich schon längst ereignet habe! In einem
andern Briefe spreche Lady Byron auch von seinem „verbrecherischen
Verk«ttgen und Plänen", das aber beweise, daß das Verlangen nicht
gestillt, die Pläne nicht ausgeführt seien. —
Diese Beweisführung ist in allen Punkten nicht schlüssig. Zu-
nächst scheint sich Mr. Pember, der in der Einleitung seiner Schrift
die von Lovelace hervorgehobenen früheren Verunglimpfungen seiner
Großmutter auf das heftigste bestreitet, nicht darüber klar zu sein,
daß er selber ein schwärzeres Bild von ihr entwirft, als das irgendwo
bisher geschehen. Denn schon jenes Protokoll bei Lushington. das
ausdrücklich das Aufsteigen des Verdachts während der Ehe
feststellt, wäre dann Fälschung und Lüge. Alle späteren Erzählungen
der Lady Byron aber wären, da ihr Augusta nur eine Versuchung
gebeichtet. wider besseres Wissen geschehen und demnach Verleum-
dungen schlimmster Art. Dabei bezeichnet Pember die Lady Byron
selbst als „Moralisto? rHiciickzs . . . pure, unsZsailable." — Ihre
beiden Briefe nach der Trennung ferner wären Heuchelei der bedenk-
lichsten Sorte, und als solche, weil zwecklos, nicht einmal verständlich.
Augusta würde weiterhin freilich entlastet, aber auf Byron blieb das
Odium der Leidenschaft für seine Schwester und des Verführunzs-
versuchs. Dazu aber wird ihm zugemutet, in einer Sache von solcher
Bedeutung nicht mehr unterschieden zu haben, was er wirklich erlebt
und womit er nur renommiert habe. Aus der Luft gegriffen sollten
Sätze sein, wie: „Wir mögen großes Unrecht getan haben, aber ich
bereue nichts, als die verdammte Heirat und daß Du Dich weigerst,
mich so weiter zu lieben, wie Du mich geliebt hast; ich kann dieK
kostbare Stück Besserung weder vergessen noch ganz verzeihen . . .
Francesca und Paolo, deren Fall freilich ein gut Teil weniger
schlimm war als unserer, obgleich auch schon hinreichend böse . . ." —
Diese Annahme hieße Byron zum Verrückten stempeln. Und wenn
Pember bemerkt, aus diesem Briefe spreche übrigens auf alle Fälle
nur eine beiderseitige Leidenschaft, er enthalte aber nicht den Hin«
weis auf eine beiderseitige Hairdlung, so spürt man den Advokaten
heraus, für den es überhaupt keine verlorene Sache gibt — der Un-
befangene und der Kenner Byrons kann nur darüber lächeln. Aber
auch bei dem angeblichen Gegenbeweis durch die Briefstelle der Lady

Byron zeigt sich Pember geradezu geblendet. Byrons „Verlangen" und seine „Pläne" sind ja deutlich genug ausgesprochen: sie bestehen in dem Wunsch nach der Wiederaufnahme der alten Beziehungen zu Augusta. Es mußte, nachdem sie glücklich in ein ruhiges Fahrwasser geraten waren, Augusta in der Tat auf das höchste erschrecken, und der starke Ausdruck, den sie über ihn braucht, erklärt sich durch ihre Stellung zu Byrons Gattin. Was aber deren Antwort angeht, so ist in der Tat nicht einzusehen, warum Augusta, die innerlich ein neues Leben zu beginnen gesucht, trotz allem ehedem Vorgefallenen nicht an Byron schreiben sollte: sein Brief sei ihr ein Beweis, daß er an sie in einer Weise dächte, wie er es nicht dürfte und deshalb müsse sie die Beziehungen aufheben. Die Verhältnisse würden freilich klarer hervortreten, wenn die Worte lauteten „noch immer" oder „w iede r" an sie in einer Weise dächte usw., aber n L t i g ist dieser Zusatz nicht-

Es ist schwer verständlich, wie Murray glauben konnte, durch eine derartige „Widerlegung" die Wirkung von Lovelaces' Buch bei kritisch selbständigen Lesern paralysieren zu können, unbegreiflich aber wird diese Art der Bekämpfung, wenn man bei Prothero liest (Monthly Rereview 1906, S. 16, I.or6 L^ron anä Kis Oetracwrs, S. 96), daß Mr. Murray im Besitze einer Erklärung ist, die Byron über die Gründe seiner Ehetrennung seinem Anwalt gab, über die Lovelace wahrscheinlich nichts wußte und die „den Schlüssel zu vielen Schwierigkeiten" enthält. Aber warum in aller Welt veröffentlicht sie Murray dann nicht, nachdem die Sachen einmal so weit gediehen sind?

Statt.dessen hat Murray einen Mr. Richard Edycumbe in seinem Verlage das Wort zu einer neuen und abenteuerlichen Interpretation der von Lovelace vorgetragenen Dokumente gegeben. Das konfuse, weitschweifige und langweilige Buch dieses Mannes: L)?ron. I^Ke I^ast ?KgLe (London 1909) verficht die Theorie, daß die Frau, die in Byrons Leben die entscheidende Rolle gespielt habe, seine alte Iugendliebe Mary Chaworth gewesen sei. Mary war eine sehr unglückliche Ehe mit einem gewissen Mr. Masters eingegangen, von dem sie zeitweilig getrennt in der Nähe von Byrons Heimat Newstead Abbey lebte. Hier sollte sie Byron besucht und verführt haben. Das Kind, das diesem Verhältnis entsprang, sollte dann seine hilfsbereite Schwester durch eine vorgetäuschte Entbindung als ihr eigenes aus-

zegeben haben. Mehr als das: um Mary Chaworths Ehre zu schützen, hätte Augusta die Lady Byron in den Glauben versetzt, sie selbst sei die Geliebte ihres Bruders gewesen und ihr Kind sei Byrons Sind. — Beweise für diese mehr als unwahrscheinliche Aufopferung bringt Edycumbe nicht bei. Ist sie schon psychologisch vollkommen unhaltbar, so krankt sie dazu noch wie der bekannte englische Literarhistoriker Andrew Lang in der Fortrightly Review (August 1910) nachgewiesen hat, an derartigen inneren Widersprüchen, sich gegenseitig aufhebenden Zeitansätzen und Unrichtigkeiten, daß kein Vorwurf zu schwer gegen das Vorgehen eines Mannes wiegt, der mit der Ehre eines unbescholtenen Toten derart frivol umzuspringen wagt. .

So schmerzlich es für den Byron-Verehrer sein mag, wird es doch für den Einsichtigen bei dem, was Lovelace enthüllt hat, sein Bewenden haben müssen- In seinen Gedichten, seinen Briefen und feinen Tagebüchern wird nun vieles, über das man bisher weggelesen, in feiner eigentlichen Bedeutung erst klar. Und die Kluft zwischen dem Menschen und dem Künstler wird unüberbrückbar. Derselbe, der , an die Geliebte und Schwester die Worte schreibt: „Ich bereue nichts!" — läßt den Manfred unter der Last der Blutschuld zusammenbrechen. Die Ethik seiner Kunst diktiert die Außenwelt, sein eigenes Handeln regiert der Trieb. So rückt er in der Literaturgeschichte an die Seite Oskar Wildes. Bei beiden bleibt es unsere Aufgabe, uns den Genuß ihrer Kunst trotz alledem ungetrübt zu erhalten. —

.Ob sie wirklich so grimmig waren, wie man sagt?"
„Und ob sie? waren, schöne Gräfin; hört ihren Wahlspruch:
„Mit Jedem es im Kampf aufnehmen, vor Zweien stehen, vor
Dreien nicht ausbeugen, erst vor Vieren darf man weichen." WaS
dünkt Euch von Männern mit dieser Devise?"
Albereta bemerkte an anderes denkend: „Und wenn nicht Eure
Pilger vor Salerno erschienen wären, gerade als meine Borfahren
diese heißumstrittene Stadt belagerten —"
„Ha, da flogen Muschelhut und Pilgerstab uitd Schwert und Helm
wurde hervorgerissen. Mich dünkt, ich wär dabei gewesen, als auK
den frommen Pilgergewanden grimmige Krieger fuhren und Hiebe
austeilten, so kräftig, wie kein Sarazene es kann. Doch deshalb keine
Feindschaft zwischen uns beiden" — er hielt ihr die schlanke, harte
Hand hin, die sie zu übersehen schien.
„Und Adversa wurde Euer."
„Und wir haben Kraft für Kraft hergegeben, und sind deS achten
Benedicts Winke gefolgt, der uns auf Apulien hetzte, wo die Griechen
Früchte ernteten, die sie nicht gesät hatten."
„Und dann Tankred von Ha.tevilles Ankunft mit seineu zwölf
Söhnen . . . ."
„Welchen hättet Ihr wohl zum Gatten erkoren. Gräfin Troarn?"
„Aber," sie wich seinen leuchtenden Blicken aus. „Eure Frömmig.
keit war eine merkwürdige."
„Räuber feien wir immer geblieben, wollt Ihr sagen; ja, beim
Himmel, das ist das Gute an uns, dah wir in keine Heuchelei der»
sielen, sondern wie wir waren, uns gaben."
„Selbst das Patrimonium Petri habt ihr angegriffen."

Erich SHmidt-Keftner: â€žUnsere Kuh"

Richard Rusche: â€žSchreiender Hirsch-
(Zu Wiedemanns â€žScherenbildern")

„Und, setzt es gleich hinzu, bei Civitella den neunten Leo geschlagen —"
„Und —"
„Ja, auch gefangen genommen. Laßt uns aber Gerechtigkeit widerfahren; als unsere Krieger den gefangenen Papst erblickten, warfen sie sich ihm zu Füßen und leisteten ihm Lehnshuldigung."
„Und seither gelten alle Normannenkönige für Lehnstrager des päpstlichen Stuhls, ist's so?"
„Sagt, holde Dame, ist es nicht schön, unter dem Löwenbanner zu leben?" Er schien ihre Frage überhört zu haben. Er bemerkte, daß ihre Wangen zu blühen anhuben. Hatte es der würzige Trank getan? Wie mochte sie erst strahlen, wenn er, den sie im Herzen trug, bei ihr weilte? Er trat dicht an sie heran. „Frau Albereta, ist's nicht schön, unter dem Löwenbanner zu leben? Wollt Ihr mir einen Talisman geben, wenn ich in die Schlacht ziehe? Oder wird er, ach, zwei sinds ja, werden sie Euch mißhandeln aus Eifersucht?"
„Ihr verlaßt uns? Wann?"
„Das kann Euch schon der morgige Tag belehren."
„Ihr scherzt, Sir?"
Ach, schade um die Rosen, der Schreck hat sie gepflückt! Rufus sah, wie sie erbleicht war.
„Stoßt denn an auf glückliche Heimkehr." Er schenkte die beiden Becher voll.
„Blickt mich doch an, Frau Albereta! Wie, wenn ich Euern Lockenkopf ins vorderste Treffen stelle und ein Schottenpfeil sein Lächeln unterbricht? Ich seh nicht ein, weshalb ichs nicht soll, ich kann, was ich will, und ich will Euch frei wissen für — mich."
Ein roter Blutstrahl ergoß sich in diesem Augenblick über ihr weißes Kleid. Ihre Hand, die den gläsernen Becher umspannt gehalten hatte, hatte ihn in allzu festem Griff zersplittert. Hatte sie gedacht, es wäre ihr Herz, was sie in der Rechten hielt? Wollte sie es still machen?
Die Flecken aus dem Kleid ließen sich entfernen. — Als Vasilia dem König half, die Wunde ihrer Herrin zu verbinden, kam Troarn mit Giffiu, die ihm unten begegnet war. Albereta eilte ihm freudig entgegen. Wenn es nicht der König gewesen wäre, so hätte Troarn Argwohn geschöpft.

Ein: Frau sei nie zärtlicher gegen ihren Mann, als nachdem fte
Rh» Setrogen habe, so ungefähr hatten ihm seine Freunde berichtet...
Vicht Iking? nach dieiem Tag rüstete RufuS seine Truppen und
zog unter St. Cuthberts Fahne über Cambrien zur Schlacht. Tain»
irien stand unter schottischer Oberhoheit, doch Rufus hatte sich darum
»ke gekümmert und seine Herrscherrechte hier geltend gemacht. Um
dieses Landstrichs willen entbrannte der Kampf jetzt.
König Malcolm, stolz und kühn, ähnlich wie RufuS, brach mit
Deiner Armee nach Northumbrien auf. Hier stießen die feindliche»
Heer? aufeinander und ein heißes Schlagen begann. Es schien, als
Len Gebirgen Schottlands, Nachkommen der Picten, die einst nackt
wären die Rollen vertauscht, und Rufus Krieger kämen aus den mit-
gekämpft batten, als einzig feienden Schutz die Runen auf ihren
Heibern.
Malcolm wußte, daß daheim eine edle Frau liebend seiner ge»
dachte, daß Mathilde, sein junges Kind, im Kloster zu Wilto« die
Hände betend für ihn faltete. Und überdies kämpfte an seiner Seite
Edward, sein Sohn, ein heldisch Blut, wenn auch an Iahren noch
nicht reif. Aber Rufus stritt wie ein Wilder. Als es ihm zu heiß zu
werden begann, riß er den Helm vom Kopf und schleuderte ihn weg,
so daß sein Haupt den Schwertern und Geschossen der Feinde aus-
gesetzt war. Seine fliegenden Blicke suchten unter dem Pfeilregen und
dem Waffengetöse der Schotten einen: den König. So lechzt der
junge Löwe nach seinesgleichen, um in mörderischem Kampf Kraft
gegen Kraft zu messen. Und hat er den gefunden, den er sucht, so
»marinen die machtvollen Pranken ihn und zermalmen ihn im Über-
schwang der Sieglust. Rufus Getreue wollten ihn zurückreißen, den»
neben Malcolm kämpfte der Thronerbe; er aber, als hätte er die
Kräfte aller Helden seines Stammes in sich, stieß alle fort und
stürmte auf das Schlachtroß zu, das seinen königlichen Herrn trug.
Ein Schwertstreich, wuchtig, als gälte es eine alte Eiche zu fällen,
zersplitterte dessen Helm und machte Schottland zur Waise. Da
sausten Hiebe auf Rufus Schädel nieder, doch sie zerspalteten th»
»icht. Das Blut rann zwischen seinem Rothaar herab, er erhob de»
deschienten Arm und stieß Malcolms Erben zwischen den Eisen-
maschen seines Panzers das Schwert ins junge Herz.

Vielleicht geschah das in dem Augenblick, als Albereta in der
Schloßkapelle auf den Knien lag, unfähig zu beten, und mit kalter
Geele das orate lratre» et soror« des Priesters vernahm, der
gerade das heilige Meßopfer feierte.
Das Gift des Mißtrauens hatte endlich Eingang in ihr Herz
«efunden. Täglich erlebte sie es, daß kein Stand und Rang vor
Niedrigkeit der Gesinnung bewahrte, daß kein Eid- und Treuschwur
ernst genommen wurde, daß in manchen Kreisen die Vorsicht die
Verderbtheit der Sitten wohl verbarg, desto tiefer indes diese Ver-
derbtheit eingerissen war.
Bitterkeit gegen alle erfüllte Albereta. Auch ihren Gatten Nagte
sie an. Hinterging er sie nicht mit Adgife? Hinterging nicht auch
Tyrell die Freundin durch Unaufrichtigkeit? Und Fräulein von
Viani? Giffiu? O Seligkeit der Einfalt, die ihre Augen noch nicht
zu gebrauchen versteht!
Albereta legte den Kopf in die Hände. Sie erschien sich unendlich
verlassen.
Die Kerzen auf dem Altar waren längst ausgelöscht worden,
als sie die Kapelle verließ. Hinter ihr schritten ihre Frauen und
unterhielten sich über den trübseligen Zustand der Herrin, der sich
von Tag zu Tag steigerte. Da, auf der Treppe, erhellte ein Gedanke
ihr schwermütiges Gesicht.
Beim Mittagessen sagte sie flüchtig zu ihrem Gemahl: „Ich
möchte wohl den Erzbischof von Canterbury kennen lernen, wollt Ihr
mich zu ihm begleiten? Er wird mich nicht abweisen, denn er soll
>ut und freundlich zu allen Leuten sein."
Troarn sah sie verwundert an.
„Den Erzbischof wollt Ihr kennen lernen? Wißt Ihr, daß das
«ar nicht so leicht ist? In der Stadt trefft Ihr ihn nicht, da er in
feiner Diözese herumreist, um die Klöster zu besuchen und in all den
vernachlässigten Gemeinden Ordnung zu schaffen."
Er sab ihr so viel zu bedenken, daß sie, durch seine Einwürfe
ermüdet, ihren Plan wieder aufgab.
Einige Tage später erschien Adgife und warf sich jubelnd an
»Iberetas Brust.
„Wißt Ihrs schon? Der König hat gesiegt, er ist auf dem Heim-
weg. Gautiers Meldung kam heute morgen. Wenig Verluste hätte
unser Heer zu beklagen. Nun ist der Sorge ein Ende gesetzt."

Maria Jcmitschek
Heimweh
Albereta trat stumm ans Fenster. Adgife begriff sie nicht. Ihr
lachte das Herz vor Freude, daß ihr Liebstes in der Welt, ihr Gautier,
heil und auf dem Rückweg sei. Indessen hörte man unten Fanfaren
schmettern, Pferdehufe und lustige Stimmen wurden laut, einige
Damen der Nachbarschaft, deren Männer mit in den Kampf gezogen
waren, erschienen, um gleich Adgife den Troarns die Freudenbotschaft
zu bringen. Der Graf von Bray, der schon anwesend war, nahm
Anteil a nder fröhlichen Mahlzeit, die man beging.
„Wir halten uns deshalb nicht weniger für Stützen unseres
Herrn," scherzte Troarn später, als die köstlichen Weine seines Kellers
flossen, „weil wir nicht mit in den Krieg gezogen sind. Herrn von
Brays Hände sind nicht ganz sicher und meine kurzsichtigen Augen
erlauben es mir nicht, für den König zu kämpfen, aber unsere Herzen
schlagen treu mit ihm in der Gefahr und freuen sich heute seines
Sieges."
Weshalb bin ich so schlecht, dachte Albereta, die an seiner Seite
saß und lächeln sollte, indes ihr die Tränen näher lagen. War es der
rote Wein in- den Bechern, der sie an gewisse blühende Wangen
erinnerte?
Seit Orielde sich von Rufus übersehen sah, war sie aufs neu^
für ihn entbrannt. In Gefahr und Tod war sie ihm nachgefolgt.
Ietzt teilte sie den Sieg mit ihm.
„Freut sie sich denn nicht?" flüsterte Adgife zu Troarn und
deutete auf Albereta. „Fast traurig sitzt sie da."
Wie sie einander anschauen! Albereta wandte sich verwirrt an.
ihre Nachbarin — es war die junge Frau von Sais — und begann
ein gleichgültiges Gespräch. Sie hörte es kaum, als die Tafeli auf-
gehoben wurde, und erschrak über Adgife, die zu ihr hintrat.
„Wenn ich Euch nur verstünde, Albereta, ich liebe Euch so. lehrt
mich doch, Euch zu verstehen." Gautiers Frau zog sie in eine Ecke,
des Saals. „Was denkt Ihr. Albereta?"
Fortsetzung im nächsten Heft

Prof. Dr. Rohland:
Von der Bildung der Erdoberfläche

Nachdem sich das Erdoberflächenrelief gebildet hatte, nachdem durch Zersetzung der grcmitischen Steine durch Wasser und Kohlensäure ein zur Aufnahme organischen Lebens geeigneter Boden entstanden war, waren die Bedingungen gegeben, unter denen auS der anorganischen Materie organische und organisierte entstehe« konnten.

E i n Weg wurde dadurch möglich, daß nach einer Vermutung von Moissau aus den Metallkarbiden zunächst gasförmige Kohlenwasserstoffe entstanden, die sich dann weiter zu flüssigen und festen Kohlenwasserstoffen polymerisierten. Aus diesen einfach zusammengesetzten Kohlenwasserstoffen sind dann komplizierter zusammengesetzte organische Verbindungen entstanden.

Den Übergang aus der anorganischen zur organischen Materie können wir jetzt künstlich im Laboratorium herstellen, seitdem Möhler (1828) gezeigt hatte, daß rein anorganische Stoffe, Ammoniak und Lyunsäuren, den organischen Harnstoff bilden.

Wenn der elektrische Funke zwischen Kohlepolen in einer Wasserstoffatmosphäre überspringt, entsteht Acetylen, das durch Polymerisation in Benzol verwandelt werden kann. Das Benzol aber ist' der Ausgangspunkt zahlloser organischer Verbindungen, auch der Anilinfarbstoffe. Es ist möglich, Äthylalkohol auS anorganischen Stoffen zu gewinnen, der durch Oxydation in die Essigsäure «mgewandelt werden kann, und diese durch weiteren Aufbau in die höher konstituierten Fettschichten überzuführen.

Die Amide, substituierte Ammoniake und Derivate der Aläuine und^Leucine, bilden den Ausgangspunkt, aus denen Polypeptide dargestellt werden können, die durch weitere synthetische Kombination zum künstlichen Eiweiß führen sollen.

Freilich die Natur, diese einzige und herrliche Künstlerin, bildet auf ganz anderem Wege aus anorganischen Stoffen organische. Auf den grünen Laubdächern des Buchenwaldes lastet der Sonne Glut; fast lautlos glitzert und flimmert die Luft zwischen den Zweigen; nur das Schwirren der Insektenflügel durchzittert den heißen Raum.')

Hinter diesem Waldweben vollzieht sich ein großer, geheimnisvoller Vorgang; nicht in träumender Ruhe liegen die grünen Blätter der Buchen, geheimnisvolle Kräfte wenden sie dem flimmernden Lichte zu; ein Luftstrom, der die Kohlensäure trägt, rauscht stetig an ihnen vorüber und durch ihre Spalten in sie hinein.

In den Blättern findet die Zerlegung des Kohlenoxyds in seine Grundstoffe, in Kohlenstoff und Sauerstoff, stats; es sind die transversal schwingenden Ätherwellen und in den Blättern selbst die Chlorophyllteilchen in den einzelnen Zellen, welche die beiden Elemente auseinanderreißt. In den Blättern hat sich eine wunderbare Fabrik etabliert, die auf noch unbekannte Weise vermittelst der strahlenden Energie und des Chlorophylls diese Trennung ausführt, den freigewordenen Sauerstoff in die Luft zurückgibt und den Kohlen st off und dasWasfer zu Stoffen im kolliden Zustande, vor allem zu Stärke, verarbeitet.

In einem andern Teile der Pflanzen, vermutlich n den Siebröhren, wird aus anorganischen Stoffen, den salpeter» sauren, phosphorsauren und schwefelsauren Salzen, die diese aus dem Boden aufnehmen, und den schon gebildeten Kohlehydraten pflanzliches Eiweiß synthetisiert- Zum Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff, der in den Kohlehydraten vereinigt ist. ist hier noch Phosphor und Schwefel hinzugetreten.

Noch ist es uns nicht gelungen, die Fabrikationsmethode, welche die Natur sorgsam verhüllt hat, kennen zu lernen, und das Geheimnis, in dem die Natur ein paar Elemente zu Eiweiß kombiniert, zu entschleiern!

Diese großartige Synthese bildet erst die Grundlage, auf der sich alles tierifche Leben entwickeln konnte.

Wenn nun überhaupt auf unfern Planeten der Übergang vom Anorganisch-Organischen zum Organisierten, vom Leblosen zum Le-

Sieh« P. Rohland: «u« der Raturi Der «reisla»f de» Stickstoffs.

der Erdoberfläche Prof. Rohland
bendigen, wenn auch in der kleinsten Form des hüllelosen PerloglaS-
mus stattgefunden hat. so muß vermutlich diese ersteGeburt»-
stätte in das kolloidale Medium gelegt werden.
Organische kolloide Verbindungen bildeten die Grundlage zur
Bildung der ersten, einfachsten, organisierten Formen; ihre Bau-
stein«, die verschiedenen Albumine, Kaseine, Kohlehydrate, finden
sich in der Natur nur im kolloiden Zustande.
Hierbei handelte es sich nicht nur um Anordnung von Atomen
und Molekeln und um Einleitung gewisser Bewegungen, vielmehr
muß hinzugefügt werden, daß der Zustand, in dem sich die ein-
zelnen anorganischen und organischen Verbindungen befanden, für
die Entstehung des Lebendigen von allergrößter Bedeutung war;
dieses Stadium war aber das kolloide. Und es muß hinzugefügt
werden, daß sehr wahrscheinlich katalytische Phänomene dabei
berücksichtigt werden müssen. Denn positive Katalysatoren sind stets
da wirksam, wie die Beobachtung jetzt lehrt, wo höchst merkwürdige
und noch von dunklen Schleiern umhüllte Vorgänge verlaufen; und
Fer in inte und Enzyme andererseits, die auch kolloider
Natur sind, sind gerade bei physiologischen Vorgängen als positive
Katalysatoren erkannt werden.
Vielleicht ist das Bild, das man sich von der (Generali«
»pontäneA oder sequivoca entworfen hat, in wesentlichen Teilen
unrichtig und entspricht nicht den tatsächlichen, einst stattgefundene»
Vorgängen. Schon die Unterscheidung zwischen Autogonie, der
Bildung eines einfachsten organisierten Individuums aus einer
anorganischen Bildungsflüssigkeit oder aus anorganischen Stoffen
und PIasmogonie,der Bildung eines Organismus einer schon
aus anorganischen Substanzen gebildeten organischen Bildungs-
flüssigkeiten oder organischen Materie dürfte vom richtigen Wege
ableiten.
Die Richtlinie müßte vielmehr in dem kolloiden Zustand der
Materie führen, in dem sowohl anorganische wie organische
Substanzen vereinigt sind.
Auch d i e Vorstellung müßte eine Änderung erfahren, daß a«S
einem Komplex anorganischer oder organischer Stoffe nunmehr so-
gleich eine, wenn auch noch hüllenlose Zelle oder ein Mones ent-
standen ist.

Prof. Rohland
Bon der Bildung
Vielmehr hat sich aus dem kolloiden Zustand der vereinigten anorganischen oder organischen Materie unter geeigneten Bedingungen ein Zwischenprodukt entwickelt, das noch zum Teil anorganisch-organisch, zum Teil schon organisiert war.
Diese Zwischenstufe ist aber im „Kampfe ums Dasein" untergegangen, da ihre Lebensbedingungen höchst ungünstige waren; aus ihr haben sich aber die noch jetzt existierenden Dauerformen, die einfachsten Organismen wie die Moneren, entwickelt.
Dabei muß auch noch folgender Punkt berücksichtigt werden; möglicherweise findet die allererste Vereinigung und Verbindung der anorganischen und organischen Stoffe im kolloiden Zustande zu einem organisierten Körper zwischen Teilchen der Materie statt, die wegen ihrer enormenKleinheit auch mit unsern besten Hilfsmitteln, mit dem Ultramikroskop, nicht sichtbar gemacht werden können.
Dieser Gedanke ist deswegen nicht ohne weiteres von oer Hand zu weisen, weil ähnliche Erfahrungen vorliegen- Es gibt winzig kleine Teilchen der Materie, die sich unseren Sönnerapparaten aus» schließlich durch ihren G e ruch bemerkbar machen; sie sind weder mir der feinsten analytischen Wage, selbst wie sie in neuester Zeit hergestellt werden, wägbar, noch können sie mit irgend welchen optischen Hilfsmitteln sichtbar gemacht werden. Trotzdem ist an der Existenz, solcher kleinsten Teilchen nicht zu zweifeln.
Was nun später mit Hilfe des Mikroskops sichtbar wirk spiegelt den Vorgang der Urzeugung in einem späteren Stadium wieder^ in dem schon aus dem anorgailisch-organisch-organisierten Zwischenprodukt im kolloiden Zustande ein hüllenloser Protoplasmus, ein Mones, schließlich eine Zelle entstanden ist. Nachdem sich aber so die ersten, einfachsten Pflanzen und Tierzellen gebildet hatten oder vielleicht eine Kombination beider, haben Vererbung und A n - passung unter Mitwirkung des Kampfes um die notwendigen Existenzbedingungen eine stetige Entwicklungsreihe herbeigeführt, deren Gipfelpunkt der Übergang der höchst entwickelten Säugetiere- bis zum Unmenschen, zum Höhlenmenschen, war.
Für die Entwicklung des Höhlenmenschen aber sind zwei Momente charakteristisch; er versuchte technische Fertigkeiten zu. erlangen bei der Anfertigung seiner Werkzeuge und Geschirre; die ersten Anzeichen einer, wenn auch sehr einfachen, künstlerischen

Tätigkeit sind hier anzutreffen; so haben sich bei Höhlenmenschen in
Frankreich Zeichnungen von Mammut, Hirsch usw. an den Wänden
gefunden.

Auf der anderen Seite aber sah sich der Höhlenmensch von
furchtbaren Naturgewalten umgeben; gelang es ihm auch, der wilden
Tiere Herr zu werden, fo umgaben ihn doch unerklärliche Natur-
ereignisse, Tag und Nacht, Sonne und Mond, Regen und Stürme,
Überschwemmungen und Erdbeben. —

Alles Unbekannte aber erweckt Furcht ; und hier ist wohl auch
die Ursache und der Beginn des Götzendienstes und der Religion zu
suchen.

Seine wahre Stellung in der Natur konnte der Höhlenmensch
aber nicht erkennen; wäre es dem Menschen überhaupt in irgend
einer früheren Entwicklungsperode vollkommen gelungen, der Werde-
gang der Menschheit wäre ein ganz anderer voraussichtlich geworden.
So wandte sich aber der Mensch immer mehr von dem Bestreben,
die Natur zu erkennen, ab, und den sog. Geisteswissenschaften zu. Es
begann die Periode der „Naturverachtung". Die Ursachen der Ent-
stehung der Naturverachtung waren aber die folgenden:

Die alten Ägypter besaßen eine wohl begründete Natur-
anschauung; ihre ältesten Götter, die Göttin Net. der Gott Nef, die
Göttin Pascht, der Gott Sebek repräsentieren Naturbegriffe, die
Materie, den Geist (Energie), Raum und Zeit.*)

Bis zu den griechischen Naturphilosophen schritt diese Entwick-
lung in immer glänzenderer Weise fort, und erreichte in diesen ihren
Höhepunkt. Eingeleitet wurde die Peroide der Naturverachtung von
den Sophisten, ihre Tätigkeit war bloß zersetzend, nicht auf-
bauend: sie gipfelte in dein total unrichtigen Satze, da ^.»v
Xk>^<kwv SvK;ui5«5 ist, schließlich jede subjektive Meinung
wahr oder falsch sei, und daß jede objektive Erkenntnis un-
möglich sei.

Einen neuen Weg, den der Suduktion, wies zwar Sokrates*
durch Aufstellung und Beantwortung der Frage, wie Erkenntnis
überhaupt möglich sei; er kam zu dem Schlusse, daß diejenige Er-
kenntnis die richtige sei, in der alle Menschen übereinstimmten,
wandte sich aber dadurch von der Naturbetrachtung im allgemeinen

') «ergl. P. Rohl«nd: Slitögvptische Religion und moderne Ratm»
Philosophie.

** «ergl. F. Schultz»: Philosophie der Naturwissenschaft.

ab, um die ethischen Probleme in den Vordergrund Pellen;
so verließ er das bis dahin geltende Gebiet des Sinnlich-
Schönen und -Guten, also des Natürlichen, um an
seine Stelle nur das Sittlich-Gute zu stellen.
Noch heute leiden wir an diesen verhängnis-
vollen Irrtum.
Die sokrates-platonische Auffassung erhielt ihre präzisere Aus-
bildung im Christentum, das sich vom Naturerkennen im
Sinne der griechischen Philosophie fast vollständig abwandte- In
seinem Gefolge erschien notwendigerweise die sittliche Heuchelei.
Die Stellung des Höhlenmenschen aber ist mit der desKindes
sehr wohl zu vergleichen; auch das Kind kultivierter Eltern befindet
sich noch jetzt in der gleichen Lage.
Es bemüht sich, die ihm angeerbten technischen Fertigkeite«
weiter auszubilden und neue hinzuzuerwerben; auch künstlerische
Neigungen, sei es ererbte oder neu erworbene, stellen sich ein.
Auf der anderen Seite sind auch dem Kinde die es umgebenden
Naturereignisse fremd, verständnislos steht es ihnen gegenüber, und
die Folge ist, soweit diese schreckenerregend sind, dieFurcht.
Seine wahre Stellung in und zu der Natur kann es natürlich
nicht erkennen.
In diesen Verhältnissen kommt das biogenetische Grund-
gesetz ebenfalls zum Ausbruck.
Die Entwicklung, die das Kind jetzt noch jedesmal rasch durch-
läuft, hat in einer früheren Periode der Geschichte der Mensch lang-
sam und allmählich durchgemacht.
Die kurzdauernde und schnelle Entwicklung des Kindes ist eine
Rekapitulation der langsameren Enticklung der Ur-
menschen.
Einige ihren Mitmenschen überlegene und genialische Männer
machten sich dann die Furcht der elsteren vor den Naturgewalten
zu nutze, um sie beherrschen zu können; so bildete sich die Kaste der
Priester, aus der fast überall das Königtum hervorgegangen ist.
Dann folgt in der Entwicklung der Menschheit das. was wir
eigentlich „Geschichte" nennen, Bildung und Zerfall von Staaten am
„Baume der Menschheit".
Der Natur aber ist die s e Geschichte durchaus nicht das Wesent-
liche, sondern dieFortpflanzungder Rassen.

Wie sollen wir, wie soll sich der Staat der Kurie gegenüber ver-
hatten, um einerseits den Bestand der katholischen Fakultäten z«
Achern, andrerseits der Würde und Ehre der Hochschulen nichts zu
Vergeben? Mancherlei ist dabei zu berücksichtigen.
Schon die Herren Dr. v. Campe und Dr. Friedberg haben am
7. bezw. am 8- März im Abgeordnetenhause gesaS daß das diploma-
tische Schaukelspiel, wie es seitens der Kurie in mündlichen Ver-
fprechungen, in Briefen, in Artikeln des „Osservatore Romano" her-
vorgetreten sei, aufhören müsse; alle Zusagen der Kurie müßten
in Zukunft schriftlich und dokumentarisch gegeben werden; der Ver-
kehr des preußischen Staates mit dem Vatikan dürfe nur in binden-
den diplomatischen Formen geführt werden. Auch ich bin der
Meinung, daß die jetzige Unklarheit und Verworrenheit nur durch
Vereinbarungen nach Art eines StaatsVertrages mit der Kurie auS
der Welt zu schaffen sind, und es erscheint dringend wünschenswert,
daß die Regierung bei der nächsten sich darbietenden Gelegenheit in
erneute Verhandlungen mit dem Vatikan eintritt. Dabei ist meines-
Erachtens die Forderung zu stellen: Die Kurie muß protokollarisch
erklären, daß jetzt und künftig jeder Hochschullehrer vom Modernisten»
»ide ausgenommen sei. Im einzelnen ist folgendes festzusetzen:
1. Die jetzigen Hochschulprofessoren sind bis an ihr Lebensende vom
Eide zu befreien; sie dürfen ihn auch nicht freiwillig leisten, ohne
dadurch auf ihr Staatsamt zu verzichten, und es besteht dem Staate
gegenüber eine Anzeigepflicht, ob sie den Eid geleistet haben oder
nicht. Denn es erscheint keineswegs ausgeschlossen, daß die heute
vom Eide befreiten Professoren ihn morgen auf einen geheimen
Befehl der Kurie leisten, ohne daß der Staat etwas davon erfährt.
>. In der Seelsorge stehende Professoren, die den Eid bereits geleistet
haben, müssen entweder auf ihre Professur oder auf ihre seelsorgerische

Tätigkeit verzichten; im letzteren Falle, also wenn sie Professoren bleiben wollen, sind sie vom Papste ihres Eides zu entbinden. 3., und dies ist die Hauptsache: jeder Priester, der sich an einer Hochschule zu habilitieren beabsichtigt, oder der für die Berufung in eine erledigte Professur in Frage kommt, ist vorher vom Papste des Eides zu entbinden.

Durch solche Vereinbarung würde das Prinzip der Gleichberechtigung von Staat und Kurie in dieser „gemischten Frage" zum Ausdruck gebracht werden, und ich glaube, es ist noch nicht zu spät, der römischen Kurie zu zeigen, daß der preußische Staat in dieser Frage, in der Universitätsfrage, keinen Spasz versteht. Am besten würde natürlich ein solcher Vertrag mit dem Vatikan auch gleichzeitig von Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen abzuschließen sein.

Dem historischen „5Ion possumus" der Kurie hat noch meistens ein eventuelles „?o8sumus" zur Seite gestanden, wofür schon die geschehene Befreiung vom Eide den Beweis liefert, und eine Nachgiebigkeit Roms wird auch in der Lösung vom Eide erreichbar sein, da es sich nicht um einen Glaubenssatz, sondern um eine Zweckmäßigkeitsmaßregel handelt. Darum hängt es jetzt ganz allein von der Kurie ab, ob die Fakultäten dauernd erhalten bleiben sollen; lehnt sie die Entbindung des Nachwuchses der Fakultäten vom Eide ab. so trägt Rom allein die Verantwortung, wenn die Fakultäten zugrunde gehen-

Es wäre ferner in Betracht zu ziehen, ob wir nach der jetzt gemachten Erfahrung Dekreten der Kurie gegenüber, durch die staatliche Interessen berührt werden, uns nicht für Preußen die Einholung eines staatlichen Plazet seitens der Kurie vorbehalten sollen, wie es in Bayern seit langer Zeit besteht. Das Recht, ein solches Plazet einzuführen, wäre durch unsere staatliche Gesetzgebung festzulegen, und das wäre noch lange kein Kulturkampf; denn was die Kurie in Bayern erträgt, kann sie auch in Preußen ertragen. (10)

Noch eins wäre zu verlangen: Die Kurie soll ihre Dekrete nicht lediglich in einem dunklen, vielfältig interpretierbaren Latein nach Deutschland gelangen lassen; wir wollen interpretationsfreie Texte, die keine Deutung bald in dieser, bald in jener Richtung zulassen. Darum könnte die Regierung darauf hinwirken, daß die Kurie künftig ihren Erlassen eine authentische Übersetzung in italienischer

Sprache beifügt. Darauf zu hoffen, daß einmal einer unserer tüchtigen und hochgebildeten deutschen Prälaten an die maßgebende Stelle in Rom gelangt, dürste freilich vergeblich fein.

Ich nannte die jetzt bestehende Krise eine schleichende, eine latente; die Frage ist: Wann wird sie akut werden? Wenn unsere leitenden Staatsmänner zunächst die Weiterentwicklung der Dinge abwarten wollen, so scheint mir der Nachdruck darauf zu liegen, daß sie eine Entwicklung voraussehen, daß wir also auch nach ihrer Ansicht erst am Anfang der Krise stehen. Wie wird nun die Weiterentwicklung sein? Sie läßt sich, wenn alles so bleibt, wie es ist, schon heute übersehen. Bei der nächsten Vakanz einer Professur kann von der Fakultät nur ein Kandidat, der den Modernisteneid geleistet hat, in Vorschlag gebracht werden. Die Universität hat in Preußen kein Einspruchsrecht; am Minister ist es, zu ernennen oder nein zu sagen. Was wird er tun? — In Baden ist der Fall schon eingetreten. Nach unwidersprochenen Zeitungsnachrichten ist zu Freiburg der Lehrstuhl für Pastoraltheologie erledigt. Die Fakultät schlägt nur beeidete Kandidaten vor; der dort mitzuständige Lehrkörper der Universität und die Regierung wollen aber von der Berufung eines Beeideten nichts wissen. — Die Eidesfrage wird ferner schon akut bei der nächsten Habilitation eines katholisch-theologischen Privatdozenten. Hierbei hat nicht einmal der Minister ein Einspruchsrecht; der den Eid abgelegt habende Dozent kann an der betreffenden Universität Vorlesungen halten, soviel er will.

Es geht aus dem allen hervor, daß diese Dinge dringend einer eingreifenden Ordnung bedürfen. Daß der Staat nicht nur materielle, sondern auch ideale, geistige Güter und Werte zu schützen hat, darin sind Regierung und Volksvertretung stets einig gewesen. Für die Universitäten hat das Klotu proprio darum eine unerträgliche Situation herbeigeführt, weil der Nachwuchs der katholisch-theologischen Fakultät den Modernisteneid geleistet haben wird. In den Universitäten wird unser Staatswohl durch diesen Eid geschädigt; darum darf eine Beseitigung oder Vorbeugung der Schädigung durch die Staatsregierung erwartet werden. Der Modernisteneid würde einen Teil der Professoren an eine Denkweise und an einen Unterricht binden, die auf keinen Fall gegen die Auffassung der Kuröe verstoßen dürfen. Er fordert für eine fremde Macht das Recht des Gewissenszwanges und der Aufstellung von Richtlinien für das Gebiet

höchster Eigenart der Universitäten. Preußisches Pflichtgefühl u»d
preußisches Staatsbewußtsein müssen sich dagegen auflehnen. DaS
Ansehen der Hochschulen läuft Gefahr, in den Augen unseres Volke«
«ine Minderung zu erleiden, wenn wir uns den neuesten Eingriff
5er Kurie in unsere unveräußerlichen Prinzipien widerspruchslos
wollten gefallen lassen. Freiheit der Forschung und Lehre find nach
innen Lebensnerv, nach außen Ehrensache der Hochschulen. ES liegt
der Versuch einer Einschnürung der bestehenden Geistesfreiheit unserer
Hochschulen vor, auch wenn solche Einschnürung vielleicht manchem
nur eine Strohhalmsbreite zu haben scheint. Doch hier gilt Shake'
fpeares Wort:

Wahrhaft groß sein, heißt
Nicht ohne großen Gegenstand sich regen;
Doch einen Strohhalm selber groß verfechten,
Wenn Ehre auf dem Spiel!

Die Staatsregierung sieht mit vollem Recht ihre Hauptaufgabe
in der Erhaltung des konfessionellen Friedens; und solange sich et»
Kulturkampf mit Ehren vermeiden läßt und er uns nicht von der
Gegenseite aufgedrungen wird, wünschen wir ihn vermieden zu sehen.
Aber die Regierung und wir wollen auch nicht den Frieden um jede»
Preis, ich meine unter Preisgabe des Kocker 6e bronce der
preußischen Staatssouveränität. Ich befinde mich da in voller über»
einstimmung mit dem Herrn Ministerpräsidenten, der in seiner Rede
vom 7. März erklärte: „Müßte ich davon überzeugt sein, daß die
von der höchsten katholischen Stelle gewollte Kirchenpolitik darauf
hinausliefe, Staatsrechte und staatliche Interessen zu übergehen,
dann wäre die Stellung des Staates ganz einfach, dann hieße eS
Kampf gegen Kampf." — Und nun möchte ich auch dies einmal
aussprechen: die deutschen Protestanten haben, ihre Fürsten voran,
dadurch eine beispiellose Friedensliebe an den Tag gelegt, daß sie
«uf den Inhalt der Borromäus-Enzyklika mit ihren beleidigenden
Schmähungen der Reformation wie der Reformatoren nicht in ganz
anderer Weise reagierten, als geschehen ist.

Auch die Kurie versichert, sie wolle mit ihren Dekreten keine
Konflikte herbeiführen: aber der Konflikt mit dem Selbstbewußtsein
der Hochschulen ist schon da! Die Kurie hat die hier entstandene
Reibungsfläche geschaffen, nicht die Hochschulen, »nd nicht der Staat.

Prof. Dr. I. Meinke

Der Kurie allein fällt die Verantwortung für die keineswegs bloß im protestantischen, sondern ganz besonders im katholischen Teile unseres Volkes zum Ausdruck gelangte Bewegung zu.

Schwäche gegenüber dem Vatikan hat den Staaten noch niemals genützt, das lehrt jedes Blatt der Geschichte. Darum warne ich vor einer Politik des bloßen Temporisierens und erhoffe von der Re» gierung eine Politik ruhiger, aber fester Hand: sie allein wird uns vor einem Kulturkampf jeglicher Art bewahren können. Darum rufe ich der Regierung zu: Landgraf, bleibe fest!

Meine Vorschläge sind nicht gegen die katholische Kirche gerichtet, der ich die gleiche Achtung entgegenbringe, die ich für meine eigenen Überzeugungen fordere, und der zweifellos wichtige Kulturaufgaben zufallen. Jedem Menschen soll die Freiheit des anderen heilig sein; nur darf diese Freiheit nicht andere, ebenso wichtige ideale Interessen bedrohen. Das deutsche Volk aber möge auf der Wacht stehen, daß die idealen Güter, zu deren Hüterinnen gerade die Hochschulen be- rufen sind, durch römische Kirchenpolitik keinen Schaden erleiden*)

') Der durch das päpstliche Motu proprio „Sacrorum antistitum" (1. September 1910) von den Priestern der katholischen Kirche geforderte Antimodernisteneid scheint nirgends ein so großes Aufsehen erregt zu haben, wie in Deutschland. Insbesondere erörterten die Vertreter der preußischen Hochschulen im Herrenhause, zu denen auch Prof. Dr. Reinke zählt, die Frage, ob die Ableistung des Eides von Universitätsprofessoren, soweit diese zugleich katholische Priester sind, mit dem Wesen unserer Hoschschulen vereinbar sei, oder nicht. Mit der Begründung einer dahingehenden Interpellation im Herrenhause wurde Prof. Dr. Reinke beauftragt. Aus formalen Gründen wurde später diese Interpellation zurückgezogen; indessen hatte sich Professor Reinke so eingehend mit den Beziehungen der deutschen Hochschulen zum Mo- dernisteneid beschäftigt, es waren ihm dabei mancherlei neue Gesichtspunkte entgegengetreten, daß, wenn auch die Begründung einer Interpellation nicht mehr vonnöten war, dennoch eine kleine Broschüre aus diesen Überlegungen entstand. Mit gütiger Erlaubnis des Verlages Iohann Nmbrosius Barth. Leipzig, haben wir im Vorstehenden den uns am wichtigsten erscheinenden Ab- schnitt unter dem gleichen Titel, den Prof. Reinke der Broschüre gab, ver- öffentlicht. Das Büchlein enthält nutzer den interessanten Ausführungen Reinkes auch noch einen sehr wertvollen Kommentar über die Frage des Antimodernisteneides und ist in allen Buchhandlungen für 8N Pfg. zu beziehen. Dr. C. R.

Paul Hermann Hartwig!

Ellen Gibaras Hochzeit

Ellen Gibara trat hastig in ihr Zimmer und schob den Riegel der Tür zu.

Endlich — sie konnte die Maske fallen lassen, die ihr während der langen Stunden des festlich gestalteten Polterabends zu einer fast unerträglichen Qual geworden war. Sie hatte die Empfindung nicht los werden können, als sei sie eine andere gewesen, die da gelacht, geplaudert, Höflichkeiten ausgetauscht, und den zweiten Akt der Tragikomödie mit überraschendem Erfolg gespielt hatte. Ihr war die Hauptrolle in dem Stück zugefallen, das morgen beendet sein würde-

Morgen, morgen

Sie schloß die Augen aus innerer Abwehr vor der Notwendigkeit, der sie nicht entrinnen konnte. Es gab keinen Ausweg, sie mußte das Opfer bringen. Es blieb ihr unfaßlich, wie ein Mann es annehmen konnte. Er mußte doch fühlen, wie es um sie stand, aus ihrem Erbleichen, ihrem Zurückschaudern, wenn seine feuchte Hand die ihre suchte und sein Mund sich ihrem Ohre zärtlich flüsternd näherte. In seinen schläfrigen AugeN aber glomm ein heißes, böses Licht auf, das sie wohl zu deuten wußte. Seinen ermüdeten Sinnen war ihr Widerstand nur eine Verlockung mehr, er wollte sie und würde seinen Willen durchsetzen, da er die Macht zum Zwange besaß. Ihr waren die Hände gebunden, wie einem Tier, das man zum Altar schleppt.

Ein Schicksal aus abgebrauchten Kolportagemotiven war ihr Los. Der Vater, der bewunderte Archäologe mit viel beneidetem Entdeckerspürsinn, ein Dieb an Staatseigentum, die Mutter ge» brachen, verzweifelnd unter der Last der Entdeckung und ihrer Liebe, die nie klarer hervorgetreten war, als in diesen Tagen. Die Beweggründe des Vaters waren ja keine gewöhnlichen. Durch Geld waren

die Schätze an Handschriften und Münzen nicht erreichbar gewesen.
Mit merkwürdigem Mut hatte er sich über die Hemmnisse seines Ge-
wissens hinweggesetzt. Oder aber er besaß dieses lästige Gewissen
gar nicht, anders würde er seine einzige Tochter nicht so ohne Be-
denken hinopfern. Ellen Gibara wollte sich nicht selbst betrügen, um
seinetwillen hatte sie das bindende Jawort nicht ausgesprochen,
daß sie einem ungeliebten, einem verhaßten, widerwärtigen Mann
auslieferte. Die Tränen der Mutter, die klaglose Verzweiflung, die
ihr ganzes Glück unrettbar zusammenbrechen sah, hatte sie veranlaßt.
Empörend war das Verhalten des Mannes, der über ihre Empfin-
dungen nicht im Zweifel fein konnte, und doch auf ihren Besitz be-
stand- Da er Dezernent des Kultusministeriums war, lag in feiner
Hand die Ehre des Hauses, und er schwieg nur um den einen Preis,
den sie bezahlen mußte.

Sie krampfte die Hände ineinander, von innerem Grauen ge-
schüttelt. Das sollte der Abschluß ihrer Iugendträume sein!

Ellen Gibara schien nur nach außen so kühl und beherrscht, ihr
Inneres war dunkler Gluten voll, und der feine alternde Frauen-
kenner hatte das Geheimnisvolle, Unergründete ihres Wesens
gespürt.

Heiß strömte ihr das Blut in die Wangen, vor der Schmach des
Gedankens, der sie jäh überfiel. Wenn das Dunkle in ihr stärker
wäre als die Reinheit ihres Fühlens, wenn sie erläge, betört r>on
Stimmungen, deren Walten ihr junger, feuriger Sinn ahnte. Es
wäre nicht zu ertragen. Diefer Mensch, dessen schlechter Ruf gewiß
nicht log, sollte das Recht an ihrem Leibe und ihrer Seele haben —
niemals, niemals — ein albernes Opernzitat verfolgte sie plötzlich —
„Die Seine werd' ich, doch nur als Leiche!"

Sie spielte mit dem Gedanken, aber sie wußte bestimmt — nie-
mals würde sie selbst einen solchen Ausweg beschreiten, mit allen
Fasern hing sie am Leben, an der Sonne, den Blumen, ihrer eigenen
Schönheit. Sie war der Gaben froh, mit denen sie die Natur ver-
schwenderisch überschüttet hatte. Es war ein Prangen und Leuchten,
das von ihr ausging. Es gab keinen Mann, der sie nur einmal
ansah. Sie war sich ihrer Macht wohl bewußt, aber sie dachte nicht
daran, sie zu mißbrauchen. Ihr Stolz verbot es, und eine gewisse
Verachtung der Wünsche, die sie umdrängten. Unbeirrt war sie
ihren Weg gegangen in der Erwartung ihrer Stunde; sie wollte ein

ganzes Glück oder keins. Und nun mußte sie ihren schönen freien
Stolz zerbrechen, wurde zu einer kläglichen Münze, die mit gierigen
Händen ein anderer einstrich.
Wie feine Blicke sie betastet hatten, es war schmachvoll, uner-
träglich. Und die scheue Angst der Mutter, ihre müdgeweinten
Augen, die zu fragen schienen: wird sie, kann sie es wirklich tun.
die gezwungene Haltung des sonst so aufrechten Vaters und das Ge-
schwätz der Tanten und Freundinnen, die nicht genug Worte finden
konnten, ihr Glück zu preisen. Er galt ja für einen Hauptgewinner
in der Ehelotterie. Wie sie das alles nur mit lächelnder Miene
hatte ertragen können I Gewaltsam hatte sie sich zurückhalten müssen,
dem Bräutigam nicht in das fahle Gesicht zu schlagen. Sie hatte mit
dem Gedanken gespielt, den Vater aufzugeben und den feigen Elen-
den, dessen Ehre wahrhaftig die geringere war, zu entlarven, ihn
bloßzustellen in seiner ganzen Iämmerlichkeit- Eine mutige Tat.
die freie Luft gebracht hätte, wäre es gewesen, aber die Furcht vor dem
öffentlichen Eklat, vor der hämischen, mißgünstigen Kritik der Gesell-
schaft, die sie im Grunde gering schätzte, war doch das Stärkere ge-
wesen. Nein, es wurde nicht anders, sie mußte die verhaßten Ketten
auf sich laden, und mit gelassener Miene die Welt täuschen, die ihre
kluge Wahl pries.
Aber diese Nacht, diese eine gehörte noch ihr. Unbehindert konnte
sie von dem Raum Abschied nehmen, in dem sie alles an die Träume
reich und harmonisch verlebter Iugendjahre mahnte. Sie wollte
nichts in die neue Welt herübernehmen — die Erinnerungen würde
sie ja ohnehin nicht verbannen können. Der Raum war durchaus
harmonisch gestaltet, zart und vornehm die Farbstimmungen, nobel
und zweckmäßig Möbel und Geräte — ein paar Kunstwerke und viel
Blumen. Obwohl sich nirgends Iungmädchentand breit machte, hatte
der Raum doch etwas sehr Persönliches.
Die Tür führte auf eine kleine Terrasse, von der man über eine
Treppe gradaus in den großen fast verwilderten Garten gelangen
konnte. Zwischen den Mauern des parkartigen Teils und den Ufern
des Flusses war nur ein schmaler Weg für Spaziergänger. über der
Villa und dem Garten mit den alten wundervollen Parkbäumen lag
ein lockender Zauber, den die Nachtstimmung mit den breiten Licht-
bahnen des Mondes noch seltsam verstärkte.

Ellen Gibaras Hochzeit
Hartwig
Ellen Gibara löschte das Licht und öffnete die Türflügel weit.
Die süße, laue, berauschende Nacht umfing sie, ein leiser Wind mäßigte die Wärme und wehte ihr eine Woge vom Duft der blüten» überschütteten Akazien entgegen. Sie lehnte sich gegen das kunstvolle schmiedeeiserne Gitter und atmete tief und voll. Für den Augenblick wurde sie ein wenig ruhiger, noch war sie ja frei und ein Wunder konnte geschehen, irgend etwas, das ganz aus dem Bereich der Mög» lichkeiten lag.
Wenn sich jetzt ihre jagenden Gedanken zu einem Gebet sammeln könnten! Sie beneidete die, die in Lebensnoten zu beten vermochten und in dem Dämmern der stillen alten Kirche Hülfe und Erquickung fanden, den Trost des Bescheidens, der Resignation, der auch dem Armseligen zuteil wurde. Aber ihre zwanzig Iahre empörten sich gegen die Zuflucht der Müden und Gebrochenen. Sie wollte leben, leben — einen Fetzen von dem Glück besitzen, das ihr Mädchenträume gezeigt hatten-
Noch immer trug sie das festliche Kleid des Abends. Sie ging ins Zimmer zurück und begann sich langsam zu entkleiden. Die schwere kunstvolle Frisur drückte ihre Stirn, sie zog Nadel um Nadel heraus und in starken Wellen strömte das reiche dunkle Haar mit den blauen Reflexen, ein Erbteil ihrer italienischen Großmutter, über den Nacken.
Ihr Eigentum heute noch und morgen eines andern.
Die Vorstellung von etwas Grauenhaftem, Vernichtendem über» kam sie mit erneuter Kraft. Sie zündete die Kerzen neben dem großen Wandspiegel an. Ein fremder Zug, wie sie ihn nicht an sich kannte, stand in ihrem Gesicht. Ihr schien es, als hätten sich die Linien in diesen Stunden vertieft, als wären die Schatten unter den Augen verstärkt. Iäh überfiel sie ein Gefühl des Zorns, sie hätte die Schönheit, die ihr zum Fluch wurde, vernichten mögen, um den Fremden. Gehaßten, um den Preis zu bringen. Aber das waren ja Phantastereien, unergiebig, wie es Wünsche und Gebete waren.
Wieder ebbte eine Woge des süßen, betäubenden Geruchs der Akazien in das Gemach, das gänzlich davon erfüllt wurde. Etwas Sehnsuchtskrankes, Müdes, Schweres ging von diesem Duft auS, etwas, das die Sinne zärtlich, weich und geneigt machte. Ellen Hibara sog den Duft in tiefen Zügen ein, immer mehr — dahin, zusinken und nicht wieder erwachen, als letztes Bild die feierlich,

Schönheit des nächtlichen Gartens mit den geheimnisvollen grünen
Schatten, und dem weihen Mond darüber.
In diesem Augenblick hörte das Ohr von Ellen Gibara ein«
Melodie; es war eine leise, süße und melancholische Melodie, wie sie
wohl aus der Stimmung dieser weichen Nacht geboren wurde. Vom
Flußufer drangen die Töne zart durch die nächtliche Gartenstille.
Melodie reihte sich an Melodie, es waren italienische Weisen, schmach-
tend, voll heimlicher Glutcn und Sehnsucht; das Instrument war
Wohl nur eine Okarina, aber der es spielte, war ein Künstler.
Ellen Gibara löschte die Kerzen, trat wieder auf die Terrasse und
lauschte. Akazienblüten rieselten sacht herunter- Ihre Seele wurde
weit und schwer. Etwas rief ihr zu: Geh, da draußen wartet dein
Schicksal, geh.
War nicht jemand auf dem Gang an ihrer Tür! Nein, es war
alles still, das Haus schlief längst, auch die Eltern hatten wohl
Schlummer gefunden, nachdem der Sorgendruck und die Angst vor
der nächsten Stunde von ihnen genommen war. Der Spielmann
spielte weiter — wer mochte er sein, vielleicht einer der italienischen
Arbeiter, die eben bei dem großen Straßenbau beschäftigt waren.
Geh, geh!
Sie zögerte noch, aber ihre Hände hatten schon nach dem großen
schwarzen venetianischen Tuch gegriffen, das ihre helle Gestalt völlig
einhüllte. Und nun hatten die dunklen Laubgänge sie aufgenommen.
Sie blickte noch einmal zurück, schweigend und still lag das Haus.
Wenn ihr das Schicksal in dieser Nacht gab, was Iugend und Blut
ersehnten, dann wollte sie morgen mit kaltem, freien Stolz das Opfer
bringen.
Wenn die Gartenpforte, die zum Flußufer hinabführte, ver-
schlossen wäre! Aber die Tür öffnete sich ihrem kräftigen Druck.
Kein Zagen fühlte sie vor dem Wagnis ihres Beginnens. Sie folgte
den Tönen, nach ein paar Schritten stand sie vor dem Spielmann.
Jäh riß die Melodie ab und erschrocken starrte der Jüngling auf
die Erscheinung, die so herrlich und blühend aus der grünen Dämme-
rung auftauchte. Der Tracht nach war er wirklich ein Arbeiter, aber
jung war er, jung, und sein Gesicht von dunkler, melancholischer
Schönheit.
„Madonna, Madonna —"

Ellen Gibaras Hochzeit
Hartwig
Ellen Gibara dachte nicht der Schmach des kommenden Mor»
gens. Sie fühlte ihre Jugend und wollte sich verschenken nach freier
Wahl.
„Ich habe Euch gesehen, Madonna, gestern, alle Tage, von der
Strahl aus. und habe zu Eurem Preise gespielt — wie schön, wie
herrlich seid Ihr!"
„Sprich nicht, sprich nicht," flüsterten tonlos ihre Lippen. Sie
trat mehr an ihn heran, beugte seinen Kopf ein wenig herunter und
küßte feinen Mund.
Er fühlte ihr Blut, und heiß wallte das seine auf.
„Madonna. Madonna, was tut Ihr?"
Sie sprach mehr für sich, als für ihn.
„Morgen soll ich eines anderen sein, den meine Seele haßt und
mein Leib verabscheut, mir bleibt keine andere Wahl. Aber heute
gehöre ich noch mir."
Es mochte wohl die Seltsamkeit des Augenblicks, die Stimmung
der lauen, düfteschweren Sommernacht sein, daß er sie sofort verstand.
Wie schön und herrlich war dieses Frauenbild anzuschauen. Er
sank an ihr nieder.
Jetzt wurden Schritte hörbar. Ellen Gibara zog instinktiv das
weite, dunkle Tuch um sich und drängte hart an die Mauer. Er
sprang auf und trat schützend an ihre Seite. Ein paar bange Herz»
schläge — es war nichts, ein harmloser Spaziergänger, der die Nacht
genoß und das Paar nicht einmal beachtete.
„Ihr seid erschrocken, Madonna?" In seiner Stimme klang
etwas wie Zärtlichkeit und Besorgnis.
Sie fühlte es und ein heißer Strom überrieselte sie.
„Du bist gut."
„Madonna, r, Madonna —"
Eine Turmuhr schlug irgendwo — eins —
„Drei Stunden noch bis Tag." sagte er.
„Drei Stunden noch — liebst Du mich?"
„Ich, der Arme, der Geringe. Euch?"
„So will ich Dich zum König machen." sie ergriff seine Hand —
eine harte Hand, die von Arbeit sprach, „ich liebe Dich auch. Wir
wissen nichts voneinander und sehen uns vielleicht nie mehr, drei
Stunden sind bis Tag."

Und sie führte ihn durch die dunklen Pfade des alten ParkeS zu der Terrasse, auf die unablässig Akazienblüten riefelten.
„Madonna, was tut Ihr?" fragte er wieder.
„Ich bereue nichts. Du bist jung, ich bin es auch und ich liebe Dich."
„Und morgen —"
„Daran mahne mich nicht, laß es noch weit sein, wenn der Morgen aufsteht und der neue Tag vorüber ist, kannst Du mich verachten."
„Ich Euch verachten —"
„Ich werde mich auch nicht verachten."
Ellen Gibara war eine stolze und kühle Braut, wunder wie herrlich, als sie anderen Tags an der Seite ihres Bräutigams die Kirche betrat. Ihre Augen blickten ruhig und sicher, nur um ihren Mund zuckte es wie Hohn.

Berichtigung.

In unserem ersten Augustheft ist uns ein arger Druckfehler unterlaufen, indem ein Werk unseres geschätzten und berühmten Mitarbeiters, Prof. Hanns Fechner, mit „Hermann Hendrich, Iohannisnacht", signiert wurde. D. Red.

Rund
schau

D» Maultiertreiber.

Wieder einmal macht der ehe»
malige Maultiertreiber, der Expräst-
dent Tipriano Castro von sich reden.
Niemand meiß, roo er steckt. Man
glaubte an einen Gemaltstreich; es
gingen Gerüchte durch die Presse, nach
denen Castro ein altes Kriegsschiff
gechartert hätte und das Land seiner
Grausamkeiten und Missetaten, die
Republicade los „Eftades de Vene»
zuela" von neuem heimsuchen wollte.
Aufgetaucht ist der dunkle Held in«
zwischen allerdings immer noch nicht
— und die schrecklich-schöne Mär von
dem gewappneten Kriegsschiff ermies
sich absolut als eine Ente, die unsere
Zeitungen in der politisch heute so
reich bewegten Zeit eigentlich gar
nicht erst hätten großfüttern brauchen.
Aber die venezolanische Regierung
hat sich auch jetzt noch nicht von ihrem
Schrecken erholt. Sie ist doch noch ein
wenig zu frisch geleimt und verträgt
arge Stöße nicht gut.

Die vereinigten Staaten von Ve-
nezuela haben ihre National-Regie-
rung in Caracas. An der Spitze die-
ser republikanischen Regierung steht
der Präsident, der aber bis 1904 nur
auf zwei Iahre gewählt wurde. Da
auch das gesamte übrige Personal der
National-Regierung alle zwei Jahre
wechseln mußte, wird man leicht ein-
sehen, daß eine stetige, in ruhigem
Fleiß vorwärts strebende Regierung
absolut ausgeschlossen war.

Tor und Tür geöffnet mar ledig-
lich dem Spekulantentum, das wäh-
rend der kläglich kurzen Dauer seiner
Amtsperiode möglichst viel an sich zu
reißen bestrebt mar und den eigenen
Vorteil demjenigen des Vaterlandes
gewöhnlich weit voranstellte. Diesen
unhaltbaren Zustand änderte erst die
Verfassung vom 27. April 1904. Hier»
nach wird der Präsident, der aus 40
Mitgliedern bestehende Senat und
die Abgeordnetenkammer auf sechs
Jahre gewählt. Der Präsident und
sein Sekretariat beziehen Riesenge-
hälter, da sie allein dem Staate
IS0000 Bolivares (1 B. — 1 Fr.)
jährlich kosten. Dabei erweist sich da»
republikanische Staatsoberhaupt gar
nicht als demokratisch. Im Gegenteil,
der Nimbus des Herrschers als Re»
Präsentant der vollziehenden Gewalt

wird durchaus von ihm verlangt. Der Venezolaner hat seine helle Freude an formgerechter Obrigkeit und zopfigem Zeremoniell. Die Würde und die Macht seines Staates legt er gern vertrauensvoll in die Hand des Präsidenten, der diese Attribute oft zum Verderben des Landes mißbraucht.
Es ist bekannt, wie Castro, der angeblich ein einfacher Maultiertreiber gewesen sein soll, im Iuli 1899 die Fahne des Aufstandes erhob. Am 20. Oktober desselben Iahres gelang es ihm bereits, mit einem nicht unbedeutenden Heere vor den Toren der Hauptstadt Caracas liegend, den damaligen Präsidenten General Andrade zur Abdankung zu bewegen.
Die grausamsten Gemalttaten waren an der Tagesordnung, die wiederum fast ohne Unterbrechung die blutigsten Aufstände zur Folge hatten.
Schließlich, im Winter 1902-03. sahen

sich Deutschland und England genötigt, durch ihr bewaffnetes Einschreiten Ruhe und Ordnung in dem verwahrlosten Lande wiederherzustellen. Im Iahre 1905 kam es dann noch einmal zu diplomatischen Vn» Wicklungen mit den Vereinigten Staaten von Amerika, aber Castro wußte auf so geschickte Weise die Eifersüchteleien zwischen den Großmächten für sich auszunützen, dasz er dabei glücklicher aus dem Streite hervorging, als die Amerikaner.

Ende 1908 jedoch erreichte den Diktator Castro sein Geschick. Er wurde gestürzt und im Februar 1909 formell abgesetzt. Seitdem bereiste der ehemalige Maultiertreiber Europa, hielt sich auch längere Zeit in Berlin auf, wo er sehr splendid auftrat und im Esplanade-Hotel eine Flucht von Zimmern bewohnte. Wiederholt versuchte Castro schon, die verlorene Herrschaft wieder zurückzugewinnen. Aber bisher vereitelte ihm die französische Regierung alle seine Pläne. Und nun — plötzlich ist ei verschwunden! Alle Welt sucht ihn, aber niemand meiß, wo er sich aufhält. Mit großen Machtmitteln will er, — so vermutet man, — die Regierung Venezuelas wieder an sich reißen und unter der Bevölkerung dieses unglückseligen Landes soll es viel Tausend Anhänger des ehemaligen Maultiertreibers geben, die mit Freuden den Wiederbeginn einer blutigen und grausamen Gewaltherrschaft begrüßen werden.

Dr. C. R.

Marokko.

Angesichts der englischen Drohung, Deutschland die Festsetzung in Westmarokko nicht zu gestatten, während die französische Festsetzung als Dank für die Überlassung Ägyptens längst gemährt wurde, ist eine anderweite Entschädigung, über die anscheinend ernsthaft verhandelt wird, gänzlich unerörterbar. Sie würde ein Zurückweichen vor England bedeuten und unsere nationale Ehre berühren. Wir dürfen ferner nicht die Zusammenballung eines großfranzösischen nordafrikanischen Reiches dulden, zumal wir in der Algesirasakte die Grundlage zu einem völkerrechtlichen Einspruch besitzen. Es kann also mu die Aufteilung in wirtschaftliche Ein-

flußgebiete in Marokko in Frage
kommen. Frankreich will sich ein
schwarzes Heer zur Ergänzung seiner
schwindenden Kriegerreihen schaffen,
was keineswegs ein leerer Traum ist.
Schon Hannibal hat mit Farbigen
und Berbern die Römer besiegt.
Uberlassen mir die fruchtbare Schauja
den Franzosen, müssen wir dafür
freilich noch abgefunden werden, da
wir sonst durch die Überlassung des
Sus nicht genügend entschädigt wer-
den- llnsern Regierenden muß die-
ser Standpunkt, der auch wirtschaft-
lich geboten, nachdrücklichst zu Gemüte
geführt werden, damit sie nicht die
Öffentlichkeit wieder mit einem
schwächlichen Ausgleich überraschen.
Unser Schwert wird zu Wasser und
zu Lande gefürchtet; jetzt müssen wir
es kaltblütig in die Wagschale
werfen.

Regicrimgsrat Knrd v- Strantz.

Katanga.

Ein deutsches Finanzinstitut nach
dem anderen kommt um Land- und
Bergbaukonzessionen im wichtigsten
Teile des belgischen Kongos, im Ka-
tangagebiete, ein. Seitdem dort
Kupferlager entdeckt worden sind, de-
ren Gehalt sehr erheblich den der

zurzeit reichsten Kupferminen der Welt übertrifft, drängt sich das Kapital aller Länder nach dem Kongo, dem Tropenland, aus welchem bisher nur unter des Leopold Regime der Kautschuk und der Iammerruf zur Sklavenarbeit gepeitscher Neger nach Europa gedrungen ist. Am Kongogold klebte Blut. Nicht Kulturarbeit — ein mildgrausames Ausbeutungssystem gab seine Erträgnisse, die in den Schatzkammern Leopolds ruhten, in phantastischen Schöpfungen Verwendung fanden. Das alles ward anders, seit Leopold im Krabe ruht, seit der Staat des „königlichen Kaufmann" eine Kolonie der Belgier geworden ist. Heute ist im Kongo für geregelte Kulturarbeit Raum. Und wenn die Kulturvölker der Welt heute ihre Ingenieure, ihre Maschinen nach Zentralafrika senden, so möchte es fast auf den ersten Blick scheinen, als ob ein zielloser, wahlloser Wettlauf drunten von statten ginge, in welchem jeder in den riesigen Landgebieten an sich zu raffen sucht, was er findet. Und doch ist es anders. Es liegt System in der bergbaulichen Erschließung des Katanga. Kein technisches System freilich, sondern ein, man möchte sagen, eminent politisches System. Es soll hier nicht die Rede sein von der Organisation, die Belgien dem Katanga-Bergbau gibt, nicht von dem Comite Special, dem wesentlichsten Vertreter der Staatsgewalt, nicht von der Union Miniöre und den anderen Gruppenbildungen; sondern von großen politisch-wirtschaftlichen Grundzügen, die sich aus der Menge der Gründungen im Katanga herausheben. Solange Leopold, der König der Belgier, Herr des Kongo, dieser sein fast unbeschränktes Privateigentum, war, drohte diesem im Norden die Gewalt der Franzosen, denen als Herren des französischen Kongo seit der Berliner Konferenz von 1885 ein Vorkaufsrecht auf den belgischen Kongo zustand, heute noch besteht, im Süden die Nachbarschaft der Engländer. Frankreich steht vom rechten llfer des Kongo hinüber auf das linke, das dem greisen König der Belgier gehörte. Der mochte sich im Besitz nicht sicher wähnen und sich nach Interessen umsehen, die sein Be-

sitzrecht stärken könnten für den Tag, in dem das Schicksal Mittelafrikas eine neue Wendung erfahren sollte. Leopold zog neben den Franzosen die Engländer ins Land, um die gefährlichen Nachbarn Konkurrenten werden zu lasten. War es zu verwundern, daß, als das Rhodesien benachbarte Katangagebiet zur Erschließung heranreifte, der Herr des Kongo in dem finanziell-politischen Rückhalt Großbritanniens einen Ausgleich, ein Gegengewicht gegen den mit dem Vorkaufsrecht begabten französischen Nachbar suchte und fand? Die Union mit der englischen Tanganika-Gesellschaft wurde aus der Wiege gehoben, und diesem Unternehmen ein Drittel der reichsten Region des belgischen Kongo, des Katanga, überantwortet. Doch die Entwicklung schritt weiter. Belgien, der Erbe Leopolds noch bei besten Lebzeiten, mochte einsehen, daß mit der Tätigkeit französischen und englischen Kapitals, mit dieser französisch-englischen Entente eine Gefahr verbunden war. Frankreich im Norden, England im Süden der Kolonie vorherrschend, war das das erstrebenswerte Ziel? Die Gefahr war nicht eingeschränkt, sie mar verdoppelt. Wer sich über Marokko und Ägypten einigt, wer im Rat der euro-

päischen Völker zusammensteht, der weih sich schließlich auch über poli» tisch-wirtschaftliche EinflubsphSren im kolonialen Jnteressenkreise de» klei- nen neutralen Belgiens zu einigen. Wo mar da» neue Gegengewicht, das wirksamen Ausgleich versprach? Bel» gien hat es in der Intern atio» »alisierung des im Katanga- bereiche arbeitenden Kapitals gefun- den. In diesem Augenblicke erschien das deutsche Kapital im Kongo. Die Diskonto-Gesellschaft begann ihre Ar- beit in der Sociöti Industrielle et Miniöre du Katanga, die Dresdner Bank die ihre in der Societe Com- merciale et Miniere du Kongo, die Deutsche Bank sucht Konzession nach, die Metallbank in Frnkfurt a. M. erhielt sie für die Sociötö Anversoise pour la recherche des Mines au Katanga. Andere KapitalkrSfte deutscher Herkunft dürften folgen. Diese Entwicklung will beachtet sein. Schon weil sie dem deutschen Markte einen Anteil an Kupferlagern sichern kann, die in der Welt ihresgleichen suchen, weil die Transporte aus dem Katanga die wichtigste, im Entstehen begriffene Verkehrsader Ostafrikas und dessen Handelsreich befruchten könnten. Mehr noch, weil sie lehrt, wie stark Deutschlands Kapitalkraft im Auslande nach Betätigung drangt. Wo die Welt neue Schätze der Ent- schließungen bietet, finden sich heute mehr als je die Pioniere Deutsch- lands ein. Ist das nicht auch ein Zeichen der Zeit? Ein Zeichen, das verstanden sein will? Afrika ist das Land des Iahrhunderts. Nicht nur für die alten Kolonialreiche. Auch für das neue, das heute heranwächst.

Nav.

Britische Reichskonferenz.

Die britische Reichskonferenz ist am 21. Iuni geschlossen worden, nach- dem sie über einen Monat getagt hatte. Nach der Schlußrede des Pre- mierminister» Asouith find die Er- gebnisse sehr befriedigend. Zieht man jedoch die vielen vorgeschlagenen und wieder zurückgezogenen Anträge in Betracht und vergleicht dabei das Angestrebte mit dem wirklich Erreich- ten, so erscheint das Resultat in einem weniger rosigen Licht. Aber nach dem harten Schlage, den der britische Imperalismus durch das

drohende Handelsabkommen Kanada» mit den Vereinigten Staaten erlitten, hatte man die Hoffnungen sehr herabgeschraubt und ist deshalb um so mehr mit dem Ergebnis zufrieden. Trotz der vielen gegeneinander stehenden Interessen des Mutterlandes und der einzelnen Kolonien ist es jedenfalls gelungen, einige Vorkehrungen zu vereinbaren, die geeignet sind, die selbständigen Kolonien etwas mehr an das Mutterland zu fesseln und ungefähr die Grenzen zu erkennen, innerhalb deren eine Einigung des Reiches möglich ist.

Gleich zu Anfang der Konferenz wurden diese Grenzen allerdings durch einen Antrag Neuseelands weit überschritten. Der Antrag bezweckte die Schaffung eines Reichsrats, der, aus Vertretern des Mutterlandes und der Kolonien bestehend, der britischen Regierung bei allen Angelegenheiten, die auch die Kolonien betreffen, beratend zur Seite stehen sollte. — Wäre er durchgegangen, so wäre damit der Grundstein zu dem idealen Reichsparlament gelegt morden und ein großer Schritt vorwärts getan, aber Neuseeland blieb allein, keine der anderen Kolonien schloß sich ihm an.

Die schönste Absage gab der Premierminister von Kanada, Lauvier. Er erklärte, daß, wenn eine der Kolonien darauf bestände, vorher befragt zu werden in Angelegenheiten, die zum Kriege führen könnten, sie dann auch die Verpflichtung übernehme, an dem Kriege teilzunehmen. Es sei daher am besten, die Angelegenheit der Diskretion der britischen Regierung zu überlassen. — Diesen Standpunkt, sich die Entscheidung vorzubehalten, ob und an welchen Kriegen Englands es teilnehmen will, hat Kanada bereits früher offen oertreten und ihn hiermit wieder auf der Konferenz offen ausgesprochen. — Der Antrag Neuseelands schrumpfte schließlich in eine Resolution zusammen, nach der den Kolonien Gelegenheit gegeben werden soll, soweit wie möglich Aufschluß zu erlangen über beabsichtigte Verhandlungen mit fremden Staaten, die auch die Kolonien betreffen.

Die wichtigen Debatten über die Reichsverteidigung, die drei Tage mährten, waren nicht öffentlich. Die Minister der Kolonien sprachen sich aber sehr befriedigt aus und erklärten, daß sie nunmehr in die internsten Pläne der britischen Regierung eingeweiht worden seien. Der Abgeordnete der Union von Südafrika, General Botha, bezeichnete diese Tatsache sogar als den wichtigsten Schritt in dem Ausbau der gegenseitigen Beziehungen zwischen den einzelnen Teilen des Reiches und als den Beginn einer neuen Bra in der Geschichte Großbritanniens. — Die positiven Ergebnisse dieser Geheimfitzungen scheinen sich darauf zu beschränken, daß die Ausbildung des Personals der von Australien und Kanada neugegründeten Kriegsmarinen möglichst der des Mutterlandes gleichgeartet sein soll, ebenso da» Material und daß Offiziere und Mannschaften der Kriegsmarine gegenseitig ausgetauscht werden können. Nachdem es trotz aller Anstrengungen seit der letzten Konferenz von 1907 nicht gelungen war, staatsrechtlich festzulegen, daß die Kolonien ihre Marinen im Kriegsfalle dem Mutterlande automatisch zur Verfügung stellen, bedeuten diese Abmachungen für das Mutterland immerhin einen

Erfolg, den der Erste Lord der Admiralität Mc Kenn« denn auch in einer Rede als hoch erfreulich bezeichnete.

In bezug auf die Handelsbeziehungen der Kolonien zu andere» Staaten erreichte das Mutterland keine Zugeständnisse von Bedeutung. Auf Antrag Lauriers wurde den Kolonien auch offiziell das Recht zugestanden, das sich Kanada bereits vorweggenommen, eigene Handelsverträge abzuschließen, die Voraussetzung dafür soll aber sein, daß in erster Linie der Handel mit dem Mutterlande zu pflegen ist und jede Erleichterung, die einem fremden Staat bewilligt wird, auch dem Mutterlande gewährt wird. — llm den Handelsverkehr mit diesem noch weiter zu fördern, soll eine Kommission aus Sachverständigen des Mutterlandes und der Kolonien die einzelnen Kolonien bereisen und untersuchen, wie die gegenseitigen Handelsbeziehungen sich unter den gegenwärtigen Gesetzen der einzelnen Teile des Reiches gestaltet haben und wie sie durch Änderung der Gesetzgebung und andere Mittel noch weiter gefördert werden können.

Positive Erfolge der Konferenz sind die Verbesserung der Zusammen»

Zetzung des obersten Gerichtshofes sdes Rechtskomitees des prior) council) nach dem Wunsche der Kolonien, Erleichterung des Post- und Telegraphenverkehrs und der Naturalisation der Einwanderer. In der Diskusston über diesen letzteren Punkt beantragte Australien eine besondere Förderung der Auswanderung aus dem Mutterlande. Es kam dabei die interessante Tatsache zutage, daß, mährend im Iahre 1900 nur 33 Prozent der englischen Auswanderung nach Kolonien ihren Weg nahm, es im letzten Iahre 80 Prozent waren und diese gleichbedeutend sind mit 60 Prozent der natürlichen Vermehrung Englands überhaupt. Wie beneidenswert steht England hierin doch gegenüber den anderen Nationen, besonders uns gegenüber da!

Die aus dieser starken Auswanderung sich ergebenden Wechselbeziehungen zwischen Mutterland und Kolonien dürfte zum Zusammenhalten des Reiches vielleicht mehr beitragen, als es die Reichskonferenzen vermögen. Ob diese- überhaupt mit ihren verklausulierten Resolutionen imstande sein werden, dem natürlichen Ringen der schnell aufstrebenden Kolonien nach völliger Selbständigkeit ein genügendes Gegengewicht zu schaffen, kann erst die Zukunft lehren. Gearbeitet wird daran von England mit allen Mitteln der Staatskunst. — Als das sprödeste Glied hat sich bisher Kanada gezeigt und wird das mit seiner großen französischen Bevölkerung im Osten und der enormen Zuwanderung amerikanischen Elements im Westen auch in Zukunft bleiben. Als das treuefte Glied erwies sich Neuseeland. Die Gründe hierfür find in seiner Schwäche und in seiner Furcht vor Japan und China zu suchen.

P. Walther.
Fregattenkapitän z. D.

Die perfischen Wirren.

Ein hoher russischer Offizier sagte einmal: „Mit einer Kompagnie ist Persien ohne Schwertstreich zu erobern, mit einem Bataillon ist es schon schwerer und ein ganzes Regiment kommt sicher vor Hunger um." Der Europäer, der diesen Satz liest, kann erst die persischen Wirren, wie sie augenblicklich sich darbieten, ver-

stehen. Es gehört tatsächlich nicht viel dazu, Persien zu erobern. Und deshalb ist es auch nicht so verwunderlich, daß der Ezschah Mohammed Ali an der Spitze von vielleicht einem Tausend Anhänger das ganze Land, das fast dreimal so groß wie Deutschland ist, in die größte Aufregung versetzt. Der Zustand der persischen Regierungstruppen ist miserabel. Nur selten besitzen die Soldaten eine Uniform, meist unterscheiden sie sich von dem gewöhnlichen Zivilisten nur durch den Besitz einer Fellmütze mit den persischen Initialen des Löwen und der Sonne. Auch dieses einzige soldatische Merkmal fehlt bei den auf dem Lande stationierten Truppen, die sich in der Tracht von den tatarischen Eingeborenen überhaupt nicht unterscheiden. Ein Schießknüppel de» ältesten Systems bildet die Bewaffnung des stolzen Kriegers. Die Kanonen stellen meist altes Gerümxel aus vergangenen Iahrunderten dar und sind so schwer, daß bei dem Mangel guter Wege in Persien an ein Manövrieren mit diesen Instrumenten nicht wohl gedacht werden kann. Post und Telegraph, diese Hauptförderer der europäischen Kultur, liegen sehr

im Argen. Die persische Post ist derart, daß kein Handlungshaus ihr je einen Brief anvertraut; der perfische Telegraph scheint auch seine Hauptaufgabe darin zu suchen, die Telegramme zu entstellen und zu verzögern, und leider darf der ostindische Telegraph, der durch Persien geht, nach und aus Persien Depeschen nicht annehmen. Dazu kommt der Starrsinn und die absolute Indolenz des persischen Volkes in bezug auf alle modernen Bestrebungen. Dadurch hängt das Land vollkommen von der fortschrittlichen oder gemeinnützigen Gesinnung seines Herrschers ab. Bahnbauten stoßen bei der reaktionär gesinnten Bevölkerung auf die größten Schmierigkeiten. Der geplante Bau der Bahnlinie Dschulfa—Täbris mußte der Bevölkerung sogar geheim gehalten werden. Allerdings wird von den Bahnbauten am meisten Rußland profitieren, abgesehen davon, daß eine Bahnverbindung aller Teile Rußlands mit diesem reichen und wichtigen Teil Persiens eine große politische Bedeutung für das Zarenreich hat. Der Transit europäischer Waren durch Rußland ist untersagt und daher Barum als Hafen für den englisch - westeuropäischen Handel ohne Bedeutung. Der zweite Hafen, der in Betracht kommt, ist Buschir im Persischen Golf und dann noch Bender Abbas in der Straße von Ormus. Diese beiden Plätze kommen jedoch nur für den Verkehr mit Südpersien in Betracht! denn der über »00 bezm. 1200 Kilometer lange Landweg von Buschir nach Teheran oder Täbris würde die Ware zu sehr verteuern. Derart ist der kürzeste und beste Weg für westeuropäische Güter nach Täbris der über Trebi» fonde, wobei nur 7IX> Kilometer Landweg zu bewältigen sind. Da Rußland für Teheran die Wasserwege der Wolga und des Kaspischen Meeres benutzen kann, hat es für diesen Platz von vornherein ein prae. Wenn nun gar Rußland in der Lage ist, seine Erzeugnisse per Bahn bis Täbris selbst zu bringen, während die anderer Länder auf den Weg über Trebisonde angemiesen bleiben, so ist Nordpersien rettungslos eine handelspolitische Provinz Rußlands, das sich auch durch Bahnbau-Ilnterneh-

mungen, Errichtung von Bankfilialen
usw. immer mehr in Persien festsetzt.
sErich Zugmeyer, Reise durch Bor-
derasien. l904.) Die Unselbständig-
keit der Perser nimmt von Iahr zu
Iahr zu, und zwar hauptsächlich, weil
verschiedene europäische Mächte, be-
sonders Rußland und England, ver-
suchen, den Einfluß nicht nur dem
Schah, sondern dem ganzen Lande
gegenüber an sich zu reißen. Schon
die geographische Lage Persiens zwi-
schen Ruhland und Indien bedingt
es, daß den beiden Mächten viel
daran liegt, ihren Einfluß mehr und
mehr zu befestigen.
Interessant sind die Erfahrungen,
die man über die Vergebung von
Konzessionen behufs Ausbeutung des
Erdreichtums sowie Errichtung von
neuen auswärtigen Gesellschaften
machen kann. Sobald englische lln»
ternehmer bevorzugt werden, versucht
Rußland, dem entgegen zu treten,
und umgekehrt. Der deutsche Einfluß
in Persien ist ziemlich bedeutend, aber
sobald man den Deutschen irgend
welche Vorteile gewähren will, dann
find die beiden Gegner gegen den
dritten im Bunde, aus Furcht vor
noch weiterer Konkurrenz. sGeorg
Schweitzer, Streifzüge durch Rußland.)

Selbstverständlich versucht Ruh.
land, da» persische Reich sowohl
wissenschaftlich wie politisch von sich
abhängig zu machen. Die russischen
Sympathien gehörten stets dem Ez-
schah Mohammed Ali; denn das kon-
stitutionelle Persien wiederstrebt na-
turgemäß der russischen wirtschaft-
lichen Invasion, Zunächst versicherte
sich Rußland der Person des Ezschahs,
indem es ihm in Odessa einen Wohn-
fitz nach der Thronabdankung bot.
Auf die starke Einwirkung Rußlands
ist es auch zurückzuführen, daß das
Ergebnis der Konferenz vom 2. Sep-
tember 1909 ein derart günstiges für
Mohammed Ali mar. In dem Pro-
tokoll dieser Konferenz wurde u. a.
folgendes festgestellt:
Die Schulden des Ezschahs an die
russisch-persische Diskontobank in Höhe
von 1, Mill. Tomcm (etwa 6 Mill
Mark) übernimmt die persische Re-
gierung. Der Schah erhält von der
persischen Regierung eine Iahres-
rente von 100 000 Toman, nach sei-
nem Ableben erhält seine Familie
25 000 Toman jährlich.
Also mahrlich eine schöne Rente,
womit sich der Ezschah hätte zufrieden
geben können. Nun aber begann die
Hetzpolitik Rußlands. Mohammed
Ali, gestützt auf mächtige Verspre-
chungen, ließ sich zu dem Versuch be-
wegen, durch einen Staatsstreich den
verlorenen Thron wieder zu gewin-
nen. Dieser Versuch ist ihm augen-
scheinlich nicht gelungen. Trotz aller
günstigen Berichte der offiziösen ruf»
fischen Telegiaphenbureaus läßt sich
feststellen, daß die Anhänger Moham-
med Alis Schlappe auf Schlappe er-
leiden. Dazu kommt, daß die persi-
sche Regierung auf den Kopf des Ez-
schahs eine hohe BelohnuKg gesetzt
hat und ihm selbstverständlich auch
seine Riesenrente nicht mehr auszu-
zahlen gedenkt. Auch das schiitisch
geistliche Oberhaupt in Nedget, d«
Papst Persiens gewissermaßen, hat
gegen den Ezschah seinen Bannfluch
geschleudert. Dadurch wird Moham-
med Ali für alle Gläubigen in Ber-
sten unrein und vogelfrei.
Die Begünstigung des Treibens
Mohammed Alis seitens der ruffischen
Regierung liegt klar zutage, trotzdem
Rußland offiziell selbstverständlich
erst vor kurzem entschieden als Ant-

wort auf eine Beschwerde Persiens
betonte, daß es dem Ezschah in kei-
ner Weise zur Ausführung seine»
Vorhabens geholfen hätte. Dem wi-
derspricht schon die Tatsache, daß von
Rußland aus Waffen nach Perfie»
gar nicht gebracht meiden dürfen.
Iede bewaffnete Invasion wäre also
eine Unmöglichkeit gewesen, wen»
die russischen Grenzbeamten nicht ab-
sichtlich beide Augen zugedrückt hät-
ten. Hierbei muß man beachten, dasz
ein besonderer russisch-persischer Grenz,
vertrag bezüglich Waffenausfuhr von
Rußland nach Persien besteht und
daß nicht etwa die persische Regie-
rung die Einfuhr von Waffen in ihr
Land verbietet, sondern lediglich
Rußland es untnsagt, über seine
Grenzen nach Persien Waffen ein»
zuführen. Dr. T. R.

Der Expression!»»«».

Unter dem Titel „Die neueste
Malerei" veröffentlicht Herr Lovi»
Corinth im dreizehnten Heft des
„Pan" eine Studie, in der er die
jungen Künstler als eine Horde Nach-
äffer hinstellen möchte. Sie ahmen
C6',a»i,e nach (über den Herr Torinth
so akademisch schreibt, wie man über
ihn schreiben sollte), van Gogh und
Gauguin. Sie kopieren „Die jetzigen

Bilder der Neger und Malayen, die Malereien auf indischen Zeltdächern."
Kurz: „Die Iugend vergißt, daß kein Meister vom Himmel gefallen ist, und daß alles Große durch Mühe, Arbeit und Lernen entstanden ist. Sie fängt damit an — wie Liebermann richtig sagt — womit die großen Meister aufgehört haben."
Hinter diesen Binsenworten birgt sich der landläufige Vorwurf des Nichtkönnens, der gegen jede neue Erscheinung erhoben wird, mit dem die Kunsthistoriker in ausgiebigster Weise Wissenschaft machen, unter dem auch Herr Corinth zu leiden hatte und den er nun stolz wie ein Akademielehrer weitergibt. Psychologisch gesehen steckt hinter diesem Vorwurf das Nichtoerstehen dessen, was man sich abzuurteilen anmaßt. Denn für den Verstehenden würden sich alle sogenannten Mängel — die Bega» bung und das Können eines Matisse vorausgesetzt — in Notwendigkeiten, in Absichten verwandeln. Nicht nach dem Maßstab eines absoluten Könnens, sondern dem eines relativen Wollens kann man eine alte oder neue Kunst beurteilen. Und sobald man nach dem Kunstwollen der jungen Generation fragt, wird sich alles das, was Herr Corinth Nicht-Können nennt, als Zweck-Wollen enthüllen. Freilich ist dieser Wille verschieden von dem der Impressionisten. Es ist eine neue Kunst, die entsteht und deren Differenzen zu der des Impressionismus einmal herausgearbeitet werden müssen, damit nur noch böser Wille oder Akademie von einem Dilettantismus des Könnens reden kann.
Borher aber will ich die Unsitte brechen, die sich krampfhaft bemüht, keine Namen zu nennen. Da ich die fruchtbaren Tendenzen einer zukünftigen Malerei aufzeigen will, muß ich die Stützen meiner Hoffnung von der Fülle derer trennen, die in Wirklichkeit die Vorwürfe des Herrn Corinth verdienen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß es sich ausschließlich um ehrliche und energische Arbeiter handelt, um Persönlichkeiten, die ihre» schöpferischen Willen in einer ganz neuen Weise und weit intensiver konzentrieren als es Herr Corinth jemals fertiggebracht hat. Es sind un-

ter den Ausländern Matisse und Picasso, de Vlaminck und Kees van Dongen. Unter den Deutschen Pechstein und Purrmann, Erbslöh und Levi, Kirschner und Heckel, Schmid-Rottluff. Es fehlen sicherlich einige Namen, aber ich nehme gern und freudig an, daß keiner von allen jemals die Akademie des Herrn Corinth besucht hat.

Im Impressionismus scheint nicht nur die Welt als Vorstellung des Menschen in die Ungewißheit der Bewegung gezogen zu sein, sondern diese Vorstellung selbst aufgelöst in ein ewig fließendes Spiel von Elementen. Es gab keine Gewißheit, kein Absolutes, weder im Objekt noch im Subjekt. Alles Dasein mar in einem Traume von Bewegungen aufgelöst, die man nur rasch mahrnehmen und wiedergeben konnte.

Tatsächlich beruhte die impressionistische Kunst nicht auf der Vorstellung, wenn man darunter die Verknüpfung mehrerer Eindrücke zu einem klaren Gedächtnisbilde versteht, sondern (wie vielleicht jeder Naturalismus) auf der Wahrnehmung. Diese kam t« ihrer neuen Wesensart dadurch zustande, daß der Künstler sich der Natur hingab und ihr kosmisches Le-

ben nachfühlte. Das stürzte ihn in einen Rausch und bewog ihn, es in aller Mannigfaltigkeit, mit allen Mitteln, die seine Palette hergeben konnte, zu malen. Allmählich aber wurde diese Art des Sehens zur Gewohnheit, die Hingabe an die Natur und die Aufzeichnung der momentanen Wahrnehmungen erschöpfte die künstlerische Gestaltungskraft nicht mehr. Das künstlerische Wollen sucht eine neue Aufgabe, die es natürlich in der Gestaltung des neuen Naturalismus finden mußte; sie lautete also: die naturalisierte Individuation auf persönlicher Grundlage zu stabilisieren, den Reiz notwendig zu machen durch Abstrattion vom Zufälligen.

Die persönliche Empfindung mar die Basis der gestaltenden Kraft, d. h. etwas Seelisches also Bewegtes und etwas subjektiv Willkürliches. Der persönliche Empfindungsrhythmus hatte auf dieser Basis keine Zügel an der natürlich organischen Form, die ja von vornherein ausgeschlossen mar. Und wenn er nun die an der Natur eroberte neue Farbenmelt kosmischen Werdens ohne Rücksicht auf Naturwahrheit verändern wollte, war da nicht jeder Willkür, einem künstlerischen Anarchismus Tor und Tür geöffnet? Niemals mar die Kunst subjektivistische Willkür schlechthin gewesen, sondern eine Spannung zwischen dem künstlerischen Subjekt und einem irgendwie objektiven Hindernis, das sich der künstlerische Wille schuf. Das neue Ideal heißt: das Bild. Man wollte wieder ein von allen fremden, Sicheren Beziehungen freie», in sich selbständiges Gebilde schaffen. Nicht mehr die Natur mar das hindernde Regulativ, das dem Künstler die Gesetze des Schaffens diktierte, sondern das Bild.

Die Differenz zwischen jedem Expressionismus und jedem Naturalismus besteht in diesem Gestaltungsmillen.

„Plastik und Malerei sind im Gegensatz zur Architektur meistens als imitative Künste bezeichnet worden. Diese Bezeichnung drückt nur das Unterscheidende aus und ldßt das Gemeinsame außer acht."

„Soweit es sich um das Imitative handelt, steckt in der bildenden Kunst

eine Art Naturforschung und die künstlerische Tätigkeit ist an diese gebunden. Die Probleme, welche dabei die Form an den Künstler stellt, sind von der Natur unmittelbar gegeben, von der Wahrnehmung diktiert. Werden diese Probleme allein gelöst, d. h. hat das Geschaffene nur in dieser Beziehung eine Existenz, so ist es doch als Gebilde an sich noch zu keinem selbständigen Ganzen geworden, das neben und gegenüber der Natur ftch behaupten kann- llm dies zu erreichen, muß sein imitativer Inhalt von einem weiteren Gesichtspunkt aus, den ich im allgemeinen als den architektonischen bezeichnen möchte, in die höhere Kunstregion entwickelt werden, wobei ich natürlich die übliche spezielle Bedeutung des Wortes Architektur beiseite lasse. Architektur fasse ich dann nur als den Bau eines Formganzen, unabhängig von der Formsprache. Ein Drama, eine Symphonie hat diese Architektur diesen inneren Bau, ist ein organisches Ganze von Verhältnissen, ebenso wie ein Bild, eine Statue, wenn die verschiedenen Künste auch in ganz verschiedenen Formenwelten leben."

„Die Probleme der Form, welche bei dieser architektonischen Gestaltung

eines Kunstwerkes entstehen, sind
leine von der Natur unmittelbar ge-
stellten und selbstverständlichen, sie
sind jedoch gerade die absolut künstle-
rischen. Die architektonische Gestal-
tung ist das, was aus der künstleri-
schen Naturerforschung ein höheres
Kunstwerk schafft. Das mit Imitativ
bezeichnete steht also eine der Natur
selbst entnommene Formemvelt dar,
welche erst architektonisch verarbeitet
zu einem vollen Kunstwerk wird. Da-
mit tritt Plastik und Malerei erst in
die allen Künsten gemeinsame
Sphäre, aus der Welt des bloßen
Naturalismus hinaus in die Welt
der wahren Kunst." lbUdebranb:
Problem der Form.)

Die Formel Hildebrands von der
„architektonischen Gestaltung" um-
schließt das Wollen auch der Expressio-
nisten, aber auf einer völlig verschie-
denen Bafis. Die grundlegenden Dif-
ferenzen zwischen einer Plastik Hilde-
brands und Matisses erklärt das Le-
benswerk Nodins. Die Art seines
impressionistischen Naturalismus muß
die Grundlage jeder künftigen, frucht-
baren Entwicklung bilden. Das Wort,
daß der Impessionismus eine End-
phase bilde, ist eine Phrase. Er ist
ein Beginn, denn er ist die Material-
sammlung zu einer neuen Kunst, wie
etwa der Naturalismus des Anatro-
cento für die klassische Kunst. Es gilt,
diese neue, am Kosmischen eroberte
Anschauung, diesen Willen zur Er-
scheinung zu klären, zu stabilisieren-
hildebrand sucht hinter der Flucht
der Erscheinungen noch „das Ding an
sich", hinter der trügerischen Wahr-
nehmung noch die geklärte Form und
den klaren Naum, er ist Klasfizist.
Für den modernen Künstler aber gilt
es nicht mehr das Absolute hinter
dem Nelativen zu suchen, sondern das
Nelative zur Klarheit und Notwen-
digkeit zu gestalten. Für den moder-
nen Künstler kann kein Objektives
den Gesichtspunkt der Gestaltung
ausmachen, da es für ihn mit erleb-
nismäßiger Sicherheit kein objektives
Gewisses gibt. Ihn kann allein seine
persönliche Empfindung leiten. Ihre
Eigenart aber ist es, jedesmal neu
aus der Berührung mit dem Objekte
zu erstehen, d. h. nicht zu stilisieren,
sondern einen Stil zu wollen. Die
Formenwelt ist nicht a priori gege-

ben und zwängt die Objekte in sich
hinein, sondern sie entsteht aus einer
Spannung zwischen Subjekt und Ob-
jekt jedesmal von neuem. Nicht
Schema sondern Gestaltung.
Dieser Vestaltungswille wird
sohne sich von der wesentlichen
Grundlage zu entfernen) die Basis,
die ihm der Impressionismus ge-
schaffen hat, variieren und schließlich
auch eine neue Naturanschauung schaf-
fen. Doch wird es hier schwer auszu-
machen sein, was von vornherein an-
ders gesehen ist und was der Um-
gestaltung des Eindruckes zugeschrie-
ben werden muß. Die künstlerische
Arbeit ist ein Zugleich oon Empfan-
gen, Verarbeiten und Darstellen, so
daß nicht zu entscheiden ist, wieviel
dem Auge, dem Intellekt oder der
Hand zukommt.
Die grundlegenden Differenzen
sind: mehr Klarheit und Einfachheit,
mehr Ausdruck, mehr Persönliches.
Wenn ich die Tendenzen der
Expressionisten von denen ihrer Vor-
gänger trennen soll, so würde ich sa-
gen: die impressionistische Kunst be-
ruhte auf einer qualitativ neuen und
überaus differenzierten Wahrneh-
mung eines neuen, d. i. des kosmi-
schen Gegenstandes, die zu einer Ein-
fühlung in ihn geworden war. Die

Ausdruckssprache ihrer Mittel mußte
also eine bewegte Farm haben. Die
Expressionisten llber mißtrauen dem
unmittelbaren und in seiner Zufällig-
keit mannigfaltigen Eindruck und su-
chen ihn in eine eindeutige, klare,
einfache und notwendige Vorstellung
zu heben. Ihr Schaffen beruht also
auf Abstraktion und ihre Formen-
sprache wurde eine ruhende. Der
Impressionismus war eine Naturer-
forschung nach einer neuen Seite hin,
indem man die Bewegung der At-
mosphäre zum Ausgangspunkt des
Schaffens nahm. Es entfaltete sich
eine „röcnercne psaantesque <lez
zen52tion5 i-Äi-«" (^ules I^emaitre),
eine Aufhäufung neuen Naturan-
schauungsmaterials. Aber man über-
liefj es Späteren, auf dieser Basis
selbständige Existenzen zu schaffen,
die Wahrnehmung in geschlossene
Bilder zu gestalten.
Von hier aus wird man die Nei-
gung der Künstler und ihre Beein-
flussung durch gewisse primitive und
bestimmte überkulttvierte, wie z. B.
byzantinische Werke verstehen. Sie
finden in beiden dieselbe Abstraktion.
Xkin junger deutscher Künstler sagte
mir einmal bei Betrachtung früh-
christlicher und byzantinischer Bilder:
das muß uns als höchstes Ziel vor-
schweben, aber wir dürfen es nie-
mals aufmachen. Damit ist der Um-
kreis einer wertvollen Beeinflussung
durch eine andere Kunst umschrieben.
In ihrem Ziel zur Abstraktion kön-
nen sie sich bestärken lassen, aber sie
dürfen nicht die Formen übernehmen.
Darunter kranken am meisten die
deutschen Künstler. Das ist aber noch
kein Grund, um Zeter und Mordio
über .ihre Fähigkeiten zu schreien.
Man sucht z. B. eine neue Bewegung.
Die des Impressionismus mit ihrer
sich ausbreitenden offenen Konti-
nuierlichkeit ist einem Kunftwokle«
unannehmbar, da» auf Geschlossen-
heit des Bildes geht. Unsere Gegen-
wart ist wahrlich nicht reich an
expressiven Gebärden. Da hilft man
sich zunächst mit Umschreibungen pri-
mitiver Gebärden, gewisser Bein«
spreizungen und Armknickungen. Da«
ist nicht höchste Originalität, aber
auch nicht unbeholfene Kindlichkeit-
Hinter etwaigen Entlehnungen von
Geräten wilder Völker usw. stelkt eine

eminente Fähigkeit des Nacherleben»
dieser einfachen und expressiven Formen. Sie sind für den Künstler die adäquate Form seiner Vorstellung»» inhalte und nicht glatte Abschriften. Daß hier eine andere Kunstform den Expressionismus beeinflußt und nicht direkt die Natur, kann nur von eine
r
so schwachsinnig naturalistischen Kritik wie der unseren für ein Verfallssymptom gehalten werden. Oder war die Nenaissance nicht die Beeinflussung gegebener naturalistisch« Elemente durch eine andere ältere aber dem künstlerischen Wollen adäquate Kunstform? Eine solche Beeinflussung wird immer da auftreten, wo sich ein schöpferischer Wille von der Natur losringt und im Bewußtsein seiner Kraft zu notwendigen, eigenlebendigen Gestaltungen vordringt. Über deren Necht aber kan» man angesichts so umfassender Tatsachen der Kunstgeschichte nicht streiten. Nllturnachllhmung ist eben nicht das konstituierende Merkmal der bildenden Kunst.

Weiter kann ich die Differenzen zum Impressionismus und die Eigenart der jungen Kunst nicht andeuten. Neugierige muß ich auf mein Buch über den Expressionismus verweisen.

das erscheinen kann, sobald ein Verleger den Mut zum Druck findet. Oder, um in der Sprache des Herrn Corinth zu reden: wenn in der Zukunft eine gütige Vorsehung Sorge tragt. Diese Phrase ist gar zu niedlich in Ihrem Munde. Herr Corinth. Sie sind die Vorsehung für so viele junge Künstler, aber Ihre Güte besteht darin, daß Sie sie vor die Tür setzen helfen und Ihr Sorgetragen darin, daß uns die Künstler höchstens gegen Ihren Willen durch ihr Schaffen beglücken. Ihre gütige Sorg« besteht darin, daß Sie leere Phrasen über zukunftsträchtige Dinge schreiben und Ihre Vorsehung darin, daß Sie eine Schar Kitscher für Expressionisten ausgeben. Wir Freunde der neuen Kunst verzichten auf den Kitscher Manguin und Friesz, den Verwässerer unserer Ideale, und wünschen manchen anderen dahin, wo er zu Hause ist: in den Lehrter Bahnhof. Wir wollen sehen: Matisse und Picasso, de Vlaminck und Kees van Dongen, Pechstein und Purrman, Erbslöh und Levi. Kirschner und Heckel, Echmid-Rottluff.

M. R. Schönlank.

Große Berliner Kunstausstellung

Das Wort Liebermanns von den tausend Drehorgeln, die er beim Besuch von Kunstausstellungen auf einmal zu hören glaube, ist zwar nicht ausdrücklich auf die „Große Berliner" gemünzt, jedenfalls aber im Hinblick auf ihre ca. 3NN0 Kunstwerke hier glänzend anwendbar. Doch es wäre sinnlos, über Vernunft oder Unvernunft von Riesen-Kunstausstellungen zu streiten, in der Praxis bleibt ja doch alles beim alten. —

Im Park find wie immer einige Plastiken aufgestellt, die man neben Militärmufik (Programm: Wagner und „Polnische Wirtschaft") genießen soll. Nr. 1. «othberger. „Vision", ein mehr in seinem Titel al» in seiner Gestaltung verunglücktes Werk, ein junges, feingeformtes Mädchen, dessen Antlitz aber «her naiv als visionär aussieht. Man denkt, es sehe einem Schmetterling nach, aber man fühlt nichts von einem Schleier, der den Augen die irdische Welt verbergen und eine andere geheimnisvollere an ihre Stelle setzen soll- Hart an die Stlldtbahnbogen

gequetscht, steht die überlebensgroße
Gestalt des Eeegerschen „Michel",
markig, kräftig, mit unterdrücktem
Ingrimm. Aber muß er als ein-
ziges Symbol und auch einzigen Be-
kleidungsgegenstand lediglich eine
Schlafmütze in der Hand halten? —
Tb erl eins „Tragödie". Zwei
Menschen, die sich viel gewesen, sich
tödlich wehe getan haben und sich
nun trennen müssen. Ich glaub's
schon — und kann doch nicht umhin,
zu sagen, was eigentlich selbstver-
ständlich ist: Rodin hat so etwas
besser gemacht.
Und nun die übrigen Plastiken;
der Einheitlichkeit wegen, denn im
Katalog kommen sie noch nicht. Um
es vorweg zu sagen: im großen und
ganzen sind sie mäßig, mäßig, mäßig.
Doch da ist z. B. „Anmut" von Fritz
Heinemann in freier, vornehmer
Haltung, lieblich und stolz zugleich.
Kein Werk, das in die Zukunft weist,
aber in sich vollkommen, schön. Oder
Gomanskys „Königspinguin" mit
feinem Humor, gravitätisch schreitend
mit herablassendem Augenzwinkern.
Graziös ist Mihfeldts helle
Bronze „Spiegel der Muse", ein
leichtes Figürchen. sich über das
Wasser neigend, das sein Fuß be-

rührt. Iarays „Kainz als Ham-
let", Voricks Schädel betrachtend,
nachdenkend über die Vergänglichkeit
des Irdischen, erinnert noch einmal
eindringlich an den großen Toten.
Auf Nervenchoks hinzielend, etwa in
der Art des „Taifun"-Dichters Leng-
hel, scheint Heuin seinen „Zwei Ge-
fangenen" zu arbeiten, deren Mache
sonst allerdings glänzend ist. Wie
ruhig und doch charakteristisch und
gut beobachtet sind dagegen Wa-
te r b e ck s „Kinderköpfe". Von
Schwartzkopff ist eine ehrliche,
wenn auch nicht geniale Arbeit in
Holz da, „Schwere Last", aus der
kämpfendes, ringendes Künstlertum
spricht. Daneben Tuaillons
..Reiterstatue Wilhelm II.". Tuaillon
scheint sich allmählich an die Hofluft
zu gewöhnen, d. h. seine Physiog-
nomie zu verlieren. Mir zum wenig-
sten sagt sein neues Werk nichts. Zum
Vergleich fodern zwei Grabmonu-
mente heraus, das eine von Dam-
man, das andere von Götz. Ienes
allegorisch, auf Effekt berechnet, ge-
künstelt, steif, mit hoher Pose, das
zweite still, mit großzügigen, einfachen
Ornamenten und Linien; das erste
nur um des andern willen erwäh-
nenswert. Dann noch zwei Brun-
nen, ein hcttcrcr von Schott mit
drei tanzenden Mädchen auf dem
Rande, der andere, Morins „Rei-
terbrunnen", in strengerer Gestal-
tung- Schließlich das große Man-
zelsche Werk: „Kommet her zu
mir". In der Mitte der segnende
Christus und von beiden Seiten die
Armen, die Kranken, die Hilfsbedürf-
tigen. Mit fester und sicherer Hand
sind die Einzelfiguren hingestellt, viel
Feines, manches Große liegt in
ihnen. Aber dem Ganzen fehlt die
Konzentration. Der segnende Hei-
land beherrscht die Gruppen nicht,
zwingt sie nicht zu sich hin und man
wird peinlich an Werke von Bartho-
loms, Neunter u. a. erinnert. —
Sonst find wohl nur noch vereinzelte
Versuche von Interesse, so Baum-
bachs verunglückter „Thristophorus".
Zwar sind die Gestalten gut durchge-
bildet, doch der Künstler hat es nicht
glaubhaft zu machen verstanden, daß
das Iesuskind wirklich eine riefige
Last für den starken Mann bedeutet,
wodurch ein lächerliches Mißverhält-

nis zustande kommt. —
Nunmehr aber muß ich summarisch verfahren, wenn ich den mir gestellten Raum nicht überschreiten will- 3000 Kunstwerke sind eben keine Kleinigkeit- Von der Sammlung „Berlinische Kunst 1830—S0" ist es notwendig, etwas ausführlicher zu sprechen, denn es ist mehr als bemalte Leinwand, was man davor sich sieht, es ist ein Stückchen Kulturgeschichte. Das vormärzliche Berlin der Frey tag, Holtei, Alexis, Gutzkow, Mündt. Chamisso, Hitzig, der Devrient, Taglioni und Varnhagen wird lebendig. Und sind auch Künstler wie Blechen, Krüger (Parade von 1837), Gärtner. Castal, Steffeck usw. keine Genies, so sind sie doch geiswolle, pinselfeste Persönlichkeiten. Neben köstlicher Naivität, echtem Berliner Witz und frischem Illustrationstalent stehen weltoergessende Romantiker mit Schwindtscher Malersehnsucht, die vom Meer und von Italien schwärmen.
— nur die Gruppe der Eigendünkler. der Kunsteunuchen, die wenig später mit phrasenhaften Historienbildern von Riesendimensionen den Markt überschwemmten, fehlt. Gerade die Bescheidenheit der Berliner Meister, die genau die Grenze ihres Könnens wußten und nie darüber hinausgingen, ist so wohltuend.

Rundschau
Unter den Lebenden, die die
Große Berliner Kunstausstellung be-
schicken, ist eine große Anzahl von
reifen Künstlern, Männern von Ruf
und Namen, die alljährlich vertreten
sind, deren Entwicklung auf einen
gewissen Ruhepunkt gekommen ist und
über die in den Rezensionen Iahr für
Iahr so ziemlich dasselbe steht.
Uber die kraftvollen Großstadtbilder
Kallmorgens, die feinen, mar-
kanten Porträts Schultes im
Hofe, über die sonnigen Interieurs
Brandis und den ihm verwandten
Fabian, Hendrichs und
Brachts Landschaften, Carlo Bück-
ling Italien, Rabes frischen
Schöpfungen, Ernst Liebermanns
geklärte Romantik, Steinhausens
Christusgestalten, Hans Herr-
manns Hafenansichten, Schlich-
tings Kollektion, Koberst eins
Eeffektbilder, Hugo Vogels fein-
sinnige Schöpfungen, läßt sich in en-
grmRahmen schwerlich crwaSNciicssngcii.
R. Richter zeigt zwei land-
schaftliche Aquarelle, deren Perspektive
etwas kulissenhaft behandelt ist, in
vollen, leuchtenden Farben mit dem
Versuch eines eigenen Stils. Ebenso
farbenfreudig, ein wenig an M. Lie-
bermann erinnernd, ist ein „Bier-
und Cafägarten" Max llhts. Im
Gegensatz zu ihm steht R. Fehd-
mers „Flandrische Stadt", schwer,
massig, erdrückend, in brandrotem
Abendschein. Maria v. Preußen
hat ein eigenartiges Stilleben ge-
schaffen in dumpfem, mattgrauem
Ton und dahinein unvermittelt grün
und rosa. Auffallend, aber plump,
eine ungeschickte Kopie Ludwig von
Hofmanns ist Metz' „Heiteres Da-
sein". Wie vornehm wirken dagegen
Franz Hoffmann-Fallers-
lebens oerträumte Herbstimmung,
Lichts Landschaften, Haugs
„Schwäbisches Städtchen", Preiß-
te rs „Blick in den Park", Ben-
drats „Helsingörs" (das Hamlet-
schloß in der Mittagssonne), Pütz'
„Abend", Hanna Mehls „Alte
Dorfkirche", die alle einer eingehen-
deren Betrachtung wert mären. Wie
ein moderner Rubens wirkt Hei-
cher ts „Meine Frau und ich" mit
frischen, saftigen Strichen. Ein kräf-
tiges Porträt von Koschel ist rein
malerisch sehr gut mit dem Grün des

Kleides, dem Fleischton des Gesichts
und der Bronze des Hintergrundes.
Aber mir wäre es nicht angenehm,
wenn ich mich schon porträtieren lasse,
mein Gesicht lediglich als Farbfleck
behandelt zu sehen. In Carlo
Wostrvs „Pantoffel" ist das
Modell sehr schön, auch Linie und
Farbe schön, aber das Ganze zu wei-
bisch-weichlich. Pilichowsky geht
in seiner „Pieta" weit über sein
Können hinaus, so daß aus dem
Werk, das groß hatte werden sollen,
fast nur ein klägliches Genrebild ent-
standen ist. Ebenfalls entgleist ist
Hugo Walzers „Unzufriedene",
einzelne charakteristische Köpfe, jedoch
nicht zu einer Einheit zusammenge-
schweißt, ohne Sinn, ohne Schluß,
ohne Pointe. Daß auch alte Technik
noch sieghaft sein kann, zeigt Kel-
lers „Eisenhammer", der freilich
nicht ganz unabhängig von seinem
großen Menzelschen Muster ist.
Dorsch gibt einen Speisesaal, ge-
treulich dem geschmacklosen Vorbild,
die Lebhaftigkeit der Darstellung
spricht von einem trefflichen Könner.
Weit besser aber ist ein lichtglllhen-
des, freudiges, weintrunkenes Lam-
pionfest. „Sebastian" heißt eine
Schöpfung mit starker, echter Stim-
mung von Lietzmann, in stillen,
schmerzlichen Farben, graublau, lila,
blutorange. In gleichem Sinne lo-

benswert ift Jülichs „Tag des Herrn", mährend dagegen sein anderes Werk „Sommerzeit, goldne Zeit" mächtig abfällt. Im ersten eine Weihe, die das ganze Bild erfüllt, während im zweiten die tragende Idee fehlt und sich alles in Mätzchen auflöst. Auf der Grenze des Sentimentalen und wahr Empfundenen stehen Fahrenkrogs „Heilige Stunde" und H. Wilke » „Nymphenfest am Waldsee", denen eine bezeichnende Unklarheit gemeinsam ist. Die Schweizer lehren diejenigen, die Kodier noch immer nicht begreifen können, ihren Führer verstehen. Sie stellen gleichsam Stufen auf dem Wege zu Hobler dar. Blanchet und Daller es find von ihm abhängig, auch Righini, der auf durchweg knallblauem Grund, ein Zimmer darstellend, famose Typen geschaffen hat. Vollkommen in seiner derben, realistischen Art ist Thiele« „Moabiter Brücke". Vornehme Gesichter zeigen die Porträts Hela Peters und Iohanna Engels.

Eins der schönsten Porträts, das schönste vielleicht der ganzen Ausstellung ist das Bildnis Friedrich Kayßlers von Herz. — Die Groteske ist wenig, vorzüglich durch Müller-Münster vertreten, dessen Werke, fast wie Illustrationen zu Bierbaumschen Märchenspielen anmuten. — Ganz abseits von allen steht Ilna Emers-Wunderwald, stark von japanischen Vorbildern beeinflußt, mit reicher, bizarrer Phantasie, die sich vielseitig, wenn auch nicht immer glücklich, auswirkt. Wie eigen» artig ift z. B. ihr Porträt von H. H. Ewers, dessen Kopf fast aus dem Rahmen des Bildes springt, mit suggestiver Überzeugung hingestellt; die Perspektive, die Stroße einer Stadt, dehnt sich winzig, gleichsam bis in» Unendliche und alles überragend, erdrückend, dieser marmorne Kopf. Recht kitschig nehmen sich gegen diese Künstlerin die Schöpfer der dekorativen Kartons aus, die ohne Raumbeschränkung arbeiten und Eindrucksvolles schaffen wollen. Weder von M. F. Koch, Koberstein, Speyer oder Pfannschmidt — letzterer ist wohl der Eigenartigste unter ihnen — findet sich etwas Vollgültiges. Auch Fritz

Böhle hat schon bei weitem Besse-
res geleistet.
Und das Fazit! Im allgemeinen
scheint mir die heurige Ausstellung
besser als die vorjährige, in der man
Individualitäten mit der Lupe su-
chen mußte und selbst die längst An-
erkannten ,so der liebe Defregger, sich
erlaubten, uns äußerst fade Wasser-
suppen vorzusetzen. Es regt sich hier,
es regt sich da etwas; aber wenn man
nach dem Vorwärts! fragt, nach
kämpfenden, ringenden Künstlern,
dann fühlt man nichts als die Träg-
heit der Mittelmäßigen, die das
wenige Aufkeimende zu ersticken dro-
hen, dann muß man sich gestehen, daß
die Große Berliner Kunstausstellung
die Führerschaft ganz gewiß nicht
mehr in Händen hat.

F. Podedl.

Für den gesamten I„lia!t verantwortlich: Or- C»rt Radlaucr, Berlin W., Traun»
sicinerirrafze Z. ^ Redakteur für Kunstwissenschaft und künstlerische Natur»
betrachtunq: Pros- Hanns Fcchncr- z- Zt. Schreiber!'au. —
Druck von Richard ^ilk- Berlin W- 66. Lcipzigerstr- 115N6.
Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück- wenn ihnen
»ichl Rückporto beiliegt.

UNA^

VN

Herausgegeben blmVrO^VtaÃ¶lcmer
. IoitschrifienSerlagOm.^
35. Jahrgang. Vd. !38. Heft 438. Zweites Septemberheft !9U

Oberstleutnant a. D. O. Graewe:

Am Scheidewege

Die Völker sind Kinder und vergessen, wie diese, bald alles Schlimme, selbst dis Elend des Krieges. Wie wird jetzt wieder mit dem Kriege gedroht, gespielt, und das Empfinden für seine Schrecken abgestumpft. Man hört und liest nur noch von Marokko — Mannesman» — Kiderlen.

Also Marokko kann 64 Millionen Deutsche in einen Krieg stürzen. 200 000 Menschen sollen einiger Pfeffersäckc wegen sterben, ebensoviele Mütter wieder dauernd elend werden! Warum wird nicht das Haager Schiedsgericht angerufen, das doch in dieser einfachen Angelegenheit weit näher läge, als der Krieg?

Es ist fast zum Lachen, Leute, die stets hinter dem Ofen saßen, ruhig in das Kriegsfeuer blasen zu sehen, dessen Furchtbarkeit sie nie verstehen, noch am eigenen Leib und Geist empfinden werden.

Der Sache nach sind wir jetzt ganz auf dem früher verächtlich bewerteten Standpunkte Englands angelangt, für merkantile Waren Menschenblut einzusetzen; nur steht dieser Inselstaat auf geographisch sicherer Basis, die dem gewagtesten Unternehmen den scharfen Stachel nimmt und führte seine Kriege stets mit dem ihm freiwillig von Söldnern gebotenen Blute.

Aus unserer geographischen Haut können wir nicht heraus, und da ist es unsachlich, von unserm Staate eine Freiheit des Handelns zu fordern, als ob wir — in Britannien wohnten. Die könnte er nur Haben, wenn er wegen jeder Bagatelle raufen wollte, bis es einmal schief geht.

Hatten die Gebildeten unseres Volkes, die doch dessen Führer sein sollten, eine schwache Vorstellung von dem wahren Wesen des Krieges, es würde weniger über Marokko gesprochen werden. Aber welche Phantasiebilder herrschen da! Die Anpreiser des Krieges waren immer geschäftig, von ihm nur pikant Zurechtgemachtes zu zeigen,

wie der Schlächter in seinen Laden Blumen stellt, um das Rohe zu verdecken, den Käufer zu bestechen. Der wahre Krieg hat gar nichts Erhabenes, Dramatisches. Sein innerstes Wesen, die Vernichtung des Gegners ist sogar die häßlichste menschliche Tätigkeit, die man sich denken kann. Weil eben sein eigentliches Metier höchst unappetitlich ist, wurde stets alles Kriegerische mit besonderem Nimbus umgeben. Wer denkt sich aber noch viel, wenn er liest: Verlust: 100 Mann tot. Und doch stirbt kaum einer von diesen sofort. Die Meisten leiden stunden- und tagelang seelisch und körperlich unendlich, ehe sie der Tod fortnimmt. In habe viele auf den Schlachtfeldern und in Lazaretten sterben sehen: alle schwer und sehr ungern. Ihre Qualen und die ihrer Angehörigen lösen aber keinen Klang des Verstehens bei ihren Nachkomemn aus.
Die Kriegsaufregung und -gefahr ist jetzt bei uns fast zu einer dauernden geworden, weil die Vorbedingung unseres Kolonialerwerbs, der Grundsatz: „Unsere Kolonialpolitik darf dem Kaufmann nur folgen" längst in den Hintergrund gedrängt ist. Überall soll der Staat mit allen Machtmittel eintreten, der Soldat den Weg bahnen. Man kann sich nicht in das natürliche Schwinden des goldeswerten Prestige von 1370 finden und ebenso nicht an etwas mehr eigene Arbeit und etwas weniger Profit gewöhnen. Zweifellos ruhr unser materielles Aufblühen in den letzten Dezennien nur auf den kriegerischen Erfolgen von 1870, denn fleißig und strebsam waren die Deutschen vorher auch schon. Daher hat unser Wohlstand und sein Aufbau, es ist vielleicht bitter, das einzugestehen, etwas Gründerhaftes, Überstürztes, es fehlt ihm die bei langsamem Wachstum weitverzweigte Wurzelbildung.
Alle die, welche sich nicht trennen können von den leichter zu erntenden Früchten, die nur im Kriegssonnenglanze reifen, hört man jetzt immer lauter rufen: „Wir brauchen einen Krieg, der uns das alte Ansehen wiederbringt. Wozu haben wir unsere große Armee?" Ist es natürlich, solch ein Reizmittel mit kurzer Wirkung zu empfehlen? Die Geschichte liebte niemals genaue Wiederholungen. Selbst bei kriegerischen Erfolgen, die größer wären, als die von 1870. würde die Wiederholung moralisch nie gleich dem ersten Debüt wirken. Solche Erfolge, wie damals, sind aber nach menschlichem Ermessen gänzlich ausgeschlossen, dn Frankreich jetzt seit 40 Iahren ebenfalls die allgemeine Wehrpflicht besitzt und mit ungezählten Massen arbeiten kann.

Wie stellte sich solch ein Krieg ferner zum Geiste der Zeit, der auch immer ein gewichtiges Wort mitspricht. Die Welt steht jetzt im Zeichen des Verkehrs, der alle Völker einander ungemein näher gebracht hat. Der tägliche Austausch von Personen, Waren, Erfahrungen, neuen Ideen und Geistesprodukten hat namentlich bei den auf engem Raume zusammengedrängten europäischen Völkern das Verständnis für ihre gemeinsamen Interessen geweckt, frühere Vorurteile beseitigt, ja, ein Solidaritätsgefühl erzeugt, das ihnen Sonderwünsche geringer erscheinen läßt gegenüber ihren gemeinsamen Weltaufgaben. Hinzu kommt die ebenfalls durch den Verkehr näher gerückte, gemeinsame Gefahr, die von anderen Raffen droht, und ein ethisches Moment: die religiöse Auffassung über den Krieg hat vielfach eine grundsätzliche Veränderung erfahren. Mann beginnt sich von jenem mittelalterlichen Christentum abzukehren, das auf Kosten der Lehre des Heilands aus Nützlichkeitsgründen in den Zeiten der Völkerwanderung den neuen Staaten alle möglichen Konzessionen machte, die sich bis in unsere Zeit in den Staatskirchen erhalten haben. Man geht jetzt auf die einfachen Worte Christi zurück und auf die Lehren der ersten Iahrhunderte, die beide zweifellos dem Kriege den Krieg erklärten. Der von den Kirchen vertretene, mittelalterliche Standpunkt, den Krieg als von Gott kommend, gleichsam als Gottesgericht, anzusehen, verliert täglich an Boden. Entsprechend wächst die Zahl der Christen, die sich an die einfachen, klaren Worte des Erlösers halten, der nicht müde wird, physische Gewalttat zu verurteilen und zu verbieten, der den Krieg nicht beseitigt, wie er auch Mord, Lüge und alles Böse bestehen läßt, aber mit der Drohung: „Wehe dem, durch den Böses kommt".

Im ganzen läßt sich wohl die jetzige Stimmung in Europa durch die Worte charakterisieren: „Ein kontinentaler Krieg ist ein Unsinn".

So stehen wir augenblicklich am Scheidewege. Hier eine mächtige Partei, die den Krieg will, um in Fülle, wie bisher, ihre Lebensführung zu haben, dort die Masse, welche die natürliche Entwicklung bei mehr Arbeit und verständiger Einschränkung vorzieht. Daß sie auch dabei noch ihr volles Genüge finden wird, dafür bürgen die Schätze, welche zahlreich von der Erbschaft vor 40 Iahren her ungeschmälert weiter dauern und bei kluger Wirtschaft sich nie in Dunst auflösen werden, wie das flüchtige Prestige.

Dr. Siegmund Hirsch:

Die Dresdener Hygiene-Ausstellung

Hygiene ist kein Wort von volkstümlichem Klang. Es tönt
fremd und ernst, es nennt eine Wissenschaft, die so viel gelehrte
Forschung, so strenge Facharbeit einschließt, daß der Laie kaum die
Neigung fühlt, in das schwierige Gebiet einzutreten. Erst in unseren
Tagen hat sich hier eine Wandlung vollzogen. Man spricht soviel
von Hygiene wie nie zuvor, und in weiten Kreisen zeigt sich rege
Teilnahme für alle die Fragen, die sich im Problem der Volksgesund-
heit vereinen.

Dns ist die Wirkung der großen Dresdener Hygiene-Ausstellung!
Ein Vierteljahr ist seit ihrer Eröffnung vergangen, und schon sind
mehr als drei Millionen Menschen durch die Hallen gewandert, die
so eindrucksvoll .Kunde geben von der großartigen Kraft, mit der die
Völker ihren höchsten Reichstum, die Gesundheit, gegen drohende
Feinde schützen; von Forschung und Arbeit, die zusalmen sich mühen,
das Leben des einzelnen besser und würdiger zu gestalten! „Ver-
säume den Körper nicht, von dem dein ganzes Erdendasein abhängt.
Unterrichte dich, was ihm frommt und was ihm verderblich ist."
Graf Plciten hat sich dieses Mahnwort aufgeschrieben, und andere
Männer des Geistes haben dasselbe gefordert. Aber wie schwer ist
es für den Laien, den sein Beruf bei anderem Schaffen und Denken
festbannt, sich die rechte Aufklärung zu holen, die ihm ein treues und
zugleich wirksames Bild gibt, das ihm anschaulich zeigt, was zur
Wissenschaft von der Gesundheit gehört. So steht das Problem
einer erzieherischen Laienbelehrung im Mittelpunkt der Dresdener
Ausstellung und die prächtige Halle mit der einfachen Aufschrift:
„Der Mensch", zieht die Besucher vor allem an. Hier ist alles zu
schauen, was man kennen muß, wenn man wachsam sein will für das
eigene Wohlbefinden und für die Gesundheit derer, die mit uns und
neben uns schaffen und streben, hier wird Belehrung geboten, die

ernst und wissenschaftlich arbeitet, die aber nie ermüdet und nie er-
nüchtert. Denn nicht nur, was hier den Menschen vorgeführt wird,
auch w i e man unterrichtet, ist bemerkenswert. Wie trefflich sind
die Zeichnungen, die Modelle und Präparate, die den menschlichen
Leib und seine einzelnen Organe darstellen und die schweren Schädi-
gungen aufdecken, die ungesunde Lebensweise, törichte Kleidung und
schlechte Ernährungsart bringen! Wie helfen Kunst und Humor mit,
dem empfänglichen Besucher unvergeßliche Eindrücke zu geben: er-
schütternde Bilder malen das Elend, in das die Trunksucht viele
Tausende stürzt, aber auch heitere Satire spricht hübsch und mahnend
zu dem Vorübergehenden, wenn es gilt, gefährliche Gewohnheiten des
Alltags oder hygienische Sünden der Mode zu bekämpfen. Einschüch-
ternd, beängstigend wirkt der Gang durch diese Halle für volkstüm-
liche Hygiene nie: alles ist so menschlich und natürlich gehalten und
man lernt, den Menschen als die wundervollste Schöpfung der großen
Natur anzusehen und für seine Gesundheit und Wohlfahrt mittätig
zu sein. Man verfolgt die Entwicklung des Kindes, man sieht, wie-
viel Gefahren und Krankheiten gerade die Kleinen bedrohen, und
man empfängt Belehrung über Notwendigkeit und Wert der rechten
mütterlichen Kindespflege. Den heranwachsenden Knaben und
Mädchen gilt eine andere Gruppe, man begleitet den Menschen ins
Alter und sieht die natürlichen Gründe des allmählichen Körper-
Verfalls, man wirft auch einen Blick auf die künstlerischen Darstellun-
gen des Todes: auf das Bild des griechischen Iünglings, der die
Fackel senkt, auf die packenden Totentänze unferer alten Meister und
auf neuere Gemälde, wo der Tod erscheint „nicht als Schrecken dem
Weisen, und nicht als Ende dem Frommen".

Immer spricht die Hygiene-Ausstellung erzieherisch zu ihren
Besuchern. Sic stellt den Massen vor allem den Wert der Arbeit
vor Augen und bekundet hier den Einfluß der schaffensfrohen, uner-
müdlich tätigen Persönlichkeit, die das soziale Riesenwerk angeregt
und das beste dafür getan hat. Nicht behaglicher Lebensgenuß, son-
dern Mühe und Arbeit machen das Leben köstlich, sie stählen den
Körper und sind noch immer die Zauberworte in der Kunst, das
menschliche Leben zu verlängern. Freilich bedrohen gerade den schaf-
fenden Menschen schwere Gefahren. Die wichtige Gruppe, die der
Berufshygiene gewidmet ist, gibt ergreifende Bilder von den Krank-
heiten, die so viele Arbeitende heimsuchen: sie zeigt, wie diese Feinde

bekämpft werden können und gibt dem Besucher die tröstliche Gewißheit, daß die soziale Fürsorge immer ernsthafter und sorgsamer über die Gesundheit der Arbeitenden wacht. Lebensgroße photographische Abbildungen der einzelnen Berufe schmücken die Wände und es ist erhebend, daß hier alle, die sich redlich abmühen, gleichberechtigt, gleichgeachtet auf uns herabblicken. Der Straßenkehrer und der Chauffeur, der Bildhauer und der wetterfeste Kutscher, der Richter und der Schornsteinfeger, der Lehrer und der Gärtner, die fleißige Köchin und die flinke Kellnerin, der Eilbote und der Maurer und viele andere Berufe. Wer wacker arbeitet, wird hier, einerlei ob sein Stand für hoch oder gering gilt, als nützlicher Mensch vorgeführt.
Auch darin muß noch Erziehung zur Gesundheit geleistet werden, daß an Stelle der krankhaften Überschätzung sogenannter vornehmer Berufe der Respekt vor jedem ehrenwerten Stande tritt und daß unser Leben bereichert und gehoben wird durch gerechtes, teilnahmsvolles Zusammenarbeiten mit allen Klassen. Dieser volkspädagogische Charakter macht die populäre Abteilung der Hygiene-Ausstellung so wertvoll und so interessant.
Wer wie trotz aller Fürsorge noch immer- schreckliche Krankheiten ihre Opfer fordern, wie die Seuchen verbreitet, wie sie gehemmt und bekämpft werden, auch darüber wird der Laie belehrt. In streng wissenschaftlicher und doch verständlicher Art. Naiv fromme Anschauungen anderer Zeiten und Völker zeigen, auf wie beschwerlichen Wegen die Aufklärung sich durchringen muß, Abbildungen enger, schmutziger Straßen in orientalischen Städten weisen auf die Herde der verheerenden Epidemien hin. Die eigentliche medizinische Belehrung stellt Mikroskope aus, durch die man die Bakterien betrachten kann, zeigt anschaulich den Körper, der von der Krankheit durchwühlt ist, und doch wird auch hier nie der Eindruck der Hoffnungslosigkeit erweckt, weil man auch die erforderliche Bekämpfung in musterhaften Erholungsstätten und die Bilder von Kranken sieht, die in kundiger Pflege neue Kraft gewinnen. Überall ist Gelegenheit, sich der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit zu freuen, überall empfindet man, wieviel Gegensätze sich versöhnen, wieviel Kräfte sich vereinen, wenn es gilt, Krankheit und Elend abzuwenden. So wird der soziale Sinn gestärkt und die Achtung erweckt vor den furchtlosen Bekämpfern der tückischen Leiden? gerade der Laie muß immer wieder lernen.

daß nicht großsprecherische Heilkünstler, sondern ernste Gelehrte für
ihn erfolgreich geforscht und geschafft haben.
Wer die Halle „Der Mensch" durchwandert und den erquickend
volkstümlichen Unterricht über den rechten Aufbau des ganzen Lebens
genofsen hat, dem ist damit Anregung gegeben, auch in die ge-
waltigen wissenschaftlichen Hallen zu schauen, wo die moderne Hygiene
ihre staunenswerten Leistungen vorführt, wo Industrie und Ge-
werbe alle ihre großartigen Erzeugnisse ausstellen. Man kann auch
hier die Reichhaltigkeit der Ausstellung rühmen: man erkennt, wie
in den Fragen der Hygiene sich ein Bild der ganzen menschlichen
Kultur aufrollt, und gewahrt erfreut, wie weit und wie tief man den
Begriff der Volksgesundheit erfaßt hat. Um nur ein kleines Beispiel
zu nennen: bei der Gruppe Iugendfürsorge hat man auch den
Kampf gegen die Schundliteratur nicht vergessen und gibt durch ab-
schreckende Proben und aufklärende Plakate Belehrung über die
Übeln Wirkungen der berüchtigten Kolportageromane.
Die Dresdener Ausstellung führt dem Besucher die Hygiene
aller Völker und Zeiten vor Augen. In reizend ausgeführten Pa-
villons zeigen die fremden Staaten, mit welchen Einrichtungen sie
die Gesundheit ihrer Bürger schützen, aber auch das Streben und
Irren längst vergangener Iahrhunderte kommt in der hervorragen-
den historischen Abteilung dem Besucher klar und eindrucksvoll zum
Bewußtsein. Man schaut in die Vergangenheit und lernt das Große
achten, das die Alten in Wissen und Leben besaßen, man sieht weh-
mütig oder lächelnd die dürftigen hygienischen Zustände früherer
Jahrhunderte und freut sich der eigenen, so mächtig schaffenden Zeit.
So ist es ein erfreuliches und lohnendes Erlebnis, aufmerksam und
nachdenklich durch die Ausstellung zu gehen. Nicht nur was man
an Einzelkenntnissen festhält, auch was man für die Vertiefung der
Lebensanschauung, was man an Impulsen zu tätiger Nächstenliebe
mitnimmt, ist reicher Gewinn. Den kann jeder ernten, und am
ehesten der einfachen Mensch, der nicht durch Teilnahmslosigkeit seine
Weltgewandtheit bekunden will! So trägt die Hygiene-Ausstellung
zur Volkserziehung bei und schafft Werte, die ihr äußeres Werk über-
dauern werden.

Frau von Troarn entgegnete eisig: „Daß alles Schmutz ist, was mich umgibt, das denke ich."
„Schmutz?" Adgife Tyrcll sah verständnislos vor sich. Sie blieb immer sanft, diese Frau, die es gar nicht anders kannte, als daß ihr Herz von jedermann mit Füßen getreten wurde. „Ich sehe nur Liebe um Euch, nichts anderes. Wir alle gäben freudig alles hin, um Euch froh zu wissen."
Albereta runzelte die Stirn. „Sprecht nicht so. Wozu sollen wir Frauen voreinander Komödie aufführen? Ist es nicht genug, daß wir es vor unfern Männer tun?"
„Albereta, glaubt Ihr nicht, daß man zuweilen Komödie aufführt, um einen — andern zur Nachsicht gegen sich selbst zu bestimmen?"
AIberetas Augen blitzten auf. Sie verstand.
„Wer bedarf der Nachsicht? Ich verzichte auf sie." Als ob ich nicht sähe, dachte sie zürnend, wie sein Gesicht hinschmilzt in Liebe, sobald er dir gegenüber sitzt. O, könnte ich fort, die Luft hier erstickt mich
„Was habt Ihr mit Adgife gemacht?" fragte Troarn vorm Schlafengehen Albereta. „Ich sah sie, früher als sie beabsichtigt hatte, sich zum Heimweg rüsten. Ihre Augen waren voll Tränen."
„Sie ist nie hübscher, als wenn sie weint, und wollte einen guten Eindruck hinterlassen."
„O, Albereta!" Troarn hatte mit Überraschung und Schrecken den eisigen Ton vernommen. „Wenn Ihr wüßtet, wie hoch diese Frau steht, knien würdet Ihr vor ihr."
Albereta zuckte die Schultern.

„Das letztere ist Eure Sache, und ich denke, ich mache sie Euch
nicht schwer."
Es war doch Feuer, nicht Balsamöl, was er sich da nach Troarn
geholt hatte .....
» «
»
Zinken und Pauken schmetterten bei ihrem Einzug. Die Glocken
läuteten und die Geistlichkeit in ihrem höchsten Prunk mit Gesängen
und brennenden Lichtern zog ihm in Winchester entgegen.
Das Volk betrank sich auf des Königs Wohl, wenn auch nur
mit dünnem Bier und Honigwasser. Daß es ärmer als andere Unter-
tanen war, daran trug er selbst die Schuld. Preßte er nicht jede
Gegend seiner Marken solange, bis aller Wohlstand gewichen war?
Die Großen und die Kleinen des Reiches mußten heran, der König
brauchte Geld. Geld, Geld!
Sie alle hatten, was sie besaßen, hingegeben, damit er die Zu-
rüftungen für den Krieg mit Schottland bestreiten konnte, für den
Augenblick waren ihre Mittel erschöpft.
Er aber sah nichts weniger als zufrieden aus, wie er auf seinem
kostbar geschirrten Hengst einzog. Der Gedanke, nun wieder still
sitzen zu müssen, quälte ihu. Er schaute die ihm Zujubelnden an
und dachte: Dumme Bestien, haltet besser das Maul, damit ich höre,
was aus euern Säckeln klingt. Und er blickte auf die lichtertragenden
Mönche und verwunderte sich, daß es noch einige unter ihnen gab, die
wohlgenährt aussahen. Es geht euch zu gut, man muß höhere Steuern
auflegen. Erst die hinter seinem Schloß Winchester aufsteigende
Waldlinie versöhnte ihn ein wenig mit der Rückkehr.
Er gab seinen Kriegern Geschenke, seinen Freunden Rätsel auf.
Gautier war in Ungnade gefallen und an feine Stelle gerückt war
— Aquis.
Daß eine Dame mit die Ursache von Tyrells Sturz war, das
ahnte niemand, ebenso wenig den Grund von Aquis plötzlicher Be-
günstigung.
Aquis hatte nämlich — es standen Gesinnungsgenossen hinter
ihm — eine große Summe zusammengebracht, die er Rufus als
Zeichen der Huldigung nach dem siegreichen Ausgang der Schlacht
überreichte.

Maria Janitschek
Hewlweh
Rufus hatte mit Genugtuung das Geld angenommen. Er stand
im Begriff, eine Verschwörung einzuleiten, die ziemlich kostspielig zu
werden schien.
Es handelte sich um Duncan, Malcolms natürlichen Sohn, für
den Rnfus eine starke Zuneigung besaß und den er auf den schottischen
Thron erheben wollte.
Es war, als ob seit dem Tage, da er sich des Besten in sich ge-
schämt hatte, alle Geister des Bösen hinter ihm her wären. Er wußte
^s selbst nicht, daß das, was ihn so flüchtig machte und umhertrieb,
nur ein Sehnen nach dem Land seines verlorenen Friedens war.
Heimweh!
Auf seiner Lieblingsburg in Winchester tauchte er alfobald in den
dichten Wäldern unter, die sie umgaben.
Alle, die auf eine Unterredung mit ihm gewartet hatten, sahen
sich in ihrer Hoffnung getäuscht. Gleichgültig gegen jedermann und
gleichgültig gegen das riesige Arbeitsmaterial, das er mit seinen
Ministern erledigen sollte, versteckte er sich vor allen Pflichten in das
finstere Schweigen dieses Forstes, der ihn mit rätselhafter Gewalt
anzog. Sechzig Kirchen und zahlreiche Dörfer waren verbrannt wor-
den, um ihn zu erweitern. Die abgöttische Liebe und Verehrung der
Urvordern, die in solchen Wäldern in mystischer Weise mit ihren
Göttern verkehrt hatten, war in Rufus unbewußt zurückgeblieben.
Nicht nur in der Herbstzeit, wo er mit fanatischer Lust sich den
Freuden der Iagd hingab, auch im Sommer war er, wenn es halb-
wegs die Umstände zuließen, in der schattigen Waldhalle und ergötzte
sich am Anblick des umherstreifenden Wildes, das er mit zärtlichster
Fürsorge pflegen ließ. Vater des Wildes, hatte das Volk scherzhaft
seinen Vater genannt, mit dem er diese Leidenschaft teilte. Wenn er
so allein mit seinem Roß auf dem elastischen Rasen dahinritt, keinen
Zweiten in der Nähe, dann verschwand all das Anmaßende, zuweilen
Rohe aus seinem Gesicht. Ein Zug unbewußter Erwartung, Scheu
vor etwas Unsichtbaren und doch wieder heimliche Sehnsucht, ihm zu
begegnen, erwachte in ihm. Dann pflegte er wohl das Roß zu ver-
lassen, das zögernd und ängstlich wie ein großer Hund ihm folgte.
Mehreremale waren beide, Roß und Herr, hier schon erschrocken.
Ein Beben war durch die Wipfel gefahren, jeder einzelne Bau in
schien eine Stimme bekommen zu haben und zu sprechen anzufangen.

Sie klagten und zürnten, seufzten und knirschten, sie beteten und verwünschten und schlugen mit den Zweigen. Und dann zuckten Glutscheine auf hinter den Schwankenden und das Wild brach ängstlich hervor und suchte nach Auswegen.
Rufus schlang dann den Arm um sein schweratmendes Nferd, dessen Nüstern schnoben, und beruhigte es. Ihm selbst aber stockte der Athem. Er verstand, was diese Glutschcine, dieses Knirschen der tausend und tausend hohen Gestalten bedeutete. — Manchmal indes, da kam es anders. Das war an Frühlingstagen, wenn alles nach Glück strebt. Da tönten mit einem Male ferne, tiefe Glocken auf, sie läuteten langsam und feierlich und unter ihren Klängen schien sich der Boden zu öffnen, schienen unheimliche in Linnen gewickelte Gestalten hervor zu steigen und die Arme drohend gegen Rufus zu erheben. Weshalb hast du unfern Frieden gestört, die wir hier der Auferstehung entgegen schliefen? Deine Hunde haben unsere Knochen aus der Erde hervorgekratzt und spielen mit ihnen. Und weiter läuteten die Glocken: Weshalb hast du die Türme verbrannt, in denen wir wohnten, dem Herrn der Sonne alltäglich zujubelnd? Armen waren wir Musik und verkündeten ihnen nach der Frohn und Last ihrer Arbetstage einen ewigen Sonntag. Welchen Ersatz gabst du ihnen für unfere Botschaft? Rufus graute es und Entsetzen überrieselte ihn, doch er kam und kam immer wieder hierher. Aus dem gleichen, rätselhaften Grund schleicht sich der Mörder in die Nähe seines Opfers.
Auch heute lehnt er, die Brauen gefurcht, an einer hundertjährigen Buche und fühlt es zerren und zausen an sich. Die Bäume sind still, auch die Glocken schweigen. Aber die blutigen Scheine gilmmen über den Boden hin. Ich bin der König, denkt er trotzig, ich kann brennen und sengen in meinem Reich, wie ich will. Mein Eigentum ists. Und innerlich spinnt er den Gedanken weiter. Ich wollte, ich brauchte kein König zu sein. Dann trieb ich in meinem Schiff auf dem Meere hin. Was mir gefiel, trüg ich in meinen Armen davon. Wo ich landen wollte, hielt ich. Wo ich jagen wollte, jagte ich. Wenn ich haßte, erschlüg ich, wenn ich liebte, erkür ich. Verwünscht! Und all das darf ich nicht. Muß einen Haufen Pöbel verstehen, der mir gleichgültiger als das Wild meiner Wälder ist. Mich wichtig tun und Gesetze erlassen, die ich selbst verlache. Muß allerlei scheinen, das ich nicht bin, mich mit Dingen befassen, die

mich langweilen, und der Sklave meiner Sklaven fein. Beim Funkeln der Hölle! Wer kann mir das zu tun befehlen? Weil mein Herr Vater ein König war, muß auch ich ein König sein? Gut, daß ich keinen Sprossen besitz! Im Meer ersäufen würd ich ihn eher, als zu diesem undankbarsten aller Gewerbe erziehen. Fort aus diesen Fesseln. Wir wollen eine Schlacht schlagen, Luft muß ich haben ... . Er ließ alle Herrscher und Fürsten, mit denen er anbinden konnte, an feinen Augen vorbeiziehen. Mit Philipp von Frankreich ist augenblicklich nichts anzufangen, er hat genug Beschäftigung. Ein feiner König! Die Frau eines andern hats ihm amzetan. Er taumelt wie ein Falter in dem Blumenbeet, das dem Grafen Fulko von Anjou gehört, und trinkt den Honig der schönsten Blüte. Aber was h^t der — Papst damit zu tun? Der arme Alte im Lateran soll seinen Segen dazu geben. Hat die Welt solche Komik erlebt? Der wird wohl selbst bei sich gedacht haben: Größtes Kameel im Reiche Chlodwigs, ziehe doch m i ch nicht in Deine Liebesaffären! Es gibt Schlösser mit starken Mauern bei Paris, Winternächte, die so finster sind, daß man Ochsen aus des Nachbars Stall wegführen kann, ohne daß ers merkt. Nicht als ob ich zur Heimlichkeit riete, aber >venn einer schon ein Spitzbube ist, was braucht ers der Welt auf die Nase zu binden und Ärgernis zu geben? Ober glaubst Du wahrhaftig, Dein Wunsch die bona anims, der Erzbischof von Rouen, möge durch einen seiner Suffragane Euch trauen, hübe die Sünde der unrecht-mäßigen Verbindung auf? Rufus lächelte in Gedanken. Nein, Philippchen, seitdem Du meinen Vater wegen feines Leibesumfan-ges schwanger genannt hast und er Dir durch fünfundzwanzigtausend Krieger das Maul stopfen ließ, ist nichts mehr mit Dir anzufangen. Die Rache in der Gestalt eines Weibes, das Dir ununterbrochen zu schaffen gibt, hat Dich ereilt. Er sann eine Weile nach, dann blitzten seine Augen auf. Robert von der Normandie, sein Bruder, zankt er sich nicht beständig mit ihm herum? Will er nicht alle Augenblicke das, was Rufus nicht will? So jüngst. Hat er sich da nicht wieder Rechte angemaßt, die ihm nicht gebühren? Neuer Lebensmut stieg auf in Rufus, die Glutscheine versanken in der Erde. Blendende Schlachtenbilder erhoben sich vor ihm. Er zog gern in die Normandie hinüber. Dort spukte der Geist Robert des Teufels noch in den Schädeln. Auf denn!!! .... Rufus sprang in den Sattel und jagte davon. Zum Seekönig bin ich geboren, Landkönig muß ich sein.

5
2e
,
^

Als er ein Stück weit geritten war, blieb sein Roß schnaubend stehen. Ein Weib mit glimmenden Augen wie Raubtieraugen erhob sich hinter einer mächtigen Eiche und starrte nach ihm. Er fühlte es wie Nordwind im Nacken. Verwünschte Hexe, was soll Dein Anblick? Er gab dem Pferd die Sporen, aber er wußte, bei dieser Begegnung war der Hengst nicht weiter zu bringen. „Warte, Gespenst," Rufus Lippen bebten leicht, „meine Hände erwürgen Dich doch noch einmal." Ein Kichern antwortete ihm. Die Erscheinung war verschwunden. Sie will mir Winchester verleiden, die Wehrwölfin! Er riß den Zügel an und raste aus dem Wald.

Einige Zeit später ließ sich Haimon bei ihm melden und machte ihm in feiner ergeben-freundschaftlichen Art Vorwürfe über sein gegenwärtiges Leben. Auch tadelte er sein Benehmen dem Volke gegenüber. (Haimon war der einzige, der sich solche Kühnheiten herausnehmen durfte.) Er bat ihn ferner, doch die Gerüchte zu entkräften, die über ihn herumgingen, daß er Schulden im Ausland mache und allerlei anderes Abenteuerliches mehr.

„Glaubt Ihr, daß ich im Ausland Kredit fände?" fragte der Unverbesserliche, hoch aufhorchend. „Bei wem denn? Sitzen die Ritter etwa nicht selbst bis über die Ohren in Schulden?"

Haimon schlug ihm vor, ein Fest zu geben, auf dem er sich seinen Leuten wieder im königlichen Glanze zeigen würde.

Rufus wehrte sich anfangs, schließlich willigte er ein.

Sie schleppten das Kostbarste der Schatztruhen herbei, um öffentlich zu zeigen, wie glänzend bestellt es um den Herrfcher stünde. Alles, was sich zur vornehmen Hofgesellschaft zählte, wurde mit Einladungen bedacht.

Rufus selbst bestimmte die Plätze, die seine Gäste an der königlichen Tafel einnehmen sollten.

Seit jener Erkrankung im Frühjahr war seine innere Bosheit mehr und mehr gewachsen. Sie hatten ihm ein ruhiges Ienseits mißgönnt, er würde ihnen ein unruhiges Diesseits bereiten, soviel es in seinen Kräften stand.

Vor der Schloßtreppe in Winchester gings lebhaft her. Reichgeschirrte Rosse, prunkvolle Sänften, Reisewagen, standen bunt durcheinander. Eine Schaar Hofbeamter, Lakaien und anderen Dienstvolkes erwarteten die Ankommenden und führten sie in

die verschiedenen Gemächer, in denen sie sich restaurieren sollten, ehe
die Tafel anhob.
Albereta hatte anfangs geschwankt, ob sie ihren Gatten begleiten
sollte, schließlich hatte sie nachgegeben und war mit ihm gekommen.
Sie trug ein langherabwallendes Kleid von roter Seide. Ein
Streifen aus Türkifen schmückte den Saum und klirrte leise, wenn er
den Boden berührte. Auf ihrem tiefschwarzen Haar lag Goldstaub.
Sie wußte nicht, weshalb sich alle Blicke auf sie richteten, als sie am
Arm ihres Gemahls in den großen Empfangssaal trat.
Noch nie war ihre eigenartige Rasseschönheit so hervorgetreten,
wie heute.
Die Haut des Gesichts glich der Farbe angebräunten Elfenbeins.
Um die großen, verschleierten Augen lags wie leise Müdigkeit. —
Sie verneigte sich vor Rufus und dessen Bruder Henry, der erst
jüngst von feinen Abenteuern heimgekehrt war. Gautier Tyrell
schwatzte in auffallender Vergnügtheit mit einigen Herren. Bei
Alberetas Eintritt sandte er ihr einen Gruß hinüber, den sie indes
nicht bemerkte. Adgife mußte die Belagerung des flachsblonden
Main von Clare aushalten, der nicht von ihr wich. Sie hätte sich
lieber mit dem Grafen Northumoerland unterhalten, der unweit
von ihr stand. Sein hartes Gesicht schien noch härter als sonst zu sein.
Ietzt rauschte Orielde, von ihrem Vater geleitet, herein. Sie
trug ein Gewand aus weißem Brocat mit Hermelin verbrämt, ihr
goldenes Haar hatte sie wie eine Krone auf dem Haupt aufgetürmt.
Sie glich einer Königin und wußte, daß für einen Augenblick alle
verstummten und sie ansahen.
Es erschien mit Iuwelen besät der bleiche Aquis, fast zu ernst
für diese harmlose Gasterei, und wurde vom König vertraulich be-
grüßt und in ein Gespräch gewogen.
Aquis übersah seine Bekannten, nur der Graf von Northumber-
land, Robert Mowbray, erhielt einen Blick, den er zurückgab.
Als Adgife Albereta erspähte, ging sie zu ihr hin und wechselte
ein paar Worte mit ihr, wobei Albereta zu bemreken glaubte, daß sie
Troarns Blicke vermied.
Giffiu kam allein, ohne Gemahl — er steht ihr auch schlecht zu
Gesicht, wie die Damen meinten —, sie lächelte den König überlegen
an und schritt nachlässig ihre vier Ellen lange Schleppe hinter sich
herziehend, auf den Bischof von Derham zu, dessen Gesicht sich un-

willkürlich tiefer färbte. Wilhelm von Warelwast, der Gesandte, mit
dem er im Gesräch vertieft war, kam ihm zu Hilfe und schoß eine
Ladung boshafter Bemerkungen auf Giffiu ab, die sie indes nicht
aus der Fassung zu bringen schienen. Im Geegnteil, je mehr man
sie abfertigte, um so besser schien sie sich in der Gesellschaft der beiden
Herren zu gefallen. — Es verging noch einige Zeit mit dem Ankom-
men verschiedener Gäste, zuletzt kam Haimon mit seiner Mutter, die,
unnahbar und über die Maßen hochmütig, vom König zu Tisch ge-
führt wurde. Man bemerkte, daß er Wilhelm Tyrell wie Luft
behandelte, daß Aquis fast nicht von seiner Seite kam, daß dke
Gräfin von Troarn das Beispiel ihres Herrn in höchst auffallender
Weise nachahmte, Tyrell übersah und Aquis mit ihren Blicken ver-
folgte. Die Interessanteste von allen war doch sie, wenn Orielde
auch schöner war.
Als man endlich an der Tafel Platz genommen hatte, richteten
sich viele Augen lachend, viele mit heimlichem Vorwurf auf den Gast-
geber, der höchst harmlos tat und sich von seiner Nachbarin das
Alter ihres Stammbaumes schildern ließ, indes er seine Beob-
achtungen machte. Er hatte in einer Anwandlung von Liebens-
würdigkeit alle, von denen er wußte, daß sie sich nicht ausstehen
konnten, nebeneinander gesetzt. Da weniger Damen als Herren an-
wesend waren, so traf es sich, daß ab und zu zwei Ritter, die sich
lieber mit Faustschlägen bedacht hätten, friedlich aus einer Schüssel
essen mußten. ' «/ 5.'
So sitzt Robert von Meulant, der kirchenfeindliche, neben dem
frommen Roger von Bienfaite. Meulant besaß früher die Grafschaft
Brionne in der Normandie, zu der das Kloster Bec gehörte. Rufus
Bruder, Herzog Robert, nahm Meulant die Grafschaft auf allerlei
vorgebrachte Beschwerden der Mönche und vergab sie an Roger. Diese
zwei Männer beobachtete mit Vergnügen der rote Teufel. Er freute
sich über die stille Wut, mit der jeder von beiden dem andern Höf-
lichkeitsdienste erwies.
Der strenge, ernste Haimon wird von Iiffiu geplagt, und Bray
— er ist später seiner Frau nachgekommen — sitzt neben Orielde, die
ihm Herzlichkeiten sagt und bereits die dritte unauffällige Todesart
vorgeschlagen hat, durch die er seinem schmählichen Dasein ein Ende
machen könnte. Tyrell sitzt neben feiner — Frau und Albereta
neben Flambard. Troarn hat den bestechend schönen, verwöhnten

Prinzen Titus neben sich, der ihm über sein Grinsen mit der Faust unter die Nase fahren möchte. Prinz Henry — er sah mehr einem Mädchen als einem Mann ähnlich — muß artig neben seinem Onkel Odo von Bayeux sitzen, der zu Besuch da ist, indeß ihm gegenüber Herrn von Sais naive Frau den Bischof von Losange erröten macht. Und noch viele schöne Damen und galante Ritter sitzen ni<A dort, wo sie sitzen möchten, sondern da, wo sie ihre Sünden abbüßen können.
Als endlich ein lustiges Völklein Gaukler und Possenreißer her-eintanzt und den Herrschaften im Gewande des Witzes unverschämte Grobheiten sagt, Narrheiten erzählt, Kunststücke aufführt, da erhebt sich Rufus. Mit ihm zugleich viele andere. Man begibt sich in die Nebensäle, wo Musik gemacht, Wein herumgereicht wird. Fräulein von Viants Vater, der neben dem stolzen Walchelin von Winchester saß und fast keine Antwort von ihm erhielt, humpelt auf Flambard zu, der mit seiner Nachbarin noch in tiefem Gespräch ist, und stört ihn durch eine unnötige Frage. Er weiß nicht, daß er durch seine Bosheit jemand einen großen Gefallen getan hat — im Augenblick, als sich Flambard ihm zuwendet, steht Rufus hinter Albereta.
„Kein einziges Lächeln, und ich habe doch den Heitersten Euch als Nachbar gesellt. Was ist Euch, liebe Gräfin?"
Sie stottert eine Phrase und blickt auf die Rubinrosen auf seinen goldenen Schuhen.
„Darf ich Euch ein bischen zur Musik führen? Nebenan singen italienische Knaben Lieder aus Eurer Heimat."
Er geleitet sie gegen den Nebenfaal, bleibt aber vor einem der kostbaren Wandteppiche stehen, so daß es scheint, als erkläre er ihr dessen merkwürdige Zeichnung.
„Es ist selstsam, Ihr entschwindet mir immer aus dem Ge-dächtnis, wenn ich Euch nicht sehe, und begegne ich Euch, dann weiß ich, daß Ihr eigentlich die ganze Zeit über m i t mir wart."
Heute hat sie kein gläsernes Becherlein in der Hand und muß geduldig anhören, was er ihr sagt. Seine Augen weiden sich an ihrer Verwirrung.
„Sagt mir nur — nicht einmal Flambard hat Euren Wanzen Farbe geben können — was fehlt Euch?"
„Ich wüßte nichts, Sir."
„Was habt Ihr erlebt."
„Ich habe eine Schlacht geschlagen."

Heimweh
Maria Janitschek
„Ei, und bliebt Ihr Sieger."
„Ich bleibe immer Sieger."
„Ich danke Euch!" Sein Haupt neigt sich lächelnd vor ihr.
„Und was gedenkt Ihr jetzt zu tun?"
Sie hebt die Augen voll schmerzlichen Vorwurfs zu ihm auf.
„Isis wahr, Sir, daß Ihr rüstet, um nach der Normandie zu
gehen? Ein neuer Krieg, neue Strapazen."
„Das letztere stimmt nicht, gnädige Frau; für mich ist es die
größte Strapaze, still zu sitzen, die größte Erholung, meinen Schädel
im Pfeilregen zu baden. Waffengetöse ist meine liebste Musik."
„Ia. wenn eiserne Notwendigkeit vorliegt, begreif ichs, das
Leben für nichts zu achten, aber — mir kommt vor —"
„O, stockt nicht, redet frei. Euch nehme ich nichts übel."
„Mir kommt vor, Sir, Euch treibt der Wunsch, durch Zer-
streuung Betäubung zu finden, von Ort zu Ort. Ihr wollt etwas,
eine Art Heimweh in Euch, dadurch zum Schweigen rbingen."
Verstand er sie?
Er lächelte überlegen.
„Heimweh! Weil ich nach der Normandie, der Wiege meiner
Ahnen, ziehe, glaubt Ihr, ich hätte Heimweh. Vielleicht hege ich
wirklich dunkle Sehnsucht nach der meerumbrausten Küste, an der
einst meine Vorfahren gelandet sind."
„So meine ichs nicht."
„Noch weiter zurück greift Ihr? Meint Ihr, nach jenen ernsten
Schneetälern zogs mich, aus denen die Recken einst kamen, um die
See zu ihrer Braut zu küren? Hätt ich nach diesen Schneetälern
Heimweh? Aber wenn das Glück in ihnen gewohnt hat, weshalb,
schöne Gräfin, kam Hastings mit seinen Scharen herüber, hungernd
und frierend nach grünen Küsten und Sommerluft? Doch ich danke
Euch für die paar kostbaren Minuten —" er zuckte leicht erschrocken
zusammen. Ein Vogel, durch die iLchter angezogen, war zu einem
der offenstehenden Fenster hereingeflogen, streifte mit seinen Flügeln
die Decke und verschwand wieder in der Dämmerung daraußen.
Albereta war ihm mit den Blicken gefolgt.
„Das erinnert mich an jenen Ealdorman, der einst König Edwin
über das Christentum belehrte. Das Menschenleben, o König, sagte
er, gleicht dem Fluge eines Sperlings durch die Halle, in der wir zur
Winterzeit beim Esten am warmen Herdfeuer sitzen, während draußen
M!1

eisiiger Regensturm wütet. Der Sperling fliegt zur einen Tür her-
ein, verweilt einen Augenblick beim Licht und der Wärme des Herd-
feuers, fliegt dann durch die andere Tür fort und verschwindet in der
winterlichen Dunkelheit, aus der er kam. So weilt das Menschen-
leben einen Augenblick vor uns, aber was vorher ist und was nachher
kommt, wissen wir nicht." Edwin hat geantwortet: Wenn Eure Lehre
etwas Gewisses darüber sagt, so will ich ihr folgen. Und er hat sich
taufen lassen."

Rufus geleitete Albereta zu Troarn und wollte nach dem Ge-
mach, wo Haimon ihn zum Schachspiel erwartete. Als er einen der
entfernteren Säle durchschritt, erhoben sich zwei Menschen aus einer
Ecke, um ihn zu grüßen. Es waren Aquis und Robert Mowbray, der
Graf von Northumberland. Die, dachte Rufus, und tat, als sähe er
sie nicht. Was brauen sie?

Robert Mowbray lächelte kalt, als die prachtvolle Gestalt des
Königs hinter dem Türvorhang verschwunden war.

„War das — Absicht?"

„Keine Rede davon. Er ist unberechnend in allem, was er tut."

„Es ist kein Zweifel, Ihr habt ihm zu wenig Geld gegeben. Er
fühlt sich nicht genötigt, das Dickicht seiner Kreaturen zu lichten, um
anständige Männer zu Wort kommen zu lassen."

„Geduld! Wir wollen keine Summe zu hoch finden, ihn uns zu
kaufen. Hat ihn erst angelsächsisches Geld gelockt, so wird er sich an
den Geschmack dieser Quelle gewöhnen, in ihr sollen die fremden
Mietlinge ersäuft werden."

Im September gabs großen Festtnibel in Canterbury. Der
neue Bischof zog nun öffentlich in seine Residenz ein, vom Volk und
oer Geistlichkeit mit wirklicher Freude empfangen.

Er bezog seine Gemächer im Kloster St. Alban, das an seiner
Metropolitankirche lag. Man erzählte viele Geschichten von seiner
Güte und Menschenfreundlichkeit, und wie grenzenlos schlicht und ein-
fach er lebte, trotzdem er nun einer der größten Würdenträger in Eng-
land geworden war. Seine Mienen verrieten nichts weniger als
Genugtuung über die ihm zuteil gewordene Ehre. Er sehnte sich heiß
nach den stillen Klostermauern von Bec zurück, nach der friedlichen
Einsamkeit seiner Spaziergänge, auf denen ihm die Gedanken zu

seinen Schriften gekommen waren. Immer sah er die drei uralten
Mühlen des stillen Tales vor sich, das mitten im Baumdunkel des
Forstes von Brionne gelegen war, jenem Eiland der Stille, des
Friedens. Und er gedachte des Tages, da er, hochfliegender Pläne
voll, sich aus den Armen seiner Eltern, aus einem Haus voll Wohl-
habenheit und Luxus, losgerissen hatte, um nach dem einsamen Bec
zu wandern. Lanfranc, damals Abt des Klosters, war der Magnet
gewesen, der ihn nach Bec zog. Bei ihm lernen und arbeiten und
dann, mit geistigen Schätzen bereichert, wieder in die Welt zurück-
kehren, das war sein Plan gewesen. Nachdem er indes aus dem
tiefen Brunnen der Weisheit feines Lehrers geschöpft hatte, war ihm
der Durst nach der Welt und ihren Darbietungen vergangen. Er
blieb im Kloster und wurde Mönch. Hier störte nichts die Flüge
seines Geistes, der weit über den Sternen Land entdeckte und sich da
seine Heimat schuf. Was Hehres er geschaut, innerlich erlebt
hatte, das legte er in den Schriften nieder, die nicht nur seine
Mitwelt, auch die Nachwelt zu den tiefsten Schöpfungen im Reiche
des Geistes zählte. Ergriff ihn das Verlangen nach menschlicher
Teilnahme, nach Aussprache mit Gleichgesinnten, so fand er unter den
Brüdern manchen, der ihm alles bot, was seine Sehnsucht sich
wünschte. Nie ist die lautere Freundschaft zwischen hochgemuten
Männern so verherrlicht worden wie durch Anselmus in dessen Brie-
fen an seine Freunde. Es war ein Stück Himmel, das da zwischen
den dunklen Forsten der Normandie glühte und leuchtete und seine
Strahlen weit hinaus in die Welt sandte. Geist, Wissen, Frömmig-
keit, Lauterkeit der Gesinnung schmückte die Brüder des Klosters.
Bec hieß es von „Bach". Es stand nämlich an einem Bach, einem
Seitenflüßchen der Risle. Fürsten und Könige holten sich aus Bec
die Lehrer ihrer Söhne, die geistigen Leiter des Volkes. Und all
dies reine, stille Glück sollte Anselmus für immer missen, um einem
König zu dienen, dessen ungezügelter Charakter das Zusammenleben
mit ihm zu einer Qual machte, um einer Diözese vorzustehen, in der
er Zustände antraf, daß ihm das Herz jammerte. Wird er jemals
wieder an seine Arbeiten kommen, die Freude geistigen Schaffens
genießen?
Mit stummer Ergebung hörte er die lobpreisenden Reden an, die
ihm von allen Seiten ertönten.
MI

Kurze Zeit darauf begab er sich zu dem Hoftag, der gewöhnlich um die Winterzeit gehalten wurde. Rufus kam ihm höflich entgegen, wenngleich er anders zu ihm war, als damals in Winchester. Nun war es Brauch, daß beim Tode eines Lehnsmannes der Nachfolger desselben bei der Belehnung eine Abgabe entrichtete. Auch Äbte und Bischöfe hatten sich diesem Brauch gefügt. Edgars Gesetz hatte ihn wohl als Simonie verboten, doch ein freiwilliges Geschenk wurde noch immer entrichtet. Rufus hatte ungeduldig diese Gabe seines jüngsten Lehnsmannes erwartet. Anselmus bot ihm fünfhundert Pfund Silber an. Enttäuscht wies Rufus die Summe zurück. Fünfhundert Pfund Silber! Das war ja lächerlich! Der erste Anlaß zur Verstimmung war gegeben.

In diesen Tagen begab sich Anselmus nach Herga, einem der Törfer des Erzstifts, die in der Diözese von London lagen, um da eine noch von Lanfranc erbaute Kirche einzuweihen. Bei dieser Gelegenheit mischte sich einer der Kleriker, die mit dem Domherrn gekommen waren, unter die Ministranten und eignete sich das erzbischöfliche Chrismatorium an, mit dem er in der Menge verschwand. Der Täter verriet sich selbst u'id die Sache machte ungeheures Auf sehen. Mit allerlei Legend>n ausgeschmückt, durchflog sie das Land und fand selbst in da° still gelegene Troarn ihren Weg. Albereta hörte ihre Frauen darüb^: sprechen und ihre innere Bedrücktheit mehrte sich. Schien nichi alles in diesem Lande für die Rache des Himmels reif zu fein? Der Köniz rüstet sich — ach, daß sie i h n an die Spitze ihrer Anklagen stellen muß, zu einem Bruderkrieg, der viel Elend heraufbeschwören wird, Simonie, diese Pest, die das Volk uin jegliches Vertrauen zu seinen geistigen Leitern bringt, ist an der Tagesordnung. Laster, di? näher zu bezeichnen die Lippen sich sträuben, werden mit einigen Witzen gerichtet, hingegen der Töter eines Edelhundes mit hohen Geldbußen oder dem Galgen bestraft. i^jibt es noch einen Menschen in England, der nicht stiehlt, betrügt, heuchelt, bis ins Herz hinein verfault ist?

Im Februar, an einem Donnerstag, dem Tag, den Rufus für seinen Glii^swg hielt — zog er mit seinen Truppen nach Hastings, um von hier aus in die Normandie überzusetzen. Alle Großen versammelten sich dort, um ihm das Geleite zu geben.

Maria Janitschek
Heimweh
Auch Troarn war hingeeilt, um ihn noch einmal zu begrüßen,
und hatte auf ihre Bitte Albereta mit sich genommen.
Im Schloß zu Hastings wurden noch wichtige Unterhandlungen
gepflogen und die Minister hatten schwere Stunden. Rufus war in
finsterster Stimmung. Böse Winde zwangen die Schiffe, untätig im
Hafen zu liegen, und in ihm fieberte doch alles, hinauszueilen. Tag
um Tag verstrich und es änderte sich nichts an der Lage. Man er-
zählte von wilden Vorgängen im Schloß, und Albereta bat ihren
Gemahl, mit dem sie bei Bekannten Absteigequaertier genommen,
ihr nichts von diesen Dingen mitzuteilen, deren Zeuge er einige Male
gewesen war. Hingegen sah sie einen andern langgehegten Wunsch
hier in Erfüllung gehen. Anselmus war mit seinen Mitbischöfen
erschienen und hielt sich hier auf. Es wurde bekannt, daß es zwi-
schen ihm und dem König zu einer heftigen Aussprache gekommen
war. Er hatte um Audienz nachgesucht. Rufus hatte sie ihm un-
freundlich bewilligt. Trieben doch seine Gedanken und Wünsche nach
einer andern Richtung und er war augenblicklich nicht geneigt, Vor-
würfe oder Ermahnungen anzuhören.
Nach einigen einleitenden Worten sagte der sanfte Erzbischof
von Canterbury zu Rufus:
„Sir, wenn Ihr Segen und Glück für die Ausführung Eures
Planes wünscht, so tut vor allem eins: Schenkt der Kirche Euern
Schutz."
Da hatte der König stirnrunzelnd ihn angefahren: „Welchen
Schutz?"
„Laßt eine Synode zusammenkommen, Sir, es ist dringend
nötig, es geht nicht weiter."
Da soll sich Rufus barsch auflachend auf der Ferse umgedreht
haben: „Nach nichts anderem steht jetzt mein Sinn. Laßt mich zu-
frieden."
Es war noch ein- und das andere Wort zwischen den beiden ge-
fallen und traurig aber gefaßt und voll Würde hatte Anselmus den
König verlassen. In der Schloßkirche von Hastings erteilte er Robert
Bloet, der zum Bischof von Lincoln ernannt worden war — auch das
Kanzleramt versah er bei Rufus — die Ordination.
Fortsetzung im nächsten Heft

Else Epiller:
Aus den Schlammvierteln Berlins
Wenn der Abend in die Nacht hinein schreitet, dann beginnt sich
der weiße Sklavenmarkt zu beleben. Wir kommen gegen das
Studentenviertel, auch hier dasselbe Bild. Die Mädchen haben ge-
wisse Straßen als „Iagdrevier" und diese dürfen sie nicht über-
schreiten. Inzwischen ist auch auf der berüchtigten Friedrichstraße
das Treiben bewegter geworden. Es rückt gegen Mitternacht. SoN
ich die Frauen, die hier auf und ab promenieren, mit scharfen Blicken
um sich spähen, ob sich nicht ein Liebhaber für ihre Reize findet, schön
nennen? Nein, dazu fehlt ihnen zuviel Anmut und Würde. Sic
lachen, wenn ich hier Würde suche, und ich sehe ein, daß Sie recht
haben. Die Hauptpromenade spielt sich nur auf der einen Trottair-
seite ab und sie wächst zu einem starken Strom an, so daß das
Weiterkommen beinahe schwierig wird. Das bunt an uns vorüber-
flutende Leben hat müde gemacht. Wir gehen in eins der zahl-
reichen Cafes an der Friedrichstraße. Merkwürdigerweife führt uno
der Zufall in das Cafe National, das durch den bekannten Raman
„Tagebuch einer Verlorenen" eine gewisse traurige Berühmtheit er-
langt hat. Sind wir denn in einen Ballsaal hineingeraten, daß wir
so viele entblößte Schultern sehen? Einer, der hier Bescheid weiß,
erzählt, daß heute am Sonnabend nur kleine Toilette Verpflichtung
sei. Alfo müssen sich die „Damen" sogar noch bestimmte Toilette-
Vorschriften machen lassen. Die Seidenstoffe und Federhüte aber
kosten Geld —.
Sklavenmarkt! Moderne Zivilisation und Sklavenmarkt, an
dem sich diejenigen beteiligen, die des Landes Kulturträger sein
wollen. Sklavinnen der Leidenschaften, der Sünde, manchmal auch
Opfer der Not, warten hier auf ihre Abnehmer, Liebe und Gold sind
da die Tauschmittel, die Stunden rinnen dahin. Viele an den kleinen
Tischen warten umsonst. Der Kaffee in den zierlichen Tassen wird

kalt, die Zigaretten verglimmen, die Sorge schleicht empor und greift
mit gierigen Händen an die zermürbten Seelen der käuflichen
Frauen. Die geschminkten Stirnen runzeln sich, wenn auch der ge-
malte Mund ein Lächeln versucht. Die Enttäuschung, daß keiner
ihre Reize begehrt, zieht die Mundwinkel tief herab und eine müde,
verbitterte Linie in das Gesicht hinein. Welch eine betäubende Luft
liegt über dem Cafehaus mit seinem Glitzern und Gleißen unechter
Diamanten. Was kann hier echt sein in diesem Labyrinth von Lüge
und Laster, weder die Worte, die man flüsternd spricht, noch die
Liebe, die man heuchelt. Manche von den Mädchen hätte ich gerne
gefragt: „wie kommst du hierher?" Wie viele Geschichten von man-
gelndem Verantwortlichkeitsgefühl, von Not und Leichtsinn hätte ich
da zu hören bekommen!
„So ist das Leben!" höre ich sagen und ich antworte: „Nein,
so soll es nicht sein". Als ich wieder auf die Straße hinaus trat,
sah ich, daß das Nachtleben einen noch größeren Umfang ange-
nommen hatte und doch zeigte die Uhr schon weit über Mitternacht.
Mit einem Führer, der ein Salutist war, schlenderte ich durch dn'
Passage, welche die Linden mit der Friedrichstraße verbindet. Sic
war von „Damen" ziemlich frei, dafür machte eine andere Sorte
Menschen den Platz unsicher. Man erlasse mir Einzelheiten!
Immer, wenn ich den Mädchen begegne, die durch Unreinheit ihr
Brot verdienen, muß ich an ihr späteres Alter denken. Es mögen
viele unter denen sein, die ich dann im Obdachlosenheim traf.
Draußen in der Colbergerstraße ist es. In einem Iahre nächtigten
dort 50 547 Frauen, Mädchen und Kinder. Sie waren in den ver-
schiedenen Lebensaltern, die Statistik darüber ist sehr interessant.
Es standen im Alter bis zu 20 Iahren 1464, von 20 bis 30 Iahren
5699, von 30 bis 40 Iahren 10 202, von 40 bis 50 Iahren 15 493,
von 50 bis 60 Iahren 14546, von 60 bis 70 Jahren und darüber
3143. Über dreitausend Frauen, die älter als sechzig Iahre sind
und obdachlos in den Straßen von Berlin. Niemand wird sich bei
dieser Tatsache des Ergriffenseins erwehren können. Die Halle des
Asyls, in der sich die Angekommenen aufhalten, bis die Aufnahme
erfolgt, ist groß und hell.
Da erzählte mir eine Frau, daß sie mit Gelegenheitsarbeiten sich
ihr kümmerliches Brot verdiene, die Kinder haben genug für sich zu
tun, dieselben können mir nicht helfen, sagt sie mit verzeihenden

Worten. Wir oft und oft habe ich das schon aus Muttermund ge-
hört: „Die Kinder haben genug für sich zu tun". Sie können nichts
der Darbenden geben, die ihnen einst das Leben schenkte.
Unsere humane Zeit gründet Kinderschutzvereine und ist mit
Recht erbittert, wenn Eltern ihre Pflicht für ihre Sprößlinge nicht
tun. Ersteht denn nicht auch einmal den armen Leuten, die Kinder
haben, welche nichts für sie erübrigen wollen, ein Schutz? Wie wahr
ist doch das Sprichwort: „Ein Vater kann eher zehn Kinder ernähren,
als zehn Kinder einen Vater." Fragen Sie einmal bei den Obdach-
losen, bei denen von Gemeinden Unterstützten, was ihre Kinder für
sie tun, und Sie werden erröten vor Scham über die lebende Ge-
neration. Es ist ein schweres Kapitel und man braucht nicht etwa
nur nach Berlin zu gehen, um die Illustrationen dafür zu finden.
Es fehlt den Menschen am Verantwortlichkeitsgefühl.
Sich auszuleben ist die Parole, ob dann die Sittengesetze darüber
in Brüche gehen, die einfache menschliche Gerechtigkeit trauernd zur
Seite stehen muß, wer fragt von unserer modernen Iugend darnach?
Ich bin ein wenig von meinem Thema abgekommen. Das mag des-
halb sein, weil in meinem Erinnern so viele armselige Gestalten
auftauchen, die mit weißen Haaren um ihr jämmerliches tägliches
Brot betteln gehen müssen. Unter den Frauen, die ich im Obdach
losenheim in Berlin traf, sah ich manch eine, die Freund Alkohol
ihr heruntergekomemnes Dasein verdankte. Immer ist es dieselbe
alte Geschichte. Zuerst Sorgen, dann wird als Trostmittel Bier
oder Schnaps genommen, der Rest ist bald erzählt. Unsäglich
schmutzige Gestalten saßen auf den Bänken, hatten ihre ganze Habe
in einem Taschentuch bei sich. Oftmals sind die Frauen auch noch
von Kindern begleitet, die dann bei den Asylisten so manches sehen,
das nicht für junge Augen paßt.
Das Frauen-Obdachlosenhaus bietet 400 Personen Unterkunft.
Die Bett- und Handtücher werden täglich gewechselt und für die
Frauen sind reichliche Waschgelcgenheiten vorhanden. Die Schlaf
räume haben keine Türen und werden in der Nacht durch Glühlampen
erleuchtet, so daß die Nachtwache jeden Winkel des Asyls beobachten
kann. Alle Räume sind mit Dampfheizung, elektrischer Beleuchtung
und künstlicher Ventilation versehen, bei welcher die vorgewärmte
frische Luft durch unterirdische begehbare Kanäle mittelst Ventilator
in die Räume hineingedrückt wird, so daß ein halbstündiger Luft-

wechsel stattfindet. Das Frauenheim gehört dem Berliner Asyl-
verein für Obdachlose, welcher auch das nahe Männerheim erbaut hat.
Die im Iahre 1868 in Berlin herrschende Wohnungsnot wurde
gewissermaßen die Mutter des Vereins. Seit seiner Gründung be-
sitzt er ein für den Ordnungsstaat Preußen seltenes Privilegium.
In den Asylverein muß das Elend ungekannt und ungenannt kom-
men und gehen. Die Polizei darf die Schwelle des Asylhauses nicht
betreten. Der seinerzeitige Polizeipräsident Herr v. Wurmb hat das
Privilegium zugesagt, und obwohl ungeschrieben, haben seine Nach-
folger dasselbe stillschweigend respektiert.
Meinem Besuch im Frauenasyl, der recht tiefe Eindrücke von
Frauenelend bei mir hinterließ, folgte die Besichtigung des Männer-
hauses. Was ich in der weiblichen Abteilung schmerzlich vermißte,
fand ich glücklicherweise hier. Der weißbärtige Verwalter mit den
unendlich guten blauen Au^en trug etwas Warmes, Herzliches uns
entgegen und dieses Sympathische beherrschte die weiten Säle, die
schon mit wartenden und essenden Männern angefüllt waren. Unter
ihnen sah ich einen, anscheinend den besseren Ständen angehörenden
Mann. Er zog tief den Hut vor uns. Ob er aus der Heimat war,
mich vielleicht kannte? Möglich wäre es wcgewesen, denn die Groß-
stadt zieht manchen an, der voll Mut in die Fremde zieht und dann
bald genug untergeht. Kein Name wird genannt und so wurde mir
auch keine Auskunft nach dem Schicksal des Mannes, der einsam
unter den vielen faß. In den Schluffalen hatten sich schon viele zur
Ruhe gelegt. Es besteht eine Vorschrift, wie manches Mal die Leute
im Monat in den Asylen anklopfen dürfen; doch fragte ich mich, wo
die Ärmsten sich wohl an den Abenden aufhalten, da ihnen diese
Tür verschlossen bleibt. Allerdings hat die Stadt auch noch ein Asyl,
zur Palme, doch sollen dort die Zustände nicht eben errfeulich fein,
und außerdem kann der Obdachlose auch nur fünfmal im Monat
hinkommen, wenn er es nämlich nicht versteht, den Beamten ein
Schnippchen zu schlagen. Zum Schlusse bilden dann nur noch die
Kaschemmen, die niedersten Kellerwirtschaften, in denen die jungen
Taugenichtse von den alten Pennbrüdern Unterricht in allen schlechten
Dingen nehmen. Im Iahre 1908 suchten 210 358 Männer beim
Asylverein Unterkunft, davon waren 17 800 unter 20 Iahren und
4083 über 60 Iahre alt. Welch eine Summe von Mißerfolgen und
zerschellten Lebenshoffnungen liegt in diesen Zahlen begraben! Ich

war auch in der mächtigen Küche und ließ mir einen ganzen Teller voll der ausgezeichneten Suppe schmecken. Den Leuten wird diese Suppe sehr reichlich ausgeteilt; morgens bekommen sie Kaffee und eine „Schrippe", das bekannte Berliner Frühstücksbrötchen. Die zur Abendsuppe gereichte „Stulle" hat ziemlichen Umfang; es ist schmack-haftes Schwarzbrot.

Wenn auch mit beiden Heimen eine Stellenvermittlung ver-bunden ist, so kann derselben aus verschiedenen Gründen doch nicht diejenige Aufmerksamkeit geschenkt werden, wie es sein sollte. Gewiß ist es sehr anerkennenswert, daß die armen Obdachlosen hier ohne Entgelt so gut aufgenommen werden; doch entspricht das nicht den modernen Anschauungen der Armenpflege. Ohne Arbeit keine Hilfe; man sollte die Leute, welche hier Wohltaten empfangen, zur Arbeit anhalten. Dann könnte es nicht vorkommen, daß sich Kerle in den Asylen, in den Krankenhäusern, in den Wärmehallen und Kaschem-men über zwanzig, dreißig Iahre herumdrücken und junge Lehrlinge des Lasters ausbilden.

Die Heilsarmee besitzt in der Metropole ein Heim für durch-reisende Mädchen und in Friedenau eine Rettungsanstalt, sowie ein Mütterhein in Berlin. Eine der zürcherischen Hauspflege ähnliche Mission erfüllte das Samariterheim, von welchem sieben Heilsarmee-schwestern ausgehen, um die Pflege von armen und kranken Leuten zu übernehmen. Es ist eine sehr aufopfernde Tätigkeit, welche von den jungen Mädchen ohne anderes Entgelt als den Unterhalt ge-leistet wird.

Ich habe einige Vormittage mit einer Samariterschwester Besuche gemacht. Im Osten und Norden von Berlin. Da habe ich denn studieren können, wie dichtbevölkert die Stadt Berlin ist. Vom Keller bis zur Mansarde sind Wohnungen, im Hof ist gewöhnlich das für Berlin so typische Hinterhaus. Bitterarme Menschen habe ich kennen gelernt, Mütter, die für ihre Kinder keine Betten und kaum Brot haben, weil der Ernährer im Spital liegt. Oftmals steht allerdings die Armenpflege mit Hilfe bereit, aber dieselbe ist spärlich. Unbe-greiflich ist mir die Tatsache, daß so viele Kellerräume bewohnt sind. Wenn auch anzunehmen ist, daß das Grundwasser dort tiefer liegt, muß doch schon der Umstand gesundheitsschädlich wirken, daß die

Fenster mit dem Trottoir in gleicher Höhe laufen, also der Staub
sich leicht eindrängen kann. Und was ist nicht alles im Straßenstaub
enthalten I

Einmal bin ich mit einem Heilsarmee-Offizier durch die heißen,
von hohen Häusern eingeengten Straßen Berlins gegangen. Sie
wohnten im Hinterhaus, direkt über einem Kuhstall. Eigentlich
wunderte ich mich sehr über die Tatsache, daß mitten in Berlin, sogar
in einem belebten Teile, Kühe zu finden sind. Schmale, abgetretene
Stiegen ging es hinauf, wir traten in eine kleine Küche, die halb
>ils Wohnzimmer möbliert war. Die alte Frau erzählte ihren
Kummer:

„Ich habe zwei Stuben und eine Küche und muß dafür 34 Mark
im Monat bezahlen. Bis jetzt ist es ordentlich gegangen, ich habe eine
Schlafstelle vermietet; aber nun, da ich die Gicht habe und manchmal
am frühen Morgen fast nicht aufstehen kann, um das Frühstück zu
kochen, hat mir der Mieter gekündigt. Ein großes Glück in meiner
Einsamkeit besitze ich doch. Seit vielen Iahren lebe ich mit einer
gelähmten Freundin zusammen. Wir freuen uns miteinander, wenn
uns etwas Gutes begegnet, tragen unsere Krankheiten gemeinsam
und manchmal danken wir dem lieben Gott, daß er uns immer noch
zusammenläßt. Ich bin jetzt doch schon 65 Iahre alt und könnte ein-
mal unerwartet weg müssen. Alle Tage habe ich bis vor kurzem
meine Freundin an das Küchenfenster getragen, da kann sie in den
Hof hinuntersehen. Die Vögel — sie wies auf ein Vogelbauer —
kennen die Kranke und sie spricht mit ihnen. Ietzt bin ich wegen der
Gicht zu schwach geworden, um die Arme zu tragen, nun kommt die
Tochter der Hausmeisterin und hilft mir."

Während sie mir das sagte, erschien ein robustes Mädchen in
der Türe und trug sorgfältig die schwache Gestalt ans Fenster. Die
Kranke spricht mit leiser Stimme mit mir, eine tiefe Sehnsucht klingt
es ihr. Nur einmal möchte sie am Sonntag zur Kirche gehen und
ein tröstliches Lied singen hören! Mir brennen die Augen, da ich
die Leidensgestalt ansehe, die nur einmal ein Lied singen hören
möchte

Am nächsten Sonntag nachmittag standen ein paar Mädchen im
Hof und sangen. Schlichte Lieder vom Himmel, der keine Schmerzen
kennt, vom Heiland, der die Lahmen heilte. Ich weiß, daß das ein

Festtag für die beiden einsamen, kranken Frauen in der engen
Wohnung überm Kuhstall gewesen ist.
Als ich von diesem Besuch kam, stieß ich an der Belle-Alliancc-
straße auf lebhaften Verkehr. Wie eine Mauer standen die Menschen,
alle Fenster waren besetzt. In der Ferne erscholl Musik und laute
Rufe, die Truppen kamen von der Parade vom Tempelhoferfelde.
Glanz und Pracht! Voraus ritt der Kronprinz, ihm folgten die
Generale, der Hof mit der Kaiserin, den Prinzessinnen, von schnei-
diger Eskorte begleitet. Welch ein Wechsel für meine Augen, die
arme Wohnstätte der Gelähmten, das arme Herz mit seiner tiefen
Sehnsucht nach einem Lied und hier der Luxus des Kaisertums.
„So ist das Leben", sagte mein Begleiter!
Ohne Zweifel wird in Berlin sehr viel für die soziale Not getan^
aber es ist dennoch nicht verwunderlich, wenn noch so viele Tränen
um der tiefsten Sorge willen fließen müssen. Die Stadt ist groß, der
Kampf ums Dasein wird unerbittlich geführt, und mancher fällt an,
Wegrand nieder, bevor er fein Ziel erreicht hat.').
Eine junge Dame macht Reisen in moderne Großstiidte, schleppt aber
weder «inen gröberen Hut noch einen engeren Rock nach Haus. Statt der
Tandgeschenke aus den Schaufenstern der Paradestraszen bringt sie ihre Beob-
achtungen aus Hintergassen und Armleutkasernen, Arbeitshäusern und Nacht
asylen; überall war sie gewesen, wo es Not und Armut, Elend und Ver-
wahrlosung gibt, meist unter der Führung von Mitgliedern der Heilsarmee,
die ihrer zungen Schutzbefohlenen die überall respektierten Kennzeichen der
eignen Tracht liehen. Also berichtet Else Spiller in ihrem soeben im Verlage
von Erwin Meyer, Aarau, erschienenen Buche von dem Schlamme moderner
Großstädte. Sie hat Holland durchwandert, England, Frankreich und Däne-
mark; auch Deutschland weiß sie anziehend zu schildern. Das Buch ist bereits
in zweiter Auflage erschienen, betitelt: „Slums, Erlebnisse in den Schlamm -
vierteln moderner Großstädte, und mit einem Vorwort von Dr. Hedwig
Bleuler-Waser versehen. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages drucken
wir obenstehend einen kleinen Abschnitt über Berlin ab. Wenn auch Else
Spiller Berlin im Großen-Ganzen nicht genau kennt — sie spricht z. B. von
einem typischen Iudenviertel in Berlin, das gar nicht existiert —, so ent-
springen doch ihre Schilderungen einem einfachen menschlichen Mitgefühl, das
ihren schlichten Bericht durchwärmt. Unendlich viel Elend gibts noch, das
nicht naturbedingt, nicht notwendig ist, das verschwinden müßte, wenn einmal
alle dagegen aufstehen wollten: Wohnungsnot, Verwahrlosung der Jugend.
Alkoholismus und Prostitution. Vielleicht trägt dieses Buch ein wenig zur
Lösung der schlichten Aufgabe bei, immer wieder auf das Elend der Groß
ftadt hinzuweisen und dadurch nicht notwendigen Uebeln das Lebenslicht
auszublasen. Dr. R. C.

.: : : .
DM «M!W
G

^
^'
V?
'/

Xun,U»elg«b« von
«Nor«« un<l 5U«i"
„Npp«rition «le l» Vl««-ge «
3t.)ltlefonze" 51emllng pinzc.

Ernst Schur:
Karl Larfson

Innerhalb der europäischen Kunstentwicklung spielt die nordische Kunst eine besondere Rolle. Sie hat einen ausgesprochen eigenen Charakter, der auf die empfänglichen Sinne erfrischend, ursprünglich wirkt. Etwas von Volkskraft ist hier noch lebendig. Das spricht sich auch in den Schöpfungen der Künstler aus, der Munthe, Gallen; ja selbst in Munch, der ganz und gar ein Kulturmoderner ist, ist das noch erhalten. Dazu aber kommt ein Drang nach Kultur. Alle diese Nordländer gehen gern nach Paris, um dort zu studieren. Und so bleibt ihre „Volkstumsnote" nicht oberflächlich, primitiv, sondern wird gewandelt durch ein bewußtes Streben, sich im Technischen zu vervollkommnen.
KarlLarsson, dessen Werke jetzt den Deutschen, den Kleinen wie den Großen, in einer billigen aber hübsch ausgestatteten und reichhaltigen Sammlung („Das Haus in der Sonne", bei Langewiesche in Düsseldorf) zugänglich gemacht ist, ist solch ein nordischer Vollbluttyp.
Im Heim der Arbeiter, in einer engen Gasse, ist Karl Larsson am 28. Mai 1853 geboren. Er retouchierte als Knabe Photographien, das war seine erste „künstlerische" Beschäftigung. Er besucht die Kunstakademie und steigt höher: er zeichnet für ein Witzblatt, ja er illustriert Bücher. Und da er so seine Begabung spürt, steckt er sich ein hohes Ziel, das er aus eigenen Mitteln verwirklicht. Er spart und spart, um nach Paris gehen zu können; dort will er malen lernen. 1876 führt er den Plan aus.
Aber bald ging ihm das Geld aus. Er muß wieder zurück.
Wieder verdient er. Wieder geht er, 1880, nach Paris.
Diesmal gelang es ihm, Aufsehen zu machen. Seine Aquarelle, Freilichtstudien, wurden gekauft. Er bekam Aufträge; er verheiratete sich. Karin, eine Malerin, die mit anderen sein und seines Freundes

Atelier in Frankreich ansehen wollte. Als sie weg ist, sagt er zu seinem Freund: „Wie schade, daß Frl.Bergöö solcheKartoffelnase hat." Kurze Zeit darauf ist er verlobt; und dann, nachdem er den Termin zur Hochzeit beinahe versäumt hat, erscheint er in aller Pracht, mit blauen Hosen, blauer Weste, und der Schwiegervater will ihn hinauswerfen, weil er ihn für einen Handlungsreisenden hält. „Aber," sagt Larsson (er erzählt das alles in dem erwähnten Buch „Das Haus in der Sonne"), „ich klammerte mich am Türpfosten fest und rief, wer ich sei. Ungern ließ er mich verweilen."

Von da ab datiert Larsson sein Glück; im Leben wie in der Arbeit. Eigentlich sei er erst da geboren. Und nun erscheinen (seit 1883) feine Bilderbuch-Schöpfungen, in denen er ganz naiv und doch so recht glücklich-bewußt von feinem Leben, seiner Frau, seinen Kindern erzählt; er stellt sie alle vor, und ihre Erlebnisse werden uns nicht vorenthalten. So rundet sich in „Ein Heim", in „Bei Larssons" eine kleine Welt, die ihre besonderen Lebenskreise hat. Von diesem Geist, der das Dasein ganz auszufüllen sucht, der darum Grenzen sucht, sind diese Werke voll. „Wenn Karin es sich selbst und andern klar machen will, wie reizend es durch die Kinder bei uns zugeht, pflegt sie zu sagen: es ist viel lustiger als im Theater." Er nimmt das Große und das Kleine in seinen Schöpfungen auf. Wie fein schildert er das Entstehen seines kleinen Heims (einer Hütte, die er ausbaut), das nicht weit vom Bach liegt; alles zieht er hinein. Natur, Bäume. Wiesen; im Innern alles bunt, einfach, derb, Delekarlinos Bauernkraft klingt an; das kleine Menschenleben erwüchse daraus wie etwas Selbstverständliches und dehnt sich aus, und auch davon wird berichtet. Nicht geschwätzig, nur andeutend, nur Episoden. Auch der Erzähler Larsson hat Delikatesse. Man könnte wohl sagen: Diese Bücher haben in ihrer soliden, gesunden Kraft, in ihrer Lebensfreude, von der sie voll sind, so daß es nur so glänzt und gleißt, Ewigkeitswert.

Aber wie der Vater, der. ehemals Bauer, als Arbeiter nach der Stadt zog, den Zug nach Kultur und Entwicklung betätigte, so hatte der Sohn die Sehnsucht nach der weiten Welt. Dieser Bauer-Künstler ging resolut, mit Sparpfennigen nach Paris. Dieser Naturbursche hat soviel Geschmack, daß er sich an den Holzschnitten der Iapaner erfreute und ihre helle Farbigkeit auf sich wirken ließ. Eine gesunde.

klare, nordische Atmosphäre umweht diese Menschen. Urwüchsigkeit und Feinheit paaren sich in ihnen; Bodenständigkeit und Fernsehnsucht.
Menschen sind das, ganze Menschen. Hinter der Larssonschen Lustigkeit steckt eine Weltanschauung. Und so ist auch seine Kunst. Ernst, fest, voller Spiele, natürlich und eigen. In diesen Bildern gibt es keine Komik, kein Spaßmachen. Es ist alles voller Saft und strotzend von Wahrheit. Dennoch lächelt man, man lacht. Man spürt eine behagliche Wärme. Man fühlt sich aus Wirrnissen hinweggeführt. Larsson ist einer der großen Humoristen, die dem Leben in das tiefe, rätselvolle Auge gesehen und sich in ihrem Wesen einen Teil Kindtums bewahrten.
Man muß nicht glauben, daß solche Eigenart erreicht sei durch die bloße Stimmung, die der Inhalt suggeriert, durch die Anekdote, durch die Wirkung auf das Gemüt. Darum mag man ein Weniges nachdenken über den künstlerischen Gehalt dieser Bilder.
Larsson liebt als gewissenhafter Zeichner, als einer, der mit dem Stift umgehen kann, die Linie. Die Kontur dient ihm zur abschließenden Charakteristik. Sie gibt den Erscheinungen die Struktur, das Organische. Wie bewußt Larsson das anwendet, ersieht man, wenn man gewöhnliche Zeichnungen, die er schnell, aber doch sorgsam hinwirft, damit vergleicht. Da hat er eine leichte, impressionistische Art, die er von den Franzosen lernte. Taufend kleine, kurze, lange Strichelchen setzen die Erscheinung zusammen (ein Kind, die Mutter, eine Landschaft), so daß sie dasteht, umflossen von leichtem Licht und sich fein auflöst. Hier aber, der Graphik gemäß, abstrahiert der Künstler von dieser Vielheit. Er wird einfacher, um großflächiger, dekorativer werden zu können, damit die Farbe um so vorherrschender wirkt. Seine Linie wird ornamenter. abstrakter, bestimmter.
Er geht darin nicht so weit wie die Engländer, deren Kontur breit und dick wird. Er bleibt nicht so malerisch, wie die Franzofen, deren Graphik malerische Skizze ist. Larsson hat seine persönliche Art.
In dieses Liniengefüge setzt er die Farben hinein. Bunte, kräftige Farben von ausgesprochenem Charakter. Lokalfarben, ungebrochen. Er erreicht damit die schöne, breitflächige Wirkung, die im Farbigen die Volkskunst hat. Aber man wird auch hier die Dezenz empfinden. Er wird nicht kraß. Er tönt letzten Endes doch ab. Er wählt. So geht er nicht soweit wie die mehr kunstgewerblich

arbeitenden Dekorativen, die absichtliche Kontrastwirkungen schreiend-
sten Charakters suchen. Er bleibt auch hier Persönlichkeit, er
bleibt Künstler.
Mit all dem erhebt sich Larssons Art über das bloße Schildern,
das Illustrieren. Diese Blätter zeigen Vorgänge, die bis ins ein-
zelnste ausgeführt sind. Linie und Farbe wirken zusammen, aber
in jener modernen Art, die das Künstlerische betont, weil sie bei jedem
Blatt den Gesamteffekt im Auge behält. Diese Blätter sind nicht
illustrativ, sondern in den Linien ornamental, in der Farbe dekora-
tiv. Von der breitflächigen, dick-konturigen Graphik der Engländer
unterscheiden sie sich durch eine diffizilere Mache. Von der leichteren,
mehr Malerischen Art der Franzosen durch die härtere Struktur.
Auch als Buchillustrator hat sich Larsson betätigt. Er begann
damit schon in früher Zeit; aber seine Art war da noch unsicher,
unfrei, schwankend. Auch für Witzblätter zeichnete er. In den
achtziger Iahren gelang es ihm, sich auch hier zu einem eigenen Stil
hinzutasten. Frei schaltet er nun, ist dekorativ, illustrativ; er fühlt
keine Fesseln mehr; er ist humorvoll, satirisch, keck, gemütvoll,
idyllisch. Seine lustig-reiche Laune kann sich nun austoben. Er
begleitet den Text oder geht eigene Wege, immer wahrt er sich seine
selbständige Note. Immer kräftiger wird er auch auf diesem Gebiet;
schwedische Lyriker geben ihm die Gelegenheit, feinen Reichtum aus-
zustreuen. Er ist auch hier ganz, in Lachen, Versonnenheit und
Derbheit. Das blonde, dicke Dienstmädchen, das die Fenster abwischt
mit dem großen, breiten Borstenpinsel, die Großmutter mit Spinn-
rocken und Katze, im grünen Schlafrock, mit großen Blumen am
Kleid, die zarte Birkenwaldung, die licht im Blauen dasteht, in
deren Erscheinung er die ganze Naturseligkeit hineinlegt — das sind
herausgegriffene Motive. Aber die Art, wie er das darstellt, wie er
durch einen Linienzug, schnörkelig, fest, ausdrucksvoll, die Darstellung
aus der bloßen Illustration heraushebt und „eigene Welt" gibt, die
ist das Wesentliche.
Noch mehr findet er sich zu sich selbst, wenn es gilt, Märchen zu
illustrieren. Da ist er zu Hause. Seine romantische Welt erwacht.
Schlösser im Walde, Werstecke in Laub, Urwald, Mondschein; und
hier vertiefen sich seine Farben, um größere Kontraste zu gewinnen.

Er weiß wirklich, Märchenstimmung real zu machen, er lebt darin, es ist sein Wesen und bedeutet für ihn kein künstlerisches Sichzurück-versetzen.
Diese Arbeiten setzt er zwischendurch immer fort. Dann erscheint plötzlich wieder etwas ganz anderes. Dornröschen. In einer ganz zarten Weise. Japanisch leicht und frei. Andererseits betont er bei den Menschen solchen Märchens das Wirkliche. Diese Menschen und Kinder sind ganz prachtvoll gesehen, echte, volle Charakterstudien. Dagegen wirkt dann das Märchenhafte der Feen usw. um so duftiger, graziöser. Die Komposition ist hier ganz frei und doch immer be-muht; der Ausschnitt ist immer charakteristisch gewählt und zeigt in seiner Art den japanischen Einfluß. Auch daß er, in diesen lichten Nuancen, plötzlich ein reiches Schwarz erscheinen läßt, als wohl-tuenden Kontrast, erinnert an die Holzschnitte Iapans, in denen oft ein sattes Schwarz die hellen Töne um so lieblicher klingen läßt. Und wir konstatieren auch hier, daß Larsson, trotzdem er das Detail liebt und es wie kein anderer zu beleben versteht, dennoch sich in der Ge-walt hat. Er läßt es nicht überwuchern. Er liebt ebenso das Knappe — wie einige Bildnisse auch zeigen, die das Markante im Gesicht bedeutsam herausstreichen, die im Moment scharf gesehen sind und dieses Wesentliche festhalten — und immer beherrscht die Treff-sicherheit der Wirkung, das Gefühl für das Dekorative, die Liebe zum Detail, zum Beleben.
Wenn man den zurückgelegten Weg betrachtet, der vom Tasten zur Vollendung, von der Unsicherheit zur Eigenart führt, so finden wir die gleiche Entwicklung auf anderem Gebiet, der Radierung. 1888 lernt er radieren, in Paris. Auch hier ist er erst unsicher. Er findet sich und er findet auch hier das Wesentliche, den zeichnerisch-malerischen Charakter der Radierung. Frei, leicht, graziös werden seine Striche. Wie seine Zeichnungen sind diese Blätter; voller Leben, voller Reiz im Detail. In der Art, wie die Menschen gesehen sind, die er zeichnet, im Ausschnitt, ohne Symmetrie, wie sie sitzen, spürt man wieder die Schulung durch die Iapaner, und in der Technik merkt man die geistreiche, leichte Mache der Franzosen. Das tiefe, satte Braun meidet er. Leicht, duftig soll alles sein, und das arabesken-haft schnörkclnde Spiel der Linie hebt sich apart ab von dem freien, weißgelben Grunde. 1895 beginnt dann wieder eine neue Epoche.

Da werden seine Radierungen voller, tiefer in den Tönen, werben
malerischer, reicher.
Aber Larsson hat nicht nur Bilderbücher, Bücherillustraitonen,
Bildnisse und Radierungen geschaffen, er hat sein Können auch ins
Große gesteigert und er hat damit seine Art nur wesensgemätz er-
weitert. Die Freskenmalerei lag ihm besonders. Das Dekorative
in Linien und Farben war ihm nicht fremd. Das Inhaltliche hielt
sich in seiner ihm eigenen Frische und Urwüchsigkeit fern von Phrase.
So entwarf er den „Einzug Gustav Wasas in Stockholm". Auf
weißem Gaul den Ritter, unter grünem Laub, lichte Farben, sonnig-
blaue Luft; ganz farbig gedacht. Wie ein alter Gobelin wirkt das,
und selbst das scheinbar Primitive, Ungewisse. Dieses Bild blieb
Entwurf.
Selbst da, wo er inhaltlich illustrativ bleibt, wo er Allegorien
malt (er bekam den Auftrag, Renaissance, Rokoko und die Kunst der
Gegenwart in symbolischen Bildern darzustellen), gibt er der frostigen
Allegorie eine lebendige Erscheinung, wirkt er durch seine Frische.
Das von Mönchen und Rittern bestaunte vornehme Weib ist die
Renaissance. Die „Kunst der Gegenwart" erscheint mit einem Plakat
und Iapan assistiert. Den Rahmen bilden schöne Schnitzereien.
Figuren in Holz, ein Meerweib, eine liegende Aktfigur.
Dann aber malt er das Treppenhaus (1891) einer Mädchen-
schule und findet da fein eigentliches Feld. Breit, farbig, licht ist
alles gehalten. Larsson kommt hinter die Technik des Fresko. Seine
Phantasie tut sich nun frei aus: junge Wilde kochen Fische; Wikinge-
rinnen mit Kind; Bürgerinnen im Stadthaus waltend; Damen, die
Laute spielen. Lust und Laune verklären diese Darstellungen. Ein
langer Zug von Kindern, eine Fülle von Typen, die geschmückt zur
Schule ziehen, ist das für ihn am meisten Charakteristische.
Dann macht Larsson längere Zeit Studien im Ausland. Als
er zurückkommt, 1896, malt er die Fresken im sckMedischen National-
museum. Er malt sie, der Technik entsprechend, schnell herunter, da
alles schon im Detail vorbereitet war. Auf großen Feldern erscheinen
die Szenen der schwedischen Geschichte. Aber auch hier ist nicht das
Historische das Bedeutsame, sondern die Kraft, mit der in geist-

reicher Weise Züge des Lebens vermischt mit der Darstellung der Phantasie. Es ist seine Note, die dem Ganzen Gehalt und Charakter gibt.

So charakterisiert Larsson einen Typ Schwedens, der sehr zukunftskräftig ist. Gesund, froh, lachend, doch wissend von den Tiefen des Lebens, voll Untergefühl, voll Kulturreife, ein Mensch, den man. denkt man an ihn, in Heller Sonne stehen sieht, in blauer Luft, lachend, voll Glück. Voll von einem Glück, das nicht der Tiefe entbehrt, das aus dem Grund eines von jeder oberflächlichen Koketterie freien, großen und starken Temperaments erwächst, das die Erde liebt.

Darum wird dieser Künstler denen, die ihn suchen, Sonne bringen. Und wer brauchte nicht solche Freude?

Wilhelm Hüttemann:

Muladewa

Ein indischer Romanheld.

Muladewa ist der beliebteste Romanheld der indischen Prakrit-
literatur, deren Blüte in die Zeit vom dritten bis fünften Iahr-
hundert unserer Zeitrechnung fiel. Sein Charakter, der Liebens-
würdigkeit mit List, Unternehmungslust mit Vorsicht verband, seine
Persönlichkeit, die feine Bildung und reiches Wissen mit weltmänni-
schen Manieren, zugleich aber auch mit den bei Kavalieren üblichen
Lastern vereinigte, der selbstverspottende Humor, der ihm in pein-
lichen Lagen zur Seite steht, das alles zusammengenommen bildet
einen Typus, wie ihn der Inder liebt. Muladewa ist eine Art
Odyffeus, aber noch verschlagener, ränkevoller als der Laertiade;
auch er ist ein Dulder, aber es fehlt ihm das Heroische; er duldet
nicht mit dem innerlichen Unmut des Achäers, der voll Indignation
empfindet, daß die Götter Schmähliches zulassen, sondern er sieht
die Gefahr und Not mehr mit den Augen Meister Reinekes an,
lediglich vom praktischen, nie vom ethischen Standpunkte. Als er
König geworden war, tat er mancherlei Gutes für sein Land; er be-
freite es von gefährlichen Räubern und Plagen und war so eine Art
Theseus oder Herakles. Aber er suchte die Gefahr nicht frisch und
fröhlich auf, um ihr ins Gesicht zu sehen, wie jene, sondern er um-
ging sie mit List, und nur wenn das gar nicht möglich war. pflegte
er auf geradem Wege vorzugehen. Da ihm seine Gewandtheit und
Erfahrung in Lebensabenteuern bei allen Unternehmungen die
Sympathie und Hilfe der etwa beteiligten Frauen und Mädchen

sicherte, spielt in seine Erlebnisse ein Stück Intrige hinein — sehr seinen persönlichen Anlagen entsprechend.

Aus solchem Holze schnitt die Phantasie indischer Dichter ihre großen Männer. Als Muladewa König wurde, verbreitete sich sein Ruhm über alle Welt; er galt als Muster der Weisheit und Lebensklugheit. So brachte der Kaufmann Hiraujagupta seinen Sohn Tschaudragupta zu ihm, damit er von den Ränken der Welt Kenntnis erhalte und ihnen nicht zum Opfer falle: „Denn es gibt kein Entrinnen für die naiv unschuldigen Söhne aus reichem Hause; wie Spielbälle sind sie in der Hand der Spitzbuben, und wie Edelsteine an den Fußspangen der Hetären", — d. h. „so werden sie hin und hergeschüttelt". Und Muladewa belehrte ihn aus dem Schatze seiner reichen Erfahrung.

Die folgende Geschichte behandelt eine Episode aus der Swrm- und Drangperiode des weisen Königs, als er noch nicht weise und König war, ein Kapitel aus der Zeit, wo es ihm schlecht ging und er festsaß wie der Fuchs in der Falle. Um so reizender und interessanter ist die Erzählung. Aber sie ist ungleich in ihrem Fortgang, sie erscheint nicht aus einem Guß. Die letzte Hälfte fällt gegen den ersten Teil sehr ab, wenngleich sie auch noch recht hübsche Züge zeigt. Daran mag die Überlieferung schuld sein, die vielleicht zwei verschiedene Versionen miteinander verknüpft hat; Launen der Abschreiber, die sich in der indischen Literatur alle möglichen Freiheiten herausnahmen, mögen Fremdartiges hineingefügt, Zugehöriges vergessen haben; keinesfalls ist der Abschluß eine Einheit mit der ersten Hälfte. Ich gebe ihn deshalb nur auszugsweise wieder.

Muladewa war der Sohn des Königs von Pataliputra. Der hochbegabte Prinz zeichnete sich durch alle guten Eigenschaften vor feinen Altersgenossen aus; er war schön, gewandt, in allen ritterlichen Künsten geübt, leutselig und doch vornehm im Umgang mit Menschen, seine Bildung stand auf der Höhe der Zeit, seine künstlerische Begabung, seine wissenschaftlichen Kenntnisse, sein feines Urteil wurde

von allen, die ihn kannten, bewundert, und doch verstieß ihn sein
Vater und verbannte ihn aus seinem Reiche; denn ein Laster be-
herrschte den jungen Prinzen ganz. Muladewa spielte und konnte
diese Leidenschaft nicht überwinden.
Darum hatte er auf die Thronfolge verzichten müssen und war
arm und einsam in die Welt hinaus gewandert. Nach langen Irr-
fahrten, auf denen er die Not und mit ihr alle Schliche und Kniffe
des Vagabundenlebens kennen gelernt hatte, kam er nach Udschajini.
Er hoffte, sich dort als Spaßmacher eines Fürsten oder in einer
ähnlichen Stellung durchschlagen zu können. Um sein Äußeres dem
neuen Berufe anzupassen, nahm er seine Zauberkünste zu Hilfe und
drehte sich eine Pille zurecht, die ihm die Gestalt eines wunderlich
zusammengeschrumpften Zwerges gab, sobald er sie in den Mund
nahm. So trieb er sich unerkannt in Udschajini herum, erzählte
Märchen an den Straßenecken und reizte die Neugier und Spannung
der Leute, die ihm begeistert zuhörten. Er machte ihnen auch allerlei
Zauberstückchen vor und trieb alle möglichen Possen. Bald war der
drollige Zwerg stadtbekannt.
In Udschajini war damals eine Hetäre das Entzücken aller Welt.
Die gesamte männliche Iugend in der Stadt schwärmte für die
schöne Dewadatta; und mit Recht, denn ihre Anmut und Geistes-
bildung waren unvergleichlich. Aber sie war wählerisch und empfing
nur ganz vornehme Besucher; man behauptete sogar, nur ganz außer-
gewöhnlichen Menschen stehe ihr Haus offen.
Auch Muladewa hörte von der schönen Frau und wünschte, sie
kennen zu lernen. Darum ging er eines Tages an ihr Haus und
sang dort ein Lied nach einer anmutigen, vielfach wechselnden Me-
lodie. Und Dewadatta hörte den Gesang und dachte: „Wie herrlich
ist diese Stimme! So kann kein Mensch, so kann nur ein Gott
singen!"
Und sie schickte ihre Sklavinnen hinaus, den Sänger zu holen.
Die Mädchen gingen eilig fort und dachten: „Wer so eine schöne
Stimme hat, muß auch ein schöner Mann sein." Aber sie fanden nur

den wunderlichen Zwerg, und der konnte doch unmöglich der Sänger
gewesen sein. So kehrten sie unverrichteter Sache um. Nun gab
Dewadatta einer alten, buckligen Sklavin den Auftrag, den Sänger
unter allen Umständen herbeizuschaffen. Und die kluge Alte ging
mit so zierlichen Schritten, wie sie nur konnte, auf den Zwerg zu
und redete ihn an:
„Hoher Herr! Meine Gebieterin Dewadatta läßt Sie bitten,
ihrem Haufe die Ehre Ihres Besuches zu schenken."
Aber Muladewa war ein Frauenkenner und wußte, daß schein-
bare Zurückhaltung die Leidenschaft steigert; deshalb antwortete er
unwirsch ablehnend:
„Es liegt mir gar nicht daran. Umgang mit Hetären anzu-
knüpfen; so etwas schickt sich nicht für vornehme Leute. Man sagt
ja von Damen solcher Art:
Viel tausend Männer hat schon ihr Arm umschlungen,
Berauschender Trank oft ihren Geist bezwungen.
Süß klingt ihr Wort, im Herzen lauern die Schlangen;
Kein Edler läßt sich von solcher Dirne fangen.
Sie gießt in die Adern Feuer und Flamme hinein
Und Schmerzen ins Haupt wie falscher, betörender Wein,
Wie schneidende Messer zerstört sie des Mannes Leib —
Und ist doch nur ein schlechtes, verachtetes Weib. —
Nein, ich habe keine Lust mitzugehen."
Aber die alte Kupplerin redete ihm unermüdlich zu und faßte
ihn schließlich bei der Hand, um ihn mit sich fortzuziehen; und
schließlich ließ er sich willig führen. Unterwegs rief er geschwind seine
Zauberkünste zu Hilfe, gab der Buckligen einen leisen Schlag auf den
Rücken und — plötzlich streckte sich der Körper und wurde gerade wie
der Schaft einer Palme. Die Sklavin ging, noch ganz benommen
vor Verwunderung, mit ihm ins Haus und stellte ihn ihrer Herrin
Devadatta vor.
Und der Zwerg schien der Hetäre trotz seiner kleinen Gestalt
unvergleichlich schön zu sein. Sie lud ihn höflich ein, Platz zu

nehmen, bot ihm Betel an und wollte gerade eine liebenswürdige
Unterhaltung mit ihm beginnen, als sie bemerkte, wie sehr sich die
Gestalt ihrer buckligen Mahäwa verändert hatte.
Nun war die Verwunderung groß. Mahäwa mußte erzählen,
wie alles gekommen war, und bald war Dewadatta in eine lebhafte
Unterhaltung mit Muladewa verwickelt. So pflegt es ja zu gehen:
Mit Schmeichelreden vertraut und scharf im Witz,
Hebst du die Nebenbuhler leicht aus galantem Sitz,
Und plauderst du flott, dann hast du die Schöne gleich.
Dann zählet kein Andrer mehr, und sei er auch noch so reich.
Bald darauf trat ein Musikant ein und spielte die Wina.')
Dewadatta war entzückt von seinem Spiel und klatschte wiederholt
Beifall. Muladewa aber blieb kühl und sagte etwas spöttisch: „Die
Leute von Udschajini sind ja die besten Kunstkenner, die müssen Wohl
wissen, was schön und unschön ist!"
Dewadatta fragte verwundert: „Gefiel dir die Musik nicht?
Was hast du daran auszusetzen?"
Muladewa antwortete: „Das Resonanzrohr ist unrein, und die
Saite ist fehlerhaft."
„Woran merkt man das?" fragte Dewadatta.
Muladewa ließ sich die Wina reichen, untersuchte das Instrument
und zog aus dem Rohr ein Steinchen und aus der Saite ein Haar.
Dann stimmte er und fing an, zu spielen. Und er spielte so hin-
reißend schön, daß die Mädchen alle bezaubert waren und Dewadatta
von wonnigstem Entzücken erfüllt wurde.
In der Nachbarschaft hatte ein Elefantenweibchen seinen Stall,
das schrie sonst imerzu; jetzt war es auf einmal ganz still, ließ die
Ohren hängen und bewegte den Kopf im Takt hin und her.
Und der Winaspieler selbst, der anfangs ärgerlich gewesen war,
wurde von dem unvergleichlichen Spiel ganz hingerissen; Dewadatta

* Eine Art Geige mit nur einer Saite-

aber und alle ihre Mädchen dachten: „Das ist Wischvakarman der Allmächtige selbst, der Menschengestalt angenommen hat."
Inzwischen war es Essenszeit geworden, und Dewadatta lud ihren Gast zur Mahlzeit ein. Zuvor aber ließ sie, wie es Brauch war, den Masseur rufen, damit er sie und Muladewa bade und massiere.
Aber Muladewa erbot sich höflich. Massage und Waschung selbst vorzunehmen.
„Wie? Das verstehst du auch?" fragte ihn Dewadatta, erstaunt über die Vielseitigkeit dieses Mannes.
„Nicht gerade meisterhaft," antwortete er, „aber ich habe zu-weilen dabei zugesehen."
Nun wurde Tschampakaod gebracht; die Hetäre legte die Kleider ab, und er salbte sie mit solcher Kunst, daß all ihre Sinne mit Lust gefüllt wurden. Und sie dachte bc'- sich: „Wie herrlich versteht er auch das! Wie zart ist die Berührung seiner Hand! Das kann kein Mensch sein, das ist ein Siddha"), der menschliche Gestalt angenom-men hat; denn die Natur bringt so Vollendetes nicht hervor. Aber ich will feine wahre Gestalt sehen!"
Und sie fiel zitternd vor ihm nieder und sagte:
„Großmütiger! Durch unvergleichliche Eigenschaften bist du be-rühmt und erhaben über alle Menschen. Zu Schutzflehenden bist du liebreich, und Liebenswürdigkeit ist deine Zier! Zeige dich mir in deiner wahren Gestalt; denn mein Herz sehnt sich nach deinem Anblick!"
Als das Mädchen gar nicht nachließ mit ihren Bitten und immer dringender wurde, nahm Muladewa lächelnd die Pille aus dem Munde, und — sieh da! fein Körper streckte sich und wurde schlank und geschmeidig, seine Muskel dehnten sich, seine Brust wurde ge-wölbt, und plötzlich stand er da, strahlend wie die Sonne, reizend wie der Liebesgott, der alle Menschen betört, und alle Iugend und Schön-

* Siddha, ein geistiges Wesen.

heit war in seiner Gestalt vereinigt. Und der Dewadatta sträubten
sich alle Härchen*) vor Seligkeit. Wieder sank sie zitternd vor ihm
hin und stammelte:
„Sei mir gnädig und schenke mir Glück!"
Dann salbte sie ihn mit ihren eigenen Händen. Sie badeten und
speisten zusammen, sie kleideten sich in prächtige Gewänder und setzten
sich dann zu zärtlicher Unterhaltung auf den Pallanka nieder.
Ietzt wußte Dewadatta, daß sie sich von diesem Manne nie mehr
trennen konnte. Es war ihr so, als ob alle Freuden, die sie früher
schon genossen hatte, aus der Ferne von ihm zu ihr herübergeschwebt
wären, und sie sagte:
„Wenn ich jemals liebte, hab ich dich geliebt! Kein anderer hat
jemals mein Herz ausgefüllt, und die Sehnsucht flog aus weiter
Ferne her zu mir und raunte mir Lieder zu, die ich noch nicht ver-
stand. Ietzt weiß ich, daß sie die Wahrheit fangen:
Mein Auge schaute dich nicht, nie sprach dein Mund zu mir,
Und doch, du seltener Mann, kam all mein Glück von dir.
Darum sollst du bei mir im Hause wohnen und nie wieder von mir
gehen."
Aber Muladewa kannte die Frauen zu gut, als daß er gleich auf
ihre Wünsche eingegangen wäre, und antwortete vorsichtig:
„Deine Wünsche sind so außergewöhnlich, daß ich unmöglich so
schnell darauf eingehen kann. Denn sieh! Mit armen Landstreichern,
wie ich einer bin, macht man doch keine Umstände, und vor allem
übernimmt man ihnen gegenüber keinerlei Verpflichtungen. Die
Liebe ist ja schließlich nur ein Geschäft für dich, und bald würdest du
deine Gutmütigkeit bereuen. Man pflegt doch zu sagen:

* Härchenslriiuben ist die Aeuszerung höchster Wonne, die in der indischen
Dichtung immer wiederkehrt.

Vom früchteberaubten Baum die Vögel weiter ziehn,
Den ausgetrockneten Teich die Wasserenten fliehn.
Verwelkte Blumen verläßt die Biene summend alsbald,
Und flüchtig enteilt die Gazell aus dem verdorrten Wald;
Arme Verehrer weist barsch die Hetäre hinaus,
Wird ein König gestürzt, leert sich das fürstliche Haus;
So gibt auch die Liebe schnöde das Liebste hin,
Denn tier Menschen Sinn hängt ja nur am Gewinn."
Aber Dewadatta ließ sich nicht abweisen. Auch sie kannte die
Dichter und wußte, ihre Meinung durch Gründe und Verse zu stützen.
„Ob du aus diesem oder einem anderen Lande bist," wendete sie
ein, „das kommt gar nicht in Betracht; ich habe es ja an mir selbst
erfahren, daß man einander fern sein und doch zusammengehören
kann. Für das Empfindungsleben ist der Raum keine Trennung;
wenn zwei Seelen für einander bestimmt sind, dann finden sie sich auch
aus weitester Ferne zusammen.
Dem Meere so fern, in schimmernder Tiefe thront
Im Traum versunken ins träumende Meer der Mond,
Und leuchtende Seelen durchschwirren die Nacht geschwind
Und forschen, wo leuchtende Seelen zu finden sind.
Und auf Reichtum kommt es auch nicht an. Noch nie hat ein
Weiser großen Wert darauf gelegt; und wir sagen doch von ihm:
Sein Wort allein ist tausend Dukaten wert
Und hunderttausend seine Gefälligkeit,
Und hat er sein Herz und Leben dir ganz geweiht,
So ist das tausend Millionen Dukaten wert.
Darum darfst du mir meine Bitte nicht abschlagen!"
So kam es, daß Muladewa schließlich in das Haus der Hetäre
zog, wo beide nun in zärtlicher Liebe zusammen wohnten.
Eines Tages wurde Dewadatta zum König befohlen, um vor
dem königlichen Hofe zu tanzen. Muladewa schlug die Pauke zum

Tanz. Der König erfreute sich so sehr an der graziösen Kunst der
Bajadere, daß er ihr jede Belohnung versprach, die sie sich wünschen
wolle. Aber sie behielt sich den Wunsch für spätere Zeiten vor.
Und allmählich regte sich in Muladewa die alte, verderbliche
Leidenschaft wieder; er fing wieder an zu spielen und hatte solches
Unglück dabei, daß er alles verlor, was er hatte, bis auf die Kleider
an seinem Leibe.
Dewadatta suchte ihn mit liebevollen Worten zu bessern:
„Liebster!" sagte sie freundlich zu ihm, „sieh! Der Vollmond,
der so weiß und klar leuchtet, hat einen Flecken an sich, der so aussieht
wie das Bild einer Gazelle. Der einzige Makel an deinem Charakter
ist die Leidenschaft des Spiels. Sie ist die Quelle zahlloser Fehler,
sie beschmutzt den Adel und vernichtet die Wahrheitsliebe, sie ver-
ursacht Kummer und Scham, untergräbt die Frömmigkeit und führt
zum Ruin. Ohne selbst Freude zu haben, betrübt der Spieler Söhne,
Gattin, Vater und Mutter. Er kann Wahres vom Falschen nicht
mehr unterscheiden, Redliches nicht mehr vom Unredlichen, sein
Körper welkt dahin, und wenn er gestorben ist, führt ihn der Weg
des Todes durch die niedrigen Wiedergeburten. Deshalb bitte ich
doch, spiel doch niemals wieder!"
Aber Muladewa konnte nicht mehr davon lassen, und Dewadatta,
die so gern ihm ganz allein gelebt hätte, mußte dem Erwerb nach-
gehen, um seine Spielschulden zu bezahlen.
Nun lebte in der Stadt Udschajini auch ein junger, sehr reicher
Kaufmanns namens Atschala, der sich in Dewadatta verliebt hatte und
sich bemühte, ihr jeden Wunsch von den Augen abzulesen, und sie reich
mit Kleidern und Schmucksachen beschenkte; aber er war auf Mula-
dewa eifersüchtig und suchte nach einer passenden Gelegenheit, ihm
irgend einen tückischen Streich zu spielen. Muladewa wußte das und
blieb deshalb dem Hause fern, wenn Atschalas Besuch erwartet wurde.

Der Kaufmann hatte sich in dcr alten Mahäwa eine Bundesgenossin gesichert, und diese hetzte nun immerfort gegen den Nebenbuhler.
„Töchterchen," pflegte sie zu Dewadatta zu sagen, „laß doch den Muladewa laufen, diesen armen Schlucker! Er ist ja ein hübscher Kerl, das ist wahr; aber was hast du denn von ihm? Er verspielt dein Geld und verdient deine Liebe wirklich nicht. Sieh dir doch den Herrn Atschala an! Das ist doch ein anderer Kerl! Der bringt dir immer wieder neue Geschenke, der verdient es wirklich, daß du dich mit ganzer Seele an ihn hängst. Zwei Schwerter haben nicht in einer Scheide Platz, und niemand wird so töricht sein, Kieselsteine in schleifen. Darum schick den Spieler weg!"
Aber Dewadatta blieb fest:
„Nein, Mutter, Reichtum allein füllt mein Herz nicht aus; hervorragende Charaktereigenschaften und glänzende Geistesgaben fesseln mich mehr als alles Geld."
„Was für glänzende Eigenschaften findest du denn an diesem Spieler?"
„Mütterchen! In meinem Muladewa sind alle Vorzüge vereinigt; auf ihn paßt, was der Dichter sagt:
Ein kluger Mann von edelm Sinn,
Galant, charmant und weltgewandt.
Leicht eilt der Rede Fluß dahin.
Und witzig urteilt fein Verstand.
Darum lasse ich nicht von ihm."
Nun versuchte die Alte, Dewadattas Gedanken durch alle möglichen Anspielungen eine andere Richtung zu geben. Verlangte Dewadatta zum Beispiel roten Lack, so gab sie ihr vertrocknetes Zeug, wollte sie ein Stückchen frisches Zuckerrohr, so brachte sie gestoßenen Zucker, wurden Blumen gewünscht, so reichte sie Stengel; und wenn ihre Herrin ungeduldig wurde, antwortete sie:

„Gerade so ist es mit deinem Liebsten, das Beste fehlt ihm, und trotzdem kannst du dich nicht entschließen, ihn wegzuschicken."
Dewadntta aber dachte: „Wie dumm ist diese Frau! Sie findet immer nur Gleichnisse, die gar nicht passen," und eines Tages sagte sie zu ihr:
„Sag doch dem Atschala, ich ließe um etwas Zuckerrohr bitten!"
Kaum hatte der Kaufmann von ihrem Wunsch gehört, so ließ er einen ganzen Wagen voll Zuckerrohr vorfahren. Aber Dewadatta lachte ihn aus und sprach:
„Bin ich denn ein Elefant, daß ich solche Massen Blätter und Stiele fressen soll?
Und am folgenden Tage stellte sie an Muladewa dieselbe Bitte.
Dieser nahm zwei Stangen Zuckerrohr, zerschnitt sie in fingerlange Stücke, parfümierte sie, bestreute sie mit Gewürz und etwas Kampfer, spaltete ihre Enden, packte alles in ein zierliches Körbchen, deckte es mit frischem Jasmin zu und sandte es so der Geliebten.
Da sagte Dewadatta zu Mahäwa:
„Sieh, Mutter! So benimmt sich ein Mann, der weiß, was sich schickt."
Nun entschloß sich die alte Intrigantin, Muladewa seinen Aufenthalt im Hause und in der Stadt zu verleiden. Sie redete Atschala zu, er solle zum Schein eine Reise antreten, dann aber plötzlich zurückkehren, seinen Nebenbuhler bei der Liebsten überraschen und in so lächerlich macheu, daß ihm das Leben in Udschajini verleidet werde.
Am folgenden Tage verabschiedete sich Atschala, und kaum hatte er sich entfernt, so kam auch Muladewa, der, wie immer, wenn Atschala kam, fortgegangen war, wieder herbei und freute sich, nun seine Liebe ungestört zu genießen. Aber Mahäwa lief sofort zu dem angeblich verreisten Nebenbuhler nnd benachrichtigte ihn, daß der andere'am Platze sei. Und der Eifersüchtige sammelte rasch eine Schar von Bewaffneten und zog mit ihnen zum Hause der Hetäre.

Dewadatta aber hatte den Lärm der Heranziehenden gehört und
sah, wie Atschala an der Spitze seiner Leute ins Haus eindrang.
„In diese schlimme Lage hat uns gewiß die Alte gebracht,"
dachte sie, und in ihrer Angst versteckte sie den Geliebten unter dem
Pallanka; denn sie hoffte, den Gegner bald wieder los zu werden.
Aber Atschala betrat gerade !n diesem Augenblick das Zimmer
— seine Begleiter hatte er im Vorraume gelassen — und sah noch,
wie sein Feind unter dem Dioan verschwand. Er tat jedoch ganz
unbefangen, als ob er gar nichts gesehen hätte, begrüßte Dewadatta
liebenswürdig und sagte:
„So, nun möchte ich von dir gewaschen werden — und alles an-
dere — wie gewöhnlich."
„Gern," antwortete die Hetäre, „steh nur auf und zieh die
Kleider aus, damit ich dich falben kann!"
Aber Atschala antwortete: „Ich habe vor kurzem geträumt, daß
ich entkleidet und gesalbt auf diesem Pallanka läge und hier auf
diesem Pallanka habest du mich gewaschen. Diesen Traum möchte
ich gern erfüllt sehen."
„Das geht doch nicht," widersprach Dewadatta, „wir würden ja
die teuren Kissen ganz verderben!"
„Ist mir ganz gleichgültig," gähnte der Kaufmann, ich schenke
dir noch viel wertvollere."
Voll Angst und Verlegenheit machte Dewadatta noch allerlei
Ausreden, aber Akschala bestand auf seiner Forderung, und schließlich
mischte sich auch noch die alte Mahäwa ein, ohne zu bedenken, daß
Muladewa sie doch von ihrem Buckel befreit hatte, und sagte:
„So mach doch keine langen Geschichten! Wenn der Herr be-
zahlt, ist es ja gut. Diese kleine Gefälligkeit kannst du so einem
nobleü Mann schon tnn."

Dewadatta wußte sich nicht mehr zu helfen. Atschala hatte sich schon entkleidet und behaglich auf den Pallanka gelegt, und sie mußte tun, was ihr Gewerbe vorschrieb, und als sie Atschala mit heißem Wasser übergoß und duschte und das Wasser durch die Polster des Pallanka träufelte, da wurde Muladewa sehr unangenehm an Sie Gegenwart seines Feindes erinnert, aber er hielt still und rührte sich nicht.
Plötzlich drangen des Kaufmanns Bewaffnete ins Zimmer, Atschala sprang auf, griff unter den Pallanka und zog Muladewa an den Haaren darunter hervor.
„Spitzbube," rief er, „nun sich, wo du Schutz findest!"
Schön sah Muladewa in diesem Augenblicke nicht aus. Er schielte nach allen Seiten, ob nicht irgendwo eine Lücke zum Entkommen wäre, aber die Männer bedrohten ihn von allen Seiten mit ihren Schwertern. Doch dachte er, das sei nicht die rechte Stunde zum Mutigsein! er gab jeden Widerstand auf und sagte nur:
„Tu, was dir gefällt!"
Aber er nahm sich vor, später einmal Vergeltung zu üben.
Atschala beabsichtigte keineswegs, ihn zu töten; er wollte ihn nur so bloßstellen, daß ihm die Lust zu weiterem Aufenhalte in Udschajini vollständig vergehen sollte; deshalb überschüttete er ihn mit höhnischen Reden.
„Man sieht dir an, daß du aus fürstlichem Hause stammst," sagte er. „Das ist wohl Staub aus dem Reiche deiner Väter, was dir da an den Kleidern hängt? Sie! Von deinen Haaren trieft Wasser. — Du hast wohl in der heiligen Ganga gebadet! — Oder ist dir etwas Unangenehmes passiert? — Ia, ja! So etwas geschieht mitunter sogar in Fürstenhäusern, besonders aber, wenn einer in solcher Lage ist wie du. Denn es heißt ja:

Wenn das Glück uns lacht und die Liebe loht,
Hat das Schicksal Macht, und das Unglück droht.

Wie konntest du Ärmster auch nur da unter den Pallanka geraten?
— Sollte ich einmal durch die Macht des Unglücks ähnlich gebettet
werden, dann sei ebenso großmütig zu mir wie ich zu dir, und nun
geb!"-
Muladewa ging hinaus und wanderte niedergeschlagen durchs
Stadttor davon.
„Wie konnte ich mich nur so übertölpeln lassen!" dachte er. Und
dieser Gedanke verließ ihn nicht mehr, und noch mehr als die Tren-
nung von seiner Dewadatta, als der Verlust eines behagliche,!,
wonnevollen Lebens, noch mehr als die Beleidigungen seines ver-
achteten Nebenbuhlers Atschala kränkte ihn das Bewußtsein, daß er
diesem Tölpel so ahnungslos in die Falle gegangen war und nachher
so hilflos und kläglich dagestanden hatte. Staub und Schmutz hing
ihm noch an Kopf und Händen; er nahm ein Bad in einem See, an
den, er vorbeikam, und reinigte sich. Dann brach er sich vom nächsten
Baum einen Stecken und ging in die Fremde.
Hiermit schließt unserer Geschichte erster Teil, und sie könnte
füglich ganz schließen; denn es wäre ja gar nicht nötig, daß Mula-
dewa mit seiner geliebten Dewadatta wieder vereinigt wurde. Sie
ist ja nur eine Hetäre.
Aber in Indien nahm die Hetäre eine ähnliche Stellung ein
wie in Griechenland, bei ihr fanden die Männer jene Geistesbildung
und Eleganz, die man bei Bürgerfrauen vergeblich gesucht hätte und
die deshalb im Leben wie in der Literatur eine ganz untergeordnete
Rolle spielen. Nach indischer Poetik können nur vier Frauen Hel-
dinnen eines Dramas sein: eine Göttin, Königin, eine Frau aus
edlem Geschlecht und eine Hetäre. Nur diese sind imstande, die Be-
wunderung und Liebe des Mannes dauernd zu fesseln. Und wie die
europäische Romanleserin gütigen Herzens die Vereinigung unglück-
lich Liebender herbeisehnt, so auch der Inder; denn Muladewa und
Dewadatta sind ihm wie ein unschuldig verfolgtes Liebespaar.

Wilhelm Hüttemann Muladewa
Muladewa kam nach langer und hungriger Wanderschaft in die
Stadt Benartäda und wurde dort nach mannigfachen Abenteuern,
in denen er fort und fort Gelegenheit hatte, feine glänzenden
Geistesgaben zu zeigen, unter dem Namen „Vikramaräoscha" zum
Könige geweiht. Er knüpfte Verbindungen mit den Regenten der
Nachbarländer an und wurde mit dem Könige von Utschajini, vor
dem er früher zu Dewadattas Tanz die Pauke geschlagen hatte, innig
befreundet.
Dewadatta hatte nach Muladcwas Flucht Atschala empört aus
dem Hause gewiesen und, da dieser nicht nachließ, sie mit Zudring-
lichkeiten zu verfolgen, erinnerte sie sich, daß sie von ihrem Tanze
her noch einen Wunsch beim Könige frei hatte. Deshalb ging sie ins
Schloß und warf sich flehend vor ihm nieder:
„Erweise mir jetzt eine Gnade! Ich bitte dich darum!"
„Sprich nur, meine Schöne! Dein Wuusch ist dir gewährt,"
antwortete Nitschäradhawala gnädig.
„Dann gib Befehl, o Herr, daß kein anderer Mann als Mula-
dewa jemals etwas von mir verlangen darf, und besonders diesem
abscheulichen Atschala verbiete den Eintritt in mein Haus!"
„Es sei, wie du sagst! Aber teil mir doch den Grund deiner
seltsamen Bitte mit!"
Dewadatta erzählte ihre Geschichte, und als sie damit feriig war,
rief der König erzürnt:
„Wie? — In meiner Stadt sind zwei solche Perlen, uno dieser
Mann versucht, sie zugrunde zu richten?"
Und er ließ den Atschala heranholen, ihm eine Tracht Prügel
verabreichen und schalt ihn aus:
„Bist du etwa der König, daß du dich so benimmst? Erforsche
dein Gewissen; denn jetzt ist dein letztes Stündlein gekommen!"
Dewadatta aber beruhigte ihn.

„Was hast du davon, Herr, wenn du diese Hundepfote tötest?" sagte sie. „Laß den Kerl laufen."
„Wohlan," sprach der König zu Atschala, „dieses Wort von ihren schönen Lippen macht dich frei; aber vollständige Verzeihung wirst du erst dann erhalten, wenn du mir Muladewa wiederbringst."
Atschala fiel zitternd vor dem König nieder und versprach alles mögliche. Dann raffte er sich auf und verließ deu Palast, so schnell er konnte. Er suchte in allen Winkeln der Stadt nach dem Verscholleuen, aber er konnte ihn nicht finden. Da beschloß er, für längere Zeit ins Ausland zu gehen. Er befrachtete mehrere Wagen niit Waren aller Art und trat eine Geschäftsreise nach Persien an.
Inzwischen hatte Muladewa, der seine Dewadatta nicht vergessen konnte, einen Brief an den König geschrieben, worin es hieß:
„Mein Herz hängt an Dewadatta; darum tue mir die Liebe an, und schick sie mir zu! Aber nur, wenn sie gerne kommt und du nichts einzuwenden hast."
Und der König sagte zu seinem Adjutanten:
„Was schreibt mir da mein Freund Wikramarädscha? Gibt es denn einen Unterschied zwischen ihm und mir? Was mein ist, das ist fein, und so gehört ihm mein ganzes Reich mitsamt der Dewadatta. Aber weil er es einmal will, soll sie selbst entscheiden. Schnell! Hole sie!"
Dewadatta war natürlich mit Freuden zu der Reise bereit und wurde von Muladewa ehrenvoll empfangen. Für beide begann jetzt ein Leben des Glücks und der Freude, und bei den Regierungsgeschäften unterstützte sie den König durch manchen Rat.
Nach einiger Zeit kam Atschala auf der Rückkehr von feiner Reise in Muladewas Reich. Dort wurde er bei einer Zollrevision als Betrüger entlarvt und hatte eine empfindliche Strafe zu er-

warten. Aber Muladewa, der ihn sofort erkannte, verzieh ihm groß-
mütig, denn es widersprach seiner edeln Natur, an einem so jämmer-
lichen Feinde Rache zu nehmen.
Der Ruf von der Größe und Weisheit des Königs von Bcnartado
verbreitete sich weiter und weiter und viele seiner klugen Lehren
wanderten, in die Gewänder hübscher Fabeln gekleidet, in die Welt
hinaus. Eine der besten und charakteristischsten ist wohl die Fabel
vom Heucheltrug:
Als Brahman die Welt geschaffen hatte, stand er lange in be-
trachtenden Gedanken über seine Werke. Er erkannte, daß die Men-
schen, die jetzt vollkommen geradsinnig und ehrlich waren, es so in der
Welt zu nichts bringen könnten, darum machte er zu ihrem Heile
den Heucheltrug, gab ihm die Gestalt eines Asketen allerstrengster
Richtung und stattete ihn mit allen Symbolen des Asketenstandes
aus. Die Lippen dieses Mönches bebten im Flüstergebet, sein Auge
war in mystisches Schauen versenkt, in den Händen trug er einen
Rosenkranz usw. Mit zornigen Augenwinkeln und gerunzelten
Brauen gab er brummend oder durch Zeichen seine Wünsche zu er-
kennen; denn er hatte das Gelübde des Schweigens abgelegt. Selbst
Brahman war ihm nicht mehr rein und heilig genug, und der Gott
mußte beim Reden die Hand vor den Mund halten, damit sein Atem
die Heiligkeit des Mönches nicht beflecke.
Brahman lächelte und sandte ihn zur Erde herab, wo er bis zum
heutigen Tage aufs trefflichste gedeiht.

Rund
schau

Clemens Brentano: Sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von Heinz Amelung, Victor Michels, Iulius Petersen, August Sauer, Erich Schmidt. Franz Schultz, Reinhold, herausgegeben von Carl Schüddekopf. In achtzehn Bänden. Zuerst erschienen Band 5: „Godri oder das steinerne Bild der Mutter", herausgegeben von Heinz Amelung-

Endlich hat es ein Verleger, hat es ein Konsortium auserlesener deutscher Gelehrter gewagt, eine Gesamtausgabe der Werke Clemens Brentanos zu veranstalten! Wie lange haben wir darauf warten müssen und — wie lange müssen wir trotzdem noch warten, bis Clemens Brentano, dieser vielleicht genialste deutsche Lyriker, auch von seinem Volke oder wenigstens von den Besten der Nation so bewertet wird, wie er es verdient. Möge diese monumental gedachte Ausgabe — eine solche Ausgabe verspricht sie nach dem ersten vorliegenden Bande und nach dem Plane zu werden — in hohem Maße dazu beitragen, jene Erkenntnis wenigstens vorzubereiten. Iedenfalls werden wir eine Gesamtausgabe Brentanos demnächst haben. Der Verlag Georg Müller, München, hat sich schon manches schöne Verdienst um die moderne und um die ältere deutsche Literatur erworben — ich erinnere nur an das Pendant zur Brentano-Ausgabe, an die textkritische große E. Th. A. Hoffmann-Ausgabe, von der bisher die beiden ersten Bände vorliegen. Literaturfreunden aber wird er mit der Brentano-Ausgabe den allergrößten Gefallen getan haben. Die Ausgabe wird nicht nur die Gedichte — allein drei Bände —. die „Romanzen vom Rosenkranz", die Lust- und Singspiele, die „Gründung Prags", die Märchen, sondern auch die Übersetzungen und religiösen Schriften und vor allem die Briefe bringen. Ein „Kritischer Apparat", Nachträge und Gesamtregister werden den letzten Band füllen. Selbstverständlich wird diese Ausgabe auch vieles zum erstenmal wieder enthalten, was in Zeitschriften, Almanachen und dergl. verstreut und versteckt gewesen ist. Aus öffentlichen und privaten Sammlungen ist eine Fülle un-

gedruckten Materials, vornehmlich
Gedichte und Briefe hervorgeholt
worden und wird jetzt zum erstenmal
veröffentlicht werden. Die Ausgabe
ist eine Subskriptionsausgabe. Doch
ist der Preis von 8.50 Mark für den
in großem Format erscheinenden, im
Stile der Zeit Brentanos, und zwar
außerordentlich geschmackvoll ausge-
statteten, in Halbleder gebundenen
Band geradezu billig zu nennen. Ich
verweise im übrigen auf den Pro-
spekt.

Brentano ist der romantischste
Romantiker, in der ganzen Reihe
der leidenschaftlichste, phantafievollste,
launenhafteste, wunderlichste Künst-
ler. In ihm lebt eine gewaltige
sprachschöpferische Kraft, seine Verse
haben eine Melodie, deren Reiz nicht
zu analysieren ist, weil er aus

der llrsvrünglichkeit des Empfindens
und der Vorstellung ganz blumenhaft
emporblüht. Gern läßt sich Bren-
tano von der Musik der Worte ins
Uferlose hinaustragen, seine phan-
tastische Spielfreude ist manchmal noch
stärker als sein künstlerisches Ge-
wissen. Er wird selbst überrascht von
dem Aufkeimen immer neuer Blüten,
und so überrascht er auch uns durch
die ewige Bewegtheit seines innersten
Lebens. Er hat die letzten Geheim-
nisse des Volksliedes erlauscht, und
wenn er Strophen aus dem Volks-
mund meiterdichtet, kann man kaum
das Alte vom Neuen unterscheiden.
Groß wird er, wenn seine Sehnsucht
nach Selbsterkenntnis und Läuterung
leidenschaftlich zum Durchbruch
kommt. Die Phantasie „Alhambra"
ist eine der großartigsten Dichtungen
der deutschen Literatur, die persön-
lichste und lebendigste Allegorie.
Brentanos religiöse Lieder sind von
einer seltenen Inbrunst erfüllt, sie
leuchten von wunderbaren Visionen,
wie die „Romanzen vom Rosenkranz"
oder der Hymnus „An den Engel in
der Wüste". — Es ist geradezu be-
schämend, daß ein solcher Dichter bis-
her nicht die Würdigung erhielt, daß
fast hundert Iahre vergehen mußten,
ehe es versucht wurde, ihn zu verste-
hen und die strahlenden Lichtseiten
seines allerdings zwiespältigen und
von dämonischen, dunklen Trieben
beherrschten Wesens hervorzukehren.
Dies zur Einführung der Aus-
gabe. — Der zuerst vorliegende Band
enthält den merkwürdigen phantasti-
schen Roman „Godri oder das stei-
nerne Herz der Mutter". Man könnte
über die Schönheiten und Nertrackt-
heiten dieses Buches wiederum Bü-
cher schreiben. Man muß Muße ha-
ben, um dieses Erzeugnis einer ro-
mantischen Phantasie des subjektiven
Dichters genießen zu können. Von
Zeitgenossen haben sich Vermehren,
Heinse und Chamisso mit Begeiste-
rung über ihn ausgesprochen. Letzte-
rer schreibt an Varnhagen über den
Roman (23. S. 1806): „Ich lese den
Godri! nur die ersten Blätter, aber
welch ein Kernteufel scheint in ihm
zu Hausen! Verhält er sich nicht zu
Wilhelm Meister, wie der gärende
Most zu Lacrimae Christi?" Ich ver-
mag auf den Inhalt hier nicht näher

einzugehen, um so weniger, als der Reiz des Romans nicht in der Handlung zu suchen ist, sondern in den tausend verschiedenartigen Einfällen. Situationen, Phantasien, Arabesken, die seinen krausen Inhalt ausmachen. Brentanos Leben als Dichter spiegelt sich getreu in ihm. Hierzu teilt die Einleitung Amelungs einige wichtige Daten mit. — Dem Bande sind die Kupfer von Ramberg beigegeben, die die erste Ausgabe des Iahres 1801 zierten.

Hans Benzmann.

Abseits vom Wege.

Zwei Wiener Todesfälle aus der Theaterwelt vom Iuli 1911.

Von Professor Dr. L. Fränkel

Dieser ungewöhnliche Sommer mit seinen marokkanischen Weltverwicklungen, wo es sich um Gleichgewicht und Austausch in tropischen Ländern dreht, und seiner afrikaninischen Hitze, die über ganz Mitteleuropa lastet und brütet, hat mit der weit übernormalen Juliglut oder gar durch sie eine lange Reihe Menschen dahingerafft, die einstmale, sei es in engeren Kreisen, sei es bei größeren Massen, viel genannt, vielleicht sogar hochgeehrt, jetzt aber

längst in den tiefen Hintergrund des Tagesinteresses zurückgetreten waren. Zwei solchen Todesfällen aus der Kaiserstadt an der Donau, die wir der Welt des Theaters zurechnen müssen, sei hier ein kurzes Gedenkwort gewidmet; und wäre es auch nur — abgesehen von dem sachlichen Reize, den die beiden Gestalten bieten — um einmal wieder zu zeigen, wie gerade in der Sphäre des Theaters abseits der großen Heerstraße ganz eigentümliche Erscheinungen leben und weben, welche dem unparteiischen geschichtlichen Betrachter Aufmerksamkeit abzwingen. Scheidet, oft genug nach eigenen dramatischen oder theatralischen Erlebnissen, ein solcher „Nebenmensch" aus dem Diesseits, so bringen hie und da Lokalblätter bald verläßliche, bald fragliche Nachrufnotizen, wie sie eben schwankendes Wissen von Theater- und ähnlichen -Verhältnissen an den Strand wirft, bucht man diese nicht rasch mit kritischem Auge an sichtbarer Stelle, so schwindet binnen kurzer Frist fast jede Möglichkeit, Authentisches über die sowieso dem großen Gesichtskreis meistens Entrückten zu erfahren.

Otto Franz Leitenberger erlag am 22. Iuli zu Wien plötzlich einem Schlaganfall, im 64. Lebensjahre. Obwohl nicht mit sonderlicher Tatkraft und Nachhaltigkeit auf dramatischem Felde hervorgetreten, ja, ihm seit Iahren beinahe entrückt, auch in weiteren Kreisen kaum näher bekannt geworden, verdient dieser vielseitige Literat hier doch eine knappe Würdigung. Denn wenn Leitenberger auch tiefergreifende Wirkungen doch nur als ausgesprochen katholischer Volks- und Iugendschriftsteller") erreicht haben dürfte, so hegte und pflegte er zweifellos von jeher eine ungewöhnliche Neigung fürs Theater und war in mannigfacher Weise dafür tätig. Der — zu Aussig am 16. August 1847 — geborene Deutschböhme hatte sich zwar zunächst dem praktischen Eisenbahndienste in seinem Vaterlande Oesterreich, als dessen treuen Sohn ihn auch glücklich getroffene Dialektpoesien (voran „Hansl am Weg", 1880) bewährten, zugewandt, widmete sich aber gar bald der literarischen Tätigkeit. Er bevorzugte da, neben

harmlos liebenswürdigen Gedichten
und Erzählungen, mit denen er die
Kinderwelt beschenkte, das ihm warm
am Herzen liegende Drama. Na-

*) Meistens in den Sammlungen
„Katholische Hausbibliothek", später
„Katholische Schul- und Hausbiblio-
thek". „Katholische Volksbibliothek".
Es ist auffällig, daß folgende Nach-
schlagewerke keinerlei Angaben über
Leitenberger enthalten: Fr. Brüm-
mer, Lexikon der deutschen Dichter
und Prosaisten des 19. Iahrhunderts!
L. Eisenberg, Das geistige Wien.
Künstler- und Schriftsteller-Lexikon
l (1893)! Fr. Wienstein, Lexikon der
katholischen deutschen Schriftsteller
(1899). Kürschners Deutscher Litera-
turkalender bringt ihn in den neue-
ren Iahrgängen nicht mehr, jeden-
falls wegen dauernden Schweigens
auf Anfrage. Nur Keiters Katholi-
scher Literaturkalender, II. Iahr-
gang (1911), herausgegeben von K.
Menne, bietet auf S. 280 Name und
Geburtsangaben nebst nötigster Bio-
graphie (ohne Iahreszahlen). Kur»
zer, aber auf persönlicher Kenntnis
beruhender Nachruf in den „Münche-
ner Neusten Nachrichten" 1911 Nr.
348. S. 3; die in der „Frankfurter
Zeitung", der „Kölnischen Volkszei-
tung", der „Germania" (Berlin) am
28. bezm. 29. Iuli erschienenen Nach-
rufe stammen fichtlich aus zweiter
Hand.

mentlich seine Volksstücke ernteten Erfolg und, wie er auf die breiteren Massen wirken wollte, zeigt seine Teilnahme an der „Katholischen Dilettantenbühne". Ich will hier von seinen theatralischen Erzeugnissen diejenigen nennen, die allein gedruckt und aufgeführt worden zu sein scheinen! das Lustspiel „Die zwei Diebe l1879), die Volksstücke „Die Straßbauer" und „Der Wunderdoktor" (dies 1891), das dramatische Gedicht „Der kleine Missionär", das Weihnachtsspiel „Die heilige Nacht". Seine andern buchmäßigen Veröffentlichungen liegen auf belletristisch-erzählendem Gebiete und sind an den in der Anmerkung unten notierten Stellen bei Kürschner oder Keiter größtenteils zu finden. Auch die vieljährige publizistische und journalistische Wirksamkeit des kenntnisreichen, liebenswürdigen und auch Humanitär verdienten Mannes, die er lange Jahre erst an katholischen Zeitungen und Zeitschriften Münchens, dann am leitenden klerikal-konservativen Organ in Wien, dem „Vaterland", aber nie in hetzerischem Sinne, ausgeübt hat, gehört jedenfalls soweit hierher, als er dabei öfters auch das „Theaterspielen" gefördert und die Theaterkritik gelegentlich in die Hand genommen hat. Wohl aber muß eine Bemerkung aus dem in unserer Anmerkung angeführten anonymen Nekrolog aus vertrauter Feder Raum vergönnt werden. Dort heißt es nach allgemeiner Ermähnung seiner mit Erfolg dargestellten Volksstücke! er wirkte unter Heinrich Laube, mit dem ihn persönliche Freundschaft verband, in Wien, später bei Pollini in Hamburg, und trat dann zur Tagespublizistik über. Trotz gründlicher Umschau bei H. Laube und in der Literatur über ihn — so auch in A. von Weilens gediegener Ausgabe seiner Theaterkritiken und dramaturgischen Aufsätze in den „Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte". 1906 — und obwohl ich als Verfasser der Lebens- und Charatterskizze des Hamburger Theater-Napoleon (H. Stümcke in den „Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte". Band 17, 1911. S. 24) in der „Allgemeinen deutschen Biographie" das Pollini-Material zu beherrschen meine, ver-

mag ich leider nichts zur Aufhellung
obiger Notiz beizutragen. Wer hilft
da etwas weiter, erzählt vielleicht
von dem „reichen Schatz interessanter
persönlicher Erinnerungen", aus dem
Otto Leitenberger zu spenden pflegte
und die sich zweifellos gutenteils auf
seine Erfahrungen mit Theater- und
Bühnenwesen bezogen?
Die erste Wiener Volkssängerin.
Nicht nur die Besucher der vielberufe-
nen Vergnügungen des Praters in
der österreichischen Hauptstadt missen
von dem Iubel, der den echten
„Wiener Volkssängern" dort
in der Heimat dieser durchaus selb-
ständigen Abart lebender,
gutenteils improvisierter
Volksbühnen entgegenschallt.
Vielmehr konnte man wiederholt auf
sachkundige Schilderungen von diesen
Vertretern einer ganz eigenartigen
melodramatischen Kunstgattung le-
sen: Vincenz Chcavonci, Eduard
Pötzl, wohl auch Balduin Groller, be-
sonders aber Friedrich Schlögl haben
zum Ruhm der angeborenen Theater-
freudigkeit und unerschöpflichen
Lustigkeit ihrer schönen Vaterstadt
mancherlei davon erzählt. Nun hat
sich Schillers „Wallenstein"-Vers:
„Dem Mimen flicht die Nachwelt
keine Kränze" schon bei Lebzeiten an

einem Mitgliede dieses berühmten Wiener Volkssängertums bewahrheitet, dessen einstige Triumphe eine Fortdauer des Namens ernstlich verdient hätten. War sie, Karoline Weidinger, doch gleichsam die Trägerin der Frauenemanzipation für ihren Stand! zeitlich die erste Volkssängerin Wiens, die auf dem Brettl den Beruf ausübte und durch wagemutiges Auftreten ungezählten Geschlechtsgenossinnen den Schritt zur Volksbühne zeigte. Sie war dazumal geradezu eine der populärsten Persönlichkeiten Wiens! in ihrer Blütezeit, da sie zur Volkssänger-Gesellschaft des sogenannten „hatscheten Stöckl "gehörte. Als sie später mit einem kleinen Beamten, Milao, die Ehe schloß (machte sie etwa schon der neue urslavische Name der Abtrünnigkeit vom urdeutschen Wiener dramatischen Volkshumor und -Gesang verdächtig?) und vom abendlichen ins Alltagsdasein trat, gerieten ihr Ruf wie ihr Name in Vergessenheit und jetzt, wo sie Mitte der zweiten Iuliwoche in der Wiener Landesheilanstalt am Steinhof ziemlich bejahrt verstarb, bedarf es erst des Chronisten, um an diese älteste Repräsentantin des weltbekannten Typus der Wiener theatralischen Volkssängerin zu erinnern.

Insbesondere in einer ausgesprochenen, noch dazu halb internationalen Theaterstadt wie die Habsburgerresidenz laufen Pflege und Lust, welche die Bevölkerung den berufenen Vertretern entgegenträgt, mit Vorliebe nachhaltig in versteckten Seitenkanälen. Um so schmieriger, aber auch um so nötiger bleibt es, auf diese verborgenen Strömungen zu achten und gerecht zu würdigen; eben sie eröffnen mannigfachen lehrreichen Einblick in die Irrgiinge des Fortschritt oder Stillstandes beim deutschen Theater.

Henri Bergsons Schriften.

Henri Bergson: Zeit und Freiheit (IZsssi sur ctsnnöes immöäistes, cie Is conscieuce) Einführung in die Meta> phisik, Materie und Gedächtnis. Vlg. Eugen Dicderichs, Jena.

Einem jeden, der sich in das Gebiet einarbeiten will, wird die Philosophie als ein unentwirrbares Chaos erscheinen, in dem kleinlichste Origi-

nalitätshascherei in armseliger Sucht
nach Differenzierung scheinbar die
wenigen großen, die Menschheit seit
llrbeginn bewegenden Probleme mit
einer Fülle von Lösungen zugedeckt
hat. So ist die königliche Wissenschaft,
die nach Simmel ein Reagieren auf
das Ganze des Daseins bedeutet, zu
einem Tohuwabohu geworden, in das
der Atem eines Schöpfers dringen
muß, damit die Wasser sich trennen
und eine Scheide werde zwischen Him-
mel, Wasser und Erde.
Ein solcher Künstler ist Henri
Bergson. Ich sehe ihn mit seinem
Meißel vor den Block treten und ihn
mit Meisterhand zerteilen, um zwei
Figuren heraus zu arbeiten aus dem
toten Gestein, und dann die Figuren
verwerfen, um sich dem Fluidum
zwischen ihnen zuzuwenden. „Wenn
man sich buchstäblich an das hielte,
was Metaphysiker und Gelehrte sa-
gen, ebenso wie an den Inhalt von
dem, was sie tun, könnte man glau-
ben, daß die ersteren unter der Wirk-
lichkeit einen tiefen Tunnel gebohrt
haben, daß aber der lebendige Strom
der Dinge zwischen diesen zwei kunst-
vollen Arbeiten hindurchgleitet, ohne
sie zu berühren."
42«

llm ihn seinerseits zu fassen, revidiert Bergson das Mittel zur Erkenntnis- Wie hoch ist der Begriff und das Denken einzuschätzen? Sie ziehen ihren Wert aus der Praxis, sagt Bergson, und da es für das praktische Handeln zum Erfassen und Beherrschen der Erscheinungen geeignet ist, mechanisiert unser Intellekt das Geschehen. Die Tätigkeit des Intellektes ist immer interessiert, entweder auf ein Ziel hin oder von einem Gesichtspunkt aus und es geht nicht an, diese Art auf ein uninteressiertes Erkennen des Objektes anzuwenden. Und dann: jede Analyse stellt uns den Dingen gegenüber, reißt eine Kluft auf zwischen Subjekt und Objekt, die der Begriff nicht überbrücken kann, „da er ein Schema, eine vereinfachte Rekonstruktion, oft ein bloßes Symbol, in jedem Fall eine bloße Ansicht von der verfließenden Realität ist."

llm die ewig werdende Kontinuität des Lebens, die nie rastende Schöpfung eines Neuen einzusaugen, muß Bergson ein neues Erkenntnismittel finden. Er ist die Intuition, vermöge deren wir die Dinge gleichsam von innen her sehen, eine Art intellektueller Einfühlung, die ein Zusammentreffen, ein Decken mit dem Gegenstande betrifft, so daß ich nun sein eigenstes Leben, sein Individuellstes, llnausdrückbarstes besitze. Während der Verstand alles Geschehen in Teile zerlegt und die wahre Bewegung und Stötigkeit durch stabile Elemente vergeblich zu rekonstruieren sucht, geht der Instinkt auf das Leben selbst, und findet hier nicht die Ruhe, die Grenze, den Raum, sondern Bewegung, Verfließen und Zeit.

Ich denke mir, daß dieses das erschütternde Erlebnis Bergsons gewesen ist, nachdem ihn seine mehr künstlerische Attitüde der Außenwelt gegenüber auf das Erkenntnismittel der Intuition gewiesen hatte: daß alles ewiges Fließen, Ineinanderverschmimmen und Werden ist. Es ist der stärkste Kontrast, wenn man Bergson gegen die antike Philosophie stellt. Ihr Wesen erschöpft sich in der Entwicklung des Unveränderlichen, der unbeweglichen, ewigen Ideen. Nur indem man das Beharrliche, die

in sich ruhende Existenz zum Prinzip
machte, konnte Zeno in seinem berühm-
ten Paradoxon die Bewegung leug-
nen, während er sie in Wirklichkeit
nur zu einer Raumstrecke gemacht
hat. Auch die christliche Philosophie
und Wissenschaft ist räumlich orien-
tiert, und selbst die moderne Natur-
wissenschaft betont „die Identität der
Welt mit sich selbst". Ihre „Gesetze"
leugnen die Möglichkeit eiens Neuen
in der Welt.
Was ist Bergsons „ckuröe inte--
vieuve". Sie ist die unmittelbar le-
bendige Zeit als Entfaltung des Le-
bens, ist ein ununterbrochener, lücken-
loser Zusammenhang, ist „le vro«re8
continu clu psss6". Sie ist nicht
zerlegbar und meßbar — das beruht
auf räumlichen Verwechslungen, ge-
gen die sich Bergson wahrt. Sie ist
eine absolute, nicht reduzierbare, ein-
fache und klare Tatsache und die lln-
beweglichkett ist nur die äußerste
Grenze der Verlangsamung der Be-
wegung, eine vielleicht bloß gedachte
Grenze die niemals in der Natur
realisiert ist. Diese cluree ist nicht
durch Analyse zu fassen, sondern man
muß sich durch Intuition in sie hin-
einversetzen, um jene Spannung zu

erreichen, die wir nach zwei Seiten
hin verfolgen können. Auf der einen
treffen wir auf „eine immer zer-
streutere Dauer, deren Pulsschläge
schneller als die unseren sind, indem
sie unsere einfache Wahrnehmung zer-
teilen, ihre Qualität in Quantität
oerdünnen: an der Grenze märe das
rein Homogene, die reine Wieder-
holung, durch welche wir die Mate-
rialität definieren. In der anderen
Richtung gehen wir auf eine Dauer
zu, die sich immer mehr in sich spannt,
sich zusammenzieht, immer intensiver
wird! an der Grenze würde die Ewig-
keit des Lebens sein".
S« kommt Bergson aus der De-
finition der Dauer zu dem großen
Problem: Materie und Geist, und
widmet der Lösung sein Buch: Ma-
terie und Gedächtnis. Im Psycholo-
gischen muß mehr als irgendwo sein
Zeitbegriff anzuwenden sein. Hier ist
alles kontinuierliches Werden. Zu-
nächst reißt er die Kluft auf und setzt
die Materie an das eine, den Geist
an das andere Ende der Stimmung.
Aber die erstere ist nur durch Unter-
brechung des zweiten entstanden.
In einem seiner anschaulichsten und
prächtigsten Bilder sucht er das klar
zu machen. Der Dichter kann durch
Inspiration ein neues Gedicht schaf-
fen, aber die schöpferische Spannung
braucht nur nachzulassen, damit das
Gedicht gleichsam automatisch in
Buchstaben und Worte zerfällt.
„Das Universum, das Absolute
selbst ist Werden und Leben", ist
schöpferisch bildender Trieb, der die
Materie beseelt, der immer neue
und immer reichere Gestalten aus
ihr formt, bis er im Menschen
sich befreit und zum Herrn
des überwundenen Stoffes macht.
So sind wir selbst Wellen in dieser
anschwellenden Flut; wir stehen in
den vordersten Reihen dieser empor-
drängenden Selbstentwicklung und
Entfaltung der Welt, in uns hat die
steigende Woge einen vorläufigen
Höhepunkt erreicht. Aber sie selbst
dringt vorwärts, über uns hinaus,
die mir nur flüchtige, vorübergehende,
einmalige Materialisationen des un-
erschöpflichen Lebensschwunges sind.
Da das Universum selbst lebt und
strebt, so können mir ihm nur nahen,
wenn wir den Blick auf unser leben-

diges Wollen richten. Nicht in Gedanken liißt Gott sich nachbilden, er ist keine in sich ruhende Idee, keine reine Form, er ist Bewegung. Werden, Wachsen. In der freien Tat der künstlerischen Phantasie, da ist er zugegen, da wiederholt sich in uns sein Schöppfungsakt. „Daß eine Welt von Dingen geschaffen werden kann, verstehen wir nicht, daß aber unser Tun wächst und sich steigert, das kann jeder von uns selbst in sich wahrnehmne. Solches Tun ist das Wesen der Welt."

In diesen scharf charakterisierenden Worten Kroners (Logos, Heft l) liegt schon Bergsons Anschauung vom freien Willen beschlossen. Ein Mensch, der sich der Welt gegenüber so eminent tätig, schöpferisch fühlt, wie sonst nur ein Künstler, muß gegen die Entpersönlichung und Entwertung des Lebens opponiert. Während alle Materie unveränderlichen, gleichen Gesetzen folgt, folgen muß, so daß in ihrer Gegenwart jede Zukunft zu berechnen ist, hat der Mensch die Wahlmöglichkeit oder wenigstens, er kann sie haben. Denn Freiheit und Notwendigkeit sind nur Gradunterschiede. Ie mehr wir von

uns selbst Besitz ergreifen, je mehr mir individuell, persönlich sind, um so freier merden mir handeln. Aber es kann kommen, daß Menschen zwischen Geburt und Tod nicht einmal die wahre Freiheit gekannt haben.
So sagt Bergson in seinem genialen Erstlingswerk: Zeit und Freiheit:
„Es gibt zweierlei verschiedene Ichs, wovon das eine gleichsam den äußeren Niederschlag des anderen bildet, es räumlich und gewissermaßen sozial vertritt. Das erste Ich erreichen wir durch ein vertieftes Nachsinnen, das uns in unseren inneren Zuständen lebende Wesen erkennen läßt, die sich ohne Aufenthalt umbilden, Wesen, die sich jeder Messung sträuben, die sich einander vollkommen durchdringen und deren Aufeinanderfolge in der Zeit nichts gemeinsam hat mit einer Nebeneinanderreihung im gleichförmigen Raum. Aber die Augenblicke, in denen mir uns selbst in dieser Weise erfassen, sind selten und deshalb sind mir auch nur selten frei. Meistenteils leben wir entäußert von unserem wahren Selbst, wir bemerken das nur farblose Gespenst unseres Ichs, den Schatten, der von der reinen Dauer in den homogenen Raum geworfen wird. So entfaltet sich unser Dasein eher im Räume als in der Zeit; wir leben mehr für die Außenwelt als für uns selb; wir werden mehr gehandelt als daß wir handeln; wir sprechen mehr als daß wir denken. Frei handeln heißt, wieder Besitz von sich selbst ergreifen, sich in die reine Dauer zurückversetzen."
Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, die Fülle der feinen Problemstellungen und eigenartigen Lösungen anzudeuten und den umfassenden, schöpferischen Geist in die nötige Distanz zu stellen zu den Krämern und Körnern der heutigen Philosophie. Es wird nichts helfen, ihn uns näherzubringen, indem wir unsere Riminiszenzen betonen. Wenn wir auch an Fichte und den Mystizis mus, an Mach und Iames erinnert merden, keine Aufteilung und Synthese dieser Art mird uns Bergsons Gedankengänge näherbringen. Er würde uns darauf vielleicht antworten, alle Gegenwart sei ein Punkt, der gesättigt mit den Momenten der

Vergangenheit in die Zukunft strebe. Er will als Ganzes, als Künstler betrachtet sein, als Meister des Wortes, als Kenner des Stoffes, als Schaffender aus dem Urgrund. Er hat wieder einmal eine bedeutsame Antwort auf das Ganze gegeben, vielleicht nicht in den Grenzen der Philosophie. Aber die Grenzen sind nicht dazu da, den Geist einzuzwängen, sondern um vom Geist gezogen zu werden. M. R. Schönlank.

Earl Fr. Elasenapp: Das Leben Richard Wagners. 6. Band. Leipzig. Breitkopf u. Härtel.

Ein Lebenswerk liegt nun vollendet vor uns. Endlich ist der Schlußband dieses gewaltigen Werkes ausgegeben worden, nachdem dessen 5 erste Bände bereits in vier starken Auflagen Verbreitung gefunden. Auf mehr als 800 Seiten Großoktao-Formats merden uns die letzten Lebensjahre des Baoreuther Meisters von 1877 ab zum Teil nach eigenen Erlebnissen des Verfassers, größtenteils aber auf Grund eines ungemein reichhaltigen, ja übermältigenden Ouellenmaterials detailliert geschildert. Sehr dankbar müssen wir

es begrüßen, daß mit Bienenfleiß
alles zusammengetragen ist, was an
denkwürdigen und interessanten Aus-
sprüchen Wagners aus jener Zeit be-
kannt geworden ist, und zwar beson-
ders auf Grund der von diesem ge-
pflegten reichhaltigen Lektüre und
musikalischen Hausbeschäftigung. Der
Hauptteil des Bandes gilt natürlich
dem Parsival, dessen Entstehungsge-
schichte bis ins kleinste dargelegt
wird, ebenso auch die Zeit seiner
ersten Aufführungen. Eine große
Rolle spielt auch die Begründung und
Ausgestaltung der Bayreuther Blät-
ter. Ausführlich wird auch all der
Persönlichkeiten gedacht, die mit dem
Meister in Berührung gekommen
find; ich ermähne da nur Hans von
Wolzogen, den Grafen Gobineau,
Paul von Ioukowsky, Adolf Groß,
Heinrich von Stein, Anton Steidl,
Humperdinck und die zahlreiche an
den Aufführungen beteiligte Künst-
lerschaar, nicht zu vergessen auch An-
gela Reumann, den Begründer des
wandernden Richard-Wagnertheaters.
Die große Verehrung für die „hohe"
Frau (Cosima Wagner), die schwär-
merische Liebe des Verfassers für
Siegfried Wagner kommt auch in die-
sem Bande öfters zum Ausdruck.
Bei allem Bemühen Glasenapps, ob-
ektiv zu sein, verfällt er doch nicht
selten in den Fehler, den Meister,
für den doch durchaus das Wort gilt:
„Homo sum", für unfehlbar anzu-
sehen. Ebenso wie er, was er her-
vorhebt, die früheren Bände auf
Grund namentlich der Briefpublika-
tionen neuester Zeit noch einer Um-
arbeitung zu unterziehen hat, so wird
er auch im Schlußband noch kleine
Korrekturen vornehmen müssen.
Wenn Frau Cosima dem Chef der
Firma B. Schotts Söhne schriftlich
bezeugt hat (am 12. Nov. 187?! vgl.
Wagners Briefwechsel mit seinen
Verlegern, Bd. 2. S. 211). daß er
Wagners bei seiner Firma kontra-
hierte Schuld nie ergiert habe und
daß diese Schuld ihrem Manne nie
drückend gewesen sei, so nimmt sich
die gegenteilige Behauptung Glase-
napps (S. 17) doch merkwürdig aus.
Auch die Darstellung über das Ver-
halten Mendelssohns in betreff der
ihm dedizierten C-dur-Sinfonie
Wagners bedarf der Berichtigung.

Zu falschen Vorstellungen verführt
auch, was G. über das persönliche
Liniieren der Parseval-Partitur
durch Wagner erzählt. Arg verstim-
mend in der Ausdrucksweise G.s muß
wirken, was Wagner über die Brahms-
sche C-moll-Sinfonie gesagt haben
soll. Auch manches mitgeteilte Urteil
Wagners über Schumann (z. B. er
kenne von diesem keine eigentliche
Melodie) hätte als gelegentliche Ent-
gleisung bezeichnet werden müssen.
Dem Aesthetiker Wagner kann eben
nicht dieselbe Bedeutung beigelegt
werden, wie dem Dichterkomponisten.
Aus der Rolle des Historikers fällt
übrigens G. bei seiner Parteinahme
für die 50jährige Schutzfrist und in
seinem Überblick über die Bavreuther
Festspiele nach Wagners Tod.
Prof. Dr. Wilh. Alt mann.
Z«h. Brandenberg«!, Das Kon-
servatorium für Musik in Prag 1811
bis 1911. Verlag des Vereins zur
Beförderung der Tonkunst in Böh-
men zu Prag.
Auf 400 Seiten Großoktav gibt
der Verfasser unter ausgiebiger Be-
nutzung der 18S8 erschienenen Denk-
schrift von A. W. Ambros eine auf
Urkunden beruhende ausgezeichnete

Geschichte des rühmlichst weit über die Grenzen Böhmens bekannten Prager Konservatoriums und damit einen recht wichtigen Beitrag zur Musikgeschichte Böhmens, welches Land einen ungemein rührigen und opferwilligen Verein zur Beförderung der Tonkunst besitzt. Sehr wertvoll ist die llebersicht über die Programme der Konzerte der Anstalt seit 1815; leider war oft nicht mehr festzustellen, welche Nummer die in dem einen oder anderen Programm nur als „große Symphonie" von Beetho-. ven angeführte gewesen ist. Zu den Konzerten der Anstalt sind auch noch die Konzerte der sogen. Tonkünftler» sozietiit hinzugerechnet. Sehr willkommen ist das Verzeichnis aller derer, die das Konservatorium bezw. die später damit vereinigte alte Orgelschule absolviert haben. — Eine schöne Ergänzung zu diesem wertvollen Buche bietet der Katalog der von Rudolph Freiherrn von Prochazka anläßlich der Iahrhundertfeier des Konservatoriums veranstalteten musikalischen Ausstellung, die Musikschätze aus fünf Iahrhunderten enthalten hat. In diesem Katalog sind auch Briefe von Wagner, Liszt, Rubinstein, Smetana abgedruckt. W. A.

Versuchung.

Kann eine Seele von sich selber weichen?

Jedes Wesen sucht sein Selbst. Iedes Wesen hat ein Selbst — das ist in ihm der Wille des Weltwesens, der ihn so — nicht anders — gewollt. Darum ist auch jede Unwahrheit ein von sich selber weichen, denn jede Kürze verleugnet das wahre Wesen des Redenden.

Wir aber unterstehen alle der Versuchung „von uns selber zu weichen", wenn wir außer uns liegende Dinge höher bewerten als unser Selbst. Sich treu sein ist Lohn und Tugend in sich selber. Sich selbst erfüllen kann nur jedes Wesens Ideal sein.

Ein Huhn wird nie ein guter Iagdhund, ein Nähmädchen kaum ein Buddha und ein Napoleon kaum ein gutes Nähmädchen.

Das Tier, das nicht so viel reflektiert, erfüllt den Sinn seines Daseins zumeist weit besser, als der viel

weiter reflektierende Mensch.
Und. je höher der Mensch sieht,
um so mehr reflektiert er und um so
eher wird er versucht, sein Selbst zu
verlieren um irgend eines Gewinnstes
willen.
Aber auch um so höher bewertet
der Mensch sein Selbst.
Die Treue großer Männer zu
ihrem eigenen Wesen hat darum auch
höchste Bedeutung, weil eben diese
Treue den Griffel der Geschichte
führt.
Adams Fall bedingte nach Mose
eine völlige Umwandlung aller
Dinge.
Iesu Fall hätte nicht mindere Be-
deutung gehabt. Nehmt der Welt-
geschichte den Sieg des Nazareners
über an ihn herandrängende Versu-
chung und ihr wandelt das Antlitz
der Erde.
Christus: Ep ische Dichtung von
Paul Friedrich. S. Aufl. Verlag
Gebauer-Schwetschke, Halle a. d. E.
Beschreibt in Traumbildern Iesu
dessen Versuchung. Es sind tiefez
ernste Gedanken, welche sich durch
Friedrichs Gesänge um die Stationen
der Versuchung Christi dränge«.
>

Seelisch empfindsame Regungen über die Frage: „Bin ich's — Iesus: der Christus?" Es sind nicht nur Worte, nicht nur dichterische Werte.
Fahrenkrog.

Die Ehrung von Pierre Loti.

Mit einer Anrede überreichte der Kommandierende Admiral des französischen Mittelmeergeschwaders de Ionquieres einem alten Kameraden, dem Fregattenkapitän a. D. Iulien Viaud das Komturkreuz der Ehrenlegion. Mr. Viaud ist der berühmte Romanschriftsteller Pierre Loti. Seine alten Kameraden von der Kriegsmarine machten sich das Vergnügen, ihm an Bord des Schlachtschiffes „La Patrie" die Dekoration überreichen zu lassen' denn sie wußten, daß Mr. Viaud allen Ruhm als Dichter hingeben würde, um die Uniform eines aktiven Admirals tragen zu dürfen. Der Admiral de Ionquieres hielt die Anrede, weil er und Viaud zusammen die erste Reise in die ostasiatischen Gewässer machten, und die Sprache ist die der Taiti-Insulaner, deren Liebesleben P. Loti mit so viel poetischem Glanz gefeiert hat. Seine ehemaligen Kameraden ließen beim Bankett alle Hauptfiguren von Lotis exotischen Romanen aufleben, um ihren Erzeuger zu feiern. Beim Abschied von den Kameraden erklärte der schriftstellernde Seemann, dasz der Kapitän I. Viaud allerdings in Pension gegangen sei, daß dafür aber Pierre Loti in aktivem Dienste bis an sein Lebensende verbleiben werde. Or. F- L.

Franz Seröses: Wenn der Traum zerrinnt. Novellen. Verlag von Egon Fleische! u. Co., Berlin W.

Der Verfasser des vielbesprochenen Romans „Michael De Ruyters Witwerjahre" trit hier mit einem Novellenbande hervor. Er erscheint als der gleiche, und doch als ein anderer. Auch hier überrascht uns wieder die unbedingte Lebendigkeit und erstaunliche Vielgestaltigkeit der Personen, die knappe, malerische, heißblütige Diktion; und nicht minder daneben ein Ilnterton von weiser, stiller, wehmütig - entsagender Weltbetrachtung, die sich jedoch im Handumdrehen in schalkhaft-spöttische Ironie zu verwandeln vermag. Doch von den Gegenden des Rheines, in denen der

Roman und sein Verfasser heimisch
sind, werden wir in den Novellen
hinweggeführt und in bunter Reise
fast durch ganz Deutschland und
Österreich, nach Wien, Berlin, Dres-
den, München, in einem Falle auch
nach Oberitalien geleitet, und in
jedem Falle ist die erzählte Handlung
aufs engste mit ihrem Schauplatz ver-
wachsen, voll echter, greifbarer Boden-
beständigkeit.
Humor und Tragik reichen sich in
diesen Geschichten die Hand und
schlingen einen bunten Reigen. Sie
bewegen sich, bald klagend und er-
griffen, bald ausgelassen-übermütig,
um das ewige Menschheitshema der
Enttäuschung. „Wenn der Traum
zerrinnnt" hat daher der Verfasser
seine Novellensammlung betitelt.
Und was kommt, wann der Traum
zerronnen ist? Gewiß, für die einen
ein graues Erwachen, für die andern
vielleicht auch — ein neuer Tag . . .
4!!'.

Muslkbeigabe
/^uf clei- l^e,6e.
8«!»' 8«tn»He!> uns «envei-
k!cimun6 Zcnlüü«, <)p-1
LillZztulliuo-
XI»vier-

») Mit frnmbl. Erlaubnis des Verlages Nie« 5 Erler Nerlin.

Musikbeigabe
I^Ql^riQlitiLotiS >VQl26r.
O!Â°lÂ»Â»!<Â»>!N.

<^.

Mit freundlichÂ« Erlaubnis des Verlages R. Rtibenstein, BerliN'Gr. Lichterftlbe.

Mustkbeigabe
Nc>!r<>.

k^^^5ff3
.'^
.^'
^-i^
M
^^
^^-^

^^^^^Z
<^Â»

Zu unsrer Musil beigäbe
Einst Vlehlich »nd Edmund Schröder.
Wie schon öfters, so sollen auch unsere diesmaligen Musikbeilagen auf zwei talentvolle junge Tonsetzer aufmerksam machen, die, wenn nicht alles täuscht, einer aussichtsreichen Zukunft entgegengehen. Beide stammen aus Berlin.
Der jüngere Ernst Mehlich lgeb. 9. Februar 1888) ist der bisher oom Glück mehr begünstigte. Er hat bereits in Robert Reibenstein (Verlag der Muftkwelt, Groß-Lichterfelde-Berlin) einen Verleger gefunden, der auf sein ganzes Schaffen Beschlag gelegt hat, weil er darauf vertraut, daß es bald nachhaltige Beachtung finden wird. Er hat bereits fünf Werke Meylichs durch den Druck bekannt gemacht. Es sind dies zwei Hefte schwungvoller und packender, in der Klavierbegleitung vielleicht etwas anspruchsvoller Lieder (op. 2: Vier Gedichte von Theodor Storm: Schließe mir die Augen beide- Abseits i Abends- Im Volkston — op. 5: Drei Gedichte von Goethe: Rastlose Liebe; Gleich und gleich; Mut) und drei Hefte Klaviermusik, nämlich 4 Intermezzi op. 1, die romantischen Walzer op. 3, aus denen wir die melodisch und harmonisch höchst anziehenden ersten beiden Nummern zum Abdruck bringen, sowie die eben herausgekommenen Phllntafie-Vllrilltionen über ein eigenes Thema op. 6, die recht viel Eigenartiges auch in rhytmischer Hinsicht bieten. Demnächst erscheint auch ein ganz reizendes, den alten Rokokostil nachahmendes und doch modernes Menuett für Klavier und in verschiedenen andern Ausgaben. In einer Bearbeitung für Streichorchester ist dieses Menuett vor kurzem in einem Konzert des Berliner Tonkünstlerinnen-Orchesters zur Aufführung gekommen und hat sehr gefallen. Das bedeutendste Werk Mehlichs ist noch ungedrnckt; es ist dies ein umfangreiches Klavierquartett, in dem eine mächtige Phantasie, wuchtige, ja grandiose Gedanken, aber auch reizvolle Melodien zahllose Feinheiten der Harmonik und Rhythmik jedermann fesseln müssen. Einen starken Einfluß hat offenbar Brahms auf den jungen Komponisten ausgeübt, doch merkt man es sofort, daß er auch in der Ideenwelt eines Ri-

chard Wagner und Richard Strauß zu
Hause ist, ohne in den äußeren Formen das Vorbild der Klassiker aufzugeben. Er verdankt seine höhere musikalische Ausbildung der Königlichen Hochschule für Musik, die er neben der Univerfität bezog, nachdem er mit 18 Iahren das Abiturientenexamen gemacht hatte. Seine ersten kompositorischen Versuche fallen schon in sein zwölftes Lebensjahr; seine Veranlagung verdankt er seiner hochmusikalischen Mutter. Nach Nbsolvierung der Hochschule, woselbst er Klllvier bei Heinrich Bllrth und Theorie bei Max Bruch und Robert Kahn studiert hatte, wurde er 1909 Ihnlterkapellmeister in Detmold, 1910 in Koblenz und wirkt jetzt am Stlldttheater in Barmen. Sein Ehr
geiz zielt darauf hin, späte r Diri-

gent eines großen Sinfonieorchesters
zu werden.
Bon Edmund Schröder
sind bisher nur drei Lieder op. 3
von dem bekannten großen Verlag
Ries u. Erler in Berlin veröffentlicht
morden, mährend in seinem Pulte
zahllose Lieder, Biolin- und Klavier-
stücke, somie ein großes Klaviertrio
ruhen. M«n merkt es dem vorwie-
gend düsteren, gegen den Schluß aber
von echter Inspiration zeugenden
Liebe „Auf der Heide", dessen Ab-
druck uns gestattet ist, an, daß dem
Komponisten von früher Iugend an
die Glücksgöttin nicht gerade hold
gewesen ist. Er ist am 13. Dezember
1882 geboren und fand in seiner
durchaus unmusikalischen Familie
nicht allzu viel Verständnis für sei-
nen Künstlerberuf. Gefördert wurde
er sehr von Professor Philipp Schar-
wenka, später besuchte er drei und
ein halbes Iahr die Königliche Hoch-
schule für Musik und erhielt Unter-
richt im Klavierspiel von Karl Hei-
mann in der Theorie von dem vor-
trefflichen, seiner Lehrtätigkeit leider
schon entrissenen Heinrich van Ehlen-
Sehr viel Anregung wurde ihm
neuerdings von Max Reger zuteil,
der ihm eine Freistelle bewilligt
hatte. Er lebt jetzt in Berlin als
Privatlehrer, jedoch ohne den Vor-
zug zu haben, in den Kreisen der
oberen Zehntausend Beachtung zu
finden. Doch tröstet ihn dafür sein
eigenes Schaffen, mag dieses auch zu-
nächst nur einem sehr, sehr kleinen
Kreise bekannt werden.

Professor Or. Wilh. Altmann.

Für den gesamten Inhalt verantwortlich: Dr. Curt Radlauer, Verl n W., Traun,
steinerstraße 3. - Redakteur für Kunstwissenschaft und künstlerische Natur>
betrachtung: Prof. Hanns Fechner, z. Zt. Schreiberhau. — Druck von Richard Falk. Berlin W. 66,
Leipzigerftr. 11S/16.
Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen
nicht Rückporto beiliegt.